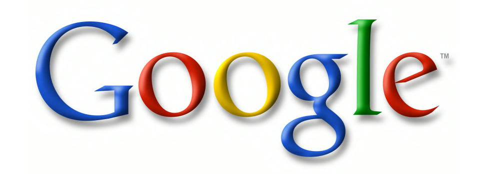



W
O
c
b
FRISCH



ARCHIV

DER

„BRANDENBURGIA"

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

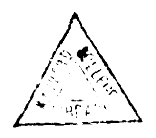
vom

Gesellschafts-Vorstande.

---

5. Band.

Berlin 1899.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.



Festschrift,

dem

VII. Internationalen Geographen-Kongress in Berlin

dargeboten durch den

Vorstand der „Brandenburgia“

Gesellschaft für Heimatkunde zu Berlin.

Vorwort.

In dem gewaltigen Gebiet der beschreibenden Erkunde nimmt die Heimatkunde, als Untergruppe der Landeskunde, einen bescheidenen aber sicherlich nicht uninteressanten und bedeutungslosen Teil ein. Denn aus Teilen setzt sich das Ganze zusammen, und nur bei einem kleineren Abschnitt desselben ist es angesichts des Standes unserer jetzigen Erkenntnismittel und der verhältnismässig grossen Zahl der Mitarbeiter möglich, die physikalischen und kulturellen Erscheinungen, deren Ergründung und Beschreibung das eigentliche Wesen der Erkunde ausmacht, wenigstens in annähernder Vollständigkeit und Übersichtlichkeit darzustellen.

Dürfen einerseits diese Umstände genügen, um die Darbietung der vorliegenden beiden wissenschaftlichen Arbeiten zu rechtfertigen, so hoffen wir andererseits, dass selbst ein so ansehnlicher Kongress hervorragender Gelehrter es nicht verschmähen wird, eine Huldigung von Seiten der Brandenburgia, als derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaft entgegenzunehmen, welche berufen ist und es sich als Ziel gestellt hat, gerade den deutschen Landesteil zu erforschen, in welchem die Versammlung tagt und aus welchem die Hauptstadt Preussens und die deutsche Reichshauptstadt hervorgegangen ist.

Wie die Gemeindebehörden der letztern es mit Recht für angezeigt erachtet haben, dem VII. Internationalen Geographen-Kongress einen topographischen Führer durch Berlin zu widmen, so sei uns vergönnt, zwei Abhandlungen zu überreichen, von denen die eine, im Gebiet der

physikalischen Erdbeschreibung, den für das Oberflächen-Relief der Provinz bedeutsamen Landstrich zu beiden Seiten der Spree vom Schwieloch-See abwärts bis zum Berliner Thal, die andere, im Gebiet der kulturellen Erdbeschreibung, das märkische Bauernhaus umfasst.

Wir schliessen mit den herzlichsten Wünschen für den Erfolg des Kongresses und das Wohlgedeihen der geographischen Wissenschaften.

Berlin im September 1899.

Vorstand der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde.

Im Auftrage:
Ernst Friedel,
Stadtrat von Berlin, Geheimer Regierungsrat.

Die Bauernhäuser in der Mark.

Mit 88 Abbildungen.

Von

Robert Mielke.

Einleitung zu „Bauernhäuser in der Mark“.

Diese Schrift über das märkische Bauernhaus hat bereits eine Vorgängerin, die in den Schriften der Gesellschaft für Heimatkunde der Mark Brandenburg erschienen ist. Sie unterscheidet sich jedoch von derselben nicht unwesentlich. Teils ist der Stoff anders geordnet und durch neue Forschungen erweitert, teils sind auch seine Grenzen durch die Kapitel über die Kunstformen und über die Hausinschriften gewachsen. Gern hätte ich auch eine Zusammenstellung aller in der Mark vorkommenden, auf den Hausbau bezüglichen, Ausdrücke hinzugefügt; doch fehlen mir dafür noch einige sehr wichtige Ergänzungen. Wenn ich daher dieses Kapitel aufgelöst und in den Text mit hineingeflochten habe, so konnte ich das um so eher thun, als hoffentlich der letzte Gedanke, der den Altmeister Märkischer Forschung, Wilhelm Schwartz, beschäftigte, ein märkisches Idiotikon zu ermöglichen, mit seinem Tode nicht begraben sein wird. Ferner habe ich, abweichend von meiner früheren Schrift, mich darauf beschränkt nur Thatsächliches zu bringen; wo ich wie bei dem ostdeutschen Hause auf verwandte Beziehungen hinweise, geschieht es mit der Zurückhaltung, die bei solchem auf nur persönlicher Anschauung erlangten Urteil geboten ist.

Berlin, den 14. August 1899.

Robert Mielke.

Inhalt.

1. Geographische Verbreitung der Arten.

Das Verhältnis der einzelnen Gruppen ist nur annähernd zu bestimmen, da sie einerseits sich hier und dort derartig vermischen, dass von dem Vorwiegen des einen Typus keine Rede sein kann, und auch andrerseits das fränkische Haus heute Gebiete besetzt hat, die einst von anderen eingenommen waren. Im allgemeinen können wir — um bei den einmal üblichen Bezeichnungen zu bleiben — für die Mark den sächsischen und den fränkischen Typus beanspruchen, denen sich jedoch einzelne Abwandlungen und der ostdeutsche anschliessen.*)

Das sächsische Haus, in allen seinen charakteristischen Zügen, ist noch heute im Westen und an den nördlichen Rändern der Priegnitz vorhanden, von welchem Gebiet allerdings ein erheblicher Teil in den Bezirk der Lenzer Wische (Lenzen, Seedorf, Mödlich, Gross-Wootz, Kietz) fällt. Südlich der Linie Lenzen, Pritzwalk, Freienstein scheint es heute nicht mehr vorzukommen, während sich nördlich neben noch vorhandenen (Warnow, Tellschow, Krempendorf) wenigstens das einstige Dasein (Mansfeld, Frehne) hat feststellen lassen. Dahingegen ist der südliche und mittlere Teil der Mark von einem Hause durchsetzt, das sich als eine Abwandlung des sächsischen Ursprungshauses erweist. Es stösst im Süden an den Fläming, wird östlich zunächst von der Nuthe, dann von den gewaltigen Niederungen, die sich von Trebbin bis an den Teltower See hinziehen, begrenzt, und verliert sich nördlich von Berlin in ungewissen Linien; doch scheint es die Linie Berlin—Joachimsthal—Prenzlau und nach Norden Prenzlau—Rheinsberg nicht zu überschreiten. Es tritt auch nicht über die Oder, sondern bleibt dem Flusslauf noch erheblich fern. Ehemals wird dieses Haus das eben umgrenzte Gebiet mit Einschluss Berlins vollends ausgefüllt

*) Ich vermeide hier den von Henning und Meitzen betonten Zusammenhang mit dem nordischen Hause, um hier möglichst die örtlichen Verbindungszüge herzustellen.

haben, heute muss es indessen die Herrschaft mit dem fränkischen nicht nur teilen, sondern es weicht vor ihm stetig zurück.

Das fränkische Haus steht an Ausdehnung allen anderen voran; es hat sich überall eingenistet und den Zusammenhang der übrigen gesprengt. Dafür fehlt ihm aber selbst der Vorzug einer geschlossenen Lage. Selbst da, wo es am wenigsten von anderen Typen durchsetzt ist, in dem Strich zwischen Brandenburg und Berlin und seiner Fortsetzung nach Frankfurt a. O. zu, sind die Bauten nicht von altertümlichem Gepräge. Es scheint nach allem, als ob der fränkische Typus erst später eingewandert sei als der sächsische. Im Süden, im Anschluss an die Besiedelungsverschiebung der Provinz Sachsen, ist er allerdings schon sehr früh aufgetreten; hier hat sich jedoch sein Äusseres, wenn auch mit Beibehaltung der fränkischen Eigentümlichkeiten, zu einem neuen fremdartigen Gebilde herausgestaltet: dem Haus der wendisch-lausitzschen Bevölkerung, dem aber augenscheinlich von dieser Bevölkerung auch eigene Elemente beigemischt wurden. Die Grenze dieser Abart verläuft westlich von Zahna über Jüterbog – Teupitz—Storkow—Fürstenwalde—Frankfurt — Drossen — Landsberg a. W.—Woldenberg nach Neustettin hin. Östlich ist die Ausdehnung nicht festgestellt; sie scheint sich hier in schwer zu verfolgenden Linien in den ostdeutschen Typus zu verlieren. Für die Mark ist der ostdeutsche Typus der dritte, welcher in Betracht kommt, wenngleich er auch weniger zahlreich sich erhalten hat als die anderen. In mehrfacher Anzahl sind Häuser dieser Art nur noch in einzelnen Oderdörfern (Rädnitz bei Crossen, Blessin, Güstebiese, Alt-Lietzegöricke, Zäckerick) vorhanden. In anderen (Alt-Rüthnick) sind sie noch vor Menschengedenken benutzt, aber durch Brand vernichtet oder durch Umbau unkenntlich geworden. Doch haben sich vereinzelte Exemplare noch über die ganze Neumark hin bis in das südliche Pommern und in dem westlichsten Zipfel (Stranz) Westpreussens*) erhalten, um den Zusammenhang mit dem östlichen Stilgebiet zu belegen. In der Neumark drängen sich die Orte mit diesen Häusern enger zusammen (Nahausen und das benachbarte aber pommersche Roderbeck, Jädickendorf, Butterfelde, Gross-Wubiser, Zorndorf), um von hier aus westwärts durch die Uckermark (Nieder-Finow, Liepe, Hohenkränig, Parstein, Neu-Künkendorf, Zichow, Gerswalde, Alimsmühle, Stolzenhagen, Brodowin, Lüdersdorf, Lünow) bis in den Ruppiner Kreis (Rüthnick, Linum) und in die Nähe Berlins (Schönfliess, Giesendorf) sich vorzuschieben.**)

---

*) In Stranz hörte ich von einem cr. 30jähr. Knecht, dass sein Grossvater solche Häuser vielfach noch gebaut habe, „weil er eigentlich andere nicht bauen konnte“.

**) Man hat, weil in diesen durch eine mächtige Laube ausgezeichneten Häusern heute vielfach eine Gastwirtschaft betrieben wird, geltend gemacht, dass die Lauben-

Auch die Nähe Berlins hat auf die umliegende Bauart dadurch eingewirkt, dass das fränkische Wohnhaus einen mehr städtischen Charakter erhalten hat, zu dem nicht selten eine vorgelegte massive Treppe beiträgt. Diese in ihren ältesten Vertretern etwa erst 3 Jahrzehnte alten Baulichkeiten scheiden hier jedoch aus, da sie sich zu einer volkstümlichen Eigenart bisher noch nicht entwickelt, vielmehr Willkür und Mode die letzten Reste einer solchen hinweggespült haben.

---

2. Der Wirtschaftshof.

Wo von einem regelrechten Wirtschaftshof die Rede sein kann, d. h. überall, wo sich nicht das sächsische Haus in unveränderter Gestalt erhalten hat und wo für bestimmte Zwecke auf einen solchen verzichtet worden ist, da folgt derselbe dem bekannten fränkischen Vorbild (Abb. 1, 2). Nach der Strasse zu der mit grosser und kleiner Einfahrt versehene Zaun oder das Thorhaus, parallel zu ihm die Scheune, links mit dem Giebel



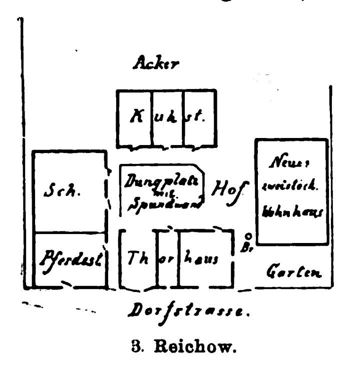
1. Dallgow. 2. Seegefeld.

der Strasse zugekehrt das Wohnhaus und rechts ihm gegenüber der Stall. Wenn sich in der Stellung des Wohnhauses überhaupt ein bestimmter Unterschied verfolgen lässt, dann scheint dasselbe in dem nördlichen

häuser erst spät und aus gewerblichen Bedürfnissen entstanden seien. Dagegen sprechen verschiedene Thatsachen: 1. Das Vorhandensein in so vielfacher Anzahl innerhalb ein und desselben Ortes (in Zäckerick noch vor 4 Jahren 7 Häuser); 2. die Giebelfigur, welche niemals aus gekreuzten Windlatten sondern aus einem senkrechten Brett entwickelt ist; 3. dass bei märkischen Gasthöfen fränkischer Art ebenfalls eine Laube häufig ist — aber an der Langseite. Ich schliesse vielmehr, dass gerade, weil die Laube sich geeignet erweist für den Gasthof, so viel einzelne Exemplare sich innerhalb einer ganz anderen Umgebung gehalten haben.

Teil der Mark meistens auf der linken Seite, im südlichen, in der wendisch-lausitzischen Gegend, auf der anderen Seite zu stehen. Dabei ist fast immer die Anordnung im Quadrat beliebt; Abweichungen, durch einen Graben oder eine spätere Teilung des Hofes hervorgerufen, sind selten und von den verschiedensten Zufälligkeiten abhängig. Vereinzelt kommt das Wohnhaus mit der Langseite parallel zur Dorfstrasse vor, dann aber ist der Hof meistens erst aus der Vergrösserung des landwirtschaftlichen Betriebes entstanden. Ursprünglich nur ein kleines Anwesen, in dem der Stall unter dem Wohnhausdach sich befand, ist der Hof durch Zubau entwickelt worden. Namentlich hat die Nähe Berlins, die auch kleinere Wirtschaften mit der Zeit sehr ertragfähig machte, auf die Entstehung solcher Wirtschaftshöfe eingewirkt.

Vor der Giebelseite des fränkischen Wohnhauses ist fast immer ein kleiner Hausgarten, der — wenn er auch hier und da nur für Gemüse angelegt ist — in den weitaus meisten Fällen auch für Ziersträucher Raum hat. Selbst bei kleinen Kossäten fehlt dieser Garten nicht. Ist nicht ein schmaler Streifen vor der Langseite dazu bestimmt, so fehlt er wenigstens nicht rechts oder links vom Hause. Auf dem Hofe befindet sich die Dunggrube, meistens nur eine schwache Vertiefung, bisweilen aber mit Spundwänden regelmässig eingefasst. In diesem Falle läuft ein regelrechter Fusssteig am Stall und an der Scheuer vorbei (Reichow, Abb. 3).



3. Reichow.

Für die Brunnenanlage lässt sich nur schwer eine bestimmte Anordnung nachweisen; es sei denn, dass sie in möglichste Nähe des Hauses gerückt ist. Nur im Osten, im Süden und vereinzelt in der Priegnitz ist der grosse hebelartige Brunnenbaum beliebt, um das Wasser aus dem mit Bohlen bekleideten Senkschacht heraufzuwinden; man begnügt sich in den anderen Teilen der Mark mit einer einfachen Stange. Die Nähe Berlins hat dann auch diese urwüchsigen Brunnenanlagen durch Schwengelbrunnen, seltener durch Abessinier, verdrängt.

Auch das sächsische Haus hat sich diesem fränkischen Gehöft zumeist anbequemt. In der Priegnitz, wo sich noch am häufigsten der rein sächsische Typus erhalten hat, geschieht dies noch zögernd unter Betonung des alten Sachsenhauses als Wohngebäude. Die Scheuer steht dann rechtwinklig in der Tiefe des Hofes zu diesem und der Stall ihm gegenüber. Nur der Pferdestall ist häufig dem Wohnhause derart vorgebaut, dass er das alte grosse Einfahrtsthor auf der einen Seite flankiert (Gross-Wootz, Mödlich). Vereinzelt wird allerdings auch ein neues Wohnhaus, und dann mit der Langseite der Dorfstrasse zugewandt, er-

richtet, und das alte in Ställe umgewandelt (Warnow, Krempendorf). In der Mittelmark hat sich das sächsische Haus zu einem, wie noch ausgeführt werden wird, ganz örtlichen Sondertypus der Mark umgestaltet, bei dem das Kleinvieh hier und da noch unter dem Wohnhausdach geblieben ist, für die anderen Erfordernisse jedoch alle Bauten dem fränkischen Vorbilde folgen.

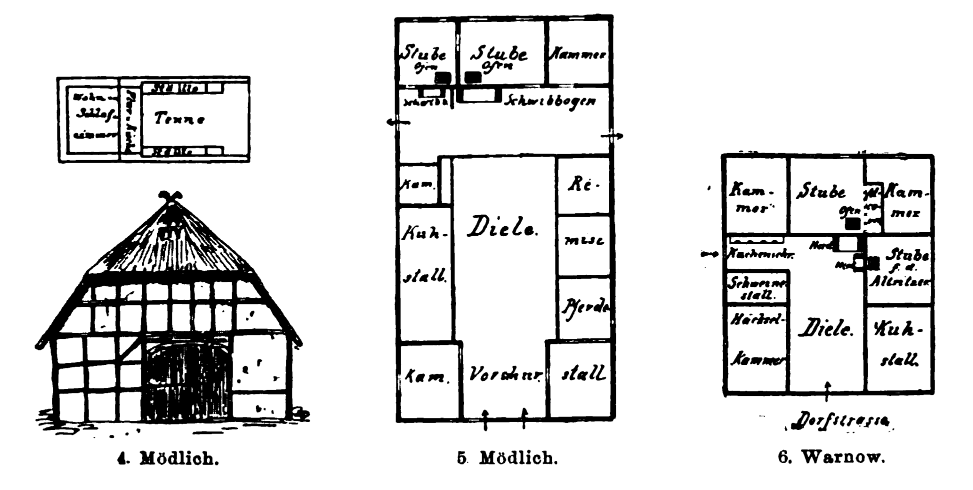
---

3. Die einzelnen Arten.

A) Das sächsische Haus und seine Abwandlungen.

a) Der rein sächsische Typus.

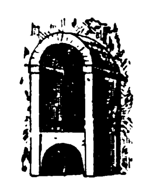
Von der urwüchsigen sächsischen Art mit Diele, Stall und Wohnungen unter demselben Dach sind noch ganze Dörfer in dem äussersten nordwestlichen Zipfel der Mark, der sich in den von Elbe und Löcknitz gebildeten Winkel hineinschiebt, vorhanden. Wir finden hier Häuser (Abb. 4–6),



4. Mödlich. 5. Mödlich. 6. Warnow.

die noch aus dem 17. Jahrhundert stammen (Haus des Mertens in Mödlich 1626), die also noch alle Bedingungen einer verhältnismässig frühen Entwickelung an sich haben. Der Herd ist allerdings häufig verändert, wie auch die Ställe zumeist eingeschränkt sind; aber noch vor wenigen Jahren zog der Rauch durch das ganze Haus, alles mit einem dicken Russ belegend und aus dem Rauchloch, dem „Ulenloch", entweichend, oder schauten die Rinder in die Diele. Die erste und durchgreifendste Änderung ging mit dem Herde vor, der an die Rückwand

gerückt wurde und zwei oben rundbogig geschlossene Seitenmauern erhielt, wobei der hier und da vorhandene „Speckwiem" überflüssig wurde. Der Rauch wird durch eine obere Öffnung in den Schornstein geleitet. Diesen allgemein als „Schwibbogen" (Abb. 7) gekannten kaminartigen Herd, findet man auch im benachbarten Hannover und Mecklenburg, wo ich ihn bis in die Nähe von Warnemünde verfolgt habe; seine Ausbildung muss also wohl schon sehr frühe erfolgt sein. Hin und wieder hat er auch einen kleineren, ebenso gestalteten Nachbar, der für die Altsitzer bestimmt ist. Ein alter niedriger, steingemauerter Herd war noch vor einem Menschenalter in einem Mödlicher Hause; er musste wie viele seiner Art weichen, weil die Dorfstrasse nach der anderen, dem Deiche zugewandten, Seite der Häuser verlegt wurde. Dadurch wurde die alte mittlere Stube zu einem Durchgang gemacht, dem auch der Herd zum Opfer fallen musste. Der Herdraum, das „Flet", dessen Namen ich übrigens für die Mark nicht belegen kann, ist mit der Schaffung des „Schwibbogens" zum Teil zu einem Küchenraum geworden, der bisweilen eine Seite für eine Stube hat hergeben müssen (Warnow). In dem Hause des Fehrmann in Mödlich, 1793 erbaut, ist er noch durchgängig, an anderen Stellen (Seedorf) ist auf einer Seite ein alkovenartiger enger Verschlag, der „Butz",*) eingebaut, der zum Schlafen dient. Auch in den Stuben ist ein solcher Schlafalkoven an älteren Häusern noch in Gebrauch (Warnow).


7. Schwibbogen.

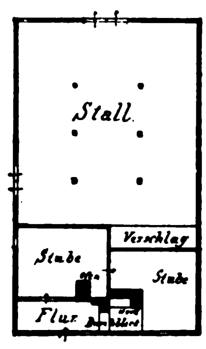
Das Bestreben, die Stuben auf Kosten der Ställe zu erweitern, hat auch den Tennenraum in der Weise vielfach umgestaltet, dass die einst offenen Wände nach der Diele zu geschlossen wurden, dass sie selbst soweit in die Diele hineingezogen worden sind, um hier nur noch einen breiten Gang übrig zu lassen. Dadurch ist die spätere Entwickelung, die ich das „märkische Dielenhaus" nennen möchte, schon in ihren Grundzügen eingeleitet. Nur der Pferdestall behauptet noch zähe die alte Dachgemeinschaft; wenn es nicht anders ging, auch in der hannoverschen und oldenburgischen Form, dass das Walmdach beiderseits von der Dielenthür heruntergezogen und durch Fachwerkwände gestützt ist (Gross-Wootz). Dadurch hat der Eingang des Hauses einen offenen Vorplatz, „den Vorschuer", erhalten, der auf dem gesamten Gebiete des sächsischen Hauses nicht fremd ist. Als letzte Entwickelung tritt dann der Pferdestall als selbständiges, mit besonderem Dache versehenes, Vorhaus auf, das aber noch durch eine Thür von dem Haupthause aus zu betreten ist (Gross-Wootz).

---

*) Ein Wort, das ebenso in Braunschweig, im benachbarten hannov. Wendlande wie in Friesland wiederkehrt. Vgl. André, Braunschw. Volkskunde S. 116, Hennig, Hannov. Wendland S. 36, Lasius, Das friesische Bauernhaus S. 7.

Das Korn wird noch auf dem offenen Gebälk der Diele untergebracht, wenn nicht, was allerdings sehr häufig, eine besondere Scheune errichtet ist. Auch bei dieser ist das Dach bisweilen auf beiden Seiten der Scheunenthür heruntergezogen, um die Kornspeicher zu erweitern.

Eine abgesonderte Entwickelung vom sächsischen Hause scheinen die grossen Schafställe genommen zu haben, die man auf den weiten Wiesen der nordbrandenburger Luche antrifft. Es sind nicht mehr viel vorhanden; sie sind aber darum vielleicht sehr beachtenswert, weil sie zeigen, wie das Sachsenhaus für einen ganz bestimmten Zweck umgebildet worden ist. Den Hauptraum des zwischen Friesack und Nackel gelegenen Stalles (Abb. 8) nimmt der Schafstall ein, dessen für Futter bestimmter Dachraum von 2×3 Stielen getragen wird. Die Wohnung, bestehend aus 2 Wohnräumen und der Herdstelle, liegt am anderen Ende des Hauses und hat noch einen besonderen Vorflur, von dem aus der Stubenofen geheizt wurde. Das nicht mehr benutzte Gebäude stammt etwa aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts.*)



8 Friesack.

b) Das märkische Dielenhaus.

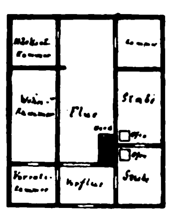
Wie schon erwähnt (Mödlich: Fehrmann 1793, Mertens 1626) strebte die Entwickelung des sächsischen Hauses darauf hin, die beiderseits der Diele gelegenen Ställe zu Wohnzimmern und diese zu einem Gange zu verringern. Welche weiteren Umstände dazu beitrugen, die Wohnräume selbst nach der Giebelseite zu verlegen, ob, wie in den Dörfern der Lenzer Wische, die Änderung der Dorfstrasse oder die Erweiterung dieser zu einem grossen Handels- und Heerwege hier die Entwickelung beeinflussten,**) sei dahingestellt; jedenfalls haben wir bei einer und zwar zum Teil sehr alten Abart des Dielenhauses die Erscheinung, dass sowohl das Thor zur Thüre, die Diele zum Gange zusammengeschrumpfen, und die Wohnstube nach der Strassenseite verlegt ist. Dass auch die Dreiteilung des Grundrisses, die ja von fast allen Schilderern des sächsischen Hauses hervorgehoben ist, nicht verwischt wird, kann ebenfalls nicht ohne Bedeutung sein.

---

*) Nach meiner Kenntnis haben die Schafställe der Lüneburger Heide nicht diese Ausbildung; ich will aber dahingestellt sein lassen, wie weit wir es hier mit einer besonderen brandenburger Form zu thun haben.

**) Auffallend ist es immerhin, dass die hier in Betracht kommenden Dörfer fast durchgehends an den alten Strassen liegen, die von Sachsen einerseits über Brandenburg, andrerseits über Berlin gingen, sich bei Nauen wieder vereinigten und nordwärts nach Hamburg zustrebten.

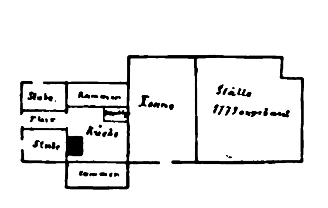
In dem Dorfe Rohrbeck bei Spandau, das einst nur solche Häuser besass, sind heut noch zwei vorhanden (vor 10 Jahren noch 5), die durch Jahreszahlen für 1744 und 177? gesichert sind (Abb. 9).



9. Rohrbeck.

Beide lassen besonders die Dreiteilung des Grundrisses deutlich erkennen; nur sind die Ställe zu Wohnräumen gemacht und der Herd nach der vorderen rechten Ecke des Flures gezogen, um die benachbarten Stuben mit zu erwärmen. Noch aber lässt sich bei dem älteren durch einen sonst ganz unverständlichen Wandvorsprung und einen darauf lagernden mächtigen Balken erkennen, dass gerade der hintere Teil des Hauses einschneidenden Veränderungen unterworfen wurde. Hier ist also von dem quergelegten Herdraum nichts mehr vorhanden, sondern er selbst zu einem Teil des durchgehenden Langflures geworden.*)

Ein anderes älteres Haus hat sich in dem Dorfe Herzberg bei Neu-Ruppin erhalten, das vermutlich in den Anfang des 18. oder das Ende des 17. Jahrhunderts zu setzen ist (Abb. 10, 11). Da die hinteren Anbauten Tenne und Ställe, nach Aussage des Besitzers 1779 errichtet sind, das Haus aber sicher älter ist, so scheinen auch an dieser Stelle einst andere Räume vorhanden gewesen zu sein. Die Eingangsthür ist nur klein, der in der Mitte gelegene Flur, zu dessen Seiten je eine Stube liegt, ist kurz und führt in die grosse Küche. Einst hat sie wohl den ganzen Raum zwischen den Langwänden eingenommen, heut ist die eine Seite zur Kammer



10. Herzberg.



11. Herzberg.

abgetrennt und eine solche auf der anderen aussen angehängt. Der Herd ist wieder wie bei dem Rohrbecker Hause an die der Wohnstube benachbarte Wand gerückt. In Herzberg ist ein grösserer Stall vorhanden, der in Rohrbeck, einem kleinen, abseits gelegenen Dorf von nur wenigen Feuerstellen, in dem Haupthause nicht mehr zu erkennen ist. Vermutlich kam bei ihm von vorn herein der fränkische Wirtschaftshof in Betracht, den es, wenn auch in bescheidener Weise besitzt.

*) Das erinnert an eine durchaus entsprechende, aber aus anderen Gründen hervorgegangene Veränderung des sächsischen Hauses, wie ich sie an kleineren städtischen Häusern Niederdeutschlands, z. B. in Delmenhorst gesehen habe, wo auch der dreigliedrige Grundriss geblieben war, bei welchem rechts und links Stuben, auf dem durchgehenden Flur jedoch Schränke, Truhen u. s. w. untergebracht waren.



Aus diesen Übergangsformen ist wohl das eigentliche „märkische Haus“ (Abb. 12) hervorgegangen, das in seinem ganzen Aufbau von dem Herd bezw. dem Schlot abhängig ist. Der erstere bildet die Mitte des ganzen fast quadratischen Baues und steht in einem viereckigen massiven Raum von durchschnittlich 2 m Länge auf jeder Seite, der sich nach oben zu einem noch immerhin mächtigen Schlote verengt. Eiserne Krammen oder Leisten mit Zacken dienten früher für das Räuchern, das immer mehr abkommt, weil dieser alte Herd nur noch in Ausnahmefällen und an seiner Stelle der häufig neben ihm erbaute kleine Sparherd benutzt wird. Vor diesem Herdraum nun liegt eine kleine Diele, fast quadratisch, von der rechts und links je eine Thür in zwei Vorderstuben und eine schmale Stiege in einer Ecke auf den Boden führt. Von den Stuben ist häufig noch eine Kammer abgetrennt, die bisweilen auch mit dem Herdraum durch eine Thür in Verbindung steht. Von dem letzteren gelangt man durch eine andere Thür in den rückwärts gelegenen Stall, der die ganze Breite des Hauses einnimmt und durch eine Seitenthür mit dem Hofe verbunden ist. Als Stall wird der Raum heut nur noch selten benutzt, dann sind die Kühe aber mit dem Kopf der Wand zugekehrt. Abweichungen kommen nur durch die Fortlassung des hinteren, dem Herdraum folgenden Flures vor, oder es ist der Stall durch Anbau vergrössert.



12. Prenden.

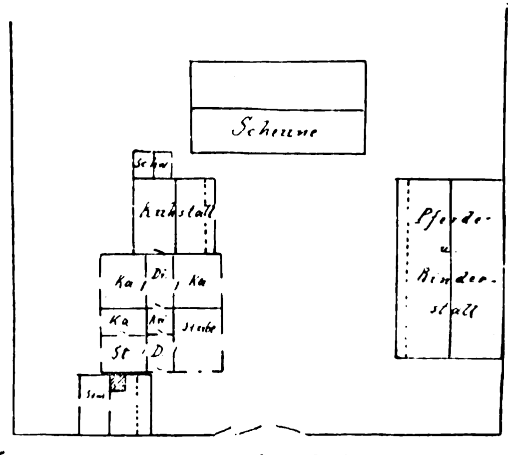
c) Das Haus der Nuthe-Nieplitz-Niederung.*)

Besonders gross und von einem ehemals hohen Besitzstand zeugend ist das märkische Dielenhaus in der von der Nuthe und Nieplitz durchflossenen Niederung zu finden, wo es — wie noch in einem der folgenden Abschnitte des Weiteren ausgeführt werden soll — einen Höhepunkt in der bäuerlichen Baukunst der Mark darstellt. Diese Niederung gehört, obwohl sie nur wenige Meilen südlich von Potsdam gelegen ist, zu den am wenigsten bekannten des Brandenburger Landes. Zum Teil durch grosse Sümpfe von den umgebenden Gebieten getrennt oder von solchen durchzogen, hat sich hier ein landwirtschaftliches Stillleben herausgebildet, das auch heute noch anhält, weil der alles gleichmachende Verkehr noch nicht über die örtlichen Bedürfnisse hinausgewachsen ist. Was an städtischen Gemeinden der Niederung zuzuzählen ist, liegt alles an der Grenze, die durch die Ortschaften Sarmund, Trebbin, Luckenwalde, Jüterbog, Treuenbrietzen, Brück und Belzig bestimmt wird.

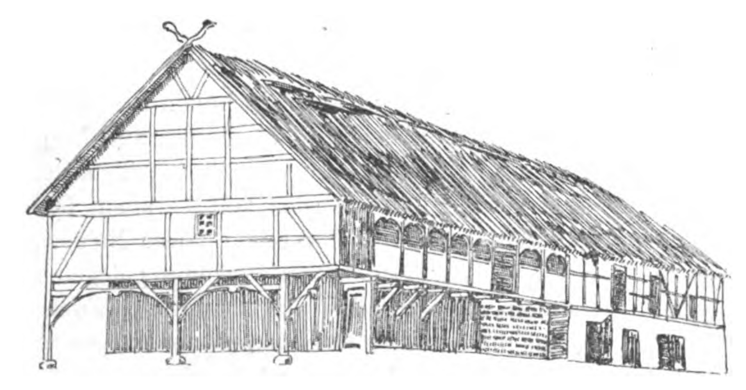
---

*) Die diesem Abschnitt beigegebenen Abbildungen sind z. T. der Redaktion der Baugewerks-Zeitung zu verdanken. S. auch den Abschnitt über die Literatur.

Auf diesem für eine volkstümliche Übertragung so überaus günstigen Boden hat sich das Dielenhaus in allen Dörfern nicht nur erhalten, sondern auch innerhalb grosser fränkischer Gehöfte künstlerisch selbstständig behaupten können. Die Vergrösserung des Rinder- und Pferdebetriebes durch die Entwässerung mancher Luche wies schon in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts dahin, den alten Stall aufzugeben und grössere eigene Stallbauten auf dem Hof zu errichten. Daher sind die nach 1830 erbauten Wohnhäuser nicht mehr mit diesem versehen, wohl aber ist der alte Grundriss beibehalten und nur Wohnzimmer sind da von vorn herein angelegt, wo in älteren Häusern der Stall in solche erst umgewandelt werden musste. Doch findet man noch genug unveränderte in den alten Gebäuden (Bardenitz, Hennickendorf a. d. J. 1751, Abb. 13). Von der kleinen Diele, hier zumeist Flur genannt, führt eine Treppe in ein oberes Stockwerk und von diesem eine solche in den Bodenraum. Früher soll das obere Stockwerk zum Trocknen



13. Hennickendorf.



14. Kemnitz.

des Heues und zum Räuchern benutzt worden sein, was vielleicht hier und dort noch geschieht, gegenwärtig wird es mehr und mehr zu Kammern umgeändert.

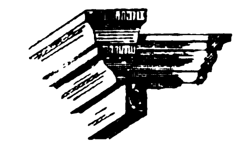
Zu dieser einheitlichen Anlage findet sich bei vielen, aber nicht bei allen, Häusern ein Vorbau, der als ein kleineres Giebelhaus das Haus nach der Strasse hin verlängert (Abb. 15). Nur die Rückseite steht mit der

des Haupthauses in einer Linie, die vordere Langseite ist soweit zurückgezogen, dass sie den Eingang freigiebt, diesen dann aber oft noch durch einen vorragenden oberen Teil schützend. Auch quergestellt findet man bisweilen diesen Vorbau, für den als Zweck Altsitzerwohnung angegeben wird. Der Anbau, der auch als Remise benutzt wird, ist eine Sonderbildung des ganzen Striches zwischen dem hohen Fläming und der Neisse, taucht bald, wie in der Nuthe-Nieplitz-Niederung, in geschlossener Vielzahl, bald, wie in der Lausitz, vereinzelt auf, bald an Häusern sächsischer, bald an solchen fränkischer Art. Seine eigentliche Heimat wird der Osten sein, weil hier derselbe mit dem Hauptbau einen architektonischen Organismus bildet, und auch die Überlieferung diese



15. Frankenförde.

Häuser als älteste bezeichnet. Bei dem ostdeutschen Hause wird darauf noch einmal zurückzukommen sein. Dahingegen ist der Vorbau an der Nuthe nicht immer mit dem Wohnhaus fest verbunden, sondern bald durch einen kleineren, bald grösseren Abstand von demselben getrennt. In Frankenförde (Abb. 85) findet er sich an dem ältesten, noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Bauernhaus, das als einziges einen vor Jahrzehnten stattgefundenen Dorfbrand überdauert hat, so weit zurückgerückt, dass seine Vorderseite mit der Rückseite des Wohnhauses annähernd in einer Linie steht. Er dient hier als Pferdestall und ist sein Futter bergendes Obergeschoss mit einem Laufgang versehen.



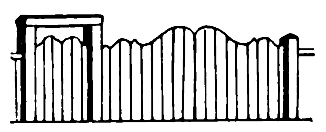
15a. Eckverbindung. Frankenförde.

Die merkwürdige Erscheinung, dass wir eine Abwandlung des sächsischen Hauses in eine sonst rein fränkische Hofanlage hineingebaut finden, gehört zu einer weiteren Eigentümlichkeit der Nuthe-Nieplitz-Niederung. Nur in der Stellung der Scheune ist insofern eine Abweichung zu bemerken, als diese bisweilen als Thorhaus errichtet ist.

In der Regel wird der Hof nach der Strasse von einem Plankenzaun abgeschlossen, dessen Pforte und Einfahrt zu sehr hübschen Verzierungen Veranlassung gegeben haben (Abb. 16, 17). In dem ältesten Haus in Kemnitz, dem sogenannten Nachtwächterhaus, ist an Stelle der grossen Durchfahrt ein hohes bretterbekleidetes Fachwerkhaus getreten, das nach der Hof-

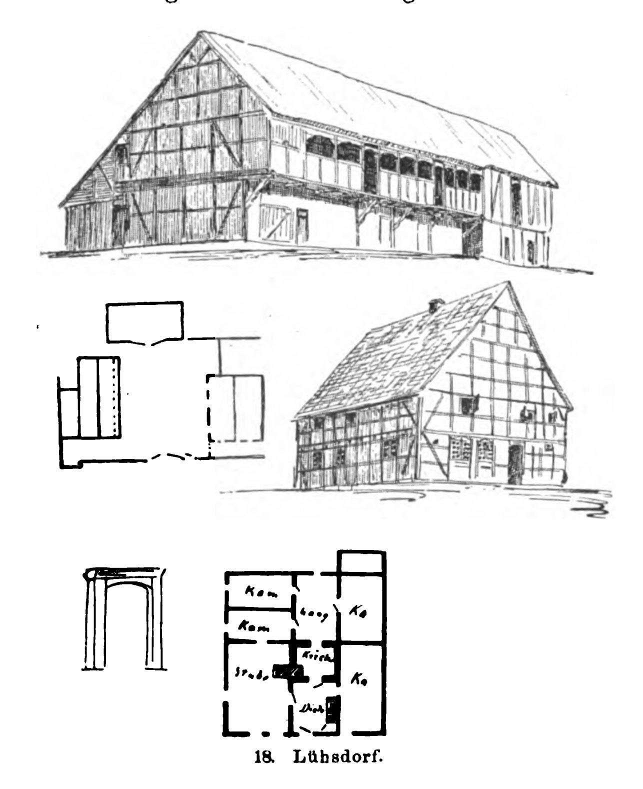


16. Gehöfteingang (Kemnitz).



17. Gehöfteingang (Kemnitz).

seite einen offenen Laubengang, nach der Strassenseite einen ebensolchen von doppelter Tiefe hat, dessen äussere Seite jedoch teils mit Fachwerk, teils durch die kleine bezw. grossen Thüren abgeschlossen ist. Die Scheune



18. Lühsdorf.

ist hier noch im Hintergrund des Gehöftes. In ähnlicher Weise, nur mit einem offenen Laubengang nach der Strasse zu, ist es an einem anderen Gehöft desselben Dorfes zu sehen (Abb. 14). Zur Scheune geworden ist das Thorhaus ebenfalls in Kemnitz an einem aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Gebäude, doch scheint diese Scheune jünger als die übrigen Baulichkeiten zu sein. Eine offene Stelle zwischen der

Scheune und dem Wohnhaus ist dabei durch eine Mauer geschlossen, sodass der Eintritt in den Hof nur durch die grosse Einfahrt der ersteren oder durch die den Vorgarten des Wohnhauses nach der Strasse abschliessende Pforte und das Haus selbst erfolgen kann (Abb. 86).

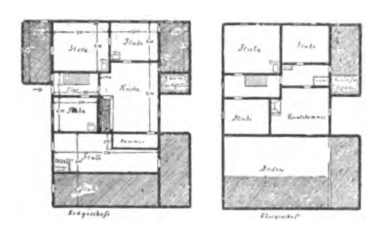
Während eine Laube am Thorhaus häufig und an dem Stall bisweilen und dann immer an der Giebelseite sich befindet, ist der letztere noch durch einen künstlerisch schön entwickelten Futtergang ausgezeichnet. Für den zweiten Fall lässt es sich schwer nachweisen, ob die Laube aus dem Organismus des Hauses hervorgegangen, oder ob sie aus äusserer Veranlassung, durch Entlehnung demselben hinzugefügt ist. Jedenfalls dient sie heute zum Aufbewahren von Ackergeräten, zum Ausführen kleinerer landwirtschaftlicher Arbeiten wie Dengeln u. a., nicht aber zum Unterfahren beladener Wagen, wie es an einem noch zu besprechenden Hause der Neumark üblich ist. Dagegen spricht schon ihre Kleinheit und das Vorkommen am Stallgebäude. Vereinzelt scheint sie dadurch entstanden zu sein, dass man den oberen Futterboden nach der Dorfstrasse nachträglich erweitert hat; denn sie erscheint stets an der Giebelseite und tritt dann häufig über die Fluchtlinie des Grundstücks hinaus (Lühsdorf). Die Vorliebe für eine Laube hat auch das Wohnhaus mit einer solchen versehen, bei dem sie teils in Gestalt einer kleinen Hauslaube vor der Thür, bald aber an dem erwähnten kleinen Vorbau, dem Altsitzerhäuschen, erscheint, wo sie sich aus der Übertragung gewissermassen von selbst ergab (Abb. 15). Auf den dem Stalle eignen Futtergang wird sich bei dem folgenden fränkischen Hause Gelegenheit finden zurückzukommen, da er nicht allein der Nuthe-Nieplitz-Niederung eigentümlich ist, in der er aber eine besonders künstlerische Ausbildung erfahren hat.

B) Das fränkische Haus und seine Abwandlungen.

a) Das reinfränkische Haus.

Wir haben in der Mark nur wenige Häuser, die älter als ein Jahrhundert sind. Es ist dabei auch fraglich, wie weit wir in der Zuverlässigkeit aller Angaben über die noch vorhandenen Bauten gehen dürfen, da diese doch mancherlei Umbauten unterworfen worden sind. Nur das eine tritt auch an den märkischen Häusern deutlich in den Vordergrund: das ist die Wertschätzung der Feuerstätte und die sich daraus ergebende Gruppierung der angrenzenden Räume mit ihren gesonderten Feuerungen. Die alte Einteilung in zwei Haupträume, welche durch den das Haus quer durchschneidenden Gang hergestellt wird, ist zwar noch nirgends verwischt, aber beide Hälften sind jetzt zu Wohnräumen umgestaltet und der Herdraum durch eine Wand von

dem Flur geschieden. Das tritt schon an einem Haus auf, über dessen Veränderungen urkundliche Belege vorhanden sind, die bis zum Jahre 1671 zurückgehen, das Haus selbst aber in eine noch frühere Zeit zurückverlegen lassen. Es ist das im Jahre 1898 erst abgebrochene Pfarrhaus in dem Dorfe Dallgow bei Spandau (Abb. 19, 20). Die Vermutung ist gerechtfertigt, dass es immer seinem ursprünglichen Zweck gedient hat, weil der Wirtschaftshof für einen rein bäuerlichen Betrieb zu klein erscheint; es ist aber auch so gut wie sicher, dass es uns ein Bild der bäuerlichen Wohnung des 17. Jahrhunderts zeigt, wenn wir das durch den Zweck gebotene obere Stockwerk fortdenken. Dieses zweigeschossige Wohnhaus war, wie sich aus der Lage der Dachsparren erkennen liess, in späterer Zeit auf beiden Seiten mit Anbauten und, wie sich aus der durch-



19. Dallgow.



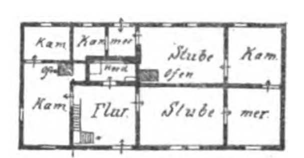
20. Dallgow.

gehenden gemeinsamen Fundamentschwelle erwies, auch nach hinten mit einer Verlängerung versehen worden. Es bleibt also, wie es der Grundriss erkennen lässt, eine verhältnismässig einfache Anlage übrig. Vom Flur aus gelangte der Eintretende in die durch eine dünne Wand (ob immer vorhanden gewesen?) getrennte gewaltige Küche, in deren rechter vorderer Ecke sich der aufgemauerte breite Herd erhob. Der Rauch zog durch einen gemauerten Schlot ab. Zu beiden Seiten von dem Herdraum führten Thüren in die nach der Strasse gelegenen beiden Stuben und, wenn man sich die später in den Stall eingebaute Kammer fortdenkt, unmittelbar in den Stall. Es entspricht die Einteilung also dem von Meitzen abgebildeten Hause Tafel I Fig. 2 und von den Henning gegebenen Grundrissen Fig. 2 und 3.

Ein diesem an Alter vermutlich noch voranzustellendes Haus befindet sich in Krempendorf in der Priegnitz, von dem die Überlieferung erzählt, dass in dem dreissigjährigen Kriege der Bewohner desselben allein übriggeblieben wäre aber flüchten musste. Als er nach 6 jähriger Abwesenheit zurückkehrte, war ein Fliederbaum durch die Wände gewachsen und die sich sehr vermehrten Hunde hatten sich als die einzigen Bewohner eingerichtet. Leider ist das Haus durch Einrichten für 2 Familien derart verändert, dass es für eine alte Form nichts mehr beweisen kann; wohl aber befindet sich zwischen den Wohnräumen und dem Dachboden noch ein niedriges Zwischengeschoss, das „Hill“, wie

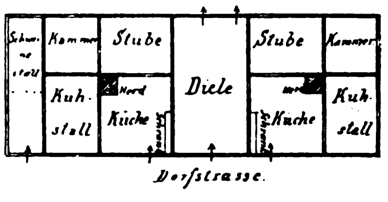
es sowohl bei Henning in Fig. 1 als auch grösser in Dallgow vorhanden ist. Durch Anbau einer „Afsiet“ ist der Grundriss dann noch weiter verändert worden.

Ein alte Anlage, aber noch mit Betonung des Flures als einen der Hauptteile des Hauses, lässt sich aus dem sehr veränderten Fischerhaus in Zolchow (Abb. 21) bei Werder herausschälen. Die beiden äussersten rechten Räume scheinen nachträgliche Anbauten zu sein. Danach ergeben sich rechts zwei Stuben, von denen die grössere den alten von der Küche aus heizbaren Ofen hat, links sind der ehemalige Stall, der heut in Wohnräume umgewandelt ist und in der Mitte der Flur, in den die Herdstelle als ein massiver Schlot ummauert ist. Dem Hinterflur hat man noch eine Kammer abgewonnen und den vermutlich früheren Durchgang in den mit Treppen versehenen Vorflur vermauert, um für die Heizung der aus dem Stall gebildeten Stuben einen Anschluss an den Schlot zu gewinnen. Das Haus ist anscheinend aus dem vorigen Jahrhundert, vielleicht aber auch viel älter.



21. Zolchow.

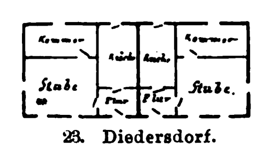
Zu einer merkwürdigen Ausbildung des fränkischen Wohnhauses hat man es in der Prignitz gebracht, indem man bei grösseren Wirtschaften für Altsitzer und den Hofbesitzer gesonderte Häuser erbaute, beide jedoch durch einen grossen Thorweg mit einander in Verbindung brachte (Gross-Werzien). Das so entstandene Langhaus ist aber nicht, wie man annehmen sollte, aus dem Thorhaus heraus entwickelt, obgleich dieses für sich zu einer ziemlich geräumigen Anlage geworden ist, sondern ist einem Vorbild gefolgt, das sich für kleinere Kossäten gebildet hat. In Warnow (Abb. 22) sind noch 3 Beispiele, die aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammen, aber noch echte Rauchhäuser sind, da der Rauch durch eine Öffnung über der Thür entweicht, die durch wagerechte Scheite geteilt ist. Zu Seiten der gemeinschaftlichen Diele ist je ein gesondertes Anwesen unter demselben Dache, bestehend aus Stube und Kammer, und nach der Dorfstrasse zu Kuhstall und Küche, letztere auch zugleich Diele, also eine Übertragung des fränk. Urhauses auf kleinere Verhältnisse, bei der unbewusst der alte Rauchflur mit seinem Herde den Kern bildet.



22. Warnow.

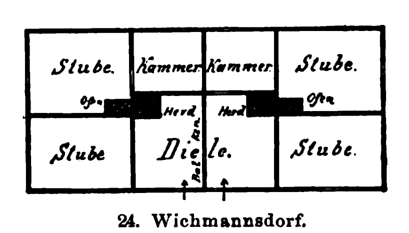
Eine solche Vereinfachung ist auch in anderen Teilen der Mark bekannt; sie ist eigentlich der Typus aller kleineren fränkischen Anlagen, bei dem das Wohnhaus mit der Langseite der Dorfstrasse zugekehrt und dem höchstens auf dem Hofe noch ein gleichgestelltes Hof- und Scheunenhaus zugesellt ist. Gerade als Kätnerhaus hat diese Form

sich so ausserordentlich verbreiten und den fränkischen Typus zu einem die Mark beherrschenden machen können. Da es sich auch häufig in ehemaligen Fischerdörfern, in den Kietzen und in von grossen Verkehrsadern abgelegenen Ortschaften findet, so dürfte es auf die Gestaltung der wendischen Abart nicht unwesentlich eingewirkt haben. Es beschränkt sich auf die notwendigsten Wohngelasse; ein kleiner Flur führt auf die kleine Küche, wenn nicht beide vereint sind, während beiderseits die wenigen Stuben und Kammern liegen (Abb. 23).



23. Diedersdorf.

Vorschub ist der weiteren Verbreitung dadurch geleistet, dass dasselbe sowohl den Landbaumeistern Friedrichs des Grossen als Vorlage gedient hatte (Diedersdorf, Neu-Wusow), als der König die vielen trocken gelegten Niederungen der Oder und anderer Flüsse mit Siedelungen besetzte, als es auch von den grossen Grundherren für die von ihnen abhängige Gutsbevölkerung, Gesinde und Pächter, bevorzugt worden ist. Zur Unterlage mag das sogenannte Fischmeisterhaus in Wichmannsdorf i. U. (Abb. 24) dienen, das noch dem vorigen Jahrhundert entstammt.

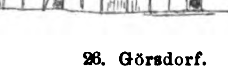


24. Wichmannsdorf.

Thorhäuser kommen zumeist in der Priegnitz vor; neben dem Nute-Nieplitz-Haus auch in der Lausitz. Zu einer besonderen Würdignug ist es auf dem östlichen Ende des Fläming, wo schon wendische Einflüsse hineinspielen, dadurch gelangt, dass es den ganzen Raum zwischen dem Wohn- und Stallhaus ausfüllt und auch in gleicher Frontlinie mit beiden steht. Nur ein schmaler Gang bleibt in diesem Falle zwischen den Mauern stehen, der bisweilen auch noch zugebaut wird, so dass



25. Mellen.



26. Görsdorf.

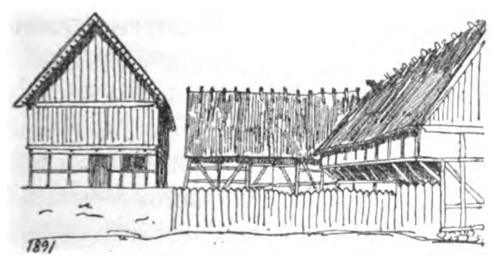
dann das Thorhaus mit den beiden oder einem der Nachbarhäuser zusammenwächst, eine um so befremdlichere Bildung, als sie an das in Dänemark vorkommende Gehöft und den bayrischen oder österreichischen Einödhof erinnert, ohne dass man jedoch an eine Beeinflussung denken darf (Mellen, Görsdorf, Abb. 25, 26, 27).



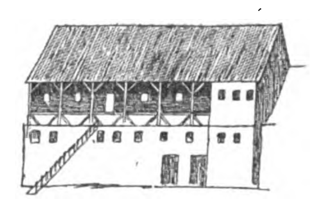
Mit besonderer Liebe und die Zuneigung des Märkers zu seinem Vieh bezeugend, ist das Stallgebäude behandelt. Ursprünglich ist man wohl davon ausgegangen, den Futterboden durch Hervorkragung nach der Hofseite zu erweitern (Mellen, Abb. 28), eine in der Mark ganz allgemein übliche Konstruktionsweise, die sich wahrscheinlich durch ganz Mitteldeutschland verfolgen lässt. Sie scheint auch schon früh bei uns angewandt zu sein, denn auf dem von Merian gezeichneten Prospekt des Amtes Zehden (Abb. 29) ist sie bereits vorhanden. Hier und dort, besonders wieder in der Nuthe-Nieplitz-Niederung und im Spreewaldgebiet, ist der vorgekragte und erhöhte Teil der Mauer erst durch teilweises, dann gänzliches Fortlassen des Füllwerks zu einer offenen



27. Görsdorf.

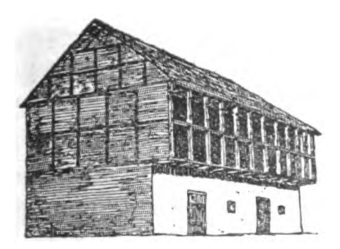


28. Mellen.



29. Zehden.

Galerie geworden', hinter der dann eine neue zweite Mauer diese zu einem „Futtergang“ macht (Abb. 30). In der Regel ist der Gang bis zur Mitte mit einer Brustwehr versehen, welche nach 2 oder 3 Gefachen von



30. Zöllmersdorf.



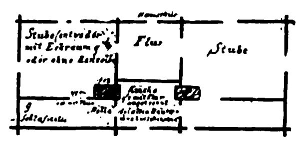
31. Buchholz.

einer ganzen Öffnung durchbrochen ist. Auch bei neuen Bauten (Buchholz, Abb. 31) hat man diesen Futtergang nicht aufgegeben, sondern ihn — ein gewiss gutes Beispiel von der Tiefe der volkstümlichen Kunstüberlieferung in Norddeutschland — höchstens bei dem schwereren Mauerwerk entsprechend voller gestaltet.

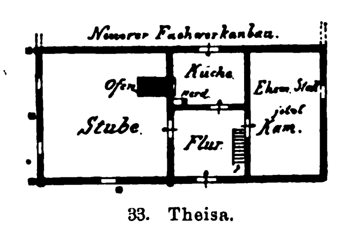
b) Das wendische Haus.

Als ein Untertypus des fränkischen stellen sich die verschiedenen Arten des märkischen Wendenhauses dar, die bei der künstlerischen Anlage der Wenden zu einer eigenen Form gelangt sind, unter der sich aber noch Spuren einer ganz ursprünglichen Anlage des fränkischen Hauses verbergen. In seiner stilistischen Gebundenheit hebt sich dieses Haus als eine besondere Abart hervor, die eine eingehendere Schilderung verdient.

Auch bei ihm liegen die unterscheidenden Merkmale in der Verteilung der Räume und ihrer Abhängigkeit von dem Herd, gleichviel ob das Haus allein steht oder Glied eines Wirtschaftshofes ist, da das Wohnhaus in diesem Falle auf denselben Ursprung zurückgeht (Abb. 32). Es ist ein langgestreckter, immer einstöckiger Bau, der in seiner frühesten Entwickelung Wohngelasse und Stall unter demselben Dache hat, was jetzt nur bei kleineren Betrieben, dann aber auch noch mit Hinzunahme der Scheune, der Fall ist. Der Grundriss ist derselbe wie bei dem altfränkischen. Der Flur liegt in der Mitte, auf der einen Seite der Wohnraum, auf der anderen Seite der Stall. So zeigt ihn ein Haus an der märkisch-sächsischen Grenze, in Theisa (Abb. 33), das obwohl verwaltungsrechtlich zu Sachsen, aber doch so nahe der Grenze liegt, dass ich es hier um so eher anführen darf, als es durch eine Jahreszahl für 1658, möglicherweise für 1638 bestimmt ist. Der Wohnraum ist noch immer der grosse Einheitsraum, der nur durch einen hinteren Anbau erweitert ist. Eine Zwischenwand scheidet den grossen Flur von dem Herdraum; aus ersterem führt eine schmale Stiege in den Dachraum. Der nach hinten gelegene ehemalige Stall ist durch Zumauern der Stallthüre und durch Erweiterung der alten Luke zu einem Fenster heute eine Kammer geworden. Er ist jedenfalls sammt dem Flur nicht so alt wie die Wohnhälfte, da diese aus Blockbalken, jene aber als Fachwerk errichtet sind. Das wird auch durch den Herdraum belegt, der in altertümlicher Form vorhanden ist.



32. Wendisches Haus



33. Theisa.

Sehr altartige Häuser sind in den Dörfern zwischen Kalau und Triebel erhalten, von denen Ogrosen und Strado genannt seien. Bei diesen ist der Herd in einem von allen vier Seiten ihn umgebenden festen Schlot umgeben, der sich nach oben zu einem Schornstein verengt und nach der Eingangsseite des Hauses mit einer Thür versehen

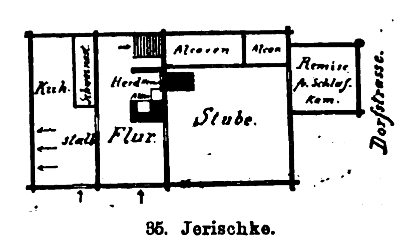
ist. (Abb. 34.) Eine Seite wird von einer, Stube und Flur trennenden, Brandmauer gebildet; die anderen 3 Seiten stehen frei inmitten des Flures, der dadurch in zwei, vordere und hintere, durch einen Gang in Verbindung stehende, Hälften getrennt wird. Die benachbarte Stube, von der rückwärts eine kleine Kammer abgetrennt ist, enthält neben dem Ofen noch einen kleinen Wandherd, die beide in den Herdschlot münden. Von dem Flur gelangt man durch die von 4 Ständern



34. Strado.

konstruktiv getrennte, aber von Blockbalken ausgeführte, Wand vermittelst einer kleinen Thüre in den Stall, der zwar nicht mehr in Benutzung ist, den man aber noch an anderen Bauernhäusern vorfindet.

Eine andere und in der Lausitz sehr verbreitete Art schliesst sich den für die Nuthe - Nieplitz - Gegend gekennzeichneten Vorbau-Häusern an. Bei ihr ist aber der Vorbau ursprünglich nur als alkovenartige Erweiterung der Wohnstube aufzufassen, da ihm häufig jedes Fenster fehlt, oder es höchstens auf eine Luke eingeschränkt ist. Das abgebildete Haus aus dem abgelegenen, wälderumgebenen Dorf Jerischke ist sehr altertümlich (Abb. 35). An der Rückwand der Stube sind durch Abschläge 2 Schlaf-Alkoven gebildet. Der Flur mit dem Herdraum entspricht dem des vorigen Grundrisses; dagegen ist der Stall noch in Benutzung, in dem die Kühe mit den Köpfen der Wand zugekehrt stehen. Die Scheuer steht hier rechtwinklig zu dem Wohnhause und enthält ausser dieser noch eine Remise und einen Raum für das Kleinvieh.



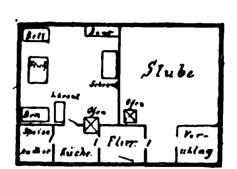
35. Jerischke.

Neben diesen im Rahmen des Wirtschaftshofes stehenden Wohnhäusern giebt es einfachere, die, der inneren Natur des wendischen Hauses nach, sich mehr oder weniger dem allgemein fränkischen Typus der Mark nähern. Das Wesentlichste ist, dass sich neben den 3 Urräumen Wohngelass, Flur und Stall die Gliederung durch Einschiebung oder Abtrennung der Scheune und wohl auch noch des Schuppens fortsetzt. Bei ganz ärmlichen Anlagen fallen auch diese Räume noch fort, so dass Flur, Küche und Stube bez. Kammer übrig bleiben, die dann so angeordnet sind, dass von dem Mittelflur ein Herdraum abgetrennt ist

oder beide Stuben, nur durch eine Wand geschieden, haben einen mit der Längswand gleichlaufenden Vorraum, der in Flur, Küche, Speiseraum u. dergl. gegliedert ist, doch so, dass der erstere in der Mitte der Vorderseite zu liegen kommt und mit der Rückseite auf die Stubenwand stösst. (Abb. 36, 37.) Für das Vieh, in den meisten Fällen eine Ziege, Schwein und ein paar Hühner, ist neben oder hinter dem Wohnhause je nach Raum und Lage ein kleines Häuschen errichtet oder am Wohnhaus angehängt, das sich in selteneren Fällen — gewissermassen als Anfang eines Wirtschaftshofes — zu einem, dem Wohnhause parallel gebauten, Stall- und Scheunengebäude erweitert (Tauern).




36. Burger-Kaupen.



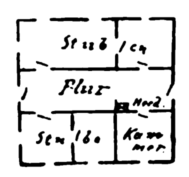
37. Burger-Kaupen.

Von den Gebäuden eines wendischen Bauernhofes ist das Thorhaus in möglichst grossen Verhältnissen aufgeführt, so dass es nicht nur eine abgetrennte Kammer für Wirtschaftsgeräte hat, sondern auch noch einen, selbst mehrere Wagen schützend aufnehmen kann. Ja es kommt auch vor, dass ihm noch ein oberes Geschoss aufgesetzt und dem unteren ein heizbarer Wohnraum abgewonnen ist (Reichow). Der zweiflügelige Durchgang ist in der Mitte oder an der Seite und hat einen kleinen Nebeneingang, für den bisweilen auch der schmale Raum zwischen dem Thorhaus und dem Wohn- bezw. Stallgebäude ausgenutzt ist. Der Stall ist fast durchgehends mit dem Laufgang malerisch geschmückt, der bald eine einfache, bald eine reich profilierte Brüstung hat.

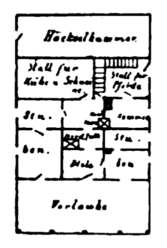
C) Das ostdeutsche Haus.

Neben dem sächsischen und fränkischen Haus haben wir in der Mark Brandenburg noch eine dritte Art, die weder mit diesem noch mit der wendischen zusammenhängt, sondern einen selbständigen Kern zeigt, der aber vielleicht auf den letzteren in einer bestimmten Beziehung eingewirkt hat. Bei dieser Hausart ist die Giebelseite meistens der Strasse zugekehrt, häufig zweigeschossig, und es wird der weit vorspringende obere Teil des Giebels derartig von Pfeilern oder Pfosten gestützt, dass hier eine räumlich ganz bedeutende Vorlaube entsteht,

unter der sich, bald in der Mitte, bald an der Seite, der Eingang befindet. Letzterer öffnet einen Gang, der geradenwegs zu dem grossen Herdraum führt. An den Seiten des letzteren und des Ganges liegen Kammern und Stuben. Der sich an den Herdraum schliessende Stall ist durch das ganze Haus quergelegt und von ersterem durch eine Thür zugänglich. Der Herdraum selbst, wie alle älteren der Mark, verengt sich nach oben in einen mächtigen Schlot, der häufig nur aus Holz besteht und in einen gemauerten Schornstein endigt. Wegen Feuergefährlichkeit und seines Holzverbrauches ist der alte Herd nicht mehr im Gebrauch; man hat dann neben ihm einen neueren errichtet oder auch eine benachbarte Kammer in eine Küche umgewandelt. Der Stall, durch Abteilungen für Pferde, Rinder und Schweine bestimmt, ist heute aber vielfach in Arbeits- oder Wohnräume umgewandelt, da auch diese alte Hausart dem fränkischen Gehöft zustrebt und durch Scheuern und gesonderte Stallbauten den im Wohnhause befindlichen überflüssig macht (Abb. 38). Dass der Viehbetrieb einst beträchtlich gewesen sein muss, bezeugt die



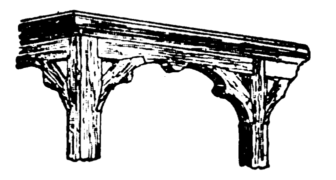
38. Liepe



39. Zäckerick.

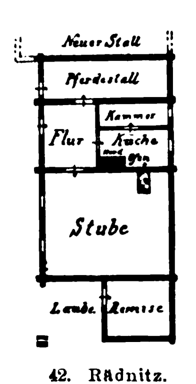

40. Zäckerick.

Grösse des Stalles; in dem abgebildeten Hause aus Zäckerick waren nicht weniger als 16 Kühe, die mit dem Kopf nach der Wand standen, untergebracht (Abb. 39, 40, 41). Die Laube ist jetzt vielfach abgerissen, noch häufiger indessen zugebaut, wodurch das an und für sich schon in sehr grossen Verhältnissen angelegte Haus noch ausgedehnter erscheint. Gerade diese für einen hauswirtschaftlichen Gebrauch sich vorzüglich eignende Grösse im Verein mit der geräumigen Vorlaube ist wohl die Ursache, dass nach dem allgemeinen Rückgang dieser Bauweise der Typus für Gastwirtschaften festgehalten wurde. Der Zweck der Lauben, der „Läwinge" oder „Löwinge", wird von den heutigen Bewohnern verschieden gedeutet; teils sollen sie zum Unterfahren der Wagen gedient haben, teils nutzt man sie heute zum Trocknen der Tabaksblätter (in den Dörfern des Oderbruches) aus.


41. Zäckerick.

Wo ist nun die Urform dieses Hauses zu suchen? Sächsisch ist sie sicher nicht; denn sonst müsste die Laube auch an den Häusern auf sächsischem Boden vorkommen. Wie aus dem Nuthehaus hervorgeht, tritt die Laube hier nur am Stall und am Thorhaus auf, nie aber am Wohnhaus. An fränkischen Ursprung ist auch nicht zu denken, denn die hier vorhandenen Lauben sind an der Langseite und ganz anderer Art. Wohl aber giebt es in Pommern, Posen, West- und Ostpreussen ein Haus, das eine gewisse Übereinstimmung des Grundrisses mit unserem märkischen Hause aufweist und das bis Russisch Polen und Galizien hin verbreitet ist. Auch bei ihm erhält das Äussere durch die mehr oder minder freie Laube sein charakteristisches Aussehen; auch bei ihm schliesst sich an den Herdraum der Stall an, nur dass nach Osten hin Herd- und Wohnraum zusammenfallen. Ist die Laube zugebaut, wie jetzt häufig bei uns, so entstehen vor dem Herde neue Wohnräume, so dass wir also eine dreifache Entwickelung verfolgen können: Im Osten Laube, Herd- und Stallraum, westlicher die erstere in Stuben umgewandelt und in der Mark unter Beibehaltung der Laube eine Erweiterung durch Hineinschieben von Stuben und Kammern zwischen Herdraum und Laube. Je weiter wir also nach Westen, in die Mark kommen, um so mehr bedingen die wachsenden Kulturbedürfnisse einen Zuwachs an Räumlichkeiten, dem schliesslich die Laube zum Opfer fiel, was natürlich eine immer grössere Entfremdung von dem Urbild einschliesst. Diesen Vorgang können wir schliesslich auch in der Mark in weniger grossen Sprüngen sich vollziehen sehen.

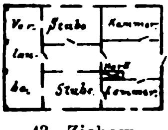
Wir haben hier zunächst ein Haus in Rädnitz bei Crossen (Abb. 42), das äusserlich und in der Grundrissanlage an das von Meitzen Taf. VI 8. 9 abgebildete Posensche und an das von Henning Abb. 49 dargestellte hinterpommersche erinnert. Obgleich es mit dem Giebel der Strasse zugekehrt steht, hat es — wohl unter den Einwirkungen der sich herausgestaltenden Hofanlage, die weder Meitzen noch Henning anführen — den Giebeleingang verloren; doch ist die halbgeschlossene Vorhalle noch vorhanden. An sie schliesst sich — aber ohne direkte Verbindung — die grosse Stube mit dem von der Küche heizbaren Ofen. Die letztere selbst ist dem vom Hofe aus zugänglichen Flur abgewonnen und durch eine Querteilung nochmals verkleinert worden. Auf der hinteren Seite des Flures folgen Pferde- und Kuhställe, von denen der letztere nicht ursprünglich ist. Vor diesem die Dunggrube, im Hintergrund die Scheune und auf der anderen Seite 2 kleine Wirtschaftshäuser vervollständigen das Gehöft.

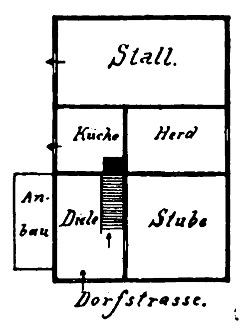


42. Rädnitz.

Solcher Häuser giebt es in diesem Dorf und in der Nachbarschaft eine ganze Reihe. Die Küche ist lediglich ein in den Dachraum hineinragender Schlot. Von grösster Bedeutung erscheint die der alten Laube abgewonnene Kammer, die vermutlich den Ausgangspunkt des für die Nuthe-Nieplitz-Niederung und für die Lausitz charakteristischen Vorhauses geworden ist und bezeugt, wie der Austausch von Osten und Westen ein gegenseitiger war: der eine erfand das Vorhaus, der andere führte dagegen den fränkischen Grundriss ein. Für diesen Ursprung des Vorhauses spricht auch, dass es ebensowenig wie die älteren Beispiele desselben mit Fenstern versehen ist.

Eine bedeutend höhere Entwickelungsstufe nehmen schon die nördlicheren Laubenhäuser ein, wenngleich hier das Festhalten an der vollen, uneingeschränkten Laube eine gewissermassen ältere Epoche anzeigen sollte. Dass sie jedoch den nächsten Schritt, die Laubenhalle zuzubauen, nicht macht, liegt wohl zum Teil an der Beteiligung des deutschen Einwohnerelements an der Benutzung. In Jädickendorf, das schon in dem Bereich des Oderbruches liegt, ist an einem Hause zwar die Laube heut nicht mehr vorhanden, aber das Festhalten des Stalles beweist ebenso wie in dem benachbarten Butterfelde, dass die Entwickelung nicht sprungweise sondern allmählich vor sich gegangen ist. Auch die Häuser in Zäckerick, die schon mehrfach veröffentlicht sind, gehören dieser Entwickelungsstufe an, die im Fortschreiten dann den Stall durch Einbauten und schliesslich, wie in dem uckermärkischen Zichow (Abb. 43), durch Fortlassen verliert. (Von zweifelhafter Herkunft scheint mir ein Haus in Wichmannsdorf zu sein (Abb. 44), das aus dem neumärkischen Laubenhause hervorgegangen sein kann, möglicherweise jedoch als vereinzelter Vorposten des märkischen Dielenhauses anzusehen ist.) Mit dem Heranwachsen des Hofes wird das Hinüberleiten in den fränkischen Typus beschlossen, und nur die hier nnd dort aus äusserlicher Veranlassung noch festgehaltene Laube deutet den vorausgegangenen Umwandlungsprozess an.


43. Zichow.



44. Wichmannsdorf.

Dass wir es wirklich mit einer alten Bau-Überlieferung zu thun haben, bezeugt uns auch Merian, der uns in seiner ca. 1650 erschienenen märkischen Topographie ein solches Haus aus Arnswalde im Abbilde (Abb. 45) erhalten hat, das auch durch seinen Standort nach dem Osten hinweist.

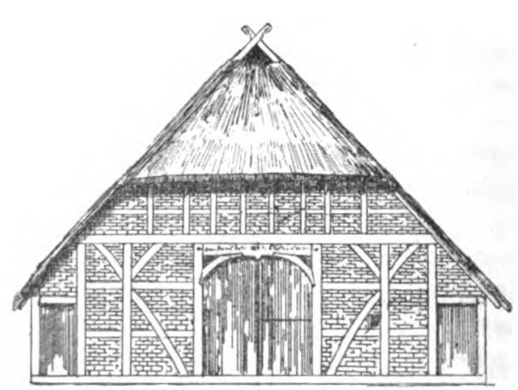
45. Arnswalde.

4. Baustoff und Kunstformen.

Neben dem Ziegel und Holz kommt der Granit als einheimischer Baustoff nur wenig in Betracht. Zwar nennt unser märkischer Chronist Leutinger in seiner Topographia unter den Stoffen seiner Zeit auch Bruchsteine, aber er wird sich wohl nur auf städtische Bauten bezogen haben. „Die Häuser der Reichen baut man aus Ziegeln oder Bruchsteinen, Mörtel und Holz; letztere auch niedriger. In der Mittelmark deckt man sie mit Ziegeln oder Schiefer, sowohl des besseren Aussehens, als der geringeren Feuersgefahr halber; in der Lausitz und im Krossenschen mit Schindeln, was in letzterer Hinsicht weniger sicher ist. In der Uckermark, sowie in der alten und neuen Mark sind Strohdächer die Regel“. Mit diesen Worten schildert derselbe Schriftsteller die Bauten seiner Zeit, die ein noch heute zutreffendes Bild ihrer örtlichen Verteilung geben. Den Bruchstein als Baustoff für den Bauernhof anzuwenden, ist erst der Gegenwart vorbehalten geblieben, die nicht selten die Wirtschaftsgebäude, vereinzelt auch Wohngebäude, aus Findlingen errichtet. (Jühnsdorf bei Zossen, Krummensee bei Bernau, Rutenberg bei Lychen.)



46. Grünfeld.

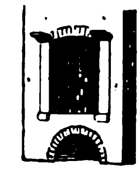


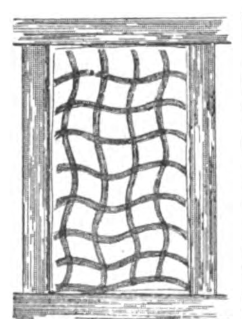
47. Gross-Wootz.

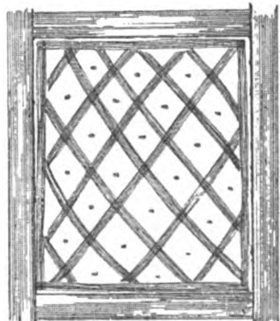
Der Backstein hat seit Mitte dieses Jahrhunderts eine steigende Verwendung gefunden. Auf einzelnen Dörfern des Fläming, in der Wiesenburger Gegend, dann in der Nähe Berlins und im Norden an der mecklenburgischen Grenze, ohne jedoch zu einer besonderen künstlerischen Reife gelangt zu sein. Der Backstein als Füllmaterial in dem Fachwerk ist bei älteren Bauernhäusern nur vereinzelt anzutreffen (Lenzer Wische, Fläming) und scheint nicht ohne Beziehung zu gewissen Kolonisationsbewegungen zu stehen (Abb. 47). Auch Luftziegel, die

im Hausbetriebe gefertigt wurden, sind hier und dort als Füllmaterial verwendet worden, die daneben auch an Herden, besonders in wendischer Gegend (Sternberg, Abb. 48) angewendet wurden.

Das wirklich dauernd angewandte Material des Landes ist das Holz: in der ältesten Zeit der Eiche, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts der Kiefer. In seiner Anwendung zeigt sich aber ein grosser Unterschied nach den Landesteilen und dementsprechend auch in der konstruktiven und künstlerischen Formbehandlung. Wie schon in der angeführten Stelle des Leutinger gesagt ist „Lehm und Holz“, so ist diese Anwendung dieselbe, die noch heute grossenteils vorzufinden ist und wahrscheinlich schon seit den Anfängen des Hausbaues üblich war. Ihr gegenüber steht die Technik des reinen Holzbaues in der Form des Block- und Schrotbaues, die sich in ihrem Verbreitungsgebiet mit der des oben angegebenen Gebiets der wendischen Haustypen deckt, wodurch sich auch gewisse Eigenarten derselben erklären. Was nicht in dieses Gebiet fällt ist mit Ausnahme der Halblaubenhäuser von Rädnitz dem Fachwerk zuzurechnen, das seinerseits wieder die Gestaltung des fränkischen und sächsischen Hauses beeinflusst hat. Allerdings mischt sich auch auf wendischem Gebiet das Fachwerk stark mit dem Blockbau, doch ist es wohl erst spät eingedrungen und macht sich zunächst nur an kleineren Häusern geltend, hat hier aber gleich Veranlassung zu einem Ziermotiv gegeben, das echt wendisch und soweit mir bekannt, auch nur in ehemals slavischen Gegenden vorkommt. Die Gefache sind in deutschen wie slavischen Gegenden derart gefüllt, dass zwischen den Pfosten und Riegeln des Fachwerks roh bearbeitete Holzscheite senkrecht eingenutet werden, die mit Stroh gemischten Lehm aufnehmen und in seiner Lage erhalten. Diese Lehmfläche wird auf deutschem Gebiet fast allgemein und auf wendischem häufig geweisst, bisweilen auf letzterem aber durch ein mehrzinkiges Gerät mit geraden oder wellenförmigen Liniensystemen ausgeschmückt (Brück Abb. 49, Reichow Abb. 50), die an das charakteristische Wellenornament der slavischen Vorzeit erinnern.


48 Sternberg.


49. Brück.

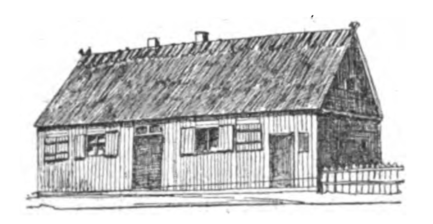

50. Reichow

In dem Verhältnis dieser beiden Bauarten hat sich nun schon seit langer Zeit eine kleine Verschiebung bemerkbar gemacht, indem sich die Konstruktionsmotive zu ornamentalen Äusserlichkeiten verflüchten.

Das Spreewaldhaus (Abb. 51) ist noch ein echter Blockbau, der, je weiter wir ihn westwärts verfolgen, seinen Charakter immer mehr verliert und sich mit Bretterverschalung begnügt. Diese ist also als Überbleibsel des ehemals ganz aus Holz gefertigten Hauses aus der Konstruktion hervorgegangen, während die Bretterverkleidung, die sich in reindeutschen Gebieten findet, sich umgekehrt aus ornamentalen Gründen entwickelt hat, wenn auch ursprünglich bestimmte technische Gedanken wie Schutzbretter u. a. vorlagen. Es geht dies daraus hervor, dass bei dem deutschen Hause die Bretter nicht schlechtweg ganze Mauerwände, sondern nur Teile derselben verdecken, während sie am wendischen Hause die ganze Wand bekleiden. Je mehr man westwärts in ehemals von Wenden bewohnte Gegenden gelangt, um so häufiger trifft man auch Bretterverkleidung, die die Wände bedecken. Zuerst wird noch die ganze Langfront oder der Giebel (Hennigsdorf Abb. 52) damit bekleidet dann aber nur noch der obere Teil desselben, bei dem die Bretter senkrecht unmittelbar auf das Fachwerkgerüst genagelt werden. Auch im Spreewald, wo der Dachraum ebenfalls für den Luftdurchzug hergerichtet ist, sind die Giebeldreiecke bei sonst ganz durchgeführtem Blockbau mit der Bretterverkleidung in einer charakteristischen Weise ausgeschmückt. Bis zur Mitte desselben stehen die Bretter senkrecht, die oberen und unteren Abschlusslinien werden dann durch schräge Schutzdächer hervorgehoben und die obere Hälfte mit, mit den Dachlinien gleichlaufenden, Brettern benagelt, die in der Mitte aufeinanderstossen. Es entsteht so ein sehr geschmackvolles Linienornament, das durch die, auf die Fugen genagelten, Leisten noch wirkungsvoller wird. Dieses so eigenartig ausgestaltete Giebeldreieck kehrt fast überall wieder, wo einst Wenden gewohnt haben und zeugt dann, nachdem Sprache, Sitte und Tracht längst geschwunden sind, noch immer von ihrem einstigen Dasein (Abb. 53).



51. Spreewaldhaus.

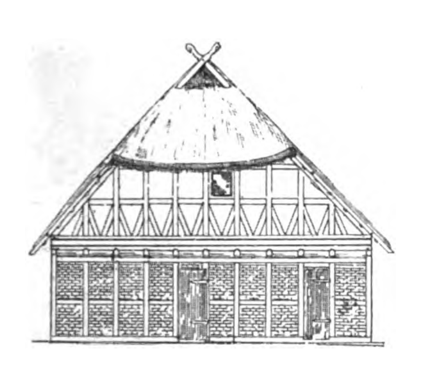


52. Hennigsdorf.



53. Lohde.

Bei dem deutschen Bauernhause liegt der Schwerpunkt der künstlerischen Wirkung in dem Fachwerkgerüst, das häufig durch eine rote Farbe von dem lichten Füllwerk hervorgehoben wird. Die Anwendung des Holzes ist am Fachwerk selbst nicht gerade sparsam, doch



54. Haus des Mertens, Mödlich.

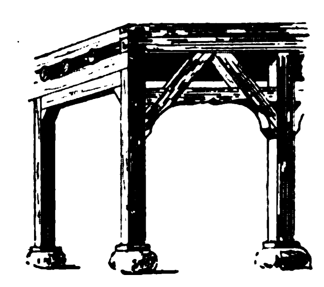


55. Bückwitz.

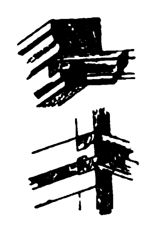
macht sich auch keine Verschwendung geltend. Fast überall sind der oder die oberen Schwellbalken durch reiche Profilierung hervorgehoben, die sich auch häufig auf das obere Gesims erstreckt. Bei



56. Marzahne.



57. Lühsdorf.



58. Kemnitz.

älteren sächsischen Häusern findet man wohl auch über der Oberschwelle noch schräge Fussbänder (Mödlich, Abb. 54), die das Dachgeschoss ebenso wirkungsvoll von dem unteren Raum abheben wie die leise Hervorkragung desselben auf der Giebelseite. Stilistisch zusammenhängend sind dann ferner die Bauernhäuser des Ruppiner Landes (Abb. 55), die fast durchgehends mit einem bewohnbaren Obergeschoss versehen sind und zu der, einen Holzüberfluss verratenden, Nuthe-Nieplitz-Gruppe (Abb. 56) hinüberleiten. Was Kühnheit, Festigkeit und Sicherheit des Fachwerkverbandes (Abb. 57, 58) angehen, so ist dies hier vielleicht mit einer seltenen Vollendung geglückt, wie es sich namentlich aus der Mannigfaltigkeit der Konstruktionen und der Profilie-



59. Gebälkprofile. Nuthe-Nieplitz-Niederung.

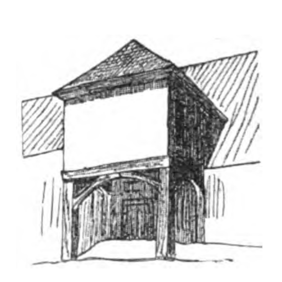
rungen (Abb. 59) ergiebt, die an den Lauben und den Futtergängen der Ställe ausgeführt sind. Auch die vielfachen Abwandlungen der Vorlaube, die, bald



60. Döberitz.

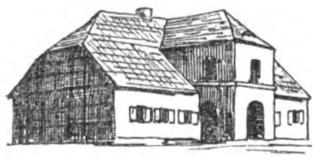


61. Schünow.



62. Bornstädt.

aus dem Organismus des Hauses hervorgehend wie bei den Läwingen, bald nur äusserlich angehängt, eine ganze Reihe vielgestaltiger Möglichkeiten kennt (Abb. 60, 61, 62, 63), sind bemerkenswert.



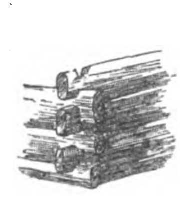
63. Rangsdorf.

Schutzdächer sind sowohl dem wendischen wie dem deutschen Hause eigen; sie sind nicht nur an den Giebeln, sondern oft auch über den Fenstern angebracht. Letztere werden auch durch Laden geschützt, die von aussen zuzuklappen, in ihrem oberen Teil ein Lichtloch in Gestalt eines Sternes oder einer konventionellen Tulpe haben. Konstruktionen, wie sie das Mödlicher Haus hat, sind nur in der Wischegegend üblich (Abb. 64).

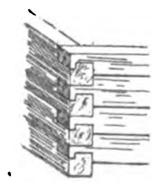


64. Mödlich.

Gegenüber dieser deutschen Bauweise tritt in der wendischen ein Unterschied schon in dem Überwiegen reiner Holzkonstruktionen auf, die sowohl Block- wie Schrotbau umfassen. Der Blockbau beschränkt sich auf das Wohnhaus, der Schrotbau auf die Wirtschaftshäuser, namentlich auf das Thorhaus. Die einfachste Art von Blockbau, bei der die viereckig behauenen und geschichteten Hölzer in ihrem Kreuzverband (Abb. 65, 66) derart ineinandergeblattet sind, dass ihre Enden etwas übereinandergreifen, findet sich vorwiegend an einzelstehenden Wohnhäusern, selten aber bei solchen eines entwickelteren Grundrisses. In diesen überaus häufigen Fällen stehen vor der Blockwand der Giebelseite mehrere aufrechte Pfosten, je einer an den beiden äusseren Ecken und je nach Bedarf einer oder zwei, selbst drei in der Mitte, die einen wagerechten Querbalken tragen, mit dem sie

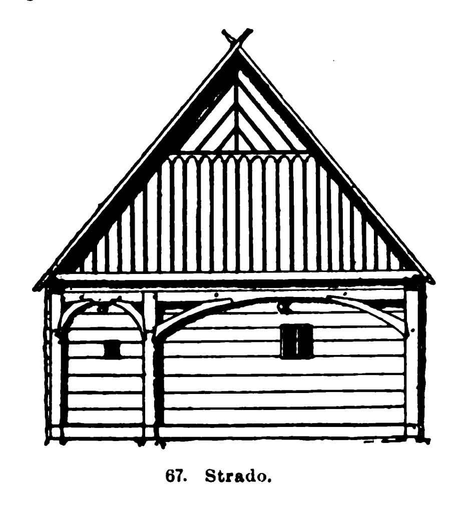


65. Theisa.

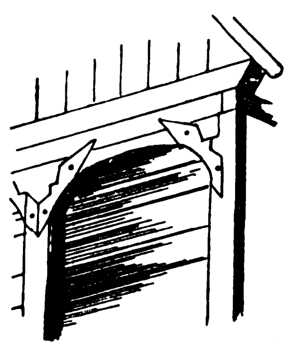


66. Tschacksdorf.

durch schräge und ausgeschnittene Kopfbänder verbunden sind (Abb. 53 u. 67). In dieser Bauweise, die ein so prachtvolles Motiv des wendischen, aber auch in Thüringen, Böhmen, Masuren, selbst in Schleswig vorkommenden, Hauses abgeben, möchte ich ein Kompromiss zwischen der von Deutschen getragenen Fachwerktechnik und der nationalen Blocktechnik der Wenden



67. Strado.



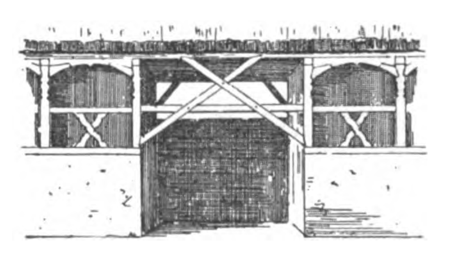
68. Tschacksdorf.

erkennen (Abb. 68), bei dem vielleicht die Erinnerung an die östlichen Laubenhäuser (Rädnitz) mitwirkte. Dass wir es in der That mit einer Verschmelzung des fränkischen Fachwerkhauses mit dem urwüchsigen Blockbau zu thun haben, bezeugen die vielen Wirtschaftshäuser, Ställe,





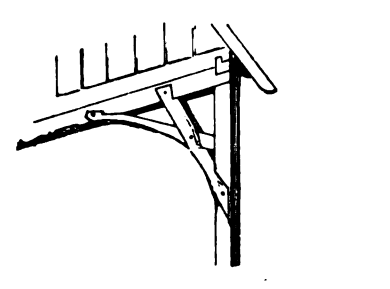
69 Straupitz. (Thorhaus.)



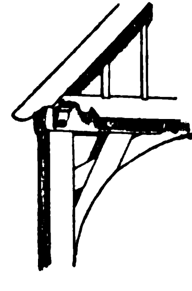
70. Reichow. (Thorhaus.)

Remisen, Thorhäuser, bei denen ein vollständig entwickeltes Fachwerkgerüst, das auf einem Steinfundament steht, vorhanden ist, dessen Füllungen bald mit Schrotholz bald mit diesem und dem üblichen Lehmstakenwerk hergestellt sind (Straupitz Abb. 69). Nicht selten ist auch einem massiven Unterbau ein luftiges Fachwerk aufgesetzt, das schon durch die Stallarchitektur mit ihren Laufgängen eine solche Entwickelung gewissermassen vorzeichnete (Abb. 70).

Leider kommt man in der Lausitz von dem reizvollen Holzbau mehr und mehr zurück; man schämt sich fast der altüberkommenen Bauweise und versucht, den Holzwänden durch Übermörtelung und Weissen ein anderes Aussehen zu geben. Und doch hat man es garnicht nötig, diese Kunst zu verleugnen, die auch da noch ihre Vortrefflichkeit zeigt, wo man schon ganz zu dem Fachwerkbau übergegangen ist



71. Ogrosen.

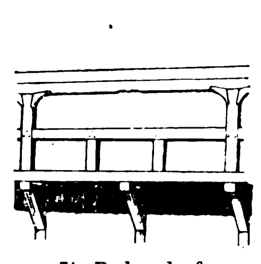


72. Lehde.



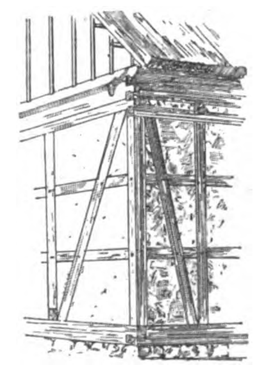
73. Theisa.

(Abb. 71, 72, 73). In dem Reichtum des Riegelwerkes (Abb. 74), das der sparsamen Verwendung im Westen der Mark entgegengesetzt ist, in der Verankerung durch Bänder und Befestigung durch Holzdübel, Nägel und in der geschickten Überblattung kommt sie unwillkürlich wieder zum Vorschein (Werchau Abb. 75). Die Erinnerung an alte

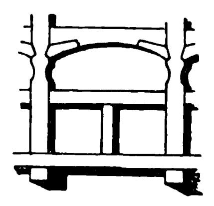




74. Radensdorf.



75. Gross-Werchau.



76. Reichow.

Formen ist überhaupt nicht so leicht zu ertöten und wird noch lange in verblassten Zügen festgehalten, wenn der ursprüngliche Ausgang vergessen ist. Nur aus der ehemaligen Giebelverschalung ist es zu erklären, dass es in der Lieberoser und Schlepziger Gegend Häuser giebt, bei denen, trotzdem sie vollständig aus Backsteinen erbaut sind, noch immer die oberste Spitze des Giebeldreiecks mit Brettern bekleidet ist.

Ebenso zögernd trennt man sich auch von den alten märkischen Strohdächern, die sich namentlich wieder an den sächsischen Häusern

in ihrer unverminderten Grösse erhalten haben. Der Walm ist hier allgemein noch üblich, wenn er auch unter Benutzung des Dachgeschosses zu Wohnzwecken etwas zusammenschrumpft (Gr. Wootz Abb. 77). Die dem Winde allzu sehr ausgesetzten Angriffspunkte sind


77. Gross-Wootz.


78. Reichow.

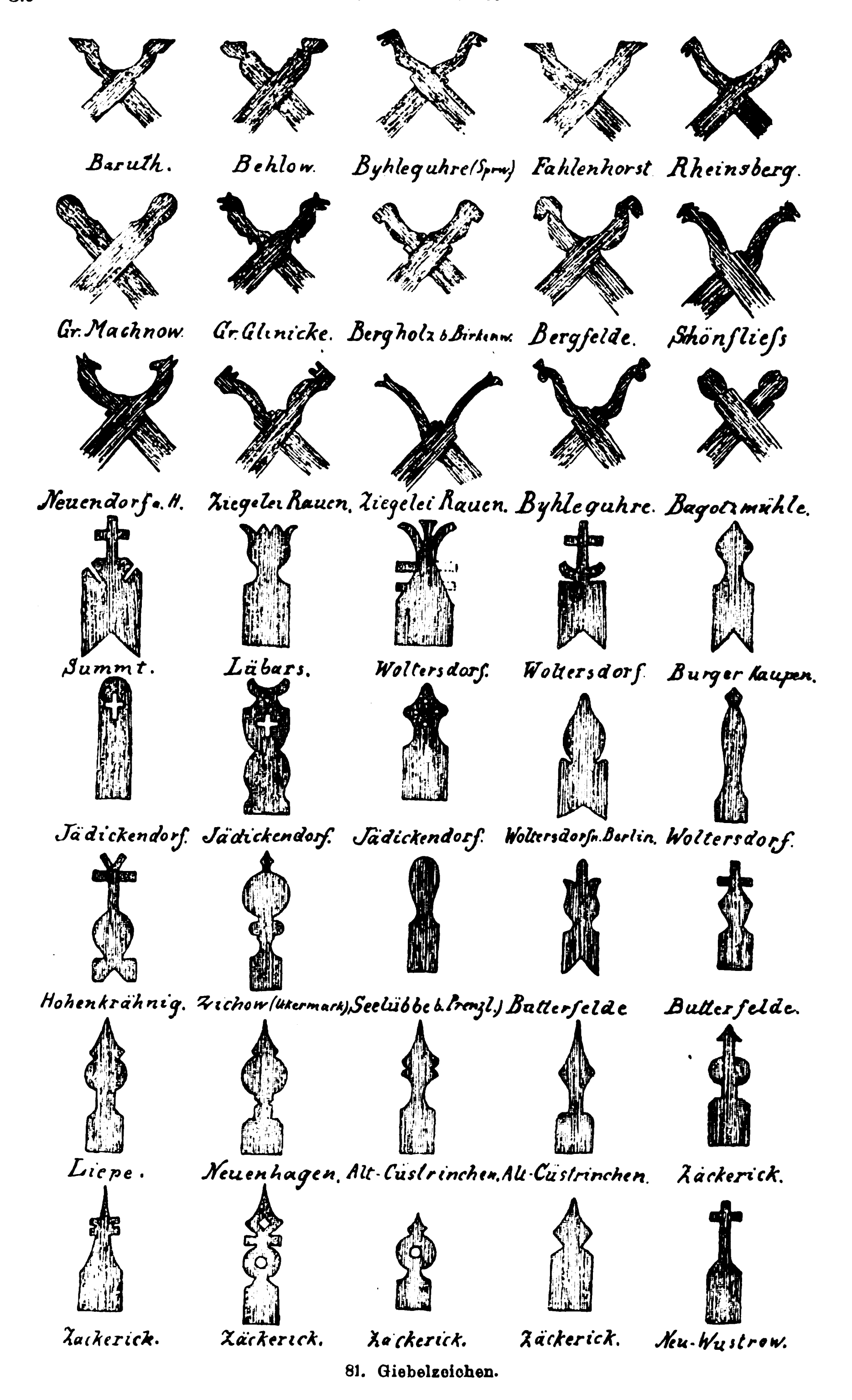
durch „Windlatten" geschützt oder auch wie in der Lausitz durch eine Art Strohummantelung, bei der Hohlziegel offenbar als Vorbild dienten (Reichow Abb. 78). Besondere Sorgfalt erheischt natürlich die Firstbindung (Abb. 69 u. 79), die von wagerechten Latten und sorgfältig gebundenen Strohschauben erzielt wird, die aber häufig durch kreuzweis mit einander verbundenen Holzkloben in wenig kunstreicher Gestalt (Abb. 11, 25, 27, 28 u. 52), oder auch durch einen zweiten aber verkürzten Strohmantel ersetzt wird. In zierlicher Weise ist dieses Bindungsprinzip in Mödlich durch ein Gestell von Holzklammern erreicht worden, die teils mit wagerechten Latten, teils mit einer den ganzen First begleitenden oberen Abschlusslatte in Verbindung stehen (Abb. 80).


79. Theisa.

In wendischen Gegenden ist, wie schon Leutinger hervorhebt, das Schindeldach einheimisch, das jedoch dem Ziegeldach fast gewichen ist. Nur an den Kirchen trifft man noch einzelne Reste dieser urwüchsigen und bodenständigen Kunst. Nach diesen zu urteilen, bevorzugte man in der Mark ein kleineres Format als in südlicheren, sächsischen und schlesischen, Strichen. Heut ist das alte Wendenhaus fast durchgehends mit Stroh gedeckt. Was Leutinger von dem Schiefer erzählt, kann man nur auf städtische Häuser beziehen, da mir in der ganzen Mark nicht ein einziges altes Bauernhaus mit dieser Dachdeckung vorgekommen ist.

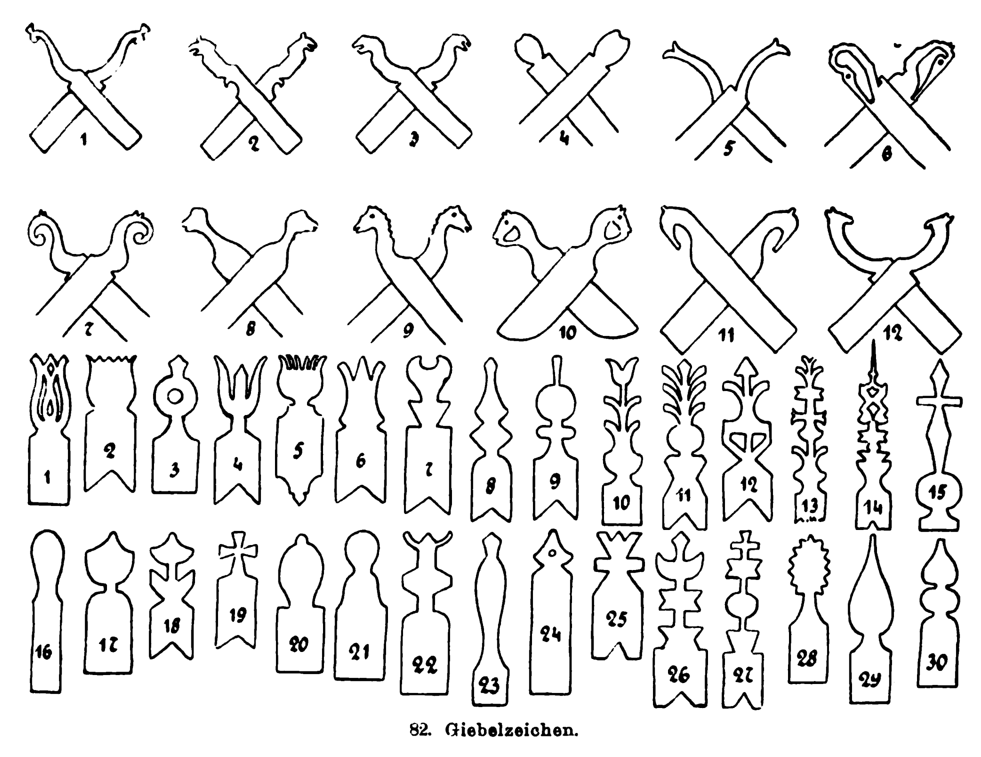

80. Mödlich.

Die Formen der Giebelverzierungen können unschwer in zwei Gruppen untergebracht werden. Bei der einen, die durch zwei gekreuzte Windlatten entstanden ist wie bei der anderen, hauptsächlich in der Neumark und hier auf Laubenhäusern stets, auf anderen wechselnd, vorkommenden Art, welche von einem senkrechten Brett gebildet wird, ist der technische Hergang derselben Art (Abb. 81 u. 82). Das, bezw. die Bretter werden je nach der Form ausgeschnitten, so dass ein geleimtes, genageltes oder überhaupt ein zusammengesetztes Giebelzeichen



81. Giebelzeichen.

vermieden wird. Während aber im übrigen Deutschland bestimmte Bilder in örtlichem Znsammenhange vorkommen, haben wir in der Mark eine ganze Reihe von Bildzeichen, die wahrscheinlich auf nur wenige Urformen zurückgehen, die sich aber im Laufe der Zeiten zu unbestimmten ornamentalen Gebilden verflüchtet haben. Der Pferdekopf, im westlichen und nördlichen Deutschland so häufig vorkommend, ist bei uns



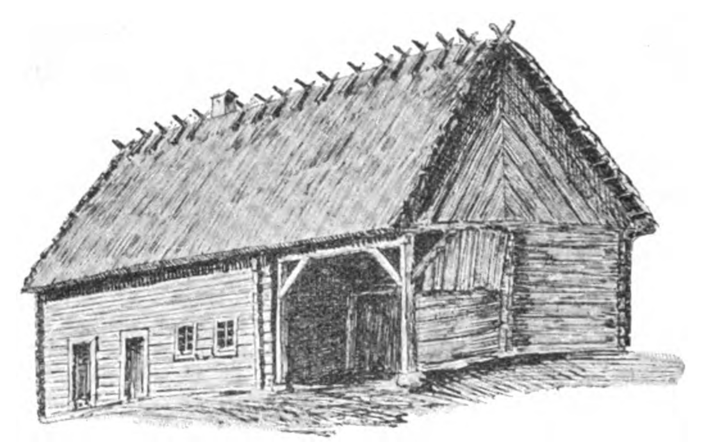
82. Giebelzeichen.

1. Gross-Glienicke bei Potsdam. 2. Desgleichen. 3. Liepe bei Oderberg. 4. Lieberose. 5. Rauen. 6. Seeren bei Lagow. 7. u 8 Mödlich. 9. Pröttlin (Prignitz.) 10. u. 11. Mödlich. 12 Hennigsdorf a. H.

1. u. 2. Grünz (Uckermark). 3. Zäckerick a. O. 4. Bertikow (Uckermark). 5. Falkenhagen (Uckermark). 6. Schwaneberg (Uckermark). 7. Stenzig bei Drossen. 8. Grünow bei Drossen. 9. Lagow bei Drossen. 10 bis 14. Dechsel bei Landsberg a. W. 15. Genshagen bei Teltow. 16. Falkenwalde (Uckermark). 17. Hasleben (Uckermark). 19. Bertikow (Uckermark). 20 bis 22. Kuhz (Uckermark). 23. Burger-Kaupen (Spreewald). 24. Selchow bei Lagow. 25. bis 28. Zorndorf. 29 bis 30. Wrechow (Neumark).

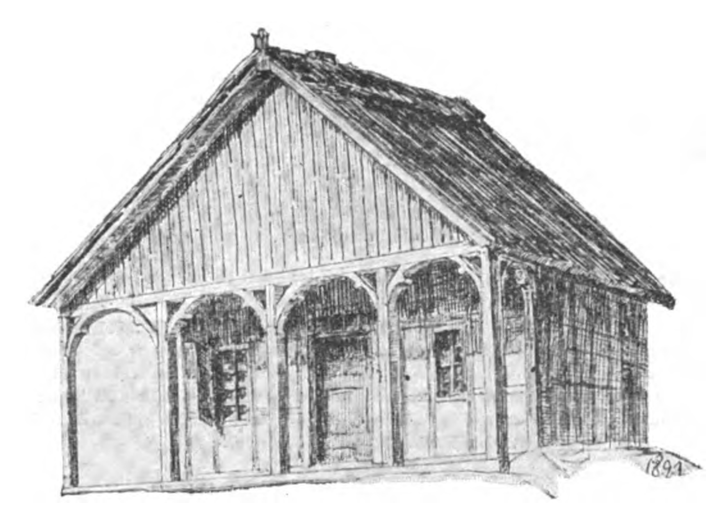
an den prignitzschen Dielenhäusern zu finden. Nur zweimal habe ich ihn südlicher nachweisen können, an der Rauener Ziegelei bei Fürstenwalde und — wunderbarer Weise wie bei Bremen die Köpfe nach innen einander zugekehrt — in Hennigsdorf a. H. Zahlreicher sind andere Bildungen, unter denen besonders zwei Typen hervortreten: der Hahnenkopf vorwiegend an den Häusern des Spreewaldes und ein sehr stilisierter, den man seiner heutigen Erscheinung nach vielleicht

als Hasen- oder Hundskopf deuten kann; wenigstens lassen die bisweilen herausgearbeiteten Füsse auf einen Vierfüsser schliessen. Daneben kommen rein ornamentale Bildungen vor, denen man irgend einen



83. Rädnitz. (S. Abb. 44.)

tierischen Ursprung nicht mehr ansehen kann, die aber doch wohl nur als Verkümmerungen solcher Formen aufzufassen sind, wie es sich durch



84. Zichow. (S. Abb. 45.)

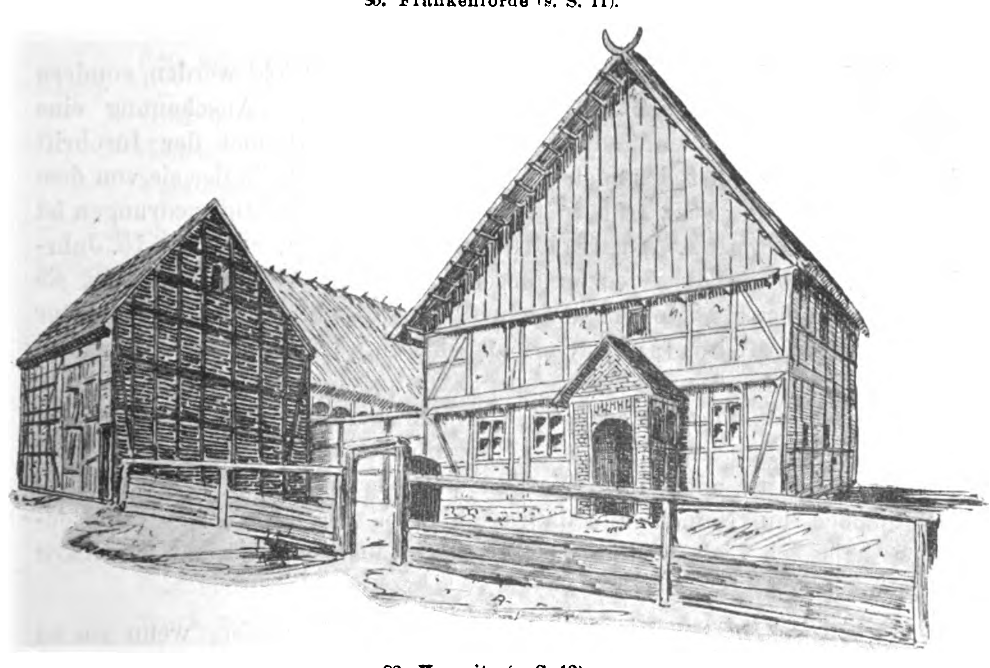
eine Reihe von Übergängen ergiebt. Nicht selten trifft man auch zwei verschiedene Sinnbilder, von denen das eine wohl eine ungenaue und nachträgliche Ergänzung ist. Die andere, senkrecht stehende Gruppe der Giebelfiguren geht nicht auf Tiervorbilder zurück, sondern ist einesteils aus Blumen, teils Symbolen, wie dem Kreuz, entwickelt; viel-

leicht ist auch ein Hauszeichen hier und dort unter der Form verborgen.*)

Zum Schluss dieses Abschnittes sei auch der Farbe noch gedacht. Dass das Fachwerk im Norden der Mark vielfach rot gestrichen wird,



85. Frankenförde (s. S. 11).



86. Kemnitz (s. S. 13).

ist bereits erwähnt. Früher soll man dazu Ochsenblut, das übrigens auch bei der Zubereitung der Dreschtenne keine unwesentliche Rolle spielt,

*) Bei Ziegeldächern fallen die Giebelzeichen natürlich fort. Doch kann man sich von den Vorstellungen, dass hier eine Figur fehle, nicht ganz frei machen, und

gebraucht haben. Heute, wo man nicht mehr so farbenfreudig ist, zieht man, wenn überhaupt, ein gedämpftes Braun vor. Die Füllungen werden übereinstimmend weiss gestrichen; nur vereinzelt wird eine gelbliche Farbe angewandt. Im Umkreise Berlins scheint vor einigen Jahrzehnten sich auch eine bläuliche Farbe vorübergehend eingeführt zu haben.



87. Reichow.

5. Hausinschriften.

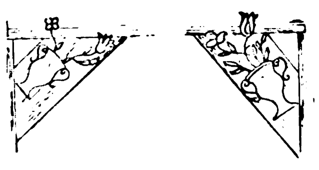
Nicht alle Hausinschriften können hier veröffentlicht werden, sondern nur einzelne, die durch die darin ausgesprochene Anschauung eine volkstümliche Grundempfindung bekunden. Die Heimat der Inschrift ist wieder das Gebiet des Sachsenhauses, die Prignitz, in der sie von dem Bauernhaus schon sehr früh in die städtische Architektur gedrungen ist (Wilsnack, Kyritz, Wusterhausen, Perleberg, aus dem 15. Jahrhundert). Wo sie die Grenzen dieser Landschaft überschreitet, ist sie schon vollends als Monumentalschrift auf die öffentliche Architektur übergegangen (Prenzlauer Gerichtsgebäude: Irae Malorum Svnt — MDCCXX — Laudes Justitiae; oder Strassburg i. U. Rathaus: Wer kann es machen überall, dass es jedermann gefall?) Nur im Süden der Mark, in der Lausitz, finden sich Spuren, dass die im Erzgebirge nicht unbekannte Sitte auch nach Norden sich verloren habe; sie schränkt sich jedoch auf Namen und Jahreszahl ein. In der Mittel- wie Neumark habe ich bisher Reste irgend einer Hausinschrift nicht entdecken können.

Die Inschrift befindet sich über der Dielenthür oder, wenn sie an einem fränkischen Hause erscheint, über dem grossen Thor und ist

---

so ist man manchmal auf wunderliche Gedanken geraten, um dort irgend etwas anzubringen. So fand ich einmal einen geschnitzten Vogel, ein ander Mal einen aus Blech geschnittenen Reiter und Pferd, einmal sogar in der Niederlausitz die Gipsbüste unsers alten Kaisers Wilhelm auf der Giebelspitze.

meist in flacher, erhabener lateinischer oder gotischer Schrift geschnitzt. Ab und zu sind auch Anfang und Ende mit einer Rosette oder sonstigem Ornament verziert (Abb. 88). Ursprünglich mag sie wohl, wie an andrer Stelle ausgeführt ist,*) wie das Giebelzeichen ein Schutzzeichen gegen Schaden jeder Art gewesen sein; davon geben aus der Mark jedoch nur wenige Kunde, die an der erwähnten Stelle angeführt sind. Meistens sind sie dem Gesangbuch oder der Bibel entnommen und können als Geleitwort des Erbauers gelten, der seinen wie seiner Ehefrau Namen und den Tag ihrer Ehe genau angegeben hat. Zu den gebräuchlichsten gehören:



88. Mödlich.

> In Gottes Namen fang ich an, was mir zu thun gebühret, mit Gott wird alles wohlgethan und glücklich ausgeführet.
> Mödlich 1796.

oder:

> Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu und trau des Himmels reichem Segen, so wird er bei Dir werden neu; denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verlässt er nicht. Mödlich 1820.

oder:

> Gott macht die dürren Berge nass, er kleidet Blumen, Laub und Grass; für seine Müh' ist nichts zu klein, er wird auch mein Versorger sein. Mödlich 1703.

Auch bekannte Sprüche, in denen eine Anspielung auf Bauen enthalten ist, sind nicht selten:

> Ich gründe meine Zuversicht auf dich, o Gott, und wanke nicht.
> Seedorf 1797.

> Wir haben gebaut auf festen Grund Gott lasse uns noch lange gesund. Wer Gott vertraut hat wol gebaut im Himmel und auf Erden. Wer sich verlasst auf Jesu Christ, der kann nicht zu Schanden werden. Lenzen 1732.

> Wo Gott die Hand dir reget, zur Arbeit Grund selbst leget, da fügt er Segen bei, wenn er davon sich wendet, wird nicht das Werk vollendet, ob noch so klug der Meister sei.
> Tacken 1857.

Auch direktes Anrufen Gottes ist nicht selten:

> Gedenke mein, mein Gott in vesten. Amen.
> Seedorf 1792.

*) Monatshefte der Ges. f. Heimatk. d. Mark Brandenburg, 1898, S. 286.

oder:

Der Herr segne und behute Dich vor allem Ungluck und Ubel.
Mödlich 1626.

oder:

Gott sieh Auf Dieses Haus In Gnaden Bewahr es vor allem Schaden. Mödlich 1784.

Dann kommen auch kurze Sinnsprüche vor wie:

Tracht stets danach was recht Obs schon nicht lobet jedermann. Seedorf 1799.

Oder es wird Bezug auf ein geschichtliches Ereignis genommen:

Was mich hat geraubt der Brand wird ersetz durch Gottes Hand. Seedorf 1797.

Erbaue wass zerstöret und wass die Gluth verheret, Ersetze diesen Brand, so wollen wir von neuem uns deiner Güte freuen und ehren danckbar deine Hand. Gross-Wootz 1811.

Es liessen sich diese Sprüche fortsetzen, doch möge dies wenige genügen, da sie hier ja nur soweit in Betracht kommen sollten, als sie für die Erscheinung des märkischen Bauernhauses von Wert sind.

---

6. Litteratur.

Eine eigene Litteratur über das märkische Bauernhaus kann es wohl nicht gut geben, doch wird das Haus hin und wieder von Schriftstellern erwähnt, bei denen man solche Erwähnung nicht vorweg vermutet. Erst in den letzten Jahren ist mit dem Wachsen der Gesamtlitteratur des Bauernhauses auch häufig das der Mark in den Kreis der Betrachtung gezogen; darum ist eine Zusammenstellung dieser Orte vielleicht an dieser Stelle nicht überflüssig:

Helmold, Chronik der Slaven: U. a. eine allgemeine Nachricht über Fachwerk-Hütten der Slaven.

Leutinger, Topographia. Giebt eine zutreffende aber wohl mehr das städtische Wohnhaus berücksichtigende Charakteristik des Äusseren.

Merian in seiner ca. 1650 erschienenen Topographie enthält brauchbare Abbildungen einzelner Häuser (Arnswalde, Boytzenburg, Fürstenwalde, Wulfshagen, Frankfurt a. O.)

Beckmann hat in dem 1. Teil S. 287 eine Reihe von Verordnungen zusammengestellt, die Schornstein, Dach und Baumaterialien betreffen und einige nicht unwichtige Veränderungen einleiteten.

Dominikus, Aus dem siebenjährigen Kriege. Tagebuch des preussischen Musketier Dominikus. München 1891. Charakterisiert u. a. das wendische Bauernhaus.

August Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin 1882. In dieser Schrift, die das Studium des Bauernhauses in neuerer Zeit wieder einleitete, teilt der Verfasser für die Mark nur einzelne Verbreitungsbemerkungen mit.

Rudolf Henning, Das deutsche Haus. Strassburg 1882. Behandelt die Mark nur insofern, als er ihre Häuser im Zusammenhang mit denen der umgebenden Provinzen Pommern, Posen, Westpreussen erwähnt.

Karl Schäfer. Deutsche Bauzeitung. 1883. Sp. 138. Abdruck eines Vortrages, der zum ersten Male die technische Seite der Entwickelung behandelt.

Bergau, Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg. Enthält Abbildung eines Spreewaldhauses und eines Laubenhauses aus Linum, S. 500, und einiger Bauernmöbel von dort.

Zeitschrift des Vereins für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte. In den Verhandlungen ist das märkische Bauernhaus oft und gründlich besprochen worden, zum Teil mit Abbildungen.

W. v. d. Schulenburg. 1880. S. 27—29, 224. Lausitzer Wendenhaus.

Jentsch. 1884. S. 434—436. Lausitzer Wendenhaus.

R. Virchow. 1886. S. 426 fg. Sächsisches Haus der Lenzer Wische.

W. v. d. Schulenburg. 1886. S. 123—144. Lausitzer Wendenhaus.

M. Müschner. 1887. S. 98—105. Lausitzer Wendenhaus.

Alfred G. Meyer. 1890. S. 527—530. Laubenhäuser des Oderbruches.

M. Müschner. 1891. S. 323. Lausitzer Wendenhaus.

W. v. d. Schulenburg. 1893. S. 149. Giebelfiguren.

Jentsch. Korrespondenzblatt für Anthropologie. 1893. S. 94. Ergänzt frühere Mitteilungen über das Wendenhaus der Niederlausitz.

Hans Lutsch, Wanderungen durch Ost-Deutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise. Mit 63 Holzschnitten. Berlin 1880. Bildet ab und erwähnt u. a. ein Laubenhaus aus Zichow.

Ernst Friedel. Bär. 1887. S. 6. Das letzte Bauernhaus mit Strohdach in Berlin.

Robert Mielke. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1892. S. 134 bis 141. U. a. das Äussere der sächsischen Häuser in Rohrbeck.

Ders. Archiv der Gesellschaft für Heimatkunde der Mark. Band I. 1893. S. 104—126. Versucht eine Schilderung und eine Entwickelung des Bauernhauses der Mark zu geben.

Gustav Albrecht. Bär XX. 1894. S. 492. (M. Abb.) Giebt ein Bild von dem Pfarrhause in Dallgow.

Ders. Berl. Neueste Nachr. 1896. No. 152. Über dasselbe Haus.

Robert Mielke. Volkskunst. 1896. S. 53 u. f. Einzelne märkische Bauernhäuser in Abbildungen.

Ders., Das Bauernhaus der Nuthe - Nieplitz - Niederung. Baugewerks-Zeitung. 1898. S. 1375—1377. Mit Abbildungen.

Hans Lutsch, Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Österreich-Ungarn und in der Schweiz. Berlin 1897. Eine Zusammenstellung aller etwa in den letzten 10 Jahren erschienenen Veröffentlichungen. Daneben in der Einleitung eine sehr beachtenswerte Übersicht der Punkte, die bei der Forschung zu beachten sind.

Robert Mielke, Der Neidkopf. Monatsblatt der „Brandenburgia“. 1898. S. 286—294. Im Zusammenhange mit anderem auch einzelne Hausinschriften aus der Mark.

Ernst Friedel. Ebda. 1898. S. 327—332. Ergänzungen dazu.

Ewald, Das Wendische Wohnhaus. Der Bär. 1899. S. 341. (M. 2 Abb.)

W. v. d. Schulenburg. Monatsblatt der „Brandenburgia“. 1899. S. 27. Schildert unter Bezugnahme auf die volkstümliche Sprache die Technik der Lehm-Fachwerke.



Spuren tektonischer Kräfte in dem Niederlausitzer Vorlande.

Spuren tektonischer Kräfte in dem Niederlausitzer Vorlande.

Von **Eduard Zache.**

Mit 2 Tafeln,*) einer Kartenskizze und einem Profil im Text.

Mit dem Namen des Niederlausitzer Vorlandes möchte ich den Abschnitt der Mark bezeichnen, welcher im Osten begrenzt wird von dem Thalzuge der Neisse und Oder, im Norden von dem Berliner Thal, im Süden von der Niederung des Oberen Spreewaldes nebst der Depression hinüber zur Neisse und im Westen von einem Streifen, welcher den Unteren Spreewald sowie die Seeen um Storkow und die Einebnung neben den Rauenschen Bergen umfasst.

Gliederung der Landschaft.

Ein Blick auf die Kartenskizze lehrt sofort die eigenartige Gliederung dieses Abschnittes kennen. Fast durch die Mitte desselben zieht sich eine Depression, welche das Thal der Spree oberhalb und unterhalb von Beeskow und im Anschluss hieran nach Süden hin den Grossen Schwieloch-See nebst einigen kleineren Seeen beherbergt. Hierdurch entsteht auf der östlichen Hälfte ein langer, breiter Rücken längs der Neisse und Oder, während auf der westlichen Seite ein zusammenhängender Rücken fehlt, da hier durch ein westöstlich gerichtetes Stück des Spreelaufes ein grösseres nördliches und ein kleineres südliches Plateau herausgeschnitten wird.

Die grosse Nordsüdrinne setzt sich nicht bis zur Spreeniederung nach Süden hin fort; daher bildet sich um den Grossen Schwielochsee ein Becken, dessen Böschung auf der West- und Südseite bis zum

*) Die Tafeln sind angefertigt nach Photographien des Oberprimaners des Andreas-Realgymnasiums Max Grabski.

Plateaurand, auf der Ostseite bis zur Wasserscheide des östlichen Rückens sich erstreckt und sich auf dem rechten Ufer der Spree auch auf der Nordseite noch verfolgen lässt. Der Grosse Schwielochsee ist daher das Sammelbecken für alle Fliesse, Bäche und Gräben dieser südlichen Hälfte.

Mit der Horizontalgliederung hängt auch die Gestaltung der Höhenverhältnisse zusammen. Die höchste Erhebung findet sich auf dem östlichen Abschnitt, dem Fünfeichener Rücken, und erreicht in dem Hutberge bei Fünfeichen 162 m Meereshöhe. Nach Süden flacht sich das Gelände ganz allmählich ab und doch behält es in der Hornoer Spitze noch 102 m Meereshöhe. In diesem Abschnitt entwickelt sich eine reiche Gliederung. Er beherbergt in seinem nördlichen Teil das Schlaubethal, welches neben der Wasserscheide hinläuft und an seinen Rändern im mittleren Stück noch 100 m Meereshöhe besitzt. Westlich daneben, parallel mit dem Schlaubethal, erstreckt sich noch eine zweite Rinne, deren Ränder im mittleren Lauf noch 80 m Erhebung über dem Meeresspiegel haben, und endlich folgt im Grunde die Spree, neben welcher der Plateaurand in der Höhe von Beeskow 55 bis 60 m Meereshöhe besitzt.

Nach Süden flacht sich das Gelände allmählich ab, so dass in der Wellmitzer Spitze auf der nördlichen Hälfte über 100 m und auf der südlichen wenig unter 100 m Erhebung über dem Meeresspiegel vorhanden sind. Die Wellmitzer Spitze findet nach Süden ihre natürliche Grenze in einigen Bächen und Fliessen, welche Guben gegenüber in die Neisse münden. Sie besitzt in ihrem Hinterlande eine Anzahl von zusammenhängenden Seeen und eine Reihe von Schluchten, welche an ihrem Nord- und Südrande zum Oder- und Neissethal hinabführen, während ihr mittlerer Teil und der Rand wenig zerrissen sind.

Nach Süden läuft der Rücken in die Hornoer Spitze aus. Sie ist ganz frei von Schluchten und Thälern und besitzt zur Neisse hin eine deutliche Böschung, während sie sich zum Spreethal in der Tauerschen Forst ganz allmählich einebnet.

Auf der westlichen Seite der Beeskower Spree liegt das Beeskow-Fürstenwalder Plateau. Es wird halbinselartig von der Spree umflossen und besteht in seiner Nordspitze aus einer ausgeprägten Hügellandschaft, dem Rauen-Petersdorfer Tertiärkern. In ihm erreichen die Rauenschen Berge 148 m und die Duberow-Berge 145,6 m Meereshöhe. Dieses Hügelland dehnt sich nach Süden hin aus bis zur Mitte des Scharmützel-Sees. Östlich desselben trifft man Höhen bis 120 m und westlich bis 94 m, während der Spiegel des Scharmützel-Sees 36 m hoch liegt.

Nach Süden schliesst sich hieran auf der Ostseite des Sees die Buckower Stufe, ein mehr ebenes Gebiet ohne Rinnenbildung, das bei dem genannten Dorfe 86,8 m Meereshöhe besitzt und sich ganz all-

mählich zum Spreethal abdacht, wo es bis auf 55 m ungefähr gefallen ist.

Auf der südlichen und westlichen Seite des Scharmützel-Sees legt sich die Alt-Schadower Forst vor. Die höchsten Erhebungen finden sich hier in der Umgegend der Seeenkette, welche die südliche Fortsetzung des Scharmützel-Sees ist; hier treffen wir an einer Stelle 100 m Meereshöhe und an einer anderen 106 m. An dem Vorsprung bei Alt-Schadow beträgt die Erhebung 69,8 m.

Den Abschluss endlich nach Süden bildet das Becken um den Grossen Schwieloch-See. Während der Spiegel des Grossen Schwieloch-Sees 42 m hoch liegt, steigt das Gelände nach allen Seiten hin ganz allmählich an, so dass es am Westrande bei Pretschen 78 m, im Marienberge bei Lübben 110 m, am Südrande im Straupitzer Weinberge 89 m, nach Osten in der Lieberoser Forst 112 und 108 m und bei Reicherskreuz 98 m erreicht. Am Nordrande des Beckens finden sich bei Gross-Muckrow 123 m und näher zur Spree bei Weichensdorf 81 m Meereshöhe.

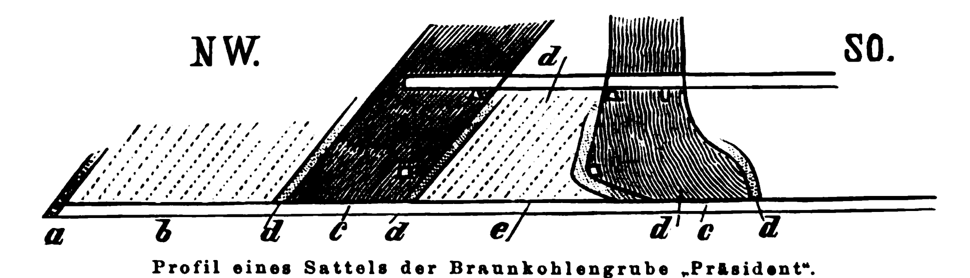
Geologische Beschreibung.

1. Der Fünfeichener Rücken.

In dem schmalen Streifen zwischen der Oberen Schlaube und dem Oderthal liegen die höchsten Erhebungen des ganzen Abschnittes. Es sind das die 162 m hohen Hutberge, von denen der eine dicht bei Fünfeichen und der zweite 3 km südlich des Dorfes liegt. Die Abflachung des Rückens zum Rande hin ist nach allen Seiten eine gleichmässige. Im Osten hat der Plateaurand bei Schönfliess noch 120 m und im Norden bei Riessen 85,8 m Meereshöhe; ebenso verhält es sich mit der Neigung zum Schlaubethal, denn an der Kante desselben sind in der Nähe von Bremsdorf noch 100 und 120 m über N.N. vorhanden. Nach Süden hin flacht sich das Gelände ganz allmählich ab. Vor dem Nordostabhang des Rückens liegt eine 3 km breite Vorstufe von ca. 40 m Meereshöhe. Sie beginnt bei Lawitz, und ihr Ostrand zieht sich über Fürstenberg, Vogelsang, Ziltendorf und Krebsjauche bis zur Südostspitze des Lebuser Plateaus. Dieses Vorland schneidet überall mit einer deutlichen Böschung gegen das Oderthal ab, die besonders schroff unterhalb Fürstenberg ausgeprägt ist. Das Oderthal hat in der Nachbarschaft dieser Stadt eine Höhe von 28 m über N.N. Der Übergang des Plateaus zur Vorstufe ist ähnlich ausgebildet wie überall sonst in der Mark, wo Höhe

und Niederung aneinanderstossen. Das Plateau endet in sanften, halbkegelförmigen Kuppen, zwischen denen flache Schluchten hinabführen, welche an der Grenze beider ihr Ende erreichen, so dass die Vorstufe ganz eben ist.

Den geologischen Kern des Fünfeichener Rückens bildet das Tertiärvorkommen von Schönfliess. Durch die Grube „Präsident“*) sind hier wichtige Aufschlüsse geschaffen worden, welche die Schichtenfolge vom obersten Tertiär zum untersten Diluvium anschneiden. Es sind vier Sättel im Braunkohlengebirge angetroffen worden, welche ein wenig nördlich der Chaussee Fünfeichen—Schönfliess beginnen. Die Sättel gehen nach Norden etwas auseinander, so dass der westlichste beinahe in der Richtung S.—N. mit geringer Abweichung nach O. und die



Profil eines Sattels der Braunkohlengrube „Präsident“.

a Nordische Geschiebe durch Brauneisenstein verkittet; *b* weisser Glimmersand; *c* Braunkohlenflöz; *d* Letten; *e* Formsand und Letten.

Figur 1.

übrigen in der Richtung SW.—NO. streichen. Der westlichste ist der umfangreichste und flachste, während weiter nach Osten die Aufrichtung immer steiler wird. Cramer**) sagt: „Die Ablagerung zeigt sich in parallelen Faltungen in einem Streichen von NNO. in SSW. Das Einfallen der bekannten Sattelflügel nach beiden Richtungen geht von 40° bis zur Saigerstellung und zum Überschlag.“ Das Profil (Fig. 1) geht durch den westlichsten Sattel der östlichen Gruppe und zwar in der Richtung NW.—SO. Den Kern des Sattels bilden Formsande und Letten, dann folgt das Braunkohlenflöz, welches von Letten eingeschlossen ist, und über diesen lagert weisser Quarzsand, der von einer Schicht nordischer Geschiebe, welche durch Brauneisenerz verkittet sind, bedeckt wird. Der Brauneisenstein bildet über den Geschieben eine 30 cm starke Schicht und besteht aus Kugeln von ungefähr 2 cm Durchmesser. Über dem Brauneisensteinflöz folgt ein heller, brauner, sandiger Thon. Die

---

*) Herrn Berginspektor Krause danke ich hier noch einmal herzlich für die gütige Führung und die Erklärung der Aufschlüsse.

**) Cramer, Beiträge zur Geschichte des Bergbaus der Provinz Brandenburg. V. Heft, S. 54.

nordischen Geschiebe bilden ein dichtes Pflaster auf der Sohle des Brauneisensteins und bestehen aus grossen und kleinen Steinen. Dieses Geschiebepflaster mit dem Brauneisenstein ist an mehreren Stellen aufgeschlossen und macht überall die Bewegungen der Flöze mit.

Der braune Thon über dem Eisensteinflöz, der also Diluvialthon ist, hat die Farbe des Geschiebelehmes; er ist weiter in einigen Ziegeleigruben am Ost-Rande des Fünfeichener Rückens aufgeschlossen, z. B. in einer Grube südlich der Chaussee Schönfliess—Fünfeichen dicht neben dem Dorfe. In dieser Grube, hart neben der Kohlenbahn, streicht der Thon von Ost nach West und fällt nach Norden unter einem flachen Winkel ein. Die Abhänge südlich der Chaussee bestehen bis zur Spitze aus diesem Thon. An dem Eingang zur Grube wird er überlagert von einem feinen weissen Sand, dessen Schichten dasselbe Einfallen haben. Dieser Sand bildet die Nordabhänge der Schönfliesser Schlucht. Südlich der Chaussee, wenige hundert Meter ins Plateau hinein, befinden sich noch andere Ziegeleigruben in demselben Thon. In einer derselben, deren Wand von Nord nach Süd verläuft, sind deutliche Stauchungen im Thon zu erkennen. Derselbe hellbraune Thon ist auch noch an der Nordostecke des Plateaus bei der Pohlitzer Mühle aufgeschlossen. Am nördlichen Eingang der Grube wird er von feinem weissen Sand, der Glimmerplättchen enthält, unterlagert. Die Grenzschicht beider fällt unter flachem Winkel nach Süd ein. Weiter ins Plateau hinein und in einem höheren Niveau steht derselbe Thon in einer zweiten Grube zu Tage. An anderen Stellen habe ich den Thon in grösserem Umfange nicht mehr aufgeschlossen gefunden. Es ist aber wahrscheinlich, dass der Rand südlich von Schönfliess noch eine ganze Strecke entlang aus diesem Material besteht. Jedenfalls macht es den Eindruck, als ob die Gehänge der Schlucht, in welcher die Chaussee Fürstenberg-Diehlo zum Plateau hinaufführt, aus diesem Thon sich aufbauen.

Auf dem Plateau besteht der Boden aus feinem weissen Sand, offenbar ist es derselbe Sand, welcher bei Schönfliess den Thon bedeckte, also Unterster Sand. Der Boden ist sehr arm, und es liegen grosse Schläge brach. Die Steine fehlen auf dem Acker gänzlich. Das Gelände ist hier 116 m hoch. Diehlo liegt in einer weiten und flachen Mulde. Nordwestlich des Dorfes hebt sich ein Hügelzug deutlich heraus, dessen Südspitze, der Wonden-Berg, 131 m Meereshöhe besitzt. Seine Kuppe besteht aus grobem kiesigen Sand mit Steinen, während an der Böschung abwärts sich die Steinbestreuung ganz allmählich verliert.

Der Weg von Diehlo nach Fünfeichen ist verhältnismässig fest, was offenbar von dem feinen Korn des Sandes herrührt. Die Steinbestreuung ist nur mässig. An einer Stelle trifft man in einem Wegeeinschnitt den feinen Sand und an einer zweiten, in einer Depression, den braunen Thon. Das Terrain ist fast eben und der Boden sehr unfruchtbar. Erst

kurz südöstlich vor Fünfeichen wird die Steinbestreuung deutlich. Es findet sich hier eine flache Grube im scharfen kiesigen Sand mit Steinen. Die Terrainhöhe beträgt 148 m. Westlich von Fünfeichen ragt der mehrfach erwähnte Hutberg empor. Der südliche Ausläufer desselben ist unbewaldet. Wenn man sich ihm vom Dorfe her nähert, beginnt die Steinbestreuung und der Weg führt durch scharfen Sand. Der Hutberg selber besteht aus feinem weissen Sand und trägt eine 1 m starke Kappe aus gelbem kiesigen Sand, der dicht gespickt ist mit Steinen bis zur Faustgrösse und der so fest verkittet ist, dass er eine senkrechte Wand bildet. Östlich von Fünfeichen ist noch ein zweiter Aufschluss vorhanden, es steht neben der Chaussee ein verfallener Ziegelofen und dahinter findet sich ein brauner Thon, welcher eine Kappe von Kies trägt. Die nähere Umgebung ist sehr steinreich, während weiterhin feiner Sand ohne Steinbestreuung den Boden bildet. Es ist also hier eine ähnliche Ausbildung der Kuppe wie im Wonden-Berge vorhanden.

Aus den Beobachtungen geht hervor, dass in dem schmalen Streifen des Plateaurandes nördlich und südlich von Schönfliess das Diluvium bis auf die untersten Schichten, den Thon und Sand, weggewaschen worden ist. Die Abtragung erstreckt sich aber nur auf die nächste Umgebung der Störungszone, deren Kern durch die Flözsättel bezeichnet wird. Hieraus, sowie aus der Concordanz von Diluvium und Tertiär folgt, dass die Faltung sich erst am Ende der Eiszeit, jedoch vor dem Eintritt der Abschmelzperiode, zugetragen haben kann.

Nördlich von Fünfeichen auf dem Wege nach Riessen findet sich kiesiger Sand mit guter Steinbestreuung, und am Wege sind Gruben im kiesigen Sand angelegt. Sobald das Gelände sich gegen die Schlucht des Planfliesses hin zu senken beginnt, hört die Steinbestreuung so gut wie gänzlich auf und es herrscht feiner weisser Sand. Weiter nördlich in einer flachen Senkung des Geländes steht in einer Grube Geschiebelehm zu Tage. Auf dem Acker daneben liegen nur wenige Steine. Erst dort, wo das Gelände zum Berliner Thal hin zu fallen anfängt, wird die Steinbestreuung lebhafter. Ein Wegeeinschnitt bei der Höhe 121 m geht durch scharfen, grauen Sand. Die Abdachung zum Berliner Thal ist ganz allmählich, und die Schluchten sind weit und flach. Auch hier steht noch einmal Geschiebelehm an, sonst herrscht scharfer, gelber Sand.

Am nordöstlichen Abhang des Plateaus, kurz westlich vor Pohlitz, findet man auf einem breiten und flachen Vorsprung des Plateaus in einer Grube festen, gelben Geschiebelehm mit zahlreichen Steinen. Der Nordeingang von Pohlitz führt durch einen Einschnitt aus feinem, thonigem, gelbem Sand. Am südöstlichen Ausgange dieses Dorfes ist ein 6 m hoher Sandberg angeschnitten mit scharfem kiesigen Sand. Die

einzelnen Schichten, welche sich durch ihr Korn und ihre Farbe deutlich von einander abheben, stehen in dem ganzen Aufschluss senkrecht.

Die Vorstufe neben dem Plateau besteht aus scharfem kiesigen Sand mit Steinen. In der Nähe des Plateaurandes bei Schönfliess und Pohlitz ist der Boden deutlich braun gefärbt und etwas fester als weiter ab. In der Umgegend der Pohlitzer Seeen und unterhalb derselben finden sich Dünen, während oberhalb dieser Stelle der Boden ganz eben ist. Die Unfruchtbarkeit dieser Vorstufe ist sehr gross.

Wenden wir uns nun der Betrachtung des östlichen Schlauberandes zu. Bei Müllrose dacht sich das Plateau ganz allmählich zum Berliner Thal ab. Die Ufer des Müllroser Sees sind niedrig. Der Boden des Müllroser Vorsprunges besteht aus Unterem Sand, der nur wenig Steine trägt. Erst weiter nach dem Innern hin, etwa in Höhe der Unterförsterei, geht der Weg durch festen Oberen Geschiebelehm, wodurch sich auch die Steinbestreuung im Walde erklärt. Das Gelände ist eben. Am Westausgange von Tschernsdorf führt der Weg durch scharfen Sand zur Höhe hinauf. Auf derselben bildet ein lehmiger Sand mit Steinen die Decke. Bei dem Dorfe ist eine Ziegelei im Betrieb, welche den Geschiebelehm verarbeitet, wie er in einer flachen Grube zu Tage tritt. Auch südlich des Dorfes herrscht ein lehmiger Sand, in welchem die Feldfrüchte gut gedeihen. In dem Walde südlich von Tschernsdorf fehlen die Aufschlüsse. Es liegen grosse Blöcke auf der Oberfläche, und der Weg geht an einer Stelle durch Geschiebelehm, sonst scheint der Sand vorzuherrschen. Dieser Teil der Neuzeller Klosterforst (Block I) ist ein prachtvoller Eichenwald.

Nördlich der Chaussee Fünfeichen—Bremsdorf läuft das Planfliess. Es ist das einzige umfangreiche Thal, welches zur Schlaube hinabführt; es ist tief ausgewaschen und besitzt steile Wände, an denen der Sand blossgelegt ist. Südlich desselben ist der Obere Geschiebelehm an einigen Stellen in grösserem Umfange aufgeschlossen. So z. B. nordwestlich von Fünfeichen, wo ihn der Weg nach Müllrose anschneidet. Hier wächst auch ganz ausgezeichnetes Getreide. Zwischen dem Planfliess und dem Kl. Treppel-See findet sich auf dem Rücken auch Lehm. Derselbe ist am westlichen Ufer in heller Ausbildung angetroffen worden. Die Ufer des Sees haben mehrere Quellen, welche entweder eisenhaltig sind oder einen weissen Schaum absetzen. Am Seeufer geht der Lehm nach unten bezw. nach Osten in blauen Thon über.*)

Zwischen Fünfeichen und Bremsdorf, sobald der Abfall zum Schlaubethal beginnt, geht die Chaussee durch festen Oberen Geschiebelehm von

*) Nach gütigen Angaben des Herrn Forstmeisters Reuter, wofür ich hiermit noch einmal danke.

rötlich gelber Farbe, und der Acker in der Nachbarschaft ist sehr steinreich. Am Nordausgange vom Bremsdorf, dort, wo der Weg durch einen Einschnitt aus der Senke mit dem Dorfe zur Höhe hinaufführt, ist der Untere Sand angeschnitten, es ist ein scharfer kiesiger Sand. Westlich von Bremsdorf aber sind mehrere gute Einschnitte im Oberen Geschiebelehm vorhanden. Gleich hinter dem Dorfe läuft die Chaussee durch festen, braunen Oberen Geschiebelehm mit Steinen. Sobald der Abfall zum Schlaubethal deutlicher wird, nehmen die Aufschlüsse im Geschiebelehm eine noch grössere Länge an. In dem letzten Aufschluss, dem Kranichberg, dicht vor dem Schlaubethal, bildet der Obere Geschiebelehm die Kuppe des Berges und darunter liegt scharfer Unterer Sand. Dieselbe Erscheinung, dass sich der Geschiebelehm auf der obersten Kante neben dem Schlaubethal erhalten hat, zeigt sich auch bei der Kieselwitz-Mühle. Nach dem Innern zu ist hier der Acker mit Steinen dicht bedeckt. Das Gelände ist neben dem Schlauberande weithüglig bis eben und besitzt eine Erhebung von über 100 m Meereshöhe.

Das Schlaubethal liegt auf der breiten, flachen westlichen Böschung des Fünfeichener Rückens, die sich gleichmässig bis zum Spreethal fortsetzt. Infolgedessen treffen wir auf dem linken Ufer der Schlaube in der Nähe des Randes von Nord nach Süd folgende Höhenzahlen: 63, 76, 84, 91, 99, 100, 112. Nach Westen fällt das Gelände ganz allmählich weiter, bis es neben der Spree auf einige 60 m herabgegangen ist.

Für die Gliederung der Landschaft von Wichtigkeit ist eine zweite Rinne, welche in 3 km Abstand westlich parallel mit dem Schlaubethal sich erstreckt. Sie beginnt im Süden mit dem Krüger-See bei Gross-Muckrow und geht über den Schröder-, Möschen-, Chossewitzer und Klinge-See durch das Ölse-Fliess zum Ölsener See, welcher sich nach Norden hin in zwei Arme gabelt. Der westliche Arm entlässt das Ölse-Fliess zur Spree und der östliche verliert sich nach Norden allmählich in eine flache Rinne. Das Gelände zwischen dieser Rinne und der Schlaube liegt in der oberen Hälfte 100 m hoch und in der unteren 80 m.

Am Nordrande des Plateaus ist hier ein deutliches Vorgebirge ausgeprägt. Es wird gebildet von dem 89,4 m hohen Dachsberge und dem 102,6 m hohen Zeisig-Berge, während dicht neben der Spree noch der Schwarze Berg mit 78 m zu nennen ist. Der Boden dieser Berge ist weisser Sand mit Steinbestreuung. Doch schreibt Berghaus von den beiden Dörfern Ragow und Merz: „Ragow hat auf der Höhe lehmigen Sandboden und Merz hat sandigen Lehmboden, darunter Mergel und in der Niederung einen humusreichen, schwarzen, sehr ergiebigen Boden“. Bei Grunow geht die Niederung ganz unmerklich in das Plateau über.

In der Umgegend von Grunow trifft man Geschiebelehm, so führt z. B. der Weg zur Ölsener Mühle südlich des Dorfes durch Oberen Geschiebelehm; derselbe steht auch in einer Grube auf dem Mühlberg zu Tage, und weiter geht östlich des Dorfes die Chaussee zur Bremsdorfer Mühle in einem langen, 2 m hohen Aufschluss durch Oberen Geschiebelehm. Auch in der Umgegend von Dammendorf sind Lehmlager vorhanden und werden in 3 Ziegeleien ausgebeutet. Die Chaussee nach Grunow schneidet am Ostrand der Schlucht, welche den Ölsener See nach Norden fortsetzt, Oberen Geschiebelehm an, welcher von Unterem Sand unterlagert wird. Endlich hat auch der westliche Abhang des Schlaubethales neben der Bremsdorfer Mühle einen Aufschluss im Oberen Geschiebelehm aufzuweisen.

Die Abhänge des Schlaubethales bestehen gänzlich aus Unterem Sand, denn, obgleich im Grunde des Thales Wege angelegt worden sind, so haben dieselben doch nirgends den Unteren Geschiebelehm angeschnitten. Die Neigung der Gehänge ist oft sehr steil. Das Schlaubethal beginnt oberhalb des Wirchen-Sees mit einem schmalen Wiesengrund, dessen östliches Ufer steil und hoch ist. An dieser Stelle ist die westliche Böschung des Thales angeschnitten, sie besteht aus scharfem Sand. Neben der Böschung liegen zahlreiche Steine. Da die Abhänge des Schlaubethales sowie dessen nähere Umgebung dicht bewaldet sind, so fehlen weitere Aufschlüsse.

Erst der Anfang der Nachbarrinne bietet solche dar. So z. B. der Chossewitzer See. Derselbe besitzt ein steiles östliches Ufer, während das westliche fast ganz flach ist. Am westlichen Eingang des Dorfes, das auf dem steilen Abhang neben dem See liegt, findet sich im Aufstieg der Geschiebelehm angeschnitten. Ein zweiter Aufschluss ist am Südausgang des Dorfes vorhanden. Hier ragt eine steile Wand aus Geschiebelehm empor, welche bis zum Seespiegel hinabreicht. Auf der Höhe über diesem Aufschluss, östlich neben dem See, herrscht kiesiger Sand mit zahlreichen Steinen. Diesen Lagerungsverhältnissen nach darf man den Geschiebelehm wohl als Unteren Geschiebelehm ansprechen.

Von dem Fünfeichener Rücken bleibt nur noch der schmale Streifen bis zur Spree für die Beschreibung übrig. Das Terrain flacht sich allmählich weiter ab und wird ganz eben, so z. B. in der Umgegend von Reudnitz und Schneeberg, wo es 62 m Meereshöhe erreicht. Nördlich hiervon breitet sich die weite Niederung des unteren Ölse-Fliesses mit 47 m Meereshöhe aus. Sobald man östlich neben Beeskow das Plateau erreicht hat, ist der Boden ein sandiger Lehm, und erst weiter nach Osten, wo der Wald beginnt, wird der Boden reiner Sand, doch treten auch in ihm noch lehmhaltige Partien auf, die als Acker dienen. In einer Grube 2 km westlich von Reudnitz steht scharfer kiesiger Sand zu Tage. Bei Krolls Hof ist der Boden sehr sandig, und es finden sich

einige Steinhaufen. In einer Grube nördlich von Ölsen steht gut geschichteter scharfer Unterer Sand an. Gross- und Klein-Briesen liegen in einer flachen Depression mit sandigem, aber doch fruchtbarem Boden. Südlich der Dörfer gegen den Bahnhof Weichensdorf hin findet sich eine dünne Lehmdecke, wie eine flache Grube lehrt. Die Feldfrüchte stehen sehr gut, und bei dem Vorwerk Weichensdorf werden Zuckerrüben in einem lehmigen Sande gebaut.

---

2. Die Wellmitzer Spitze.

Die Grenze gegen den Fünfeichener Rücken beginnt bei Lawitz und streicht nördlich von Möbiskruge und südlich von Kobbeln vorbei über Treppeln bis zum Anfang des Schlaubethales. Nördlich dieser Grenzlinie finden sich noch Höhen von 150 m und südlich derselben nur noch solche bis 120 m Meereshöhe, obgleich sich auch noch einzelne Kuppen darüber hinausheben, z. B. der Hutberg bei Ossendorf mit 136,6 m Meereshöhe.

Nördlich von Lawitz ist die Stelle, wo das Fürstenberger Vorland neben dem Plateau seinen Anfang nimmt. Vom Lawitzer Grunde aus führt nach Norden der Weg auf das Vorland hinauf. Über der Sohle des Lawitzer Grundes steht neben dem Wege im Einschnitt Geschiebelehm an. Er ist hart, hellbraun und mit Steinen gespickt. Über ihm lagert ein gut geschichteter Sand, welcher in seinen tieferen Schichten kiesig ist und nach oben hin feiner wird. Dieser Sand bildet die Oberfläche des Vorlandes, das hier eine Meereshöhe von 50 m besitzt. Es ist wohl kein Zweifel darüber möglich, dass wir es hier mit Unterem Geschiebelehm und Unterem Sand zu thun haben. Auf der westlichen Seite des Hohlweges steigt das Plateau empor; auch hier liegt an der Basis Unterer Geschiebelehm und über diesem ein sehr sandiger, brauner Thon bis zur Spitze der vordersten Bergkuppe. Geht man nach Lawitz hinein, so finden sich an der Böschung noch mehrere schöne Aufschlüsse. Immer ist in ihnen in der Höhe des Thalweges der Untere Geschiebelehm aufgeschlossen und unter ihm an einigen Stellen ein weisser Sand mit Glimmerplättchen. Über dem Unteren Geschiebelehm liegt ein geschichteter, grober, rötlicher Sand. Der Untere Geschiebelehm, dessen Unterkante wellenförmig gebogen ist, zeigt im Innern Stauchungserscheinungen. Ein zweiter sehr schöner Aufschluss findet sich in dem Hohlwege, welcher, etwa in der Mitte des Dorfes beginnend, zum Weissen Berge emporführt. Dicht hinter dem Dorfe nach einer geringen Erhebung wird der Untere Geschiebelehm angeschnitten. Derselbe ist sehr ungleich ausgebildet, obwohl er Geschiebe führt, treten in ihm doch Partien mit

deutlicher Schichtung auf, daneben finden sich Nester aus Kies und Geschieben, die sehr gestaucht erscheinen. Unter dem Geschiebelehm liegt ein scharfer kiesiger Sand, welcher in seinen Schichten gleichfalls Unruhe zeigt. Über dem Unteren Geschiebelehm folgt in dem Hohlweg eine 10 cm starke Schicht eines kiesigen Sandes und darüber ½ m Thon, der in thonigen Sand übergeht; dieser wird nach oben immer schärfer, bis er echter Mauersand geworden ist. Ein solcher Mauersand bildet den bei weitem grössten Teil der Böschung. An der Plateaukante wird er unregelmässig geschichtet und schliesst Kiesnester und Geröllhaufen ein. Auf der Spitze, die den Namen „Weisser Berg“ führt, herrscht weisser Sand mit Steinbestreuung. Letztere ist namentlich auf dem Abhang zur Schlucht, welche nach Diehlo hinaufführt, sehr ausgesprochen. Vom Weissen Berge mit 83,8 m Meereshöhe hat man einen prachtvollen Einblick in die Landschaft. Lange und gut ausgebildete Schluchten schaffen reiche Abwechslung in dem Plateau. Auf der Höhe bei Lawitz ist die ganze Flur bestellt; Getreidefelder und Kartoffelschläge wechseln miteinander ab, soweit das Auge reicht.

Die Thalgehänge der grossen Schlucht von Lawitz nach Diehlo zeigen in ihren unteren Teilen einen ausgesprochen braunen Farbenton, während nach der Spitze hin die weisse Farbe sich einstellt. Diese unteren Partien bestehen aus festem Lehmboden mit guter Steinbestreuung. Aus dem Vorherrschen des Lehmbodens folgt wohl, dass der Untere Geschiebelehm eine grosse Mächtigkeit besitzt; dieser Schluss wird noch bestätigt durch die Aufschlüsse im Hohlwege. In diesem steht er an bis zur Wegegabel Möbiskruge—Diehlo. Und erst oberhalb dieser Gabel tritt der scharfe Untere Sand auf, der dort, wo er kiesig ist, gut ausgeprägte diskordante Parallelstruktur besitzt. Sobald der Hohlweg fast die Höhe erreicht hat, und er nur noch schwach eingeschnitten ist, bestehen die Ränder aus Oberen Geschiebelehm. Auch das Ackerland neben der Strasse ist solcher, und auf ihm steht das Getreide sehr gut. Der Obere Geschiebelehm hält sich hier auf der Höhe mit 102 m in einer ziemlichen Ausdehnung und nur in der Nähe der Schlucht Möbiskruge—Lawitz wird der Boden sandig. Der Sand bleibt herrschend bis kurz vor Möbiskruge, wo, ein wenig nördlich des Dorfes, der Boden lehmhaltiger wird. Es treten hier in ihm zwei deutliche Sölle auf. Guter Geschiebelehm steht in dem tiefen Einschnitt zu Tage, welcher von der Höhe zum Dorfe im Thale hinabführt. Auch in dem Wege Möbiskruge—Diehlo führt auf der Höhe ein Einschnitt durch Oberen Geschiebelehm. Über diesen eben beschriebenen Abschnitt bringt Berghaus*) einige Notizen: „Im Neuzeller Stiftsgebiet finden sich einige Spuren von heidnischen Begräbnissen. So bei Neuzelle, Schlabe, Möbiskruge, Well-

*) Berghaus: Landbuch, 1. Bd. S. 199.

mitz, Breslagk. Alle diese Grabhügel, deren es bei Breslagk ehemals nicht mehr als 60 gab, sind mit grossen Steinen belegt und der ganze Landstrich, der den gebirgigen Teil der Niederlausitz ausmacht, ist ein Fundort zahlreicher Versteinerungen meist mit Kalk und Feuersteinen. Möbiskruge liegt in einem freundlichen Thal zwischen flachen Hügelreihen, und diese Höhen sind sehr reich an Geschieben, ohne dass sie ein eigentliches Lager bilden. Ebenso oft finden sich die Geschiebe im Walde, wenn man den Hutberg überschreitend, nach Kieselwitz und dem Schlaubethal geht, und die Feldmark von Cobbeln, welche mit der von Möbiskruge grenzt, ist ebenso steinreich als diese. Wie zahlreich die Geschiebe gewesen sein müssen, lässt sich schon daraus ermessen, dass man im Stande gewesen ist, auf der Feldmark Bresinchen die meisten Feldwege und den Gubener Herweg über Gross-Breesen und Grunewald zu pflastern."

Westlich von Möbiskruge mündet der Cobbel-Grund in das Möbiskruger Thal. Es ist das eine breite und tiefe Schlucht mit steilen Rändern und kleinen Nebenschluchten, die sich weit nach Süden hinzieht. Unweit der Ausmündung liegt neben dem Rande eine Ziegelei, welche Oberen Geschiebelehm verarbeitet. Der Südrand der Möbiskruger Schlucht ist schroffer als der Nordrand. Unter den Kuppen, welche ihn begleiten, ist der Hutberg 118 m hoch und besteht aus Unterem Sand, der mit Steinen dicht bedeckt ist. Am Südausgange von Möbiskruge steht im Thal in einer Grube feiner, thoniger, gut geschichteter Unterer Sand an, der auch in dem Hohlweg nach Cumro aufgeschlossen ist, wo er in halber Höhe durch Oberen Geschiebelehm überlagert wird. Auf dem Plateau selbst herrscht dagegen wieder der Sand. Derselbe hält sich bis Cumro und wird gelegentlich auch steinig. In der Schlucht, welche nach Cumro hinabführt, steht derselbe feine Sand an. Er ist gut geschichtet, und es wechseln in ihm dunkle und helle Streifen, von denen die ersteren nur schwach sind. Dieser Sand erhält sich in der ganzen Länge der Schlucht bis zum Dorfe hinab, so dass er sehr mächtig sein muss. Erst am unteren Ausgang von Cumro, in der Höhe der Thalsohle, ist fester Unterer Geschiebelehm aufgeschlossen, der von Sand unterlagert wird. Die Geschiebelehmwand ist 3 m mächtig. Noch weiter thalwärts zwischen Schlaben und Neu-Zelle ist das Liegende des Unteren Geschiebelehms, ein weisser Sand, aufgeschlossen. Unter dem Geschiebelehm ist zwischen diesem und dem Sand eine Übergangsstufe vorhanden, da unter dem Geschiebelehm zunächst starke, hellbraune Thonschichten auftreten, zwischen denen schmale Sandstreifen eingeschaltet sind, während tiefer hinab die Thonschichten schwächer und die Sandschichten stärker werden, bis die Thonschichten endlich gänzlich verschwunden sind. In Schlaben ist der Untere Geschiebelehm noch einige Male angeschnitten, ebenso an einem Abhang zwischen Neu-Zelle und dem Bahnhof. An letzterer

Stelle bildet er eine 6 m hohe Wand und liegt auf Sand, über dem auch jene Zwischenstufe auftritt.

Südwestlich von Möbiskruge folgen die Feldmarken von Cobbeln und Treppeln mit sehr sandigem Boden. Erst südlich von Treppeln, wo das Gelände ganz eben ist, wird der Boden besser, und am Wege liegen einige grössere Blöcke sowie Haufen von Steinen. Noch weiter nach Süden ändert sich auch die Configuration der Landschaft. Es lässt sich eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Moränenlandschaft herausfinden. Der Mittelpunkt dieses Gebietes ist der Abschnitt zwischen Henzendorf, Göhlen und Bahro. Schon in dem Strich westlich von Henzendorf tritt Geschiebelehm auf, und die Oberfläche trägt reiche Steinbestreuung. Am Nordausgange von Henzendorf steht in einem tiefen Wegeeinschnitt bis zur Oberkante 5 m mächtig Oberer Geschiebelehm zu Tage. Auf der gegenüberliegenden Böschung ist gut geschichteter Sand angeschnitten. Das Dorf selber liegt sehr malerisch tief im Grunde neben einem See. Die Gebäude sind oft förmlich in den Bergabhang aus Geschiebelehm hineingebaut. Die Ställe und Scheunen bestehen aus Feldsteinen. Gegen Bahro hin herrscht wieder Sand mit Steinbestreuung. Am Südeingange dieses Dorfes verarbeitet eine kleine Ziegelei den Oberen Geschiebelehm, welcher in einer flachen Grube ansteht. Auch nördlich von Ossendorf ist der Boden ein harter Lehm, während der Hutberg (136,6 m) südlich des Dorfes aus Sand besteht.

Der Plateau-Rand südlich von Neu-Zelle biegt scharf nach Osten vor und bildet bis Wellmitz genau die Fortsetzung des Oderrandes auf dem rechten Ufer der Neisse. Die höchste Erhebung ist der Hutberg südlich von Streichwitz mit 129,6 m. Während der Plateau-Rand in der Umgegend von Neu-Zelle durch tiefe Schluchten zerrissen ist, bleibt er in der Umgegend des Wellmitzer Vorwerkes arm an Schluchten und besitzt 63 m Meereshöhe. Westlich von Wellmitz breitet sich eine freie Hochfläche aus, deren Boden aus Oberen Geschiebelehm besteht. Östlich vor Streichwitz hebt sich ein deutlicher Hügelzug heraus, an dessen Fuss weisser Sand zu Tage tritt, während nach dem Gipfel hin der Weg durch Geschiebelehm geht. Die Steinbestreuung ist mässig. Die Spitze des Groske-Berges ist Geschiebelehm. Streichwitz liegt am Rande eines weiten Thalzuges, in dessen Grunde der Kahnkopfebach über Schwerzko, Cumro, Schlaben und Neu-Zelle zur Oder fliesst. Auf der gegenüberliegenden Seite der Depression sieht man auf der Höhe Ossendorf. Im Dorfe Streichwitz und südlich desselben auf dem Wege nach Bomsdorf steht Oberer Geschiebelehm an. Der Hutberg neben Streichwitz ist ein isolierter Kegel mit steiler Böschung aus festem Oberen Geschiebelehm, und die Oberfläche trägt reichlich Steinbestreuung. Östlich dicht neben ihm ragen einige niedrigere Sandberge empor. Nach Süden lässt sich der Geschiebelehm bis Bomsdorf verfolgen und ist in

einigen Einschnitten sehr schön aufgeschlossen. Die Steinbestreuung ist mässig. Bei Bomsdorf beginnt mit einigen kleinen Seeen die Rinne, welche nach Norden zur Oder bei Neu-Zelle und nach Süden zur Neisse bei Guben führt. Auch südlich von Bomsdorf ist noch Geschiebelehm vorhanden, sobald aber die Heide beginnt, hört er auf und erscheint erst wieder südlich derselben gegen Drewitz hin. In der Nachbarschaft dieses Dorfes herrscht lehmiger Sand. An seinem Südausgang befindet sich eine tiefe Grube im Unteren Sande. Auf der Höhe ist der Boden wieder lehmiger Sand mit Steinbestreuung, doch hält er in dieser Ausbildung nicht lange aus, nämlich nur bis zur Hälfte des Weges nach Lauschitz. Im Inneren dieses Dorfes sowie an seinem Nordausgange ist Oberer Geschiebelehm angeschnitten, und es ist ein grosser Haufen von Blöcken aufgeschichtet. Auch die Umgegend von Sembten verrät Geschiebelehm mit Steinbestreuung, derselbe tritt noch in der Umgegend von Steinsdorf hervor und erst östlich des Dorfes, wo das Gelände nach dem Rande hin zu fallen beginnt, wird der Boden sandig.

---

3. Die Hornoer Spitze.

Als die südliche Fortsetzung des Fünfeichener Rückens ist die Hornoer Spitze anzusehen. Die Erhebung über den Meeresspiegel hat sich ganz allmählich auf 93, 89 und 80,5 m abgeflacht, und nur an der äussersten Südspitze sind noch 102 m vorhanden. Die Oberfläche ist ganz eben. Längs der Bahn Guben—Peitz zeigen die Einschnitte nur scharfen kiesigen Sand. „Weiter an der Neisse,“ sagt Berghaus,*) „am linken Ufer des Flusses, ist die hochgelegene Gegend von Taubendorf und Griesen bis gegen Horno der Fundort kleiner und grosser Geschiebe, die hin und wieder kleine Lager bilden.“ Die Spitze bei Horno flacht sich nach Heinersbrück ganz allmählich ab, während sie zur Neisse eine scharfe Böschung besitzt. Westlich vor Horno, wo die flache Böschung für eine kurze Strecke in eine energische übergeht, steht Oberer Geschiebelehm an, der mässig Steine führt. Auch neben dem nördlichen Ausgang von Horno findet er sich wieder und erstreckt sich noch bis Griesen. Neben diesem Dorfe ist der Rand eingeebnet, so dass er beackert wird, während der Steilrand, der sonst herrscht, bewaldet ist. Nördlich von Griesen, wo das Gelände nur 80 m Höhe besitzt, ist der Boden sandig, und in einer flachen Grube ist scharfer kiesiger Sand aufgeschlossen. Nach Taubendorf hin erhält sich dieser Sand. Es ist hier südlich des Dorfes wieder ein schroffer Vorsprung vorhanden, während weiterhin die Böschung verschwindet, um noch

*) a. a. O. I. Bd., S. 199.

einmal in Höhe von Kerkwitz steiler zu werden und zwar so schroff, dass sie keinen Wald mehr trägt. In der Umgegend von Kerkwitz trifft man wieder den Unteren Sand an der Oberfläche. Derselbe bildet auch bei dem Bahnhof Kerkwitz, 1/2 m stark, die Decke eines Lagers von Diluvialthon, welcher 6 m mächtig ist. In einer Tiefe von 2 m zieht sich durch das Thonlager eine schwache schwarze Schicht, welche im frischen Zustande zähe wie Pech ist und die beim Trocknen fest wie Steinkohle wird. Das Thonlager hat eine grosse Ausdehnung, es erstreckt sich bis unter den Bahnkörper und westlich noch ein Stück ins Land hinein. Unter dem Thon ruht wieder scharfer Sand. Die Tauernsche Forst ist ganz eben, und die Eisenbahn Peitz—Lieberose schneidet nur scharfen, gelben Sand an.

---

4. Der Rauen-Petersdorfer Tertiärkern.

Die Rauenschen Berge sind der nördlichste Vorsprung unseres Gebietes und ihr höchster Gipfel liegt 147,7 m über dem Meeresspiegel. Die Rauenschen Berge schildert Girard*) folgendermassen: „Dieser kleine Gebirgsstock hat seine höchsten Punkte, die sich bis circa 450 Fuss erheben, in seinem nördlichen Rande und fällt von dort allmählich, in vielen kleinen Wellen, nach Süden ab, während nach Norden zu, fast ohne Absatz, die Berge gegen die vorliegende Ebene abschneiden. Deutliche Rücken, fortlaufende Thäler, wie man sie parallel dem Streichen erwarten könnte, finden sich gar nicht, es sind nur kleine Mulden oder Kessel und flach gewölbte Kuppen, die mit einander wechseln, selten einen grösseren Höhenunterschied als 60—80 Fuss zeigend.“

Nördlich vor den Rauenschen Bergen lagert noch eine schmale Terrasse und dahinter folgt erst das Spreethal. Diese Terrasse besitzt auch nur eine ganz geringe Längsausdehnung. Am deutlichsten ausgeprägt ist sie zu beiden Seiten der Chaussee Fürstenwalde-Rauen. Die Chaussee steigt hier aus dem Spreethal auf einem Damm und durch einen Einschnitt zum Plateau hinauf. Westlich neben der Chaussee ist die Böschung auf eine kurze Strecke besonders scharf ausgeprägt.

Für die Gliederung des Geländes ist noch das Thal wichtig, welches die Rauenschen Berge von den Soldaten-Bergen (110 m) trennt und das den Petersdorfer See beherbergt. Das Thal erstreckt sich vom Spreethal bis zum Scharmützel-See. Girard sagt an derselben Stelle von diesem Thal: „Es ist nicht unwahrscheinlich, dass gerade diese bedeutende Hebung jene Spalte, die bei Petersdorf beginnt und nach Süden fortsetzt, sowie wahrscheinlich auch eine grosse Verwerfung der Schichten, hervorgebracht hat.“

*) Die Norddeutsche Ebene. Berlin 1855. S. 178.



Der Kern der Rauenschen Berge ist das Braunkohlengebirge. Die Aufschlüsse zeigen aber häufig gerade die Grenzschichten zwischen Tertiär und Quartär. Beachtenswert scheint es zu sein, dass alle umfangreicheren Aufschlüsse auf der östlichen, d. h. der Petersdorfer Seite liegen, während die der westlichen unbedeutend sind.

Da die Berge dicht bewaldet sind, so fehlen im Innern die Aufschlüsse. Es sind dort nur ganz kleine vorhanden, wo der Bergbau Einbrüche veranlasst hat, und in ihnen steht scharfer, gelber Diluvialkies zu Tage. Auf der südöstlichen Abdachung sind einige neue Wege angelegt worden, diese führen gelegentlich durch grobkörnigen tertiären Quarzsand, vorherrschend ist aber der graue Diluvialsand und nur vereinzelt findet sich auch Geschiebelehm mit zahlreichen Steinen. Grössere Geschiebe trifft man reichlich. Am häufigsten sind die Aufschlüsse nördlich von Petersdorf. Hier war bis vor kurzem eine grosse Ziegelei im Betrieb, und noch jetzt sind zahlreiche Kiesgruben dort zu finden. In einer derselben liegt auf einem weissen Quarzsand mit Glimmer ein grober Kies mit Geröll, der $1^1/_2$ m mächtig ist. Darauf folgt ein thoniger Sand mit mehreren 2—4 cm starken Lagen einer Eisenschale und hierüber eine Schicht von feinstem Sand. An einer anderen Stelle ragt unter einem Winkel von 45° eine Ellipse aus scharfem Sand mit ring- und wellenförmiger Lagerung der Schichten in eine Partie aus Kies, Geröllen und Blöcken von nordischer Herkunft hinein. An der einen Seite hat sich neben der Ellipse in der Kies- und Geröllschicht ein Stück festen Geschiebelehms erhalten, der als Vorsprung aus der Wand der Grube hervorragt und nach oben hin allmählich in jene Kies- und Geröllmasse übergeht. Das Auffällige aber ist, dass die Geröllschicht an einer Stelle in einer fast senkrechten geraden Linie abschneidet und hier an eine Partie von wohlgeschichtetem, feinem, gelbem Sand stösst, welcher deutliche diskordante Fluidalstruktur zeigt.

Die noch zu beschreibenden Aufschlüsse liegen wenig nördlich des Mundloches des Petersdorfer Stollens. Hier findet sich ein Einschnitt, in welchem zu unterst ein feinkörniger Glimmersand (Formsand) auftritt, über diesen folgt Geschiebelehm und darüber kiesiger Sand.

Ganz in der Nähe dieses Aufschlusses ist ein zweites Profil freigelegt. Die Längswand der Grube läuft ungefähr von SO. nach NW. An der südöstlichen Ecke der Grube steht dicht über der Sohle ein weisser, glimmerreicher Sand (Formsand) an. Derselbe schneidet nach oben mit einer Eisenschale von 4 cm Stärke ab. Darüber lagert concordant ein grauer Diluvialthon, welcher die Verwerfung des liegenden Sandes mitmacht, so dass er in der nordwestlichen Hälfte der Grube die Sohle bildet. Der Diluvialthon ist 6 m mächtig. Der Thon und der Sand fallen unter ganz flachem Winkel nach Südwest ein. In der Sohle der Grube kann man auf eine ganze Strecke hin die Eisenschale ver-

folgen. Die Decke des Diluvialthones wird gebildet von einer dünnen, eisenschüssigen Kiesschicht, und über dieser folgt nochmals 8 m mächtig auf der südöstlichen Hälfte der Grubenwand ein Kies und auf der nordwestlichen ein Sand, der nach oben hin immer feiner wird. Beide Bodenarten schneiden in einer scharfen und senkrechten Linie nebeneinander ab. Auffallend ist in diesem Aufschluss, dass die Verwerfungen des liegenden Diluvialthons sich nicht in den hangenden Kies hinein verfolgen lassen, und dass aber auch die Trennungslinie zwischen Kies und Sand sich nicht bis in das Liegende fortsetzt.

Eine dritte Grube zeigt baumkuchenartigen, braunen Formsand und darüber Diluvialkies. Dieser Kies mit grobem Sand ist unregelmässig geschichtet und schliesst zahlreiche Geschiebe ein. Das grösste derselben hat wohl einen Inhalt von 1 cbm.

Etwas höher den Abhang hinauf ist noch ein vierter Aufschluss vorhanden. Auf der Sohle tritt Formsand hervor und darüber lagert Diluvialthon, welcher von scharfem Sand bedeckt ist. Alle Gebirgsglieder fallen unter schwachem Winkel nach W. ein. Auch in dieser Grube ist eine deutliche Verwerfung zu erkennen, welche alle Schichtglieder durchsetzt. Die Sprunghöhe derselben beträgt allerdings nur 1 m.

Während die eben beschriebenen Gruben, welche noch im Innern der Rauen-Petersdorfer Berge liegen, vornehmlich das Diluvium zeigen, so dass die tertiären Schichten nur eben angeschnitten sind, tritt in den randlichen Aufschlüssen, die sich neben der Petersdorfer Strasse finden, das Tertiär überall zu Tage. Die Bergabhänge über den Gruben bestehen aus kiesigem Sand mit Geröllen.

Kurz nördlich des Dorfes Petersdorf ist ein grosser Aufschluss vorhanden. Die Grube erstreckt sich ungefähr parallel mit dem Petersdorfer See von SW. nach NO. Man erkennt deutlich, dass hier ein flacher Sattel abgebaut ist, der sich in der Richtung der Grube erstreckte und dessen Flügel nach SO. und NW. einfielen. An der nordöstlichen Querwand der Grube sieht man die Kuppe des Sattels, sie besteht aus dem chokoladenfarbigen Tertiär, das flachwellenartig zusammengeschoben ist. Auf den Wellenbergen des tertiären Kerns liegen zahlreiche Geschiebe, während auf dem östlichen Schenkel nach aussen hin die diluviale Decke zuerst aus Kies, dann aus Sand und schliesslich aus Thon besteht. Bevor die Grube angelegt war, befand sich hier ein flacher Rücken, dessen Ausläufer noch zu erkennen sind. Auf dem nordöstlichen Vorsprung des Rückens ist eine Grube im groben Kies angelegt, der hauptsächlich aus weissem Quarz besteht. Nicht weit von dieser befindet sich eine zweite Grube, auch auf der Kuppe des Rückens, in welcher fester Geschiebelehm ansteht. Auch dieser enthält die weissen Quarzite.

Dort, wo die Petersdorfer Strasse aus den Bergen heraustritt, steht in der Höhe der Spreethalsohle das chokoladenfarbene, baumkuchenartige Tertiär zu Tage und fällt nach W. ein, wenn auch etwas steiler als an anderen Örtlichkeiten. Die Abdachung zum Spreethal zwischen der Petersdorfer Strasse und der Petersdorfer Senke zeigt kiesigen Sand, der in zahlreichen Gruben aufgeschlossen ist. Die Abdachung ist eine ganz allmähliche, sowohl die zum Spreethal als auch die zur Petersdorfer Rinne. Nur dort, wo das Dorf Petersdorf liegt, ist der Abhang schroff.

Die Ausbildung des Geländes an der Vorstufe nördlich von Rauen haben wir schon besprochen. Die dort erwähnte Terrasse besteht aus Geschiebelehm mit sehr vielen Geschieben, wie ein Ackerstück zeigte, auf welchem die „ausgebuddelten" lagerten. An der Böschung der Terrasse neben einem Gehöft ist eine kleine 2 m tiefe Lehmgrube angelegt worden. Auch der Boden in der nächsten Umgebung des Gehöftes besteht aus Geschiebelehm. Nach Westen erstreckt er sich bis zur Rauenschen Ziegelei. Unter dem Geschiebelehm tritt an der Böschung Kies hervor, der bis zur Sohle des Spreethales reicht. In der Nähe der Rauenschen Ziegelei, wo die Terrasse schon im Abnehmen begriffen ist, ist eine Kiesgrube im groben Kies angelegt, der gut geschichtet ist. Unter dem Kies liegt ein weisser, scharfer Sand mit einzelnen Glimmerplättchen. Der Berichen-Berg westlich neben Rauen ist magerer scharfer Sand. Das Dorf selber liegt in einem flachen Thale, in welchem der Boden etwas lehmhaltig ist. Klöden*) hat die Ausbildung des Geländes und die Zusammensetzung des Bodens an dieser Stelle schon beschrieben.

Auch in den Duberow-Bergen auf der östlichen Seite der Petersdorfer Senke finden sich Aufschlüsse. In einem derselben liegt auf dem chokoladenfarbigen Formsand eine 4 cm starke Schicht aus gelbbraunem scharfen Sand mit Feuersteinen und hierauf ruht ein $^1/_2$ m mächtiger, heller, sandiger Thon mit wenigen nordischen und weissen Quarzkieseln, und darüber folgt endlich ein grauer, scharfer Sand mit zahlreichen nordischen kleinen Kieseln. In einem zweiten Aufschluss unweit des ersten fehlt die sandig-thonige Zwischenschicht und es lagert auf dem Tertiär eine Schicht grösserer Findlinge im Kies und darüber folgt alsdann der scharfe Sand, doch nun ohne Steine. In einem dritten Aufschluss endlich bildet ein Diluvialkies mit grösseren Blöcken die Decke des Tertiärs.

Die Abdachung dieser nördlichen Kuppen nach Süden ist sandig; doch tritt für eine kurze Strecke auf dem Wege zwischen Neu- und Alt-Golm ein besserer Boden auf. In der nächsten Umgebung dieser

---

*) Beiträge V. Stck. 1832. S. 59 fl.

beiden Dörfer herrscht Sand, und bei Alt-Golm tritt Steinbestreuung hinzu.

Südlich von Alt-Golm heben sich die Lauseberge deutlich heraus; auch sie bestehen aus sehr unfruchtbarem Sand. Dieser schlechte Boden setzt sich fort bis in die Sandfichten und die Pieskowsche Heide. Südlich der letzteren ist der Boden auf eine kurze Strecke besser geworden, doch tritt bald wieder öder Sand hervor.

Die Nachbarschaft von Wilmersdorf ist scharfer kiesiger Sand, und erst nach der Grenze von Hartennsdorf hin wird der Boden lehmhaltiger und steinreich. Westlich von Hartennsdorf im Walde herrscht öder Sand, und es liegen einige grosse Blöcke neben dem Wege. Auch in Hartennsdorf sind grosse Steinhaufen neben der Dorfstrasse aufgeschichtet. Westlich von Wilmersdorf ragen die Alaunberge deutlich aus dem Gelände empor. An ihrem Ostabhange finden sich einige beachtenswerte Aufschlüsse. Am Fusse des Berges ist eine Grube mit gut geschichtetem kiesigen Sand vorhanden. Sobald der Weg zu steigen beginnt, tritt Geschiebelehm auf und ein rötlich brauner Kies. Sie lagern neben braunem Tertiär. Dieses Tertiär bildet in Höhe der Strasse eine Art Absatz. Darüber erhebt sich die Spitze des Berges, welche aus einer 12 m hohen Wand von Geschiebelehm besteht, der einen deutlichen Stich ins Schwarze besitzt.

Mitten im Felde, 2 km östlich von Pieskow, ist eine Thongrube vorhanden. Es ist ein fetter, brauner Thon, der bis zur Oberkante der Grube heranreicht. Etwas näher an den Scharmützel-See heran, hart an der Strasse Pieskow — Alt-Golm, ist eine Grube im Geschiebelehm angelegt. Die Wände derselben sind 4 m hoch und bestehen aus festem, hellbraunem Geschiebelehm mit grossen und kleinen Geschieben. Die Terrainhöhe beträgt hier ungefähr 61 m.

An dieser Stelle fügt sich nun der Scharmützel-See in die Landschaft ein. Er ist $10^1/_2$ km lang und $1^1/_2$ km breit, mithin 1575 ha gross. Sein Spiegel hat eine Meereshöhe von 36 m, so dass bei einer Tiefe zwischen 12 und 30 m hier eine Differenz von ca. 150 m zwischen dem Seeboden des Scharmützel-Sees und der Spitze der Rauenschen Berge vorhanden ist. Er ist fast seiner ganzen Ausdehnung nach von steil einfallenden Ufern umschlossen. Auf der westlichen Seite ist das Steilufer deutlich ausgeprägt, während auf der östlichen neben dem Ufer noch Platz für einige Dörfer ist. Ausserdem ist hier zwischen Pieskow und Diensdorf eine niedrige Terrasse neben dem Seeufer vorhanden. Grössere Schluchten und bedeutendere Fliesse, die zum See hinabführen, fehlen gänzlich. Am Nordende des Sees befindet sich ein breiter Wiesengrund, der Wierich, welcher mit der Petersdorfer Senke zusammenhängt. Am östlichen Ufer in der Nähe des Dorfes Pieskow liegt eine verlassene Ziegeleigrube, deren Sohle und Wände aus chokoladefarbenem

Tertiär bestehen, das von einer schwachen Decke aus festem, braunem Geschiebelehm bedeckt wird. Bei Diensdorf ist gleichfalls eine Ziegelei im Betrieb. Ihre Grube befindet sich auf dem Plateau, ein ansehnliches Stück vom Ufer entfernt. Auch hier liefert das Tertiärgebirge das Material für die Ziegelei. Die Schichten des Tertiärs sind sehr gequetscht und verschoben. Gelegentlich finden sich Linsen aus milchweissen, erbsengrossen Quarzkörnern. Die Decke des Tertiärs ist ein 2 m mächtiger, fester Geschiebelehm, der auch sandig wird. Zahlreiche Findlinge liegen neben der Grube. Das Gelände ist hier ziemlich koupiert. Nicht weit von der Grube entfernt, gegen den See hin, durchschneidet die Feldbahn das Tertiär, das hier zu Tage ausgeht. Wiederum ein Stück näher zum See heran wird von der Feldbahn brauner Kies mit zahlreichen Steinen durchschnitten. Der Kies wird allmählich sandig. Sobald das Gelände zum See hinab deutlicher zu fallen beginnt, erblickt man in dem Einschnitt grosse Verstauchungen, an denen auch das Diluvium beteiligt ist. Auf der Sohle des Durchstiches findet sich das Tertiär, über ihm lagert ein heller Sand und zwischen beiden ein schwaches Lager von gelbem Kies mit Geröllen. Die Decke endlich bildet ein sandig-kiesiger Geschiebelehm, der nach oben hin rein sandig wird. An der Böschung des Plateaus giebt es noch einen letzten Aufschluss. Auch hier sind grosse Störungen ausgebildet. Zu unterst liegt das Tertiär, und darüber folgt eine graubraune, gleichförmige, ungeschichtete Masse, in welcher einzelne Kiesel stecken. Hierüber lagert ein gelber kiesiger Sand, welcher sackartig in das Liegende hineinragt. Die Decke des Ganzen ist endlich ein Geschiebelehm, welcher seinerseits an zwei Stellen sackartig in die Unterlage eingreift. Die Abdachung zur Terrasse ist scharfer, kiesiger Sand mit Steinen. An anderen Stellen des Abhanges geht der Geschiebelehm bis zur Krone des Absatzes hinab. Wo die Tagewässer den Geschiebelehm angegriffen haben, liegen die Steine sehr dicht. Dort, wo die Terrasse nicht ausgeprägt ist, geht der Geschiebelehm doch bis zur Mitte der Böschung hinab. Hinter Diensdorf, wo der Weg nach Hartennsdorf in die Höhe steigt, steht an der Böschung das Tertiär an und an der Oberkante Geschiebelehm. In einiger Entfernung vom Rande nach dem Innern zu besteht der Boden aus chokoladenfarbenem Tertiär.

Es finden sich nun auch auf dem westlichen Ufer einige Aufschlüsse, in denen eine innige Verbindung von Tertiär und Quartär zu beobachten ist. Den ersten Aufschluss trifft man in der Silberberger Ziegeleigrube. Die Grube liegt unweit des Dominiums Silberberg auf einem flachen Rücken, etwa 500 m westlich vom Seeufer. Die Grube erstreckt sich in ihrer Längsausdehnung von Ost nach West, und ihre Längswände zeigen das Tertiär. Es sind deutliche Flöze vorhanden, die aber arg zerrissen und zusammengeschoben sind. Kurz vor dem westlichen Ende

der Grube hört das chokoladenfarbene Tertiär an beiden Längsseiten der Grube plötzlich neben einer senkrechten Linie auf (Tafel I), und hinter dieser folgt das hellbraune Diluvium, so dass die westliche Querwand der Grube aus diesem besteht. Das Diluvium bildet eine feste, senkrechte Wand. Es ist ein sehr kiesiger und sandiger Geschiebelehm. Die Wand ist hier an ihrer höchsten Stelle 7—8 m hoch. Das Tertiär reicht in dem ganzen Aufschluss und auch nach dem See hin bis an die Oberfläche des Geländes. Nur an einigen Stellen haben sich in den Falten des Tertiärs schwache Reste von Diluvium erhalten und zwar sind dies röthlichbraune, thonige Sande mit grossen und kleinen Steinen. Die Verwerfung zwischen Tertiär und Diluvium verläuft im magnetischen Meridian, d. h. in Nordsüdrichtung mit einer Abweichung von 10° nach West hin.

Hart am Seerande, am Fusse des Bullenberges, in der Höhe von Silberberg, ist eine zweite Ziegelgrube im Betrieb. Es wird hier ein gut geschichteter Diluvialthon von brauner Farbe gestochen. Die Sohle der Grube liegt in der Höhe des Seespiegels. Die Zugehörigkeit des Thons zum Diluvium bestätigen einmal die kleinen Schmitzen von rotem Mauersand, die sich in ihm finden, und sodann die Überreste von Diluvialtieren, die auf seiner Oberkante gelegen haben. Über dem Thon liegt ein gut geschichteter scharfer Sand. Die Schichten im Sand und Thon laufen horizontal. An der östlichen Seite der Grube, parallel mit dem Seeufer, hört der Thon plötzlich neben einer senkrechten Linie auf, so dass der Abschnitt zwischen der Grube und dem See aus Sand besteht. (Tafel II.) In der nächsten Nähe dieser Grenzlinie ziehen sich die Thonschichten und auch die hangenden Sandschichten ganz allmählich aus der horizontalen Lage ein wenig nach unten herab. Die Sandschichten in dem Abschnitt zwischen der Thongrube und dem Seeufer, die durch einen Abzugsgraben aufgeschlossen sind, haben in der Nachbarschaft der Thongrube, etwa 2 m breit, eine hellchokoladenbraune Farbe und sind energisch gestaucht, während sie weiter ab von der Grube bis zum Ufer hin völlig horizontal bis flach muldenförmig liegen. Auf der Verwerfungsspalte hat sich eine Eisenschale ausgebildet. Aber auch vor der westlichen Wand der Grube schneidet der Thon mit einer scharfen Linie neben dem Sand ab. In der Mitte der Grubenwand sind die untersten Sandschichten über dem Thon durch eine Kluft unterbrochen, die ungefähr 20 cm breit ist und mit ungeschichtetem Sand ausgefüllt ist. Die Sandschichten sind neben der Kluft leicht emporgewölbt und sonst nicht weiter gestört. Auch die liegenden Thonschichten sind nicht verändert worden, ebenso wenig wie die Sandschichten über der kleinen Kluft.

Am Fusse des Dachsberges, 2 km nördlich von Silberberg, ist ein flacher Aufschluss vorhanden, welcher das chokoladenfarbene Tertiär

zeigt. Auch die Feldmark von Reichenwalde besitzt Ackerstücke, die aus Tertiärgebirge bestehen.

Endlich ist noch ein letzter, grosser Aufschluss durch die Saarower Ziegeleigrube an der Nordspitze des Scharmützel-Sees geschaffen worden. Auch in dieser wird das Tertiär ausgebeutet. Man gelangt in die Grube durch einen Einschnitt im diluvialen Sande mit deutlich ausgeprägten horizontalen Schichten. In der Höhe der Wegsohle liegt eine Schicht aus Kies und grösseren Geröllen. Der Weg läuft ungefähr von Ost nach West, und die Grube stösst mit ihrer Längenausdehnung rechtwinklig dagegen. An der östlichen Längswand der Grube erblickt man dicht über der Sohle das Tertiär, kenntlich an einem schwachen Flöz; darüber lagert ein hellgraner Thon und über diesem das Diluvium, ein gelber scharfer Sand mit einzelnen grösseren und kleineren Geschieben an der Basis. Das Diluvium macht alle Faltungen des Tertiärs mit. Die Schichten fallen unter 25° nach Osten, d. h. zum See hin, ein. Auf der westlichen Wand der Grube tritt nur das Tertiär auf, in welchem mehrere Flöze ausgebildet sind.

Ich halte die Linien in den Zigeleigruben (Tafel I u. II) für Verwerfungen und möchte hieraus, sowie aus der hohen Lage des Tertiärgebirges zu beiden Seiten des Sees den Schluss ziehen, dass der Scharmützel-See ein Graben ist, der durch die Schmelzwässer des Inlandeises nur wenig erweitert worden ist.

Nördlich von Silberberg erreicht das Gelände 94 m Meereshöhe. Westlich des Gutes findet sich eine flache Depression, hinter welcher nach Westen gegen Reichenwalde zu das Gelände wieder bis 86 m ansteigt. Auf dem Reichenwalder Abhang herrscht ein lehmiger Sand, der ganz ausserordentlich steinreich ist. Je mehr man sich der Höhe nähert, desto sandiger und steiniger wird der Boden. Auf der Höhe ist der Reichtum an Steinen ganz überraschend gross. Unweit der Strasse Silberberg—Reichenwalde ist eine Kiesgrube angelegt. Sie enthält einen gelben Kies mit zahlreichen Steinen und unter diesen namentlich Feuersteine. Auch der westliche Abhang der Kuppe ist thoniger als die Spitze. Der Sand mit den Steinen herrscht bis Kolpin hin und ebenso südlich bis Storkow.

Kurz nordöstlich vor Storkow laufen zwei parallele Hügelzüge hintereinander hin, die aus gleichförmigem Sand ohne Kies und Steine bestehen, so dass sie ganz das Aussehen von Dünenzügen haben, wofür auch der dürftige Forstbestand spricht.

5. Die Buckower Stufe.

An das soeben geschilderte Gebiet mit dem Tertiärkern schliesst sich nach Süden ein flaches Gebiet, in welchem der Geschiebelehm in grösserer Ausdehnung auftritt. Die Grenze beider Striche verläuft ungefähr in der Linie Diensdorf, Wilmersdorf, Pfaffendorf, Sauen.

Einige Aufschlüsse hat die Sauensche Ziegelei*) am Spreerande geliefert. Die Ausschachtungen gehen in der Richtung Nord—Süd in das Plateau hinein. Es ist folgendes Profil freigelegt und in den Grundzügen auch durch Bohrungen im Innern gefunden worden. Zu oberst finden sich 5—8 m Oberer Geschiebelehm, darunter $2^1/_2$ m Thon und alsdann Sand und Kies. Der Thon beginnt am Plateaurande als eine wenige Centimeter starke Schicht und nimmt nach dem Innern hin an Mächtigkeit zu, indem er bald stärker, bald schwächer wird und niemals $2^1/_2$ m übersteigt. Er ist nicht horizontal gelagert, sondern steigt und fällt in mehreren flachen Wellen, die senkrecht zum Plateaurand verlaufen. An einigen Stellen ist der Geschiebelehm fast senkrecht gegen den Thon gepresst, oder der Thon ist in eine Anzahl kleinerer Falten zusammengedrückt. Am Rande ist er sandig, im Innern wird er fetter und besteht aus zwei deutlich erkennbaren Partien, einer schwarzen oberen und einer braunen unteren. Auch diese beiden sind ineinandergeschoben. Erst weiter im Innern hören die Stauchungserscheinungen auf. Der Sand unter dem Thon hat alle Faltungen mitgemacht und seine oberste Lage ist ein schwacher eisenhaltiger Sandstein. Der Obere Geschiebelehm zieht sich in heller Ausbildung bis Pfaffendorf. In den Schluchten ist er weggewaschen. Auf der Oberfläche lagern reichlich Blöcke. Der Obere Geschiebelehm findet sich auch in der Nachbarschaft des Dorfes Sauen und südlich desselben bis über Görzig hinaus. Erst kurz nördlich von Gross-Rietz tritt der Untere Sand in dem Ministerberg in einer grossen Kiesgrube zu Tage. Der Acker ist in seiner Nachbarschaft sandig und sehr steinreich. Auch Berghaus erwähnt, dass die Feldmarken von Cunersdorf, Sauen, Hartensdorf, Görzig und Gross-Rietz mit Steinen dicht bestreut sind. Südlich und westlich von Pfaffendorf-Lamitsch tritt Geschiebelehm auf, doch besteht Krachts Heide, welche sich ungefähr bis 4 km südlich von Lamitsch erstreckt, aus Sand, der stellenweise Steine enthält. Erst in der Nähe von Herzberg tritt der Obere Geschiebelehm wieder auf und ist am Ostausgang des Dorfes in einem 2 m hohen Aufschluss angeschnitten. In dem Abschnitt zwischen dem Scharmützel-See und Glienike tritt Sand mit Steinbestreuung auf. Im Dorfe steht an einer Stelle sehr kies- und steinreicher Oberer

---

*) Ich verdanke Herrn Ingenieur Ahrens und Herrn Betriebsführer Schamann die wertvollen Auskünfte.

Geschiebelehm an, während sich an einer zweiten Stelle scharfer, gelber Sand findet. Das Terrain ist hier sehr eben. Die Schlucht, welche im Herzberger See ihren Anfang nimmt, hat steile Ränder, und ein Wegeeinschnitt, der zu ihr hinabführt, zeigt Oberen Geschiebelehm. Derselbe hält sich bis Ahrensdorf nach Süden, und es finden sich hier sehr viele Steine auf dem Acker. Auf der östlichen Seite der Schlucht bis Herzberg herrscht Sand mit Kieslagern. Erst zwischen Herzberg und Lindenberg findet sich Geschiebelehm mit Steinen. Zwischen Lindenberg, Buckow und Falkenberg tritt der Geschiebelehm in grösserem Umfange auf und beherbergt zahlreiche Steine. Diese Dörfer bilden den Mittelpunkt des Abschnittes, und hier erreicht das Gelände eine Meereshöhe von 86—90 m. Östlich von Herzberg ist der Boden sandig mit guter Steinbestreuung, während wieder westlich von Klein-Rietz Geschiebelehm auftritt, so z. B. im Quell-Berge. Auch bei dem Amte Birkholz ist eine Grube im Oberen Geschiebelehm vorhanden. Ferner spricht die ausgedehnte Weizenkultur in der Umgegend von Bornow ebenfalls für die Güte des Bodens. Der Illing-Berg zwischen Bornow und Tauche besteht aus Unterem Sand mit Steinbestreuung. Noch um Tauche herrscht der Obere Geschiebelehm und in einer Grube südlich des Dorfes ist er 3 m mächtig aufgeschlossen. In der Wand der Grube finden sich im Geschiebelehm Schmitzen von feinem gelben Sand bis zu 3 dm Stärke. Den Geschiebelehm trifft man noch bis nahe zum Spreerand heran. So besteht der Boden südöstlich neben der Chaussee Cossenblatt—Giesensdorf aus lehmigem Sand, und auch südlich von Stremmen ist noch Geschiebelehm angeschnitten. Erst in noch grösserer Nähe des Spreethals, z. B. in der Sabroder Forst, ferner bei Kohlsdorf und in der Umgegend von Beeskow tritt der Untere Sand in grösserer Ausdehnung hervor.

---

6. Die Alt-Schadower Forst.

Nach Westen schliesst sich an die Buckower Stufe ein ausgedehntes Sandgebiet an. Es wird begrenzt im Norden vom Scharmützel-See nebst den Storkower Seeen und im Süden von der Spree. Das Gebiet umfasst die Königlich Alt-Schadower Forst, die Schwenower Heide und die Storkower Bürgerheide. Herrn Forstmeister Dieckhoff verdanke ich die folgenden interessanten Angaben über dieses Gebiet: „Die höchste Erhebung ist der Blockberg (111 m). In der Nähe des Spring-Sees werden 100 m erreicht und nicht weit hiervon in der Nachbarschaft des Wotzen-Sees 81 m. Am nördlichen Rande neben dem Grossen Glubig-See ist das Gelände 71 m hoch; dieselbe Höhe wird auch ungefähr in den übrigen Teilen bewahrt. Die höchste Lage wird daher durch

die Seeenkette ausgezeichnet, denn im Osten bei Schwenow sind 62 m und im Westen bei Bugk 64 m gemessen worden. Die Ufer des Spring-, Melang- und Glubig-Sees sind sehr steil, ausserordentlich steile Böschungen weisen auch die Brücher auf, welche in dem Dreieck Spring-, Melang- und Wotzen-See liegen, und eines unter ihnen, das Teufels-Luch, hat eine Böschung, welche z. T. 45° beträgt. Der Boden in der Forst ist überall Sand. Im Westen, östlich der Linie Krummer See, Lange See und Lumpa-See ist derselbe äusserst unfruchtbar, nach Osten zu wird der Sand etwas besser, frischer, humoser; Lehmlager sind bisher nur im Norden, in dem Dreieck Grosser-Glubig-See, Griesen-See und Scharmützel-See einige aufgefunden worden, im Süden davon bis Alt-Schadow scheinen sie ganz zu fehlen. Der Wald besteht ausschliesslich aus Kiefern, im Westen von erbärmlichstem Wuchs, im Osten besser werdend, und z. T. mit Wachholder- und Farnkraut-, Erd- und Heidelbeerunterholz. Alte mächtige Eichenstubben beweisen, dass früher hier den Kiefern Eichen beigemischt waren.“ Ein kleiner Aufschluss ist an der Nordspitze des Tiefen Sees vorhanden; es ist hier neben der Chaussee an mehreren Stellen ein brauner Kies mit Steinen angeschnitten worden. In der Umgebung von Limsdorf ist der Boden unfruchtbarer Sand. Einen sehr wichtigen Aufschluss habe ich in der Nähe von Schwenow gefunden. Wo der Blabber Grund in den Drobsch-See mündet, ist die Böschung verhältnismässig steil, und es ist hier an zwei Stellen in der Thalsohle ein Geschiebelehm angeschnitten. Am Fusse des Räuberberges ist derselbe 4 m mächtig blossgelegt und über ihm liegt eine 10 cm starke Schicht von Kies und Geröll, die wieder von einer 1 m mächtigen Lage von geschichtetem Sand bedeckt ist. Hinter dieser Stelle auf der Höhe bis Cossenblatt hin herrscht Sand, der stellenweise lehmhaltig ist. Es ist daher wohl kein Zweifel, dass jener Geschiebelehm Unterer Geschiebelehm ist. Die westlichen Ufer der beiden Cossenblatter Seeen sind sehr flach, und kurz vor dem Dorfe ist eine Grube im gut geschichtetem Unteren Sand angelegt.

Am Westrande der Alt-Schadower Forst liegt Körigk; das Gelände erreicht hier 72,7 m Meereshöhe. Südlich vor dem Dorfe ist Oberer Geschiebelehm angeschnitten, der etwa 4 m mächtig ist und nach oben in sandigen Lehm übergeht. Trotzdem besteht der Boden in der Umgegend des Dorfes aus scharfem Sand. Südlich vor Bugk fällt das Gelände ganz allmählich zu der grossen Kette von Seeen in der Umgegend von Storkow, die in einer weiten Ebene liegen. Die Ufer der Seeen sind ganz flach und der Boden ist sandig. In der Storkower Bürgerforst herrscht derselbe unfruchtbare Sand ohne Steinbestreuung.

---

7. Das Becken um den Grossen Schwieloch-See.

In dem Abschnitt westlich neben dem Grossen Schwieloch-See finden sich einige umfangreiche Niederungen, z. B. die zwischen Ressen und Mittweida, in welcher Torf gestochen wird, und die ausgedehntere, welche sich westlich der Linie Biebersdorf – Krugau – Wittmannsdorf erstreckt. Letztere liegt 47 m hoch und wird vom Landgraben entwässert. Die beiden höchsten Erhebungen zwischen diesen Niederungen sind der Grosse Finkarge bei Wittmannsdorf mit 79,6 m und der Grosse Leuthnerberg mit 83,2 m. Aber auch westlich von der Niederung des Landgrabens erhebt sich das Terrain neben Pretschen noch einmal bis zu 77,5 m in dem Pretschener Weinberge. Hier hat sich auf einer kurzen Strecke die Pretschener Spree ein Durchbruchsthal zwischen steil einfallenden Abhängen ausgewaschen.

Das Gelände auf dem rechten Ufer der Spree südlich Cossenblatt steigt allmählich in flachen Wellen an und zeigt östlich von Wittmannsdorf einen etwas koupierten Charakter, weil hier bis Wiese eine Hügelkette sich erstreckt, in welcher der Grosse Finkarge die bedeutendste Erhebung ist. Mehr nach dem Innern zu wird das Gelände weitwellig. Es geht ganz allmählich in die Niederung über, so dass die Grenze völlig undeutlich ist. Der Boden besteht am Spreerande aus scharfem, gelbem Sand ohne Steinbestreuung und ist sehr unfruchtbar; die grauen Flechten haben ihn dicht überzogen und die schmächtigen Kiefern oft völlig eingesponnen, so dass viele abgestorben sind. Sobald aber auf halbem Wege zwischen Cossenblatt und Wittmannsdorf der Boden sich etwas hebt, wird er kiesiger und lehmhaltiger; auch Steine stellen sich ein. In der Nähe von Wittmannsdorf ist der Acker gut, und es steht in einem Wegeeinschnitt Oberer Geschiebelehm an. Ähnlich verhält es sich mit dem Boden der Feldmarken Leuthen, Bückchen, und Gröditsch. Hierüber äussert sich auch Berghaus*) folgendermassen: „Der Boden von Leuthen ist wellenförmig und sehr ungleich, meist aber Mittelboden. Von gleicher Beschaffenheit sind die Feldmarken von Bückchen und Klein Leine, nur dass letzteres in einer ebenen Fläche liegt mit einem kleinen See, der nach dem Orte genannt wird."

Auf der anderen Seite der Niederung ist die merkwürdige Erhebung bei Pretschen schon erwähnt, diese tritt deutlich von Süden her aus der Niederung heraus; in dem tiefen Pass, welchen die Pretschener Spree sich ausgewaschen hat, steht an den Gehängen bis 20 m mächtig ein hellgelber, scharfer Sand zu Tage, der durchweg von gleichmässigem Korn und gleicher Farbe ist. Nach Nordwesten zum Neuendorfer See flacht sich das Gelände in mehreren Terrassen ab und wird später ganz

*) Landbuch u. s. w., Bd. III, S. 659.

eben. Immer aber herrscht der Sand, welcher in der Nähe des Sees zu Dünen angehäuft ist und völlig gleichmässig im Korn und ohne Steinbestreuung ist.

Während die eben beschriebene nördliche Hälfte des Abschnittes durch die Fliesse und Niederungen, welche zur Spree oder zum Grossen Schwieloch-See führen, gegliedert erscheint, ist der ganze südliche Rand ein einheitlicher; es liegen, wie schon angedeutet, hier die höchsten Erhebungen und damit hängt auch die bessere Beschaffenheit des Bodens zusammen. Derselbe ist ein lehmiger Sand. Von Butzen sagt z. B. Berghaus*): „Ganz auf dem Plateau gelegen hat es nichts desto weniger einen guten, ertragsfähigen Boden." Der Straupitzer Weinberg, welcher als ein deutlicher Kegel erscheint, ist gegen das Spreethal ganz flach eingeebnet, während er nach Norden zu etwas steiler einfällt. Im allgemeinen ist der gesamte südliche Abhang ein ganz sanfter, und die Schluchten sind flach und unbedeutend. Sobald man dagegen nach Norden hin in die Niederung hinabsteigt, wird der Boden sandig. So z. B. bei Sackro, hier steht an den Gehängen des Ressener Fliesses scharfer, kiesiger, gelber Sand zu Tage. Die Steinbestreuung ist mässig, und die Steine fehlen z. B. neben dem Wege gänzlich. Ein echtes Sandgebiet liegt südlich der Chaussee Gr. Leine—Sikadel, es ist hier ein sehr trauriger Boden, die Steine treten zurück, nur selten findet sich ein Haufen derselben. Derartig bleibt der Boden bis Goyatz und zum Gr. Schwieloch-See hinab. Südlich von Goyatz heben sich neben dem See einige deutliche Sandhügel ab, und auch das andere Ufer fällt im Baben-Berg bei Jessern steil ein. Am westlichen Ufer findet sich bei Zaue noch ein besonders hoher und steiler Vorsprung, der das Pfarrhaus und die Kirche trägt, und etwas weiter nordwärts ein zweiter in der Zauer Heide. Sonst sind die Ufer flach, und stellenweise schiebt sich ein weites Vorland in den See hinein. Überall herrscht in der Umgebung des Sees der Sand, und nur Niewisch auf dem östlichen Ufer hat besseren Boden. Der See selber besitzt eine ganz ausserordentlich unregelmässige Gestalt mit zahlreichen Buchten und Halbinseln. Seine Haupterstreckung geht von Süden nach Norden, in dieser misst er 8½ km, während an der breitesten Stelle bei Zaue die Ufer 2½ km von einander entfernt sind. Nach von dem Borne**) ist er 1133 ha gross und nur 20 m tief. Die bedeutendste Depression soll in dem südlichen Zipfel zu finden sein, welcher durch eine weit vorgeschobene Landzunge fast ganz von dem Hauptsee abgeschnitten ist, so dass er beinahe einen besonderen See bildet, welcher den Namen Bomme führt. In dem breitesten Teil tauchen aus der Wasserfläche einzelne flache Inseln empor,

*) a. a. O., Bd. III, S. 662.
**) Die Fischerei-Verhältnisse des deutschen Reiches. Berlin 1882. S. 223.

und mehrere Untiefen verraten sich durch das unter dem Wasserspiegel hervorleuchtende Grün der Wasserpflanzen. Das Ackerland erstreckt sich fast überall bis an den Wasserspiegel hinab, und es ist schon vorgekommen, dass bei plötzlichem Steigen des Sees die Getreidefelder unter Wasser gesetzt worden sind. Vom Swieten-See aus steigt das Terrain ziemlich scharf zu den Swieten-Bergen an, auf denen der Boden besser ist; weniger energisch fallen die Swieten-Berge zum Spreethal ab.

Nach Westen schliessen sich hier die ausgedehnten Forsten der Herrschaften Lieberose und Straupitz an, in denen die Oberfläche sehr koupiert ist. In der Umgegend von Klein-Liebitz sind einige bemerkenswerte Höhen festgestellt, so von 100, 108 und 112 m. Der Grosse und der Kleine Mocho-See haben niedrige aber steile Ufer. Erst in der Nachbarschaft von Butzen wird der Boden mehr eben, und noch weiter südlich liegt die Wasserscheide, da der Byhlner See nach Norden zum Schwieloch-See entwässert. Eine halbe Stunde südlich von Lieberose bei dem Dorfe Hohlbrunnen führt Girard*) eine Stelle mit einem vortrefflichen Lehm an. Von Byhlen sagt Berghaus**): „Die Felder sind gleichfalls von guter Beschaffenheit.“ Byhleguhre, das schon am Rande des Spreewaldes liegt, hat nach Berghaus „auf den Höhenfeldmarken nur leichten Boden“. Der ausgedehnten Forsten wegen fehlen die Aufschlüsse, doch spricht die Aufforstung wohl deutlich genug für den geringen Wert des Bodens.

Der Strich östlich neben dem Gr. Schwieloch-See ist der interessanteste des ganzen Abschnittes; durch die grosse Zahl von Bächen, welche in den See fliessen, ist der Boden in zahlreiche kleine Plateauinseln geteilt, welche von mehr oder minder ausgedehnten Niederungen umsäumt werden. Von den Bächen ist das Lieberoser Mühlenfliess der bedeutendste. In seinem oberen Laufe bildet es ein tief ausgewaschenes Thal, welches von der Eisenbahn Frankfurt—Peitz in einem hohen Damm überschritten wird. Hier ist es noch eng und besitzt steile Ränder, bis Lieberose dagegen hat es sich schon derartig erweitert, dass dieses Städtchen in ihm Platz hat; ausserdem ist es noch geteilt, so dass es in seiner Mitte einen flachen Hügel einschliesst; die Gehänge sind in diesem Teile völlig eingeebnet. Östlich neben Lieberose findet sich eine Höhe von 98 m. Eine ausgesprochene Rinnenform zeigt auch der benachbarte Schwansee. Er ist schmal und tief eingesenkt, und seine Fortsetzung zum Gr. Schwieloch-See bildet das Möllener Fliess. Beide Thäler nehmen ungefähr an derselben Stelle ihren Anfang. Diese eigentümliche Herausbildung der Landschaft ist schon Berghaus***) aufgefallen, denn

*) Die norddeutsche Ebene u. s. w. Berlin 1855. S. 176.
**) a. a. O., Bd. III, S. 662.
***) a. a. O., Bd. III, S. 532.

er schreibt: „Die Gegend um Ullersdorf ist bemerkenswert, indem hier tiefe Kesselthäler mit schmalen, steil eingesenkten, langgezogenen Schluchten und pralligen Höhen abwechseln, ähnliche Terrainformen nach Mochlitz.“ Auch das Nordufer des Mochlitzer Sees ist sehr steil und hoch. Diese Ausbildung der Landschaft erklärt sich aus den Höhenverhältnissen, aus denen hervorgeht, dass in der Abschmelzperiode hier eine grosse Menge Wasser zusammengeströmt sein muss, denn die Höhenzahlen steigen strahlenförmig in der Richtung der Rinnen an bis sie in einem weiten Kreisbogen das Maximum erreichen. In der Umgegend von Lieberose beträgt die Höhenlage einige 70 m. Nach Süden, Südosten und Osten hin fällt die Wasserscheide etwa mit der Kreisgrenze zusammen, es werden hier in der Staakowschen Forst 90 und 98 m erreicht, auch im Osten und Nordosten treten in der Pinnowschen Forst 98 m auf, während neben Reicherskreuz in dem Spitz-Berge 123,4 m gemessen worden sind. Wie das Vorherrschen des Kiefernwaldes lehrt, besteht hier der Boden vornehmlich aus Sand. Der flache Rücken im Thale bei Lieberose bietet einen 15 m hohen Abhang dar aus scharfem grauen Unteren Sand mit guter Schichtung. Derselbe tritt in ganz ähnlicher Ausbildung in den steilen Ufern des Schwansees zu Tage. Die Ackerflächen von Mochlitz und Leeskow zeigen ihn ebenfalls und fast immer mit ausgeprägter Steinbestreuung; in den genannten Dörfern ist die grössere Zahl der Gebäude aus Feldsteinen erbaut, und in der Dorfstrasse liegen grosse Haufen von ihnen aufgestapelt oder begleiten die Wege. Auf der Hälfte zwischen Lieberose und Mochlitz steht in einer flachen Kuppe heller Oberer Geschiebelehm an. Zum Mochlitzer See ist die Abdachung überall sehr allmählich und besitzt ein breites Vorland neben dem See. Nur das Nordende des Sees hat, wie schon erwähnt, an einer schmalen Stelle ein steiles und hohes Ufer. In der Umgebung von Leeskow und Reicherskreuz ist der Boden sandig, steinreich und eben, während sich erst nach Nordosten zu einige flache Hügel aus dem allgemeinen Niveau herausheben; auch östlich von Reicherskreuz gegen die Wasserscheide hin macht sich eine ausgeprägte Coupiertheit bemerkbar. Im Süden, in der Staakowschen Forst, ist der Boden ganz eben.

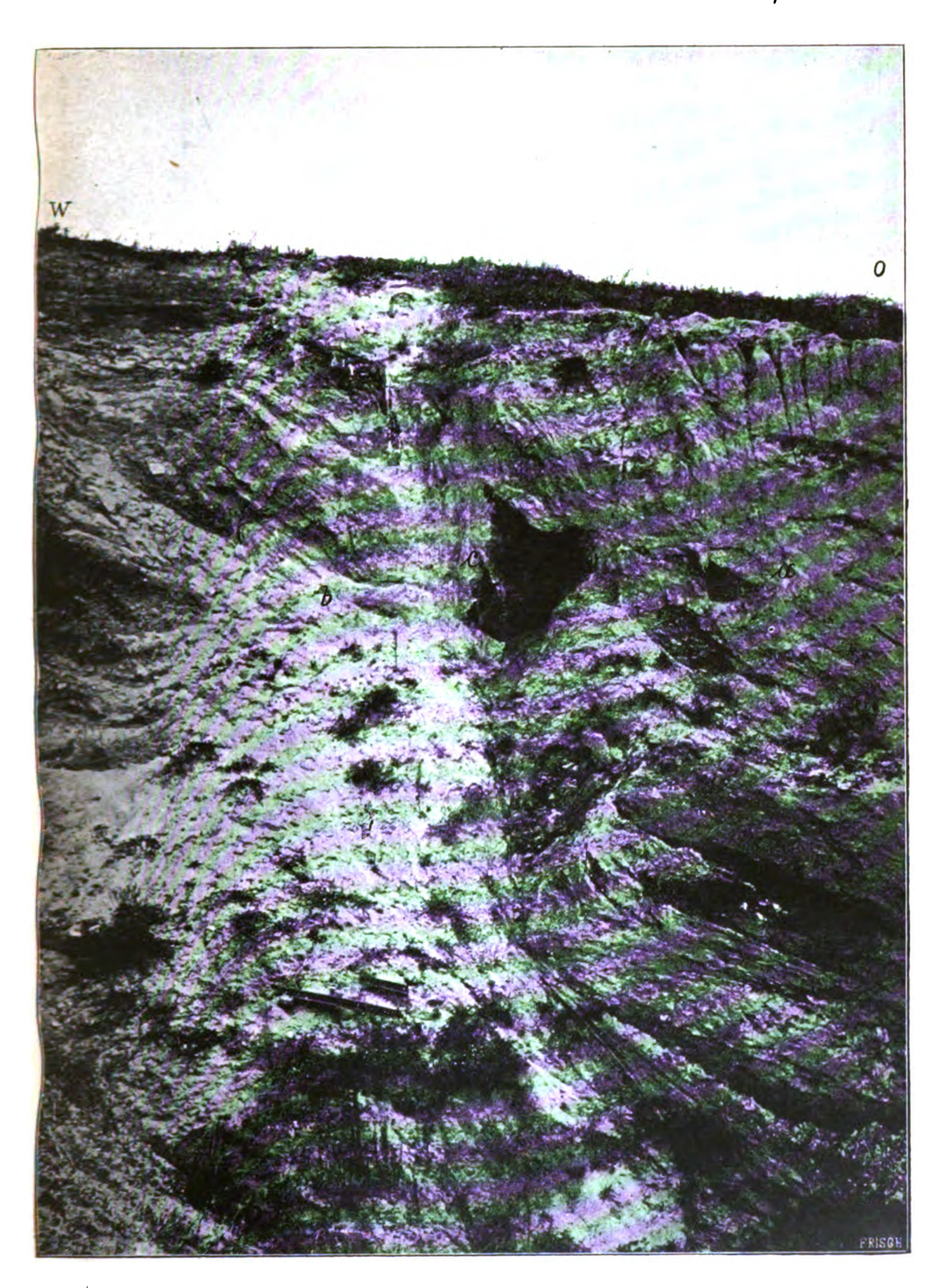
Das durch den Möllener Graben und das Lieberoser Mühlenfliess herausgeschnittene kleine Plateau hat nur eine Höhenlage von ca. 60 m. Auf der Höhe desselben, in der Mitte zwischen Lieberose und Trebitz findet sich in einer Grube ein sehr sandiger Oberer Geschiebelehm mit vielen Steinen. Die Grube liegt in einer Anschwellung des Bodens und in der Nachbarschaft herrscht scharfer Sand. Kurz neben dem Südrande des Plateaus ist, ebenfalls in einer Anschwellung, eine zweite Grube im Oberen Geschiebelehm vorhanden; derselbe ist 3 m mächtig, von hellgelber Farbe und sehr fest. Endlich ist in dem Einschnitt, in

welchem die Chaussee in das Lieberoser Thal hinabführt, abermals Oberer Geschiebelehm 6 m mächtig aufgeschlossen.

Zwischen dem Möllener Fliess bei Friedland und der Spree liegt ein flaches Plateau, dass in der Südspitze 57 m erreicht. Es besteht in seiner ganzen Ausdehnung aus Sand und flacht sich sowohl zur Spree als auch zum Grossen Schwieloch-See ganz allmählich ab.

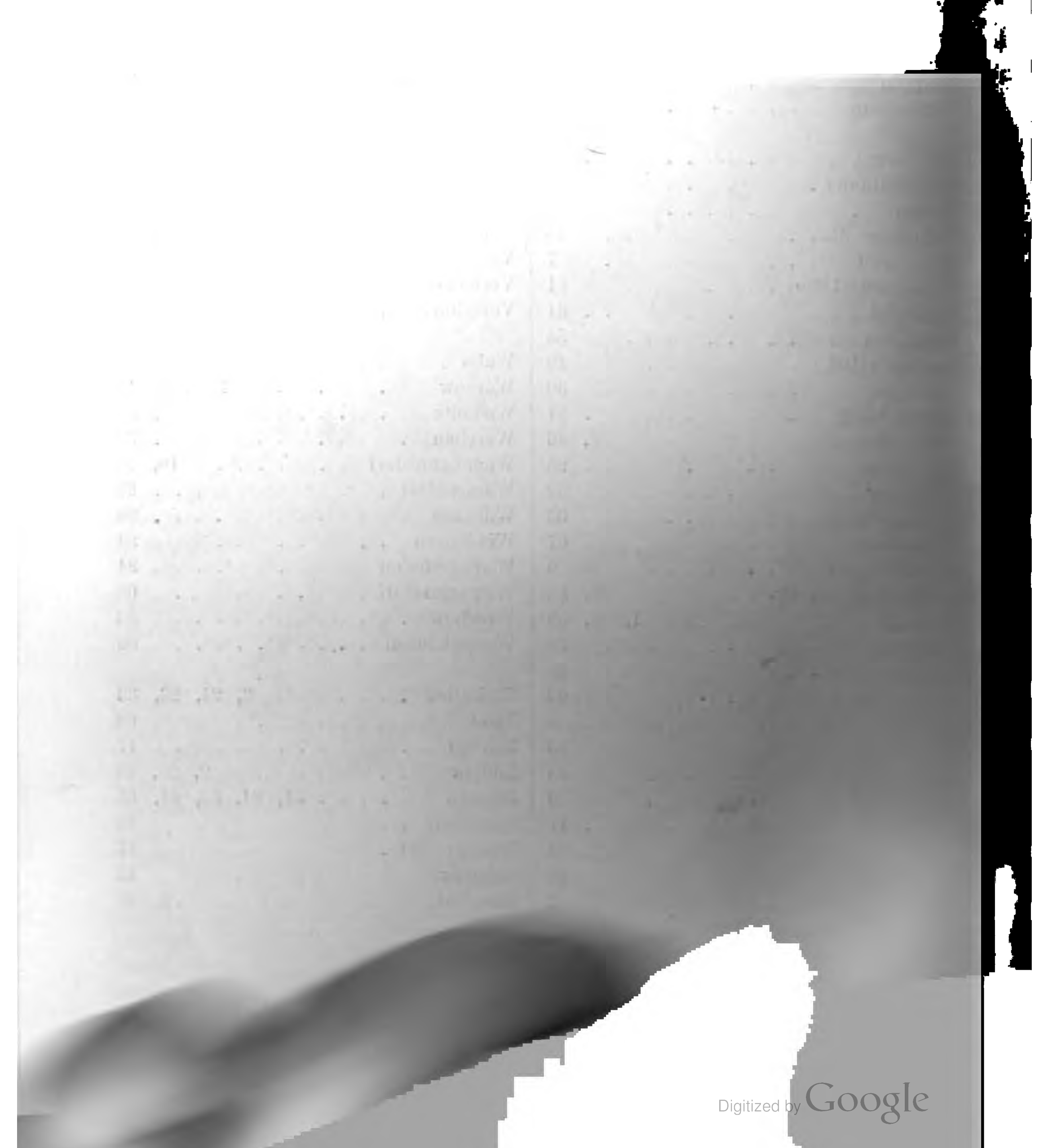
Eine künftige geologische Kartierung des behandelten Gebietes wird zu der vorstehenden Skizze eine grosse Anzahl von Berichtigungen und Ergänzungen bringen, deshalb erscheint es vielleicht gewagt, wenn ich aus meinen Beobachtungen den Schluss ziehe, dass an dieser Stelle tektonische Kräfte thätig gewesen sind und dass die Herausbildung der Landschaft nicht einzig auf die Vergletscherung mit ihren mannigfachen Begleit- und Folgeerscheinungen zurückzuführen ist. Ich will hier nicht entscheiden, welche der beschriebenen Störungen tektonischen und welche glazialen Ursprungs ist. Am wahrscheinlichsten ist es, dass beide derartig in einander gegriffen haben, dass eine scharfe Abgrenzung ihrer Einflusssphären unmöglich ist. Überwiegend aber scheint mir der Einfluss tektonischer Kräfte bei der Entstehung des Scharmützel-Sees gewesen zu sein, denn die Verwerfungslinie in der Ziegeleigrube bei dem Dominium Silberberg (Tafel I) gehört zu den schönsten, die ich gesehen habe.

Register.



Verwerfung in der Ziegeleigrube auf der Höhe bei Silberberg am Scharmützel-See.

a. Tertiär (Braunkohlengebirge). — b. Diluvium (Moränengebirge). — c. Verwerfungslinie.



Tafel II.



Verwerfung in der Ziegeleigrube am Rande des Scharmützelsees bei Silberberg.

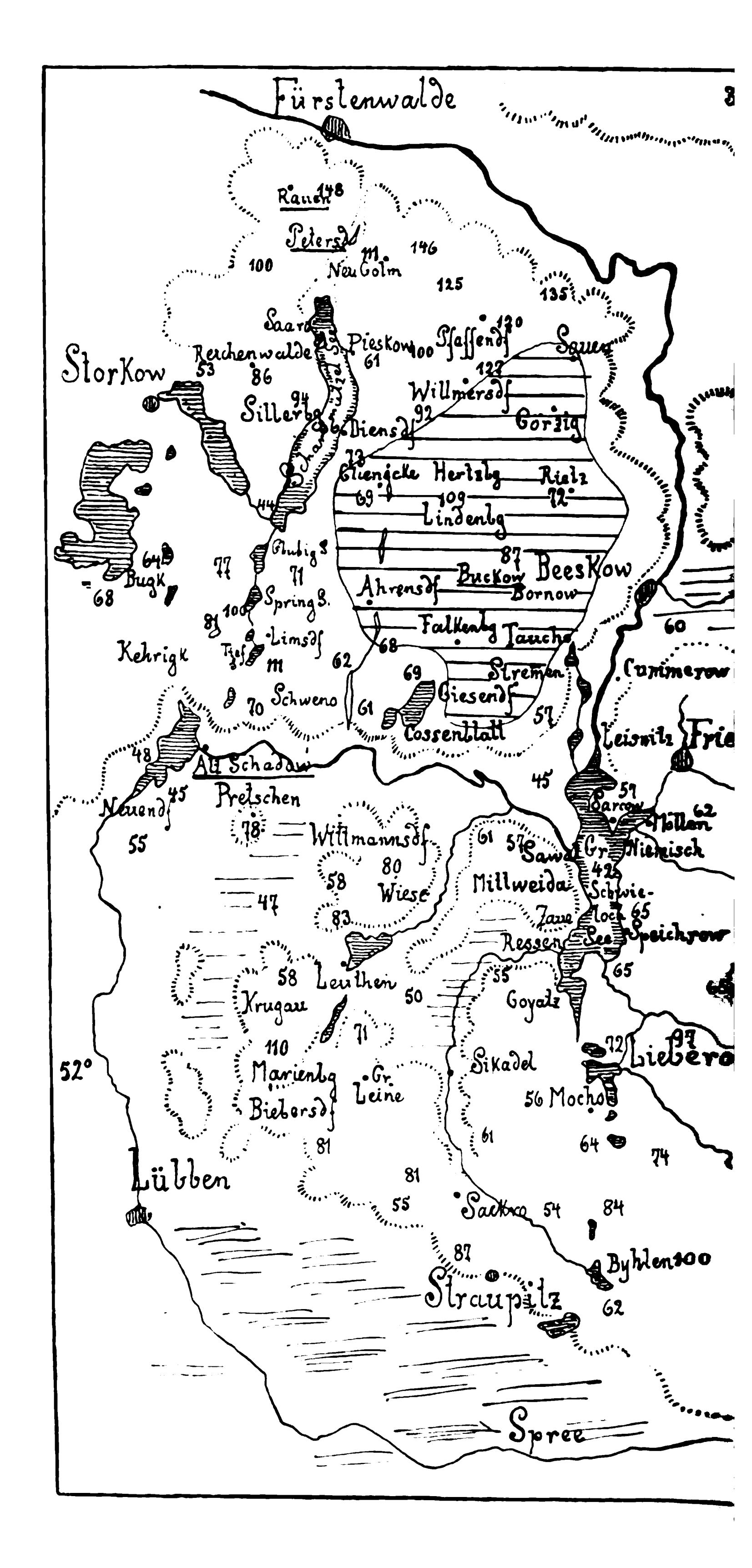
a. Diluvialthon. — b. Diluvialsand. — c. Verwerfungslinie.

Tafel II.

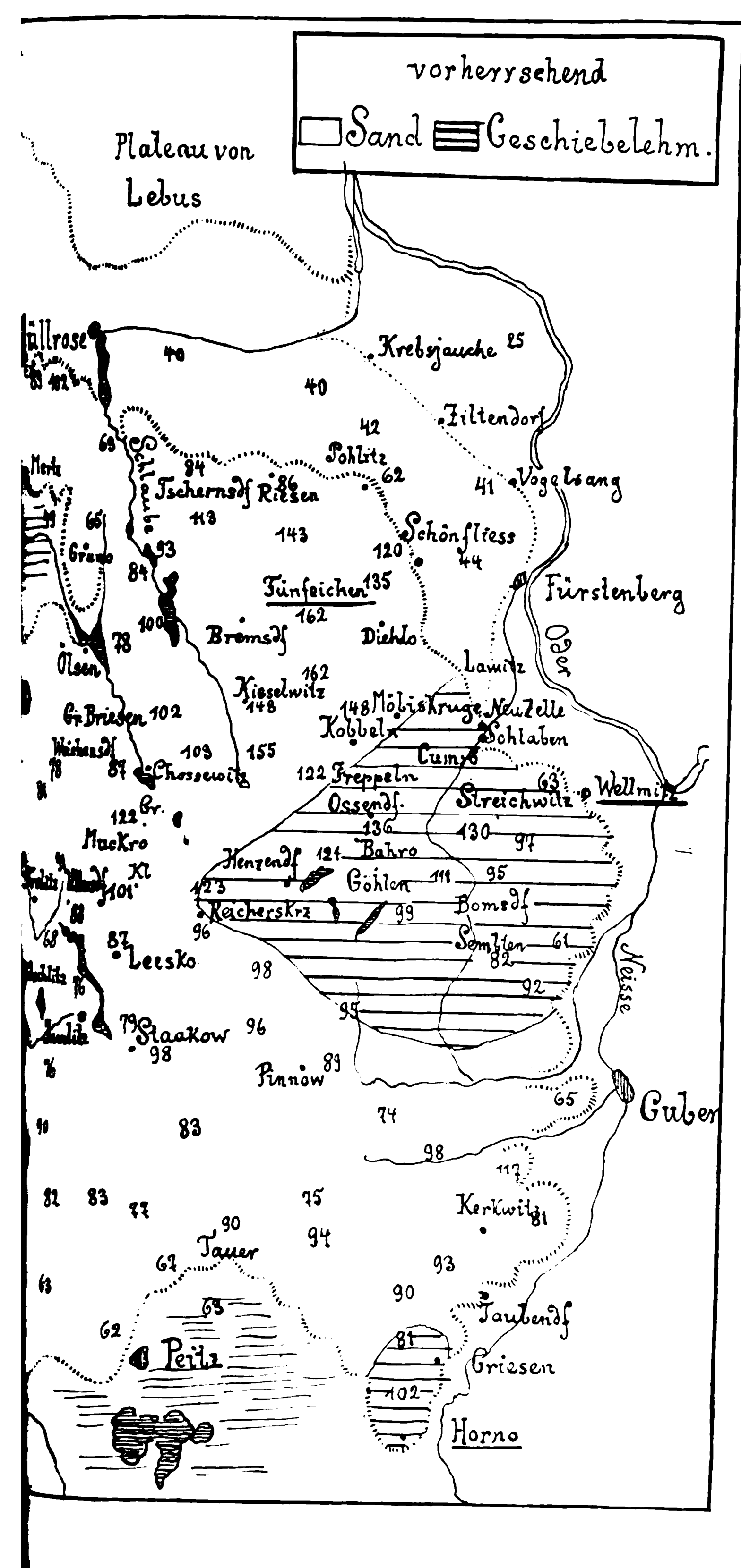


Verwerfung in der Ziegeleigrube am Rande des Scharmützelsees bei Silberberg.

a. Diluvialthon. — b. Diluvialsand. — c. Verwerfungslinie.



Fürstenwalde
Rauen
Petersdf
Neu Golm
Saarow
Pieskow
Pfaffendf
Sauen
Storkow
Reichenwalde
Sillerbg
Willmersdf
Görzig
Diensdf
Glienicke
Hertzbg
Rietz
Lindenbg
Beeskow
Buckow
Bornow
Ahrensdf
Bugk
Kehrigk
Spring S.
Limsdf
Falkenbg
Tauche
Stremmen
Giesendf
Cossenblatt
Schwenow
Alt Schadow
Pretschen
Neuendf
Leißnitz
Wittmannsdf
Wiese
Millweida
Sawall
Gr. Niemisch
Möllen
Zaue
Ressen
Speichrow
Goyatz
Leuthen
Krugau
Marienbg
Biebersdf
Gr. Leine
Sikadel
Mochow
Lübben
Byhlen
Straupitz
Spree
52°



vorherrschend
Sand
Geschiebelehm.
Plateau von Lebus
üllrose
Krebsjauche
Ziltendorf
Pohlitz
Vogelsang
Tschernsdf
Schlaube
Schönfliess
Fürstenberg
Fünfeichen
Bremsdf
Diehlo
Oder
Lawitz
Olsen
Kieselwitz
Möbiskruge
Neuzelle
Gr. Briesen
Kobbeln
Schlaben
Cumro
Chossewitz
Treppeln
Wellmitz
Ossendf.
Streichwitz
Gr.
Muckro
Kl.
Henzendf
Bahro
Göhlen
Reichers Krz
Bomsdf
Neisse
Leesko
Staakow
Pinnow
Guben
Kerkwitz
Tauer
Taubendf
Peitz
Griesen
Horno

ARCHIV

DER

„BRANDENBURGIA“

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstande.

---

6. Band.

Berlin 1899.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,

Bernburgerstrasse 14.

Inhalt.

Die Strausberger Stadtschule 1430—1818.

Ehemalige Kämmereigüter Strausbergs.

Die Strausberger Stadtschule.

Beiträge zur Geschichte des märkischen Schulwesens (1430—1818).

B. Seiffert.

Die Strausberger Rats- oder Stadtschule hat sich nicht, wie andere städtische Anstalten, mit denen sie in früheren Jahrhunderten auf gleicher Stufe gestanden, zu einer Gelehrtenschule ausgebildet, vielmehr ist sie, dem bescheidenen Bedürfnis der von je her mühsam erwerbenden Einwohnerschaft entsprechend, eine einfache Bürger- oder Elementarschule gewesen und geblieben; keiner ihrer Rektoren hat sich in der Pädagogik so hervorgethan, dass seiner in einer Geschichte derselben auch nur in einer bescheidenen Fussnote hätte Erwähnung geschehen können, und von all den Tausenden, die auf dieser Schule die ersten Früchte der gelehrten Ausbildung gepflückt haben, sind nur ganz vereinzelte Persönlichkeiten in ihrem späteren Beruf zu einer gewissen Bedeutung gelangt.

Es könnte daher wohl etwas bedenklich erscheinen, vor anderen als Lehrerkreisen die Geschichte einer solchen schlichten Lehranstalt zu entrollen, wenn nicht eben zugleich eine Fülle interessanter Einzelheiten sich einflechten liesse, welche kennen gelernt zu haben für jeden Freund der heimischen Geschichtsforschung die Mühe des Lesens doch vielleicht lohnt. Denn wenn irgend eine kommunale Einrichtung zu einem Rückschluss auf den in der jeweiligen Verwaltung herrschenden Geist und die allgemeine Gesinnung der Bürgerschaft einen berechtigten Anlass und zuverlässigen Massstab giebt, so ist es die Schule, die durch Leiter, Lehrer und Zöglinge nach beiden Seiten hin die engste Fühlung hat; unter günstigen Verhältnissen gedeiht, unter der Ungunst derselben leidet sie, ist bald Gegenstand allseitiger Fürsorge und Teilnahme, bald der bejammernswerte Zankapfel heftigen Parteigetriebes, somit nicht bloss von den äusseren Schicksalen der Stadt abhängig, sondern auch von der inneren Entwicklung des Gemeinwesens, und insofern immerhin ihre spezielle Geschichte ein Stücklein der allgemeinen Kulturgeschichte [1].

---

[1]) Cf. L. Götze, Gesch. d. Gymnasiums zu Stendal, S. VI. —

Man wird dieser Behauptung um so unbedenklicher beipflichten können, als man in Rücksicht zu ziehen hat, dass die sogenannte „Uniformierung" der vaterländischen Schulen seitens des Staates doch eigentlich erst seit Beginn dieses Jahrhunderts und nur ganz allmählich in Angriff genommen und durchgeführt worden ist; während heut die Schulen einer Gattung infolge der nivellierenden Staatsaufsicht sich gleichen wie ein Ei dem andern, mögen sie in grossen oder kleinen Städten, in Kulturcentren oder fernab von den grossen Verkehrsadern liegen, — bis zu dem genannten Zeitpunkt hatten die Gemeinden einen relativ freien Spielraum in der Ausgestaltung ihres Schulwesens, den ihnen weder Visitationen noch Reglements einzuschränken vermochten, und daher erhielt sich die den lokalen Verhältnissen angepasste Eigenart einer Schule oft länger, als im Interesse ihrer Entwicklung lag. Aus eben diesem Grunde ist es aber auch wünschenswert, dass überall, wo die Geneigtheit städtischer Behörden es gestattet, die alten Akten der Rathäuser nach solchen Schulnachrichten aus früheren Zeiten durchforscht werden; jede neue Veröffentlichung kann dem Geschichtsfreund, wie dem Fachmann nur willkommen sein. —

Die folgenden Blätter wollen und können keine lückenlose Entwicklungsgeschichte der Strausberger Stadtschule darstellen, dazu reicht das vorhandene Archivmaterial nicht aus; sie wollen vielmehr nur alles Wissenswerte über die Persönlichkeiten, die an ihr wirkten, über die Institutionen, die in ihr Geltung hatten, und die Aenderungen, welche im Laufe von vier Jahrhunderten mit ihr vorgingen, lediglich unter Zugrundelegung der Quellen behandeln und dem Staube der Vergessenheit entreissen. Es wird darunter sich manches finden, was schon anderwärts geschildert worden ist, vielleicht aber auch einiges Neue, was der Beachtung wert erscheint, trotz der spezifisch-lokalen Färbung allgemeineres Interesse beanspruchen darf und als Beitrag zur Geschichte der märkischen Schule gelten kann.

Um die benutzten Quellen genauer zu bezeichnen: die weitaus wichtigste ist ein Verzeichnis der Rektoren und Konrektoren (Kantoren), welches mit dem Jahre 1543 beginnt und bis zum Jahre 1740 reichend, von der Hand des Diaconus Johann Andreas Hundertmark (Cmark)[1] in lateinischem Text angefertigt und mit deutschen Nachträgen versehen worden ist. Die Fortsetzung desselben bis 1825 rührt von dem Direktor Perlitz[2] her; was derselbe sonst in seiner handschriftlichen Stadtbeschreibung über die Schule bringt, beschränkt

[1]) War von 1737—41 in Strausberg, ging dann als Archidiaconus nach Bernau, wo er 1764 starb. Über seine geschichtlichen Sammelarbeiten vergl. Fischbach Hist. pol. Beyträge 1783, II. S. 361; ich werde auf ihn in einer Kritik der Strausberger Historiographen zurückkommen. — [2]) Näheres über ihn s. Juliheft 1898 der Brandenburgia, S. 114 Anm. 4. —

sich auf einige Magistratsprotokolle aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges und eine Schilderung, wie dieselbe um 1825 beschaffen war. Sternbeck, Beiträge zur Geschichte der Stadt Strausberg (Abt. Kirche etc.), hat gleichfalls das Verzeichnis vervollständigt (bis 1878), den Hundertmarkschen Teil jedoch aus Unkenntnis des Lateinischen mehrfach falsch wiedergegeben; sonst befasst er sich nur mit den Einkünften der Kirchenbedienten genauer (S. 181—89), auch hierbei laufen ihm mancherlei Irrtümer unter. Bei Fischbach, Hist. pol. Beyträge: Diplomatische Geschichte der Stadt Strausberg, Berlin, bei Unger 1783, II. Teil, habe ich nur wenig gefunden, desgleichen in dem Beckmannschen Nachlass über Strausberg, welcher im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrt wird. Alles, was sonst das städtische Archiv über die Schule enthält, ist von Perlitz ebensowenig benutzt worden, wie von Sternbeck, und doch findet sich darin so vieles, was der Mitteilung werth ist: Urkunden, Visitationsabschiede, Zeugnisse, Bittschriften, Schulordnungen, Reglements u. v. a.: ich habe dieselben, soweit ich sie verwertet, wort- und schriftgetreu wiedergegeben. Inwieweit andere Arbeiten über Schulgeschichten zum Vergleich herangezogen worden sind, ist aus den Anmerkungen zu ersehen.

I. Die Strausberger Stadtschule vor der Reformation (1540).

Die Entstehung der Strausberger Stadtschule lässt sich in Ermangelung eines urkundlichen Nachweises an keine bestimmte Jahreszahl knüpfen. Man kann bei der immerhin bedeutenden Stellung, welche Strausberg während des 14. Jahrhunderts innerhalb des Bundes der mittelmärkischen Städte einnahm, — es gehörte, soweit sich aus dem Anteil an den gemeinsamen Pflichten und Lasten urteilen lässt, zu den mittelgrossen Gemeinden[1]) — sowie bei den mannigfaltigen nahen Beziehungen zu Berlin, dessen „incorporirtes membrum" es seit dem 15. Jahrhundert war, durchaus nicht ohne weiteres die Vermutung von der Hand weisen, dass, wie in andern städtischen Dingen, so auch auf dem Gebiete des Schulwesens der Rat dem Beispiele des grösseren Ortes gefolgt sei und schon frühzeitig für das Bildungsbedürfnis, wenn auch nur der Patrizierfamilien, durch Gründung einer lateinischen Schule gesorgt habe. Sehr zum Nachteil der älteren Stadtgeschichte sind leider viele Urkunden bei der Eroberung und Zerstörung der Stadt durch die Pommernherzöge und Dietrich von Quitzow im Jahre 1402 vernichtet worden oder abhanden gekommen[2]), so dass ich, um meine Vermutung

[1]) Vgl. Riedel, Cod. dipl. Brandbg. I, 11 S. 66 No: 95. — [2]) Angelus, Annal. fol. 179. —

nur einigermassen zu stützen, darauf hinweisen will, dass seit 1254 gelehrte Dominikanermönche in Strausberg angesessen waren, die sich gewiss gern bereit gefunden haben, ihre Kräfte in den Dienst einer solchen Lehranstalt zu stellen.

Aber auch wenn man diese Annahme nicht gelten lassen will, so steht doch immerhin fest, dass schon mehr als hundert Jahre vor Einführung der Reformation eine Schule in Strausberg wirklich bestanden hat. Die Pergamenturkunde No: 37 des Ratsarchivs[1]), vom 24. Februar 1430, laut welcher ein Priester Nicolaus Meltsack mit den Einkünften des bereits 1419 gestifteten Roraten-Altars[2]) belehnt wird, bestimmt, dass bei der Abhaltung der drei Pflichtmessen der Schulmeister und die beiden Küster dem Priester helfen sollen, wofür ein Schock Groschen nach Verhältnis an die Gehülfen zu verteilen sei:

„Deme Scholemeystere To Strutzebergh sall man alle jar ghewen dry Schillingh[3]) grosschen — vp wynachten. Dar de Scholemestere vore To kore sollen schikken alle weke ghelik Twyge Ses scholere, de Singhen konen ‚Cibauit‘ des dunredaghes [von dem hilghen lychame Christi], des Sunnauendes ‚Rorate‘ [myt aller werdicheyt des gesanghes]. Des dinstaghes Beyde kostere Sollen singhen myt dem Altaristen alleyne selmysse [To troste allen Elenden selen vnd de dar vorstoruen synt vt der Roraten Bruoderschap].“

Diese erste Erwähnung eines Schulmeisters und seiner Schüler steht also in unmittelbarem Zusammenhang mit der Gründung eines liturgischen Kirchenchors, der Roraten-Brüderschaft, deren Mitglieder „nicht van getwanghe noch gehorsam med werdicheit des sanghes dynten“, sondern „so oft ymand ynnycheit hadde.“[4]) Aber nicht alle Schüler werden beim Gottesdienst verwendet, sondern nur „die singen können“, d. h. solche, die vermöge ihrer guten Stimme und musikalischen Beanlagung zur Ausführung derartiger liturgischer Wechselgesänge geeignet und brauchbar waren: diese herauszusuchen und auszubilden und wöchentlich zweimal in der Kirche zu dirigieren gehörte zu den schul- und kirchenamtlichen Obliegenheiten des Schulleiters. Dass derselbe die Besoldung für diese Thätigkeit vom Rat als dem Patron der Kirche und des Roratenaltars erhielt, mithin nicht im Dienst und Lohn des Altaristen stand, verdient ausdrücklich betont zu werden[5]).

---

[1]) Bei Riedel a. a. O. I, 12 Strausberg No: 44. — [2]) Perg. Urk. No: 33. Riedel a. a. O. I 12 No: 32 ist an mehreren Stellen ungenau kopiert. — [3]) Schilling = 12. — [4]) Dafür gewährte ihnen die Confirmation des Bischofs Stephan von Brandenburg einen 40tägigen Ablass: Nichilominus nos omnibus Christifidelibus vere confessis et contritis, qui—missis de corpore christi in quintis feriis, Rorate de beata virgine maria in sabbate Et pro defunetis in terciis feriis interfuerint Easque devote audierint Ac intra quaslibet earundem quinque pater noster Et quinque Ave maria devote dixerint, Quadraginta dies indulgenciarum de omnipotentis dei misericordia confisi misericorditer indulgemus. — [5]) Vgl. dazu L. Goetze a. a. O. S. 2 f. —



Die nächstfolgende Notiz, welche Fischbach[1]) offenbar den Hundertmarkschen Excerpten entnommen hat, stammt aus einem verlorengegangenen Kämmereibuch und ist in die Zeit nach 1512 zu setzen: „Nota, quod Rector Scholae annuatim habebit semiquatuor Sexagenas[2]) grossorum ab anti [phone] ‚salve', quae singulis diebus ab eo cum suis debet decantari hora quarta, similiter pro eisdem pecuniis debet singulis diebus dominicis praeter vesperas ab eo fieri circuitus pro animabus cantando ‚Absolve' et post circuitum in choro debet antiphone cantare de corpore Christi ‚O sacrum' et tandem singulis dominicis diebus sub silencio summe misse debet ab eo decantari ‚O adoranda trinitas' cum ceteris versibus." Die hiernach neu hinzutretenden kirchlichen Gesänge und Messen sind gleichfalls auf fromme Stiftungen zurückzuführen, eine sogenannte „Mariengilde", welche sich die feierliche Ausstattung der vielen Marienfeste besonders zur Aufgabe machte[3]), und eine Messe von der heiligen Dreifaltigkeit[4]) am Roratenaltar.

So geschieht denn in der That in diesen ältesten und einzigen urkundlichen Nachrichten des Schulmeisters nur insoweit Erwähnung, als er mit seinem Sängerchor im Dienst der Kirche steht; hieraus aber folgern zu wollen[5]), dass „seine Funktionen recht eigentlich kirchliche waren und selbst der Unterricht, welchen er den Knaben erteilte, beinahe nur auf das Einüben lateinischer Gesänge gerichtet war", ist denn doch wohl ein verkehrter Standpunkt. Wenn man auch zugeben müsste, dass das kirchliche Interesse zuerst die Gründung einer Schule verlangt habe, — wie sollte man sonst geübte jugendliche Sänger haben beschaffen können? —, so stand doch Kirche und Schule nur durch diesen Sängerchor allein in Verbindung, die Schar der übrigen Schüler dagegen, die zu dem Kirchengesang untauglich waren, konnte nach dem Wortlaut der Stiftung keine Verwendung im Kirchendienst finden; für diese fehlte dann, wenn wirklich die Vorbildung zum liturgischen Gesang der „fast einzige" Endzweck der schulmeisterlichen Thätigkeit gewesen wäre, jede

[1]) Hist. pol. Beyträge 1783, II S. 370. — [2]) Ist entschieden verschrieben für solidos, Schillinge, denn der Posten „3½ schill. Salvereginengelt" ist fast in jedem Jahrgang des Kämmereibuches 1530—45 (KB. 1530) nachweisbar. — [3]) Nach Hundertmark bei Fischbach a. a. O. S. 370: „Nha Cristi gebort veffteinhundert vnd IIII Jar dess Mandages na Exaudi (20. Mai 1504) Gschin yss ynnigher Andechtiger vnd werdigher Her, Er Simon Perlitz — heth vth ynnichheit vnd vmme ssiner ssilen ssalicheit to bedencken gegewenn XII Schock to lawe vnd Ern der Hemmel Konigkynne marien, dess sulfftighen gtydenn nemelich vnsser liuen Frawen ein Anfangk vnd anhewen to ssindhe" (ein Ratsprotocoll). — [4]) Perg.-Urk. 49 vom 2. Mai 1512 (Riedel a. a. O. No: 79): „Tho hulpe vnnd to trosthe Allen vorstorwenn guldebulen vnnd cristlowigen ssilenn Bssundern yn mher lossbydunge vnnd erwerdichheit gades dess Almechtigenn, der hilligenn Driualdicheit, vnnd to eren vnnd lawe ssiner Benedigedenn Muder Mariam hebben wy — to vnnssem Roraten altare 3 schock Jerliges tynsses — gegewen", um alle Sonntage eine Messe von der heiligen Dreifaltigkeit abzuhalten. — [5]) Wie Sternbeck S. 182 thut. —



Veranlassung, sich in die Lehre und unter die Zuchtrute eines Kirchendieners zu begeben, dem sie bei der Ausübung seines eigentlichen Berufes doch nur lästig fallen mussten. Nein, es ist ebenso selbstverständlich, wie es auch durch die Notizen des ältesten Stadtbuches (1530—45) erwiesen wird, dass in der Schule ausser dem kirchlichen Gesang religiöser Memorirstoff aller Art, soweit er für die Jugend und die Laienwelt damals für zulässig erachtet ward, und mindestens Lateinlesen und Lateinschreiben gelehrt wurde, vielleicht auch die Anfänge der Rechenkunst; jedenfalls also verlangte der Rat von vornherein, dass neben der religiösen Unterweisung auch den Anforderungen, die das praktische Leben an den Menschen stellt, nach Möglichkeit Rechnung getragen wurde. Was könnte wohl deutlicher dafür reden als die Thatsache, dass sofort bei der Eröffnung der Frankfurter Universität (1506) vier Strausberger Jünglinge dorthin zogen, um dem Studium obzuliegen, und dass bis zum Jahre 1542 noch 16 andere ihrem Beispiel gefolgt sind? Wo anders sollten diese ihre Vorbildung genossen haben als bei dem Schulmeister der Stadt? Gerade denjenigen Familien der Stadt, aus denen sich das Ratskollegium durch Kooptation ergänzte, musste vor allem daran gelegen sein, dass die folgenden Generationen zu dem künftigen Amt die nötigen Kenntnisse erwarben, und daraus, dass auch nach der Reformation dieser Zug zum akademischen Studium noch lange nicht erkaltete, ergiebt sich zur Gewissheit, dass nicht etwa ausschliesslich die Dominikanerpatres, sondern, wenigstens nach 1542, einzig und allein der Schulmeister die Anfangsgründe einer gelehrten Bildung in die jugendlichen Gemüter gepflanzt hat[1]).

[1]) Ich habe als eine zur Vervollständigung der Schulgeschichte durchaus erforderliche Arbeit angesehen, die Frankfurter Universitätsmatrikel (FM) (ed. Friedlaender) nach dieser Richtung hin für Strausberg und (zum Vergleich) für die umliegenden Orte des Ober-Barnim zu excerpieren und bringe, da sich eine zweckmässigere Verwertung des gewonnenen Materials kaum erwarten lässt, daher hier als Anhang das Verzeichnis der Studenten mit Bemerkungen über ihre Familie bezw. ihre spätere Laufbahn. FM. 1506: Georgius Schmerer. Johannes Lintholtz [sein Bruder Benedictus war 1528—49 regierender Bürgermeister, die Familie angesehen und begütert, starb aber nach dem 30jährigen Kriege aus]. Frater Mattheus Krafft et Frater Martinus Bartholomei dederunt ambo decem grossos, alios remisi propter deum et sanctum Dominicum, quia Mendicantes. Ambrosius Martini. Martinus Carpentarius [später Altarist und zuletzt Stadtschreiber in Strausberg, † 1549]. — 1508. pater Michael Zcölner de Franckfordis, lector Monasterii Straussbergensis ordinis Predicatorum. Nicolaus Wellisch. — 1510. Mattheus Schonbegk [später Altarist in Str. und 1542 Geistlicher in Bukow]. Petrus Heincz [Hans Hentze Bürgermeister 1530—37]. — 1511. Wolfgangus Smede [Merten Smed Ratsherr 1530 ff]. Mattheus Ebel [cf. Rektoren-Verzeichnis sub 1]. — 1517. Jacobus Hentz. Lieburius Lindecke. — 1519. Andreas Sydow. Matthias Schreter. — 1520. Petrus Neumann. — 1527. Nicolaus et Joachimus Lyntholt fratres [Söhne des Benedictus. Nicolaus wurde Bürger in Wismar; Joachim, D. J. U. starb 1574 als „Ch. G. zu Brandenburg Rath und Canzler im Geistlichen Consistorio zu Cöln an der Spree; cf. Angelus Ann. f. 373]. — 1528. frater Fabianus Potbergk.



Die soziale Stellung des Schulmeisters war nun freilich damals in Strausberg noch eine ebenso traurige, wie dies aus andern Orten gemeldet wird [1]); uns ist es schier unmöglich, uns in diese Vorstellung hineinzuversetzen, dass der damalige Jugendbildner nicht viel anders behandelt, nicht eben höher geachtet wurde als ein fremd zuziehender Gewerbetreibender, Meister oder Geselle, der gegen Wochenlohn arbeitet. Und doch, die Art seiner Annahme, die Dauer seines Dienstverhältnisses, der häufige Wechsel der Personen, deren Namen aufzuzeichnen man nicht einmal der Mühe wert hielt, all die vielen kleinen Bemerkungen, wie sie uns in dem alten Kämmereibuch (KB 1530) so handgreiflich entgegentreten, lassen gar keine andere Deutung und Auffassung zu. Irgendwelche Beamten-Qualität hatte er nicht, weder eines Staats- noch Stadtdieners, vergebens wird man unter den Ausgabetiteln dieser Zeit die Überschrift „Dem Schulmeister“ suchen; während die Stadtknechte, der Ziegelmeister, selbst Meister Dietrich oder Hans, der Scharfrichter, ihre mit dem vollständigen Namen bezeichneten Rubriken ausfüllen, muss man das, was dem Schulmeister gereicht wird, unter den „gemeinen Ausgaben“ kümmerlich herauslesen und zusammenstellen.

Wird der Schulmeister zum Dienst angenommen, so verabfolgt ihm der Rat ein Handgeld, und dann gilt der Vertrag auf ein Jahr abgeschlossen. Nach Ablauf des Jahres wird ihm einfach der Laufpass gegeben, wenn er nicht schon vorher selbst den Staub der Stadt von seinen Füssen geschüttelt hat, oder er wird durch ein abermaliges Geldgeschenk für ein weiteres Jahr verpflichtet. Wenn die Stelle nicht gleich wieder besetzt werden kann, behilft man sich auf einige Zeit mit dem Oberküster und bewilligt ihm für „die Wartung der Schüler“ eine ausserordentliche Vergütung. Dem Neuanziehenden schickt man einen Wagen entgegen, um seine Habe anzufahren, mit dem Scheidenden begnügt man sich geschäftsmässig abzurechnen [2]).

— 1529. Johannes Lintholtz [„starb ohne Weib und Kinder“ Angelus ebend]. — 1536. Andreas Lintholtz [erbte des Vaters Güter und war 1555 der reichste Mann der Stadt: Sternbeck S. 7. 1571 wurde er Stadtschreiber und Ziesemeister, kam dann in den Rat und starb 1597 als regierender Bürgermeister]. — 1538. Benedictus Schmith. — 1540. Gregorius Ebel. — — Während desselben Zeitraums studierten in Frankfurt aus: Alt-Landsberg 1, Wriezen 11 (?), Neustadt-Eberswalde 9, Freienwalde 4, Buckow 5, Bernau 32, Müncheberg 27, Seelow 13, Werneuchen 1; aus den Dörfern des Oberbarnim 6; aus den adligen Geschlechtern derer v. Barfus 1, v. Pfuel 3, v. Platen 1, v. Röbel 1. — Die Greifswalder Matrikel (GM.) nennt in dieser Zeit aus: Strausberg 0, Müncheberg 3, Bernau 3, Wriezen 2, Freienwalde 3, Eberswalde 7, Buckow 1, Werneuchen 1. — [1]) z. B. Kükelhan, Beiträge zur Gesch. d. Kgl. Realprogymnasiums zu Otterndorf; Programm 1892. S. 13. — [2]) KB. 1536: 4 gr dem Schwlmeister dranckgelt geben, der ist angenommen worden. 1533: 3 gr. vortert, als man den schulemeister furder annam. 1532: 1 fl dem awerkoster det he die Schuler gewardet, dieweil men keinen schulemester gehat. 1538: 12 gr dem furemanne geben, der den Schulemeister von Buckow herfurte. 1537: 1 schock dedimus dem Schulmeister vp michaelis als er abzogt vnd im syn verdinst gahr vornugt das er Ein Ersamen rade bedanckt. —

So niedrig seine Stellung, so kärglich ist sein Lohn. Der Rat besoldet ihn nur für seine Leistungen beim Messgesang, wie bereits erwähnt, mit jährlich 42 gr; für seine Mühwaltung im Schulunterricht müssen ihm die Schulknaben jeder vierteljährlich einen Groschen Schulgeld (Precium, Didactrum) mitbringen, während der Rat genug zu leisten glaubt, wenn er ihm das Schulhaus, welches, wie meist überall, in der Nähe der Kirche und des Kirchhofs lag, zu Unterrichtszwecken und als Wohnung, auch den winzigen „Schulgarten“ zur wirtschaftlichen Ausnutzung überlässt, die Baulichkeiten notdürftig in Ordnung hält[1]), für Heizung sorgt und allenfalls ihm eine ausnahmsweise Beihilfe in Gestalt eines Jahrmarktsgroschens, einer Axt zum Holzhauen u. a. gewährt[2]). Dass die Kirchenkasse dem Schulmeister in dieser Periode ein festes Gehalt gezahlt hätte, wird nirgends erwähnt, nur von den für Taufen, Trauungen und Leichenbegängnisse fallenden Accidenzien erhält er einen aliquoten Anteil. Es liegt klar auf der Hand, dass hiervon auch der bescheidenste Mensch nicht leben konnte, selbst wenn etwa — das ist aber durch keine Nachricht bestätigt — schon damals die Einrichtung eines Freitisches bei der Bürgerschaft bestanden haben sollte. So war denn der Schulmeister auf Nebeneinnahmen angewiesen, gleichviel wodurch er sie verdiente, und er griff zu, wo sie zu haben waren, ohne zu fragen, ob seiner Würde dadurch Abbruch geschah oder nicht. Zunächst suchte er seine Schreibkunst zu verwerten; wir finden ihn wiederholt erwähnt als stellvertretenden Stadtschreiber, dessen Einkünfte, gegen die seinigen gehalten beinahe fürstlich zu nennen[3]), ihm natürlich von dem ehrbaren Rate nicht vorenthalten wurden. Sodann suchte er seine musikalischen Fähigkeiten und den von ihm geschulten Sängerchor auch ausserhalb des Kirchendienstes zur Geltung und Verwendung zu bringen. Dazu boten wohl namentlich die Hochzeitsfeierlichkeiten der reicheren Bürger eine willkommene Gelegenheit; ob auch zur Entfaltung seiner geselligen Talente, will ich dahingestellt sein lassen; wäre es ein Verbrechen gewesen, wenn er sich nach wochenlangem Fasten auch einmal einen guten Tag gemacht hätte? Ferner war es feststehender Brauch, dass er alljährlich einmal dem

---

[1]) KB 1530 und 1537 Ausbesserung des Mauerwerks, 1531 des Daches, 1533 Beschaffung einer Tafel, 1537 eines Tisches, 1537 und 1542 Einsetzen neuer Fenster, 1535 Papier zu denselben, 1538 neuer Kachelofen, 1538 Weissen der Stube u. a m. — [2]) KB 1530: 1 gr dem Sch. am guden dinstag (dem Ostermarkt). 1537: 4 gr 2 ₰ vor ein echs die der Stadtschreiber vberich gelobt dem sch. vff der Schule. — [3]) Alle Vierteljahr 2 Schock „Quartalgeld“, für jede Ratssitzung 4 ₰ „Hausgeld“, ausserdem „dranckgelt von schossen, zisen, wulwage, kageln und stedegelt“ (in Summa jährlich 10—12 Schock). KB 1531: 1/2 fl dem Sch. als v. g. h. Cise ward henwegh gefuret. 1537: 1/2 fl dem sch. vom Bierzedel. 1539: 1/2 fl dem sch. geben von der Czeisse vff Trinitatis. 4 1/2 gr dem sch. sin vordinst alss men die lanth kawelen hat aussgeben. 1532: 5 gr hausgelt dem Sch. vorsethen. —

Rat mit seinen Sängern „aufwartete“, nämlich bei „der depositio dominorum oder der vorsettunge.“ Wenn die Jahresrechnung auf Trium Regum (6. Januar) geschlossen und dann vom Rat und den Vertretern der Bürgerschaft geprüft worden war, fand einige Wochen hernach die offizielle Übergabe der „Regierungsgeschäfte“ an die bisher „ruhende“ Hälfte des Ratskollegiums statt; daran schloss sich allemal eine ebenso feierliche wie opulente „Collation“, deren Speisezettel aus einigen Jahren erhalten ist und Zeugnis ablegt von dem verwöhnten Gaumen der ehrwürdigen Herren und ihren gesunden und weiten Magenverhältnissen. Bei der Festtafel im Ratssaal erschien regelmässig der Schulmeister mit dem Schülerchor, um das frohe Mahl mit heiteren Weisen zu würzen; dafür erhielt er zum Lohne einen „Orth“, d. h. 8 Groschen [1]).

Aber nicht nur auf Bestellung machte er Musik; auch ungebeten kam er. Dreimal im Jahr [2]) zog er in der Stadt umher, von Thür zu Thür (daher Ostiatim-Singen), in Sturm und Kälte, Regen und Schnee; 3 bis 4 Tage lang mussten die bedauernswerten Schüler mittrotten und singen, damit die Bürger sich ihres Lehrers erinnerten (daher Recordation) und ihm aus Barmherzigkeit eine milde Gabe verehrten, eine Zubusse zu seinem kärglichen Lohn! Dies Bettelsingen ist wohl das traurigste officium des damaligen Schulmeisters gewesen und — leider! — Jahrhunderte lang eine erniedrigende Schmach des Lehrerstandes geblieben. — —

Das wäre alles, was ich an Nachrichten über die Schule der katholischen Zeit gefunden habe.

II. Die Schule nach Einführung der Reformation bis zum Beginn des 30jährigen Krieges (1541—1626); die Kirchen- und Schulvisitationen.

Angelus (Breviarium S. 135) berichtet über die Einführung der neuen Lehre in Strausberg: „Mittwochs nach Dorotheä [9. Febr.] 1541 ward zu Straussberg für einen Lutherischen Prediger angenommen Herr Mattheus Schütze Strausbergensis. Und dieser war der erste, so die

[1]) Sternbeck, welcher in seinen Beiträgen zur Stadtgeschichte S. 58 an den „unwissenden“ Schulmeistern jener Zeit kein gutes Härchen lässt, sie „Platzmeister auf Hochzeiten und anderen Schmaus- und Trinkgelagen“ schilt, liest aus dem Worte „Orth“ die Bedeutung „Platz“ heraus und meint: „Heut würde man sagen, der Schulmeister hat nach seiner Vocation das Recht, zu Neujahr mit dem hohen Rathe sich toll und voll zu trinken, denn anders thaten's unsere guten Vorfahren nicht“. Jaja, so wird manchmal Lokalgeschichte geschrieben! — [2]) Auf Burchardi (11. October), Martini (11. November) und Neujahr. Wann das Recordieren aufgekommen ist, lässt sich nicht bestimmen. —



Lutherische Lehr allhie anfieng zu predigen in öffentlicher versamlung" [1]). Auf Grund der kurmärkischen Kirchenordnung [2]) fanden dann 1541 und 1542 Visitationen der Kirchen- und Schulverhältnisse statt; beim ersten Mal war der Bischof Matthias von Jagow persönlich zugegen [3]), die Visitatoren von 1542 werden nicht genannt, sind aber jedenfalls Generalsuperintendent Jacob Stratner und Probst Georg Buchholzer gewesen. Man begnügte sich zunächst damit, die Einnahmen und Ausgaben der Kirchenkasse zu fixieren, wie sie sich nach Einziehung verschiedener Altäre und Stiftungen für die Zukunft zu gestalten hatten, irgendwelche positiven Vorschläge zu Neueinrichtungen sind urkundlich nicht nachweisbar. Es findet sich nur eine „Registratur gehaltener Visitation der pfar, hospitalen und des klosters, auch aller andern lehen, bruderschafften vnd gutter zu Strausbergk sontags nach vincula petri (6. August) anno 1542", kein eigentlicher „Abschied" im Archiv vor.

In dieser Registratur heisst es nun vom Schulmeister: „hat sein behausung auff der schulen vnd 15 fl [4]) vom radt haus, das er die stadtschreiberei vnd schule versorge, vnd dan alle accidencia, so von der stadtschreiberei, dem gericht vnd der kirchen, auch den Jungen in der schulen [gefallen], vnd gybt ein jeder Junge alle quarthal 1 gr. In der kirchen aber hadt ehr von jeder thodten leiche 3 gr. Vnd so vfft ehr mit zu radt haus gehet, so hat [er] 4 ₰ vnd jerlich ein ortt in versettzung des radts". Eine Änderung in den Einkünften des Schulmeisters ist hierin insofern zu bemerken, als das „Salvereginengelt" in Fortfall gekommen ist — das Vermögen des Roratenaltars wurde von der Kirche eingezogen oder richtiger der Kirche überwiesen —, dafür aber ein bestimmtes Gehalt für den Schulunterricht und die Stadtschreiberdienste aus der Kämmereikasse gezahlt werden soll: eine Besoldung aus der Kirchenkasse fehlt auch hier noch. Diese Festsetzung kann jedoch nicht lange gegolten haben, da der bisherige Altarist Martin Zimmermann [5])

---

[1]) Angelus irrt in der Jahreszahl, auch im Beckmannschen Nachlass steht fälschlich 1541. Die ersten Zahlungen an den Diakonus Schütze werden im Kb. 1540 verzeichnet. — [2]) Heinrich Schmidt, kurtze Einleitung zur Brandenburgischen Kirchen- und Reformationshistorie (Berlin 1718) S. 205; vergl. auch „Des Kurf. Joh. Georg von Brandenburg Agende, Visitations- und Consistorialordnung (Berlin 1846) Einl. S. IX. — [3]) Kb. 1541: „den Bischof nach Berlin gefüret. 1542: 2 fl vnd 26 gr Zu tranckgelde den Visitatoren vnd Secretario gegebenn. 8 gr dem Burgermeister lintholt vor eyn pert die visitatores tofuren vp laurenti (10. August). — [4]) Ein fl = 32 gr. — [5]) Von ihm heisst es bei Beckmann, Nachlass, Abschn. VIII: „hat einen Aufsatz von allerhand Begebenheiten bei dieser Stadt zu machen angefangen und anno 1548 Concept. Mariae (8. Decb.) dem damaligen Rath dediciret, ist aber im nächsten Jahre 1549 an der Peste gestorben, und haben nach der Zeit andre diese Arbeit einigermassen continuiret". Herr Oberlehrer Piper (Berlin) und ich stimmen in der Ansicht überein, dass dieser von Zimmermann begonnene, von andern Stadtschreibern fortgesetzte „Aufsatz" identisch ist mit dem Chronicon manu-

den Posten des Stadtschreibers noch 1542 übernahm und bis zu seinem Tode (1549) verwaltete, mithin dessen Einkünfte wieder in Abzug gebracht wurden. Erst mit dem Jahre 1549 wird der Ausgabetitel „dem Schulmeister“ ein ständiger, es ist hinzugesetzt: „bekomt theilss vom gemeinen kasten seyne besoldung, theilss vom Rahthause seyn gewisses jargelt zu hülffe, auch (seit 1564) für das positiff zu schlahen[1]) — die Gesamteinnahme schwankt zwischen 2 und 6 Schock jährlich.

Dennoch bedeutet dieses Jahr einen entschiedenen Wendepunkt für die Strausberger Schule: es brachte ihr einen zweiten Lehrer.

In dem bereits erwähnten Lehrerverzeichnis führt Hundertmark (Spalte II, Baccalaurei aut si mavis Cantores) Folgendes aus: „Primi Baccalaurei fit mentio in anno 1550. Non quidem nomen quod ei fuerit adeo certus sum, interim tamen me non erraturum arbitror, si ex sequentibus libri ecclesiastici Nomen Marci habuisse conjiciam: 1 Schock hat Andreas Korte[2]) von wegen Marxs des Schueldieners empfangen auff Natiuitatis Christi anno L. Nam per vocem Schueldiener hic non alium quam Baccalaureum intelligi ex se constat, quia Rectores dicuntur Schulmeistere, nec vox Schuldiener ante dictum 1550 annum invenienda. Quid? quod nomen Baccalaurei ipsum inter hujus anni expensas sit expressum; sine dubio autem erit Bartholomeus Wittstock, qui in altero Registro ejusdem anni dicitur Locate, ad quod credendum eo magis adducor, quia cum expensae Locati non exprimuntur, etiam Baccalaureorum nulla fit mentio. In libro Ecclesiae post Rectoris expensas haec leguntur verba: „Dem Locaten Bartholmes Wittstock 1 Schock von Ostern bis Johannis vernugt.“ Ab hoc Baccalauro usque ad Pulemannum 1556 nullius locati fit mentio.

In der Sache selbst hat Hundertmark Recht, Locat und Baccalaureus sind doppelte Bennennungen des zweiten Lehrers, des Gehülfen für den Schulmeister; nur hätte er auch das alte Kämmereibuch nach dieser Richtung hin befragen sollen, dann würde er gefunden haben, dass unmittelbar nach der Kirchenvisitation von 1542 ein solcher erwähnt wird[3]). Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich, statt eine auffallende plötzliche Mehrung der Schüler als Veranlassung zu dieser Erweiterung der Schulen anzusehen, vielmehr dieselbe auf eine direkte An-

---

scriptum Strausbergense, welches Mag. Angelus sowohl in seinem Breviarium, wie auch in den Annales als Quelle wiederholt citiert. —

[1]) Nach dem Wochenbuch des Gemeinenkastens (1553—63) erhält er als Ludi moderator 9 Schock. — [2]) Der Nachfolger Martin Zimmermanns, noch 1568 im Amt. — [3]) Kb. 1543: 1 gr dem gesellen von der schulen (locaten) tom gotzspenningk [Gottespfennig, Handgeld oder Almosen] 6 post Invocavit [15. Februar] und 1544: 1 fl dem locaten. — 6 fl dem bacchalirien gegeben vp syn lon als Em Eyn E. Radt glabeth hath fur ein iar. —



regung oder Anordnung der Visitatoren zurückführe, als die berufen und verpflichtet waren, „die Schulen in allen Städten und Märkten wiederum einzurichten, zu reformieren, bessern und notdürftiglich zu versehen und erhalten", und eine Teilung der Schüler in zwei „Haufen" als dringend erforderlich erachteten[1]). Zunächst freilich ist der zweite Lehrer nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen, 1543, 44 und 1556, erst von 1564 an war seine Stelle regelmässig besetzt[2]). Sein Verhältniss zum Schulmeister muss in dieser ersten Zeit (bis 1574) als ein untergeordnetes angesehen werden.

Unter dem 16. Oktober 1558 zeigte der Kurfürst Joachim II dem Rate an, dass die „vorige Visitation zu Strausberg Reyteriret" werden solle: „Wie dan bemeltte vnsere visitatores Dinstags nach Martini [15. Novbr.] kegen den abendt bei euch ankommen, Vnd die folgende tage solchs also ausrichten werden, Begern demnach gnediglich wollet ewrem Pfarrer, Caplan, Schulmeistern vnd andern Kirchendienern, auch den vorstehern des gemeinen Kastens bei euch dessto zeitlicher vormelden, Vnd des vorwarnen, neben euch gefast zu sein, alle vnd Jede Jrhe vnd der Kirchen. auch des Kastens gebrechen, Rechenschafft vnd mangell Jnhen alssdan zuberichten, vnd furtzubringen, domit sie die beilegen vne endern, Auch ferner Richtige ordnung vnserm beuheliche nach darinne schliessen vnd machen, auch durch einen Abscheidt publiciren mogen . . ."; ein solcher Abschied ist aber, wenn auch wirklich die Visitation stattgefunden haben sollte, im Archiv nicht mehr vorhanden.

Die nächste allgemeine Kirchenvisitation fand statt auf der Grundlage der Visitations- und Konsistorialordnung von 1573; wie dieselbe in Strausberg verlaufen, und was inbesondere betreffs der Schulverhältnisse festgesetzt worden ist, davon giebt der vom Generalsuperintendenten Andreas Musculus und dem Secretarius Joachim Steinberch unterzeichnete Abschied vom 31. Oktober 1574 ausführliche Nachricht, nämlich:

„Von der Schule."

„Der Schulmeister soll zur jährlichen besoldung haben 15 fl aus dem gemeinen kasten, 5 fl vom Rathe.

Vnd nachdem vnser gn. herr — — den Visitatoren auferlegt, weil S. Ch. G. herr vater hochlöblicher Gedächtnis Michel Dameroes sohn

---

[1]) cf. Raumer, Gesch. der Pädagogik I 153: nach dem Schulplan in Melanchthons Visitationsbüchlein? — [2]) Der Ausgabetitel „dem Baccalaurius" etwas mehr als 8 Schock jährlich.



das geistliche lehen Erasmi [1]) zum Studio verliehen vnd S. Ch. G. solches confirmirt vnd bestätigt hatten, das sie anstatt des wispels korn, so von diesem lehen im gemeinen kasten allhier geschlagen, 1 schock darein verordnen sollten, da aber der kasten allhier dermassen arm, das sie schwerlich einen Kirchendiener daraus besolden, viel weniger die Kirchen, Schulen vnd pfarr Leute thun können, die vorsteher auch nicht wissen, wo sie das Schock von den Besitzern des lehens erlangen sollten, Also haben die Visitatoren verordnet, das der Schulze zu Grunow oder der besitzer desselben hofes nun hinfüro dem Schulmeister alhier 6 Scheffel roggen anstatt des officianten geldes entrichten solle, darüber auch die possessores desselbigen geistlichen lehens weiter nicht beschweret werden sollen.

Dem Cantori 2 fl aus dem kasten, 16 fl von E. Erbaren Rath.

Das Precium vnd andre accidentalia, so von den funeribus [2]), hochzeiten vnd kirchgange der sechswöchnerinnen gefallen, item was sie am abend Burchardi, Martini vnd neuen Jahrestage ersingen [3]), sollen sie wie bishero gebräuchlich gewesen, geniessen und theilen.

Vnd soll der Rath, wie vor alters hergebracht, brennholtz zur Schulen geben vnd fahren lassen, damit sie deshalb keinen Mangel haben mögen. [4])

Vnd weil den Schuldienern vermöge Revisionsordnung auf hochzeiten zu gehen verboten [5]), soll ihnen vor die Brautmesse 1/2 Thaler gegeben vnd darüber soll von ihnen niemand beschweret werden [6]), es würde denn Jemand ihnen aus gutem willen mehr geben.

---

[1]) Ein altes Kirchlehen, das nach einer Urkunde Ludwigs des Älteren vom 10. Juni 1333 schon seit langer Zeit bestand [Riedel I 12 Strausberg No. 7] und von einem Straussberger Bürger Johannes Trebus mit 7 Schock weniger 2 1/2 Schilling aus Hebungen im Dorfe Grunow fundiert war. [vgl. Karolingisches Landbuch ed. Fidicin (1856) S. 73—91, und Fischbach, Stat. topogr. Städtebeschreibungen der Mark Brandenburg (1786) I. 1 S. 478.] Der Inhaber des Lehens bezw. der Altarist war gehalten, von seinen Einkünften, die nach der oben angeführten Registatur von 1542 zusammen 3 Wispel 8 Scheffel Roggen und 1 Wsp. 20 schff. Hafer ausmachten, 1 Wispel als sog. Offiziantengeld an die Kirchenkasse abzuführen. Um einen Totschlag zu büssen, trat Georg Trebus durch Urkunde vom 28. Juni 1512 [Riedel ebenda No. 80] das Patronat über den Erasmusaltar an den Kurf. Joachim I ab, welcher nach dem Tode des letzten Altaristen Joh. Schoner, das Lehen in ein Universitätsstipendium umwandelte, und die Höhe des Offiziantengeldes auf 1 Schock festsetzte. Letzteres wurde nach verschiedentlichen Streitigkeiten auf Grund eines Kammergerichtsabschiedes von 1595 durch einmalige Zahlung von 25 Thl. an die Kirchenkasse abgelöst. — Damerow war Kurf. Brandenburgischer Protonotarius. S. auch Sternbeck S. 74. — [2]) V. u. K. Ordnung (1816) S. 101. — [3]) Das. S. 123. — [4]) Die allgemeine Unterhaltung der Schule wird dem Rat zur Pflicht gemacht ebend. S. 121. — [5]) Ebend. S. 123, wo als Entschädigung ein Orts- [1/4] oder 1/2 Thaler nach Vermögen des Bräutigams bestimmt wird. — [6]) Ebend. S. 101. —

Der Magister vnd Cantor aber soll sich vnsers gnädigsten herrn christlichen Kirchen- vnd Visitations-Ordnung erhalten vnd die Jugend vermöge derselben zu Gottes erkenntniss vnd furcht vnd zugleich in lateinischen gesängen[1]), guten Künsten vnd Sitten, mit allem treuen fleisse erziehen vnd vnterricht vnd sich aller Secten äusssern vnd enthalten, wie denn auch der pfarrer vnd Rath sonderlich darauf erkundigung legen, vnd da es gespürt oder befunden, diejenigen von stund Ihres Dinstes entsagt werden sollen[2]).

Vnd thun die Visitatores zu Inspectoren dieser Schule verordnen den pfarrer vnd caplan alhier, desgleichen die regierende Bürgermeister, etzliche des Raths vnd Stadtschreiber, auch aus der gemeine, so der pfarrer vnd Ehrbare Rath vor tüchtig dazu erachten[3]), auf diese Schule treulich zu sehn, das die Jugend fleissig instituirt vnd nicht mit verdächtiger lehr, auch bösen sitten corrumpirt vnd depravirt, sondern in den fundamentis Theologiae, in Göttlicher schrift gegründet, ohne Corrupteln christlich vnd ehrbarlich erzogen werden, auch die lateinischen Gesänge in der kirchen bleiben mögen.

Welchergestalt es auch weiter in dieser Schule zu halten, sollen sich die Iuspectores neben dem pfarrer vnd Schulemeister einer beständigen Schulordnung[4]) inhalts der Visitations-Ordnung vergleichen, auch der Schulemeister vnd seine gehülfen auf solche Schul Ordnung in gelübde vnd pflichten genommen werden.

Von der Jungfern Schule.

Als auch v. g. h. in seiner Ch. Gn. Visitations Ordnung[5]) von den Jungfern Schulen, dieselben in S. Ch. G. städten anzurichten meldung vnd befehlich gethan, soll alhier eine Jungfern Schule angerichtet vnd die Schulmeisterinne vom Erbarn Rath mit freier wohnung vnd etlichen fudern holtz aus gemeiner Stadtheide versehen werden, damit der armen sowohl als der reichen töchter darin zu Gottes furcht, zucht vnd erbarkeit erzogen vnd mit dem precio nicht übersetzt werden mögen, die vermögenden sollen des winters auch ein fuder holtz geben vnd sich sonst gegen der Schulmeisterinne nach gestalt ihres fleises mildiglich erzeigen.

Welcher gestalt vnd mit was fleisse ihnen die Jugend in der Jungfern Schule zu instituiren gebühret, das werden sie ans dem büchlein so der Herr Superintendens im Drucke verfertigen lassen, ersehen, wie dann die Visitatores der Schulmeisterinne hiermit thun auflegen, sich in regirung der Jungfern Schulen desselben büchleins endlichen zu vorhalten.

---

[1]) S. 121 und 122. — [2]) S. 124. — [3]) Ebenso war auch die Schul-Aufsichtsbehörde in Wriezen a. O. zusammengesetzt cf. Böttger, das Subconrectorat der Wriezener Schule. Programm 1891. — [4]) V. u. K. O. S. 122. — [5]) Ebend. S. 126.

Vom Organisten.

Weil es alhier ein Positiff der Kirchen hat, soll der Erbar Rath deme, so darauff schlegt, järlich 6 fl geben, vnd die Vorsteher mit der Zeit, wenne sich der kasten an einkommen mehret, auch etliche gulden nach ihrem vermögen dazu legen, damit Gott zu ehren vnd der Kirchen zur zier solche Orgel möge geschlagen werden.

Von den Pulsanten.

Damit die Schüler in ihren Studiis nicht mögen gehindert werden, oder sonst keine gefährlichkeit daraus entstehen möge, also sollen die Vorsteher nach gelegenheit des Kastens sich befleisigen, Pulsanten zu verordnen, die das leuten wie in andern Städten bestellen mögen [1]. —

— Wenn wir nunmehr der Frage näher treten wollen, welche Bedeutung dieser Abschied für die Schule und ihre Lehrer hatte, so werden wir hauptsächlich drei wesentliche Punkte hervorheben müssen. Der erste derselben betrifft das gegenseitige Verhältnis der beiden Lehrer, der zweite ihre Stellung zu dem neugeschaffenen Schulaufsichts-Kollegium, der dritte die Begründung einer Mädchenschule.

Der Rektor (Magister) steht hinsichtlich ssiner Gesamtbesoldung seitens des Rates und der Kirche fast auf gleicher Stufe mit dem Cantor, wie der Baccalaureus fortan meistens heisst, weil ihm der Gesangunterricht der Schulknaben und die Leitung des Kirchenchors als spezielle Amtspflicht übertragen ist; von den Nebeneinkünften aus kirchlichen Funktionen und vom Recordieren ist ausdrücklich bestimmt, dass sie unter beide geteilt werden sollen. Hierdurch dürfte offenbar angedeutet werden, und spätere Vorgänge bezeugen dies zur Genüge, dass beide nicht im Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen stehen, — davon ist auch in dem Abschiede mit keinem Wörtchen die Rede, — sondern dass beider Rechte und Pflichten dieselben sind (daher collegae); die unausbleibliche Folge davon musste sein, dass ein jeder von ihnen in erster Linie nur für seine eigenen Interessen besorgt war und sich um den andern nur insofern kümmerte, als es eigenen Nachteil zu verhüten galt. Erst in viel späterer Zeit begegnen wir manchmal einem gewissen Zusammenhalten der Kollegen, und auch da nur aus materiellen Beweggründen; dazumal aber ging ein jeder noch seinen eigenen Weg nach seinem Gutdünken, und das übertrug sich auf den Unterricht. Von einem einheitlichen Streben nach einem gleichen

[1] Auch zu Calcantendiensten wurden nicht grössere Leute, sondern Schulknaben verwendet, wie aus Kb. 1564 zu ersehen ist: „ 8 gr dem jungen, der die belge am positiff hob, vff ein vierteljahr“.

Ziele war keine Rede[1]), jedem lag nur seine Klasse am Herzen, besonders trug dazu bei die Institution des Privatunterrichts[2]), von dem wir weiterhin noch hören werden.

Bisher entbehrte die Schule jeder Kontrolle, waren die Lehrer jeder Verantwortlichkeit über ihr Thun und Treiben in und ausserhalb der Schule überhoben, soweit sie nicht etwa mit den Bürgerstatuten in Konflikt gerieten. Dieser Unordnung, die nicht ohne Rückwirkung auf die Schulzucht und die Gesittung der Schuljugend bleiben konnte, sollte ein Riegel vorgeschoben werden. Wenn man nun auch die eigentliche Quelle des Übels, die Verpflichtung der Lehrer und des Schülerchors zur Teilnahme an Leichenbegängnissen, Hochzeiten und anderen Festlichkeiten, bei denen oft genug die natürliche Achtung der Schüler vor ihren Lehrern Schiffbruch gelitten haben mag[3]), nicht imstande oder nicht willens war zu verstopfen, so war man wenigstens bemüht, die Unregelmässigkeiten im Unterricht [indem der Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit eines Lehrers die uralte Neigung der lieben Jugend zu möglichst vielen Ferien auf halbem Wege bereitwilligst entgegenzukommen pflegte] für die Zukunft nach Kräften einzuschränken. Zu diesem Zwecke erfolgte die Einsetzung eines Kollegiums, welchem die Lehrer in ihrem Unterricht und ihrem ausseramtlichen Verhalten[4]) zu überwachen und die Schüler in regelmässigen Zeitabschnitten auf ihre Kenntnisse hin zu examinieren zur Pflicht gemacht und das Recht verliehen wird, „die Schulgesellen ihres Amtes zu erinnern oder desselben gänzlich zu entsetzen“; zu dem gleichen Zweck wird die Vereinbarung einer „beständigen Schulordnung“ dringend empfohlen, auf welche jeder Schulkollege in Eid und Pflicht genommen werden soll. Eine solche hat sich zwar nicht erhalten, doch kann man annehmen, dass sich dieselbe gemäss der Konsistorialordnung nicht allein über die äusseren Schulverhältnisse, die Zeit des Unterrichts, das wohlanständige Verhalten von Lehrern und Discipeln in Sitte und Kleidung, sondern auch über Inhalt und Methode und Ziel der Studia des Weiteren verbreitet haben wird[5]).

Die eigentliche Seele dieser „Schulprovisoren“[6]) war natürlich der Pfarrer, welchem deswegen der neue Amtstitel „Inspector“ verliehen wird, „damit er nicht allein auf seine Kirchendiener, sondern auch auf die benachbarten pfarrer der dörffer, so allhier visitirt worden, fleisig

[1]) Vgl. dazu L. Gœtze a. a. O. S. 121. — [2]) Derselbe S. 36. — [3]) L. Gœtze a. a O. S. 37—39. Die Visitationsordnung begründet das Verbot betreffs der Teilnahme der Lehrer an Hochzeiten (S. 123): „weil die Erfahrung giebet, dass die Schulmeister und ihre Gesellen durch das Pancketiren in Hochzeiten und sonst die Jugend nicht wenig versäumen.“ — [4]) V. u. K. O. S. 124. — [5]) Ebend. S. 121, 124 f. — [6]) Wie sie auch noch heissen, cf. Kükelhan a. a. O. S. 21. —



sehen vnd das vngepührliche abwenden vnd verhüten helfen, damit sich nicht widerwertige lehr vnd Secten einschleichen mögen." [1]) Dass hierdurch dem Inspektor eine ungeheure, unberechenbare Waffe gegen ihm missliebige Persönlichkeiten in die Hand gegeben war, wird man nicht ableugnen können; denn obgleich „die Schulmeister und ihre Gehülfen nicht nach Gunst, sondern wegen ihrer Geschicklichkeit und tauglichen Wandels angenommen" werden sollten [2]), so lag doch die Gefahr nicht so weit ab, pädagogisch tüchtige Elemente gegen unbedingt Rechtgläubige, die nur nötig hatten, ihre völlige Übereinstimmung mit dem herrschenden theologischen System durch Unterschreiben der Konkordienformel [3]) zu bezeugen, sehr zum Nachteil des Schulwesens hintanzusetzen: der Heuchelei und Liebedienerei ward Thür und Thor geöffnet, Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Lehrern infolge der Verschiedenheit des religiösen Standpunktes konnten nicht ausbleiben.

Die Errichtung einer Mädchenschule endlich ist als ein erfreulicher Fortschritt im städtischen Schulwesen anzusehen, denn bis zu diesem Zeitpunkt wuchsen die Mädchen ohne jeden öffentlichen Unterricht auf, nur die wohlhabenderen Familien konnten sich den Luxus der privaten Unterweisung leisten. Dieselbe erscheint jedoch nicht als ein an die Knabenschule angegliederter Bestandteil, sondern als eine selbständige Anstalt, dem Rektor der Stadtschule stehen keinerlei Befugnisse in derselben zu.

Der letzte grosse Visitationsabschied vom 26. Mai 1600, unterzeichnet von „Joh. v. Kotteriz, Hof- und Kammergerichtsrath, Christ. Pelargus, der Heyligen schrifft Doctor, Generalsuperintendent und Professor zu Frankfurt a. O., Joh. Koppen dem Jüngern, „D. I. U., Churf. Rath und des Geistl. Consistorii zu Cöln a. d. Spree Präsidenten und dem Secretär Erhardt Heyden" enthält folgende auf die Schule bezügliche Stellen:

---

[1]) Nach dem Abschied. — [2]) V. u. K. O. S. 121. — [3]) Im Jahr 1577 wurden sämtliche Geistliche und Lehrer zur Unterschrift der Konkordienformel verpflichtet (L. Götze a. a. O. S. 23). Die Ausgabe der Formula Concordiae von Christ. Reineccius (Leipzig 1708) bringt in einem besonderen Anhange die Namen der „Theologen, Kirchen- und Schuldiener," welche dies gethan haben. Auf S. 25 heisst es: „In sede — d. i. Inspektion (Superintendentur) — Straussbergk: 1. Georgius Crugerus [Pfarrer an der St. Marienkirche] 2. Christophorus Wulfius [Kapellan daselbst]. 3. Petrus Thiden [Magister]. 4. David Schmidt [Cantor]. 5. Martinus Habenicht. 6. Gregorius Frolich. 7. Joannes Engel. 8. Sebastianus Redlich. 9. Georgius Faber. 10. Henricus Zange. 11. Thomas Schroederus [1561 Cantor]. 12. Joannes Wulffius. 13. Franciscus Henckel. 14. Fabianus Thiden [Pastor in Wegendorf, vorher 1572—76 Rektor in Str.]. 15. Joannes Stoebritius. 16. Wenceslaus Stephanus [5—16 Pastoren in den Dörfern der Diöcese]. — cf. auch Angelus Ann. fol. 377.

„Itztgedachte herrn Visitatores seindt vnter andern[1]) auch dieses orts alhie in Straussbergk ankommen, haben die mengell der Kirchen, Schulen vnd Hospitals, benebenst andern vorgehenden streitigkeitten in Ceremonien vnd Religionssachen fur die handt genommen, und dieselben nach genugsamer verhor vnnd erkundigung vorabscheidet.

1. Pünctüs Religionis. — — — S. Ch. G. wollen, das — — die reine vnuerfelschte lehr, des alleinn sehligmachenden worts Gottes, wie es in denn prophetischen vnd apostolischen schrifften, den dreyen Symbolis Apostolorum, Nicenischen, vnd Athanasy in der Augspurgischen Confession anno p. dreissigk Keyser Carolo dem funfften zu Augspurgk vbergeben, der darauff erfolgten Apologi, Schmalkaldischen Artickeln, Catechismo Lutheri, vnd den Christlichen Concordien buch, ao. p. achtzigk publicirt, begriffen, auff den Cantzeln, vnnd in den Schulen — — ohne einigen ſpapistischen antinomischen Caluinistischen, oder andern wiedrigen Jrrthumb, gehandeltt, getrieben vnd gehandthabet werde: Das auch eine iede geistliche Person auff solche wahre reine Lehr — — nicht allein von dem hern Generall Superattendenten zu Franckfurtt an der Oder ordiniret, besondern auch S. Ch. G. vnd dero hochloblichen vorEltern Exempell nach, die Formulam Concordiae, alss eine Normam vnsers Christlichen glaubens mitt hertz vnd mündt Acceptiret vnd vnterschrieben, damit vmb so viell mehr einhelliger Consens vndt einigkeitt in Christlicher lehr erhaltten, vnd vmb so viell weiniger geczenck, vnd Disputationen wieder die Augspurgische Confession vnnd schrifften des tewren Mannes Lutheri erreget werden mochten.

Aldieweill dan nach fleissiger beschener Examination vnd erkundigung befunden, das der Pfarherr benebenst dem Diacono vnd Schulgesellen, wie auch alle Dorff Pfarren, zu dieser Inspection gehorig, benebenst dem Rath vnd gemeiner burgerschafft allhie, der vorbenanten reinen lehr — — ohne vorerwente oder andere Jrthume — — gleichformig anhengig vnd zugethann, Der Pfarher auch sambt den andern Kirchen vnd schuldienern der formulae Concordiae mehrentheilss vnterschrieben, vnd die, so es biss anhero noch nicht gethan, Jtzo bei wehrender Visitation ihre nomina gleichfalss pure et cathegorice derselben gegeben. So seindt die Hern Visitatores der lehr halber allendthalben mit ihnen woll zufrieden gewesen. — —

Soll derwegen an Ch. G. stadt E. E. Rath, auch dem Pfarhern alhie hiemitt aufferlegt vnd befolen sein, ob solcher wahren reinen lehr — — steiff vnd vest zu haltten, vnnd mit sonderm ernst dahin zu sehen, das alle diener des Ministery — — nebenst den Schul-

[1]) In Wriezen waren sie am 17.—22. April 1600; cf. Böttger a. a. O.

gesellen ingesambtt vnd sonders bei derselben lehr — — bleiben, dieselbe auff den Cantzeln vnd in den Schulen rein vnd vnuerfelscht mit vleis ohne einigen Jrthumb treiben. — —

— — Soll die Epistell vnd das Euangelium furm Altar deutzsch, vnnd nicht mehr lateinisch, damitt es der gemeine man verstehen könne, abgesungen vnd gelesenn werdenn. — —[1])

Zur fruhemetten soll hinfuhro alzeit vmb funff vhren eingeleutett, vnd wan nach dem Inuitatorio, communiter ein Psalm auf die Hohenfestage gesungen, alssdan das Euangelium deutzsch abgelesen werden, vnnd darauff das Te Deum laudamus vom organisten vnnd Schulernn wechselsweise celebrirt, vnnd aufs schlenigst alss muglich gekurtzt werden. —

Zur Hohmesspredigt soll nach sieben vhren, etwan vmb halbwege achten eingeleutett werdenn, vnd der Pfarher, neben dem Schulmeister vnd organisten ihre gesenge vnd Ceremonien[1]) sonderlich aber die predigtt also anstellen, das vmb zehen vhr, die gantze Hohmesspredigt, mit der Communion volnbracht sey. — —

2. De Reditibüs Ecclesiasticis. Das ius patronatus oder Kirchenlehen ist allein v. g. h. dem Churfursten zu Brandenburgk zu stendigk — — Den Diaconum aber, oder die Capelehne, wie auch die Schulgesellen vnd den Kuster zu vociren, stehet beim Rath vnd Pfarhern zugleich. Vnd weill in annehmung solcher Personen die priuat affectus vnd fauor oftmals mehr, alss gutt, zu dominiren pflegenn, dahero dan kumbt, das mehrenteils vntuchtige vnd vnqualificirte Personen angenommen vnd bestellet werden, So soll der Rath hinführo mitt den Pfarren, vnd der Pfarrer hinwiederumb mit dem Rathe daraus notturfftig zuuor communiciren, vndt niemand ohne eines oder des andern vorwissenn angenommen, Introduciret, oder auch abgedanckt werdenn. — —

— — Sonsten soll an Accidentien sich kein diener der kirchen oder schulenn mehr zunehmenn vnterstehenn, alss wie die verzeichnussenn beivorwartt ausweisenn, — —

„Den Schulmeistern ist vermuge voriges Vis. Abscheides vergonnett, dreimahl im iahr vor den Thüren herumb zu singen: alss aufs new iahr, auff Martini, vnd Burchardi, Jngleichen ist ihm auch von ieder Brautmissenn zwo silbergroschenn zum selben mahll gewilliget, welches aber alles ein zeithero nicht gehaltten oder gegeben worden,

---

[1]) Das Singen lateinischer Lieder ist, wie manche andere Gebräuche des katholischen Gottesdienstes, noch lange in Strausberg beibehalten worden; erst in einer kf. Confirmation vom 19. März 1652 wird allgemein angeordnet, „das an stadt des vielfältigen latein singens in den Kirchen des Sontags an denen Orten, wo es noch gebreuchlichen, feine Teutzsche Sänge aus Doctor Luthers gesangbuch gesungen werden sollen."

Darumb wollen die hernn Visitatores diese Punct hiemitt renouirt, vnd denn Schulmeistern das vmbsingen, wie auch die braudtmessen vmb Jtztbenantte gebuer hiemitt vergonnet vnd zugelassen haben,

Was aber die Schule an ihm selbsten betreffen thut, ist dieselbe mit zweien schulgesellen besatzt, die noch zur zeitt, nach gelegenheit, fur genugsamb erachtet werden,

Sollte aber die Schule kunfftiger Zeitt durch Gottes segen an Knaben zunehmen, So wirtt E. Erbar Rath darauff verdacht sein, damit diesen beiden ein tertius, der zugleich die Custerei in der Kirchen mit bestelle, Adjungiret würde.

Vnd weil das Examen bei der Jugendt viell nutz schafft, so soll der Pfarher mit zuziehung des Radts ierlich aufs weinigst zweimahl Examen haltten, vnd dahin sehen, dass die Jugendt recht vorgegangen, die repetitiones vleissig getrieben, vnd dabeneben alle vnordnung in der schulen abgeschafft werden möge.

Wie dan die Schulgesellen hiemit auch ermahnet sein sollen, ihres Ambtes vnd der schulen mit gebuerlichem vleisse abzuwartten, der Jugendt mit guten exempeln vorzugehen, vnd sich sonsten kegen menniglichen, alss ehrlichen leuten woll anstehet vnd gebueret, zuuerhaltten," — —

Das beiliegende Verzeichnis der „Ordinary Einnahmen und Ausgaben des Kirchenkastens 1600" bezeichnet als Besoldung des Schulmeisters: „Auss der Kirchen 8 Schock vnd 2 fl wegen Dameross, vonn Erbarn Rath 4 gute fl. Die accidentia so gefallenn: Auff Burchardi vnndt Martini [1]) vmb zu singenn bringet mehrer theils zu samen 30 sg zu zeitten auch ettwas mehr. Jedes viertell Jahr gibt Jeder Knabe 1 sgr so viel Knaben sein, tregts gemeiniglich alle viertel Jahr 1 fl. [2]), seindt dess Jahres 4 fl. Eine Leiche zubegraben 1 sgr Singet man fur der Thuren 1 sg 6 ₰ Vonn der finster Metten [3]) zu singen 6 sgr Vom Rath, auss der Kasten 3 sgr vnd Ein wachs Licht von 3 Viertell.

„Der Baccalaurius zu Straussbergk hatt Jerlich einkommen wie folgett: 16 merckische fl vonn einenn Erbarn Rathe, 2 merck. fl auss der Kirchenn, 1 Merck. fl alle quartall precium, [2]) bissweilen auch

[1]) Der dritte Recordationstermin, Neujahr, ist hier merkwürdigerweise ausgelassen, obwohl er im Abschied selbst erwähnt wird. — [2]) Daraus ist zu berechnen, dass in jeder der beiden Klassen etwa 30 Schüler gewesen sein müssen; diese Zahl stimmt zu den Perlitzschen Angaben aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, wo Straus berg wieder etwa ebensoviel Einwohner gehabt hat, wie vor dem 30jährigen Krieg. — [3]) Die Finstermette oder Dustermette scheint ein Überbleibsel des vorreformatorischen Salvesingens zu sein; nach der späteren Benennung Passionsgeld (1721) kann man schliessen, dass in den Passionswochen regelmässige Abendandachten stattfanden (cf. Perlitz); besonders auch am Charfreitag. —



weiniger. 1 Thl vngefehr auch woll weiniger iedes mahl, wenn man auf Burchardi vnnd Martini ostiatim singett. 6 sgr vonn E. E. Rathe Item 3 sgr auss der Kirchenn, Item ein Wachs Liecht von 3 Viertell auss der Kirchenn, wenn man die dustermettenn[1]) singett. 6 sgr vonn E. E. Rath vorsetzunggelt.[2]) 2 sgr Jarmarcktgeldt,[3]) bissweilenn auch weiniger, welchs In die funffmahll im Jahr geschicht. 1 sg 2 ₰ vom funere,[4]) wenn fur der Thur gesungen wirdt, wenn aber nicht gesungen wirdtt, Ein sgr."

Da das Organistenamt in der Folge gewöhnlich vom Schulmeister verwaltet wurde, seien auch dessen Einkünfte erwähnt: „Dem Organisten auf jedes Vierteljahr 1fl, von dem Borchwalde[5]) 1 fl 28 gr. vnd von den Kawelen hinder der heiden 2 fl 9 gr" (jährlich also 8 fl 5 gr). —

— Der Abschied enthält, wie man sieht, kaum etwas wesentlich Neues ausser der Andeutung, dass der Rat bei wachsender Schülerzahl noch einen Tertianus, einen dritten Lehrer, anzustellen bedacht sein solle. Diese Bemerkung ist dahin zu ergänzen, dass man bereits seit 1590 damit Versuche gemacht hatte, wie aus dem Hundertmarkschen Lehrerverzeichnis und einigen Notizen der Rechnungsakten zu entnehmen ist; 1599 war die Stelle nicht wieder besetzt worden, erst 1616/17, spätere Versuche (nach 1740) scheiterten an dem Unvermögen der Bürgerschaft.[6])

Die übrigen Festsetzungen betreffs der Accidenzien, der Lehrerwahl und der Schulexamina[7]) sind nur als „Renovation" der Bestimmungen von 1574 zu betrachten, welche infolge trauriger Zeiten, die über die Stadt hereingebrochen waren, teilweise ausser Gewohnheit

---

[1]) Siehe Seite 20 Anmerkung 3. — [2]) Hiernach scheint die Verpflichtung, mit dem Sängerchor bei der Versetzung aufzuwarten, auf den Cantor übergegangen zu sein. — [3]) Dies hat später auch der Rektor erhalten — [4]) Nach dem Abschied fanden die Begräbnisse „vmb zwolff vhren" statt, das „teufen allezeitt vmb zwo vhr"; die Hochzeiten „gingen auff den Montagk Mittag an" und dauerten 2—3 Tage. — [5]) Das ist ein alter Burgwall aus der Wendenzeit, der in der Nähe der Spitzmühle zwischen dem Bötzow- und Fängersee gelegen ist und noch heut diesen Namen führt. — [6]) Hundertmark nennt folgende Tertiani: 1590 Gregorius Neuendorff. 1594 Petrus Jenger. 1595—7 Greg. Neuendorff. 1597—9 Martinus Schäfferus Bernoviensis, sustinuit cantoris provinciam usque 1599. Dieser M. Sch. wurde von E. E. Rath wegen seines Fleisses reichlich beschenkt. Deinde usque ad 1616 annum Munus Tertiani vacavit. 1616 Joh. Hoffmann, vixit adhuc hic 1618. 1616—17 Theod. Hoffmann, de quo tempore Offfcium Tertiani in totum vacavit. — Kb. 1590 erwähnt gleichfalls einen Tertianus. 1592: des Tertiani gerethlein von Beyerstorf geholet. 1597 12 gr Gregorio Niegendorff dem Tertiano entrichtet wegen eines gesanges, so er dem Rathe zugeschrieben. — Vgl auch Kükelhan a. a. O. S. 16. — [7]) Eine einzige Notiz des Kb. 1595 erwähnt das Schulexamen: „1 fl den beiden priestern vnd den Schulgesellen verehrt zuuerdrincken, als das Examen in der schule mit den schülern ist gehalten worden"; ferner beschwert sich der Rat 1605 beim Konsistorium, dass der Inspektor Friedrich keine Schulexamina abhalte. Sternbeck S. 32. —

kamen: ich meine die Pest von 1598. Über dieselbe berichtet ein unbekannter Chronist[1]), dessen Aufzeichnungen dem Beckmannschen Nachlass angeheftet sind:

„Anno 1598 erhob sich abermal alhier in Strausberg eine grosse Pest, worinnen zugleich der weitberühmte Chronologus M. Andreas Engel den 9. Augusti mit weggeraffet, obiit autem sine prole simulque tota ejus familia extincta est — [womit jedoch höchstens sein Gesinde gemeint sein kann, denn die Witwe überlebte ihn] — lieget begraben zur rechten im Gewölbe gegen Eingang des Schülerchors, allwo sein Leichenstein auf hoher Ch. Dchl. Befehl ausgehoben und nunmehr fürm Altar aufgerichtet steht. Es sind aber durch diese pestilenzialische Gifft alhie dahingerissen worden 825 Menschen und sind also auf den 13. July vorgedachten Jahres öffentlich begraben worden 30 Personen, die andern, so heimlich beerdigt, zu geschweigen.“

Ausser dem Pfarrer starb auch der Diaconus Wolff, so dass der Schulmeister und Cantor allein eine Zeitlang den Gottesdienst und andre kirchliche Funktionen verrichten mussten.[2]) Wie die Schule darunter gelitten haben mag, kann man sich leicht vorstellen, in solchen Pestzeiten ging eben alles drunter und drüber. —

Von anderweitigen Schulnachrichten aus dieser Periode sind noch zwei Punkte bemerkenswert, der Freitisch der Lehrer und die Aufführung von Schulkomödien vor dem hohen Rat.

Wann die Sitte des Freitisches oder der Reihenspeisung d. h. der Brauch, dass die Lehrer bei den Eltern ihrer Schüler nach einem bestimmten Turnus Mittagsgäste waren, sich in Strausberg eingebürgert hat, kann deswegen nicht mit Sicherheit bestimmt werden, weil weder in den Abschieden, noch sonst davon bisher die Rede war. Aus eben diesem Grunde aber gehört der Freitisch auch nicht zu den Accidentien, wie das Recordations-, Jahrmarkt- und Schulgeld, sondern er muss zusammenhängen mit einer Leistung der Lehrer, die ausserhalb ihrer eigentlichen, öffentlichen Schulthätigkeit lag und für die sie auf diesem Wege entschädigt werden sollten, und das war der Privatunterricht, den sie — seit wann, ist ebenfalls unentschieden[3]) — einigen Kindern nach dem öffentlichen Unterricht zu erteilen pflegten, sowohl Vormittags,

---

[1]) Inspektor Pape, der 1710 f. das Material für Beckmann sammelte, nennt ihn einen alten verständigen Bürger. — [2]) Nach Kb. 1598 erhielt der Unterkapellan [Sebastian Friedrich] 9 fl, Baccalaureus Matth. Kind und Kantor Martin Schäfer je 2 Thl., der Organist 1 Thl. „wegen des Sterbens“. Sternbeck S. 30 Anm. — [3]) L. Goetze erwähnt S. 36 die scholae privatae gleichfalls erst nach 1600. — [4]) 1614: 3 fl 12 gr dem Newen Cantor ehe er Tische bekommen verzert, 1618: 4 fl 9 gr Andreas Schuster [Richter und Stadtschreiber] das er den Rector Ernst Hertling neben seinen Jungen [d. h. ausser den Freitischen, die er für diesen zu gewähren hatte] 22 Mahlzeiten jede zu $3^1/_2$ gr gespeiset. — Sternbeck S. 182. —

als Nachmittags, wie wir noch sehen werden. Es waren das keineswegs Nachhülfestunden nach heutigem Begriff, sondern ein regelrechter Unterricht wie der öffentliche, nur dass eben eine beschränkte Zahl von Kindern daran beteiligt war, eben die, deren Eltern bereit waren, den Lehrern in gewissen Zwischenräumen Freitisch zu gewähren; eine weitere Vergütung in Geld ist erst später hinzugekommen.

Die ersten Notizen des Kämmereibuchs, aus den Jahre 1614 und 1618, bekunden aber zugleich, dass von vornherein den betreffenden Eltern auch gestattet gewesen muss, den Freitisch mit Geld abzulösen und dass anfangs der Rat diese Gelder zu einem Fonds ansammelte, um in Notfällen, wie den untenangeführten, einzuspringen. Anfangs scheint diese Ordnung beide Teile befriedigt zu haben; bald jedoch stellten sich mancherlei Unzuträglichkeiten ein, zu denen allerdings das Betragen der Tischgäste, insofern es nicht immer den Regeln der Mässigkeit und des Anstandes entsprochen haben mag, wohl die hauptsächlichste Veranlassung gewesen sein dürfte, ausserdem auch der Unmut Einzelner, denen die Speisepflicht lästig wurde.

Perlitz teilt folgende darauf bezügliche Ratsprotocolle mit:

„Am 16. November 1621 klagte die Bürgerschaft, dass die Schulgesellen beim Abspeisen sich gegen ihre Tischherren ungebührlich betrügen, worauf geschlossen, dass es der Rath vor diesmal überstreichen will, sollen aber vermahnt sein, dass sie forthin beizeiten von ihren Tischherrn aufstehen und sich unstrafbar verhalten, widrigenfalls der Remotion (!) gewärtigen, indem der Rector [und das war gerade ein geborener Strausberger] gestanden, dass sie sich vom Trunck übernehmen lassen."

„Am 1. Februar 1624 wurde auf geführte Beschwerde der Bürgerschaft festgesetzt, dass die Speisung der Schulgesellen nachbarlich in der Bürgerschaft herumgehen und die Fischer denjenigen, an wem die die Speisung, Fische vor andern lassen soll. Die Schulgesellen aber sollen in der Speisung keinen vorbeigehen." [1])

„Am 8. November 1624 wurde wegen der Schulgesellen die neue Ordnung gemachet, dass ein jeder Bürger quartaliter statt der Speisung 2 gr 6 ₰ geben soll; der sich hier wieder setzet, soll des Rathes Strafe gewärtig sein.

Das hatte auch seine Schattenseite, da es anscheinend den Lehrern überlassen blieb, sich das Kostgeld von den Bürgern — offenbar nunmehr allen — selbst einzufordern, [2]) viele derselben sich aber weigerten, und das mit Recht. So blieb denn die Frage vorläufig in der Schwebe; wir werden ihr noch oft begegnen. —

[1]) D. h. nicht ausser der Reihe zu Tisch kommen. — [2]) Kb. 1625: 11 fl 17 gr dem Cantori vorgestreckt, weil er von der Bürgerschaft das Kostgeld nicht erzwingen können. —



Bezüglich der Schulkomödien, welche in den Jahren 1566 bis 1619 in den Rechnungsakten erwähnt werden, steht nur soviel fest, dass sie in der Fastnachtszeit vor dem Rate aufgeführt wurden; es wird aber nur ein einziger Titel genannt, aus welchem man auf den Inhalt des Stückes schliessen kann, „das Spiel von Susanna“;[1]) der häufige Wechsel der Lehrer, von denen sich nicht jeder zu solcher „Kunstleistung“ eignen mochte, ermöglichte nur dann und wann eine Aufführung; immerhin bleibt es charakteristisch für die Zeit allgemeiner Genusssucht und Prachtliebe, die sich bis in die untersten Schichten des Volkes verbreitet hatte, dass selbst die Schule in diese Strömung einbezogen wurde und die Schulkollegen eine Ehre dareinsetzten, auch ihrerseits zur Ergötzlichkeit und Belustigung „eines hochedlen Patrons“ beizutragen.[2]) Sie stellten sich dadurch auf gleiche Stufe mit allerhand fahrendem Volk, das nach Ausweis der Akten dem Rate ebenfalls solche Spiele „vorjökeln“ oder „mit Figuren tractiren“ musste. —

Ich komme nun zu den Persönlichkeiten der Lehrer selbst. Sie sind, wie das Verzeichnis beweist, alle ohne Ausnahme studierte Herren gewesen, Theologen, die nach Absolvirung des Universitätsstudiums einige Jahre dem Schulamt widmeten, bis ihnen Glück oder Würdigkeit zu einer Pfarrstelle verhalf. Nicht als Endziel ihrer akademischen Ausbildung betrachteten sie das Rektorat und Cantorenamt, sondern nur als ein Übergangsstadium zum geistlichen Stande:[3]) diese Anschauung blieb bis in das gegenwärtige Jahrhundert massgebend. Daraus erklärt sich zur Genüge die merkwürdige Thatsache, dass in der Zeit von 1542—1818, also in 276 Jahren nicht weniger als 58 Rektoren und 54 Konrektoren amtirt

---

[1]) Kb. 1566: 2 fl den Schuldienern vorehret, wie sie das Spiell von Susanna gespielett haben, Dinstags nach Estomihi (Fastnacht). 1572: 1 schock 4 gr vor 1 Tonne bier, welche man dem Schuelmeister geschenkt hat, das er ein spiel in den fastelabenth gespielt hat. 1588: 3 fl 13 gr für 1 fass bier, so die Schulgesellen bekommen, alss sie die Comedia gespielet. — [2]) Ein „Auszug Wass bey der Commission so Ao. 1618 den 3 July Von Hern Burgemeister Strassburg Vndt Bg. Georg Jahnen [aus Berlin] deliberiret worden“ besagt zwar unter Punkt 21: „Soll die Zehrung bey der Versetzung gantz abgeschaffet Vndt jeder Rathsperson 12 gr in Ihren heusern zuvorzehren gerechnet werden, die Schulgesellen belangent, ihnen die Thl. So Sie Vor diesem bey der Vorsetzung gehabt wegen des geringen solari (Solds) noch gefolget werden;“ aber schon Kb 1619 bemerkt: „3 Thl. den Schuelkollegen auf der Commedia von Susanna am 31. Marty“, auch 1620 „warten die Schuelkollegen in der Versetzung (16. Februar) mit den Schuelknaben auf“ — so dass die etwas scharfe Bemerkung des Stadtschreibers: „dass Ein Burge Meister oder Rath dem Andern nicht beisen wird, sondern es nur Vf seiten der burgere Vbel ableuft“, ganz gerechtfertigt erscheint. — [3]) Vgl. L. Goetze a. a. O. S. 81. Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichts S. 391 u. 467. —



haben; von diesen sind 5 Rektoren und 8 Konrektoren im Amt gestorben, von 17 Rektoren und 18 Konrektoren wissen wir über ihre weitere Laufbahn nichts; somit verbleiben 36 Rektoren, von denen 31 zu Geistlichen befördert und 3 in den Rat gewählt wurden, und 28 Konrektoren, von denen 10 zu einem Pfarramt gelangten.

Nach dem Archivmaterial und den in der Vorrede erwähnten Matrikeln habe ich das Hundertmark-Perlitzsche Verzeichnis verbessert, wo es nötig war, und ergänzt, wo es anging, um ein möglichst vollständiges biographisches Bild zu bieten; diese Zusätze sind eingeklammert.

Memoria Scholae Rectorum Cantorumque post felicem Dr. Lutheri Reformationem, omni cura ex documentis quae asservantur im Curia eruta.

A. Rectores 1543–1622.

1. Matthias Ebel, 1543—48, wahrscheinlich ein Verwandter des Pfarrers an der St. Marienkirche Johann Ebel [welcher, 1512 als Altarist des Roratenaltars genannt,[1]) sich bei Einführung der Reformation zur neuen Lehre bekannte und 1547 starb].

2. Andreas Korte Strausbergensis, accessit auf Johannis 1548, war an der Schule bis im folgenden 1549. Jahr gewesen und zwar nach Estomihi [anfangs März] abgezogen. Er setzte hierauf seine Studia weiter fort auf der Universität Frankfurt an der Oder und wurde laut Academischer Matricul[2]) im gedachten 1549. Jahre daselbst inscribiret [Noch in demselben Jahr oder 1550 berief ihn der Rat in die Stelle des an der Pest verstorbenen Stadtschreibers Martin Zimmermann, welche er bis zu seinem Tode bekleidete. Neben seinem Amt betrieb er einen Handel mit Materialwaaren und ansehnliche Ackerwirtschaft.[3])]

3. Joachimus Beling, geboren zu Bernau, zog 1546 auf die Universität Frankfurt a. O.[4]) Auf Ostern des 1549. Jahres trat er hierselbst das Rektorat an, legte aber selbiges im folgenden Jahre wieder nieder, promovirte zu Frankfurt in Magistrum philosophiae und wurde darauf zum Prediger nach Radestock unter der Frankfurtischen Inspection berufen, woselbst er starb.

4. Jurgen Schenk 1551—2, scheint bereits 1550 Rektor gewesen zu sein. Er wurde im 1552. Jahre an des nach Berlin an S. Nicolai Kirche vocirten Spiegelbergs[5]) Stelle zum hiesigen Diaconat confirmiret. Er hört aber noch mit eben diesem Jahr auf, und weiss man nicht, ob er gestorben oder aber zu weiterer Beförderung gelanget.[6])

---

[1]) Perg. Urk. 49 (Riedel I 12 No. 79). F M 1511 nennt einen Mattheus Ebel aus Strausberg. — [2]) F M 1549. — [3]) Sternbeck S. 17. — [4]) Zusammen mit seinem Bruder Thomas. F M 1546. — [5]) Augustin Spiegelberg aus Potsdam, 1544 in Wittenberg immatrikulirt (Märk. Forschungen XIV. 1878 „die märkischen Studenten auf der Universität zu Wittenberg“ von L. Goetze. — [6]) F M 1569 erwähnt einen Christophorus Pincerna Strausbergensis, das könnte sein Sohn sein. — Kb. 1552: Er Jurgen schenck. —



5. Bartholomeus Peters 1552—53, er wird vermuthlich der von Fürstenberg sein.[1])

6. Erasmus Beier, 1553—54 auf Johannis Baptiste, dieser wird wohl der Schulmeister von Zehdenick sein. Wurde von hier anno 1554 zum Predigts-Ambt nach der Inspection Neustadt-Eberswalde berufen. [Kb. 1553—54].

7. George Dreger Bernaviensis 1554 bis auf Estomihi 1555. [F M 1552. Kb. 1555].

8. Martin Gnewickow Gransogensis [studierte mit seinem Bruder Ertmannus zusammen F M. 1552] 1555 bis auf Estomihi 1557. Er kam von hier zum Diaconat nach Belitz. Nachdem er einige Jahre daselbst gewesen, wurde er nach Absterben des ersten Evangelischen Thumb-Predigers zu Havelberg, Herrn Dionysii Buchows, so ao. 1561 angenommen war, an dessen Stelle erwehlet, welches Ambt er auch noch ao. 1588 rühmlich verwaltet. In diesem 1588. Jahre hat er über das Absterben Herrn Christophori von der Schulenburg, Canonici und Vice Senioris der Stiffts-Kirchen zu Havelberg eine Leichen-Predigt gehalten, so zu Berlin im grauen Closter durch Nicolaum Volten gedruckt und Herrn Küster wolverdienten Con — Rector — — — schen[2]) Gymnasii communiciret — — — er fast am End, wann er kurtz — — — cherheit sowol junger als alter — — — diesem Leben bestraffet, folgend — — — gebrauchet: „In summa, spricht er, — — — sind anders nicht, als die Hüner im K — — — Schweine auf den Koffen, denn — — — selbst immer eins beim andern — — — und wird doch gleichwol von den and — — die essen immer für sich weg, sind wol und guter ding, bis die Neige an sie kömet, — — — auch in dieser Welt immer einer nach dem andern dahin gerückt, der eine sanft, der and — — — und ist doch gleichwol niemand, der es achtet, wenn einer zur Erden bestetiget, so ist man — — — mals fröhlicher, als wenn er auf die Welt kömbt.“ NB. Nachhero ist er von hier weg nach Broddin unter dem Havelbergischen Dohm-Capitul gezogen, woselbst er bey gehaltener Visitation die Formulam Concordiae zum andermahl unterschrieben. [Kb. 1555].

9. Petrus Pulemann 1557 — Johannis 1560 [ein Strausberger, war vorher Cantor. Nach Niederlegung des Lehramtes scheint er Bürgernahrung getrieben zu haben, das Schossregister von 1575 bewertet sein Grundstück auf 149 Schock. Kb 1557].[3])

10. Thomas Hentz Fürstenwaldensis 1560—62. [F M 1556: Heintze.]

11. Martinus Bösicke Johannis 1562—64. [aus Zerbst? Sternbeck S. 99. Kb. 1562].

---

[1]) Kb. 1552. — [2]) An den punktirten Stellen ist das Manuscript defekt. — [3]) Ein Hans Pulmann wurde 1565 Bürgermeister. F M 1570 nennt einen Melchior P., 1573 einen Matthaeus P., der mit Andreas Engel zugleich inscribiert wurde. — S. Cantoren No: 1. —

12. Augustin Wegenn Strausbergensis 1564—66. Patricius natus Patre Jacobo Civitatis consule, qui ut in eius vita observavimus[1]), in Oderam prope Sedinum submersus ibidemque sepultus est. [Der Vater heisst in den Kb. immer „olde jacob wedigen". Wo Augustin W. studirt hat, habe ich nicht ermitteln können. Er war musikalisch und versah das Organistenamt.][2]).

13. Thomas Schmidt Spandoensis 1566—71. [FM 1560. Kb. 1566].

14. Stephanus Klewitz 1571. [FM 1594: Balthasar Kl. Strausbergensis. Kb. 1571].

15. Fabian Thieden Rhefeldensis Mesomarchicus 1572—76. Vocatus e schola nostra ad munus Pastoris in pago Wegendorff, cui usque ad mortem praefuit, qua occubuit ao. 1600. vid. Notitia Pastorum libro cuidam, qui asservatur in templo Wegendorffiano, inscripta. [Als solcher hat er, wie oben bereits bemerkt, 1577 die Konkordienformel unterschrieben, wird er auch im Beckmannschen Nachlass erwähnt. Er muss der Lehrer des Mag. Andreas Engel gewesen sein. Kb. 1573].

16. Petrus Thiden Strausbergensis 1576—84. M. C. Gottschling in Rebus Praeceptorum Neo-Brandenburgens. p. 10 et 11 de M. Petro Thiden sequentia refert: IX. M. Petrus Thidenius fuit Rector ao. 1585—86. Jam anno 1584 Patronorum beneficentia adjutus Magistri in Philosophia titulo honoratur: an vero Rector etiamtunc temporis exstiterit, certo affirmare non possum. Aliquoties posthac Senatorio dono ornatus legitur, cum Discipulos actibus oratoriis publice exercuisset. — Er kam von hier nach der Newenstadt Brandenburg zum Rektorat, welches er auch noch 1585 verwaltete; seine Ehefrau hiess Anna Beumichen, so annoch 1601 nach seinem Absterben am Leben war. Er hatte dem Magistrat im Jahre 1582 ein Capital von 350 fl vorgestreckt[3]), worüber nach der Zeit, alss solche Post der Kirche zu Brandenburg cessirt, viel wiederwillen mit dem Rath hierselbst vorgegangen. [FM 1573. Er unterschrieb während seines Strausberger Rektorats die Konkordienformel. In den Beiträgen zur Geschichte der Saldria, Brandenburg 1889, habe ich ihn zu meiner Verwunderung vermisst. Er muss 1599 gestorben sein, denn erst von da ab quittirt seine Witwe über den Empfang der Zinsen, nach ihr der Brandenburger Rat].

17. Andreas Engel Strausbergensis Patricius 1584—86. Scholae Neo-Brandenburg: Conrector ao. 1587 inauguratus. Conf. Gelehrten Lexicon pag. 164. Schultz de claris Marchicis Dissert: Schlicht Horarum Subsecivar: Part. I pag. 144 sqq. Cüsterus in collectione Opusculorum

[1]) Von derartigen Arbeiten Hundertmarks ist nichts im Archiv zu finden. — [2]) Kb. 1565: „1 schock 42 gr dem Schulemeister, das er das positiff an den belgen gebessert vnd ein gegitter drumb gemacht hatt." — [3]) Steht in dem Aktenstück „Schuldenwerk des Raths" verzeichnet — Ein Petrus Thiden, Strausbergensis, ist 1584 in Wittenberg immatrikulirt worden, (WM, ed. Friedländer II) das ist wohl sein Sohn gewesen? —



Historiam Marchicam illustr. P. I pg. 19. — NB. Er hat nach seinem selbsteigenen Zeugniss in Tabula Genethliaca 6 Jahr lang an der Schule zu Straussberg und in der Neuenstadt Brandenburg gestanden. Ab anno 1592 Inspector Strausbergensis dioecesis, peste obiit 1598 d. 9. Augusti. [FM 1573 depositus non iuratus, postea iuravit. Bevor er 1592 das Strausberger Pfarramt antrat, war er einige Monate als Hülfslehrer am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin thätig[1]). — Als 14 jähriger Knabe verlor er Eltern und Geschwister durch die Pest und scheint infolgedessen eine beträchtliche Erbschaft angetreten zu haben; wenigstens gehörte auch er zu den Gläubigern des Rates, welchem er, wie Thieden, 350 fl lieh. Über seine Persönlichkeit, besonders aber seine Bedeutung als märkischer Chronist wird eine demnächst in der Brandenburgia erscheinende Arbeit des Herrn Oberlehrer Pieper-Berlin sich des Mehreren verbreiten, welcher vorzugreifen ich keine Veranlassung habe. — Sein Grabstein steht rechts hinter dem Hochaltar, s. oben S. 22.

18. Matthias Schlichthawer Lichensis 1586. [FM 1580 M. Schlichtoverus].

19. Joachimus Westphal 1587—91. [Stettinensis nach FM 1582]. Conf. Gelehrten Lexicon pg. 1522. NB. Im Jahre 1600 hat einer dieses Nahmens als Prediger zu Voltzkendorff und Polcho unter dem Alt Stettinischen Ambte gestanden, welcher bey dem Leichbegängniss Herrn Johann Friedrichs, Hertzogen in Pommern, mit zu grabe gefolget, wie die Leichpredigt bezeuget[2]).

20. Elias Klettenberg Strausbergensis 1591—93. Natus patre Jacobo Ecclesiae nostrae Diacono. [FM 1578 non iuravit][3]). Anno 1593 d. 21 Junii vocatur ordinaturque Diaconus Freyenwaldensis, id quod docent Indices Ecclesiastici Berolin: ad Divum Nicolai de hoc anno. Praefuit ibidem huic muneri usque ad annum 1598.

21. Sebastianus Luckow, Magdeburgensis 1593—95. [FM 1590: Lucke].

22. Mag. Hieronymus Schinkopff 1595—98. Gebohren zu Gotha in Thüringen ao. 1565. Sein Vater war Hier. Schinkopff, ein wolangesehener Bürger und Riemer daselbst. Er legte in dem Gymnasio seiner Vaterstadt unter dem damaligen berühmten Rektor Wilken den Grund zum Studieren und zog ao. 1587 auf die Universität Wittenberg, woselbst er folgenden Jahres öffentlich zum Magister Philosophiae creiret wurde. Ab anno 1598 Johannis diaconus. [Als solcher blieb er bis 1617, doch wegen heftiger Zänkereien mit dem Inspektor Andreas Püttius,

[1]) Heidemann, Gesch. des grauen Klosters zu Berlin S. 131, nennt ihn unter den Kollegen des Jahres 1591. — [2]) Kb. 1587: „des newen schulmeisters geretlein von franckfurt geholet." — [3]) Sternbeck S. 100 bemerkt, dass nach der Notiz Kb. 1586 — die Rechnungsakten 1575—86 fehlen jetzt — diesem Elias Klettenberg eine Summe Geldes zur Beförderung seines Studiums vom Rathe geschenkt worden sei. —

die besonders um 1612 zu Beschwerden und weitläufigen Untersuchungen führten, legte er 1619 sein Amt nieder und übernahm die Pfarre in Jahnsfelde bei Müncheberg, wo er hochbetagt starb. Eine seiner Töchter war mit dem späteren Rektor Winzerling verheiratet].

23. Martinus Cumpen Strausbergensis 1598—1604. [FM 1583 depositus, iuravit 1592] postea 1609 in Magistratum receptus, ab ao. 1610 judex, 1613 consul, ao. 1627 obiit[1]).

24. Joachimus Westhovius[2]) Perlebergensis-Marchicus 1604—10. Natus 1580, zog ao. 1601 auf die Universität Frankfurt [FM 1601], woselbst ihm der Magistrat die Vocation zuschickte. Wurde 1610 zum Predigt-Ambt nach Grossen Macheno und Gramsdorff von denen Herrn von Flanssen beruffen.

25. Ambrosius Hoppe Strausbergensis 1610—13 [FM 1590], deinde pastor in pago vicino Rehfelde, wo er bald darauf starb[3]).

26. Laurentius Eustachius Palaeo-Landsbergensis 1613—15, deinde pastor vocatus in pagum Petershagen et Eggersdorf usque 1644, quo morte abiit [d. 3. Januar[4])].

27. Martinus Lisegang Spandoviensis 1615 [FM 1604: M. Leisengangus non iuravit], desinit 1616. Anno [1616] ad munus Concionat: in pago Wegendorff prope Palaeo-Landsberg vocatus, cui adhuc 1628 praefuit.

28. Georgius Rülichius Templinensis 1616 [FM 1601 non iuravit per aetatem, dann 1615]. 1617 ad pastoris munus vocatus in pagos Hohenfinow et Tornow.

29. Petrus Arnisaeus sive Arentsehe, Writzensis 1617 [FM 1611], vocatus e schola Ruppinensi, eodem anno munere se abdicavit. Renunciatus hoc eodem ao. 1617 Pastor. [Wohin? Sternbeck S. 101 meint, nach Wriezen].

30. Ernestus Hettlingius 1618 [FM 1601: David et Ernestus Herlingk Mittenwaldenses per aetatem non iurarunt] de schola patria Mittenwaldensi vocatus, die 20. Mart. introductus[5]). Patriam atque parentem ejus, Virum ibidem Consularem, Mag. Nicol. Leuthinger[6]) Commentar: lib. LVI praedicat sequenti: ,Mittenwaldum, civitas, nostris studiis benigno atque amice favens, in qua David Hettlingius Consul, omnium studiorum Patronus et Mecaenas, ex antiqua et nobili Hetlingo-

[1]) Siehe auch Abschnitt III. — [2]) Perlitz: „Aus diesem angehängten — ius kann man ersehen, dass hier die Zeiten eintreten, wo man sich durch solche Silbenendung ein gelehrteres Ansehen geben wollte" (!). — [3]) Ein Ratsherr Casper H. starb 1601. — [4]) Nach dem Anhang des Beckmannschen Nachlasses. FM 1632 nennt einen Christianus Eustachius Palaeolandsberga-Marchicus, non iuratus. — [5]) Kb. 1618 erwähnt die „Introducirung des neuen Rectoris Annisaeus" und Hottingius. — [6]) Einem Magister Balthasar L. verehrt der Rat nach Kb. 1595 ein Geldgeschenk, „das er dem Rathe etwas gedruckts hatt zugeschrieben". Solche Dedicationen regnete es damals förmlich. — S. auch S. 22 Anm. 4.



rum in Helvetia familia, cujus etiam Munsterus meminit, oriundus, cum amplissimo Senatorum aeterna laude dignissimorum ordine hoc agit, ut Inutrium effloreat in secura felicitate, crescat in felici augmento, in conservata gloria persistat semper ex omni parte beatum et jura Deo grata atque jucunda civibusque salutaria procedant. loc. cit. pg. 53.

31. Marcus Blesendorph 1618—22. Natus in Praefectura — auf dem Amt und Hauss — Wantzkow sita in Ducatu Mecklenburgico, Patre Georgio, Pastore animarum ibidem fidelissimo [FM 1602: Israel et Marcus Bl. Neobrandenburgenses fratres, pueri non iurarunt]. Anno 1615 d. 29. Julii nomen suum dedit Academiae Wittenbergensi in eaque studiorum cursu feliciter absoluto ad munus Rectoris Strausberg: vocatur, quod cum per quadriennium fidelissime administrasset — desinit auf Marien 1622 — [scheint er das Amt des kurfürstlichen Ziesemeisters erhalten zu haben], in consulem Civitatis 1632 eligitur, 1635 camerarius, 1636 judex, 1639 consul dirigens, eodem anno obiit[1])

[Von ihm sind noch folgende Schriftstücke im Archiv erhalten:

a. Gedruckte Bescheinigung des Rektors der Frankfurter Universität Setserus über Blesendorfs auf Grund einer Prüfung erfolgte Immatrikulation:

Rector Academiae Francofurtanae (Hieremias Setserus, Philosophus et j. u. Doctor, nec non Institutionum Imperialium Professor Ordinarius p.)[2]) Omnibus hasce lecturis et auduris [sic!] salutem. Ut quos ad laborem et periculum accipiunt castra, non passim aut temere oblatos adsumunt, sed fastidiose legunt: sic quos ad disciplinam et vitae humanioris cultum Musae suscipiunt, probari primum a Magistris volunt: ut accepto indolis idoneae et tolerantiae symbolo in numeros Phoebeiorum militum referantur. Atque eo quidem consilio ritus initiationis sacrorum literariorum non ea levitate, qua plerique, nimis leviter censent, a sapientissimis receptus, a gravissimis probatus, a doctissimis et studiosissimis usurpatus est, ut in nostra quidem Academia, sicut fere in quibusvis optime constitutis alijs, jura Universitatis nemini per depositionis — ut vocant — examen non probato communicentur. Cum vero apud nos etiam (Marcus Blesendorff Neo-Brandeburgensis) examini isti se subiecerit, et non contemnendum ingenij et doctrinae specimen pro aetatis conditione ediderit, in civium nostrorum censum eum adscripsimus: et jura illi a summis principibus concessa scientes prudentesque communicavimus. Quod indicio praesentium omnibus testastum cupimus:

---

[1]) Nach einem von Bürgermeister Andreas Schuster († 1638) mit dem Motto „Supra crepidam sutor ne judicet“ begonnenen Verzeichnis der Ratspersonen, welches Perlitz gerettet hat. — [2]) Das in ( ) Stehende ist geschrieben. —

quas plenioris fidei causa Rectoratus nostri sigillo confirmauimus, datas Francofurti ad Viadrum Mense (Martio) Die (20.) Anno (1603)" [1]).

b. Matrikel von der Universität Wittenberg:

„Academiae Wittebergensis Rectore Valentino Guil: Forstero J. U. D. et Profess: publico, Nomen suum legitime professus, numero discentium doctrinam coelestem et artes Ecclesiae vitaeque humanae necessarias, postquam obedientiam legibus Academiae sancte praestandam promisisset, adscriptus est (Marcus Blesendorphius Neobrandeburgo-Megalopolit:) Id quod literis hisce Academiae sigillo publico munitis testamur, quae dabantur Wittebergiae die 29 mensis Julij Anno a nato Christo MDCXV".

c. Ein Zeugnis, welches ihm der Rat über seine vierjährige Wirksamkeit im Rektorat ausgestellt hat:

„Wir Bürgermeister vndt Rahtmanne der Stadt Straussbergk Geben mit entbietung vnser Schuldigen vnd geflissenen willigen Diensten Allen vnd Jeden dieses offenen Brieffes Ansichtigen, wollmeinendt zuuernehmen, Das vor vns bey versambleten Rahtte erschienen der Ehrbar Wollgelerter Ehr Marcus Blesendorff itziger Zeitt vnser Schuelen Rector, berichtende, wie ihme zur vorstehenden verhofften gelegenheitt schrifftlicher Schein seines wandels vnd verhaltens bey vns vonnötten, Denselben ihme vnter vnsern Stadt Siegell mitzutheilen fleissig gebetten, Wan nun an dehme, das wir vor vier Jahren bey erledigtem Rectorat vnser Schuelen, wolbenanten Marcum Blesendorff eines Pfarhern Sohn zur Wantsche, auff vornemer Leutte Commendation vociret, der sich auch dazu bestellen vnd biss dato gebrauchen lassen, seine anbeuolene discipulos mit reinem Gotteswortte vnd in freien Künsten fleissig informiret, sich öffters in Predigen Exerciret, auch sonst fromb, Ehrbar vnd friedtsamb erwiesen, also das man sich vber ihme garnicht zubeschweren, sondern do es seine gelegenheit were, Ihn lenger bey vnser Schuelen, auch woll, wo es nott, am Predigtampt gerne befördert sehen möchten, Derwegen weill wir die vnserigen, vornehmlich die wolbedienten, zu ihren Besten zubefordern so schuldig als geneiget, haben wir ihme solch begehrte Testimonium gönstiglich mitteilen wollen,

Gelanget demnach an alle vnd Jede Stende, erförderung nach, so mit diesem vnserm offenem Schein ersuchet werden möchten, vnser dienst vnd fleissiges Pitten, dieselben wolten diesem vnserm Schein wahren glauben zustellen, Ihme vor andern

---

[1]) Auch die Matrikel für seinen Bruder Israel, von gleichem Datum, ist erhalten.

alle günstige beförderung vorschub vndt Auffnahme erweisen, vnnd dieser vnser Intercessionschrifft[1]) empfindlichen geniessen lassen, Dasselbe wollen wir vmb einem Jeden in dergleichen vnd andern fällen zuerwiedern geflissen sein,

Uhrkundtlich . . . Actum Straussbergk am 26.ten Septembris Ao. 621. —

d. Eine Salvaguardia[2]) vom 6. November 1637 „für S. Ch. Dchl. Ziesemeistern, wie auch Richtern der Stadt Straussbergk Marcuss Blesendorffen — — Man soll in bemeldtes Ziesemeisters . . . . Behausung kein Quartier, es geschehe auf wass Weise vnd vnter wass praetext es wolle, nehmen, ihn auch mit vnrechtmässiger Contribution, exaction, Brandschatzung, Plaggerey, Plünderung, Begehrung einiger An- vnd Vorspannungen, viel wemiger Abnehmung der Pferde, Viehes, Getreydichs, vnd andrer Mobilien, weder vor sich selbst keineswegs beschweren, noch andern solches zuthun gestatten, sondern ihn vielmehr hierbei vnd damit er die ihm anbefohlene dienste vnperturbiret vnd in Frieden bestellen möge, schützen vnd handhaben — — —"].

B. Baccalaurei, Cantores 1556—1624.

1. Petrus Pulmann, 1556 vocatus auf Ostern, successit ao. sequenti Freitags nach Catharinen Martino Gnewickow in Rectoratu [Rekt. 9].

2. Martinus Sieben Bernburgensis 1564 [FM 1562] desinit ao. 1566 Fest. Michael: conf. Gelehrten Lexicon pg. 1055. [Kb. 1564—66].

3. Jacobus Brabant 1566 Fest. Mich. vocatus desinit ao. sequ. Fest. Mariae Annunc. [Kb. 1567], quem sequitur

4. Thomas Schroeder Strausbergensis 1567 [FM 1561] qui Fest. Joh. huj. anni desinit. Eodem tempore

5. Erasmus Schusterus 1567, desinit 1572 [wurde dann 1573 Stadtschreiber, trieb auch Braunahrung und versah 1574 noch das Organistenamt[3]) Kb. 1567—71].

6. Laurentius Horn Pesnicensis [FM 1567] 1572 Simonis et Jude accessit, ao. seq. desinit. [Kb. 1572].

7. Jacobus Schwartzkopff Bricensis [FM 1567] 1573 vocatus Annunc. Mar., desinit 1574 Fest. ann. Marie. [Kb. 1573].

8. Jacobus Dirberg 1574.

9. David Schmidt Nauwensis 1576. [FM 1574: non iuravit, dedit nihil, pauper et miser; unterschrieb 1577 die Konkordienformel. Es ist

---

[1]) Fürsprache, Empfehlungsbrief. — [2]) Schutzbrief, Geleitsbrief. — [3]) Kb. 1574: „1½ fl fürs Orgelschlagen auf ein viertel Jahr Asmus schuster, vnser alter Schuelemeister". —

nicht ersichtlich, ob er bis 1586 im Amt geblieben oder eine Vakanz des Cantorats eingetreten ist].

10. Petrus Hoppe Angermundensis 1586—93[1]).

11. Bartholomaeus Andreae [Strausbergensis, FM 1591] 1593, desinit 1594 Crucis, quo anno Pastor Eccles. Gartzinensis, Diaconus Ecclesiae Strausbergensis[2]), postea 1603 Bucoviensis constitutus est, postea pastor ibidem et vixit adhuc 1617.

12. Matthaeus Kindt Strausbergensis [FM 1592] 1594—98. [„Im Sterben" wurde er zum Subdiaconat befördert, aber bereits 1600 wegen eines Excesses beim Abendmahl seines Amtes entsetzt. Später bekam er die Pfarre in Prädickow][3]).

13. Paulus Wödenn Soltwedelensis 1599—1601. Er wurde von hier nach Berlin als Baccalaureus des Gymnasii im grauen Closter berufen, alwo er an die 30 Jahre gestanden und endlich ao. 1630 d. 14. Juny gestorben und daselbst in der Closterkirche begraben worden. S. Kirchen-Register zu St. Nicolei, item Mart. Diterici Berlinische Kloster- und Schulhistorie pg. 359 [und Heidemann a. a. O. S. 146].

14. Ambrosius Hoppe Strausbergensis [FM 1590] 1602—10, deinde rector [Rekt. 25].

15. Joachimus Hesse, natus Gardelegiae, vocatus e cantoratu Neostadio-Eberswaldensi huc ad idem munus 1610, mortuus ao. seq. 1611 die 15. Januarii.

16. Johannes Götzke Strausbergensis [FM 1602] 1611 [starb an der Pest, Sternbeck S. 104][4]).

17. Georgius Willebrandt, Leontinus-Marchicus, accessit 1611 e Francofurto, seq. ao. mens. Mart. avocatus hinc Perlebergam.

18. Casparus N. 1612, eodem anno a munere remotus — enturlaubet — per Consules.

19. Jacobus Bier, Boetzensis videtur, 1613—14. Ist vielleicht ein Sohn Joachimi zu Berlin 1596 oder Bartholomei, Predigers zu Stendal und Borstel unter Tangermünde 1600.

20. Ambrosius Müller, latine Mylius, Navena-Marchicus, 1614, abiit Joh. 1617 Neoruppinum ad Cantoratum, cui et adhuc anno 1619

[1]) FM 1584 erwähnt nur einen Lucas H. aus Angermünde. — [2]) Auffallender Weise fehlt B. Andreä in der Reihe der Strausberger Diaconen, sowohl bei Perlitz als bei Sternbeck; auch Beckmanns Nachlass nennt ihn nicht: ich möchte die Hundertmarksche Nachricht als die zuverlässigere beibehalten, da Perlitz-Sternbeck auch sonst Irrtümer in Personalfragen begehen. — [3]) Beckmanns Nachlass. — [4]) Seine Mutter, die Witwe des Diaconus Georgius Götzke Bötzoviensis, dessen lateinische Ordinationsurkunde, Frankfurt d. 12. Novbr. 1584, im Archiv erhalten ist, scheint nach Strausberg übergesiedelt zu sein. FM 1609 führt einen Andreas G. aus Strausberg auf. —

eum praefuisse docet Fridericus Baxe in Iubilaeo Ecclesiae resonant: Schola Ruppinens: pg 29 § 14, immo adhuc ao. 1627 superfuit, quod probat carmen ab ipso confectum.

21. Johannes Wagnerus e schola Pontana 1617—22.

22. Daniel Bolle e schola Buckowiensi 1622—23 [war später Besitzer des Freihauses am Kloster und hatte wegen der ihm aufgebürdeten Kriegslasten viel Streit mit dem Rate. cf. Sternbeck S. 105].

23. Bartholdus Brandt 1623—24, vocatus ex Belitz.

Um einen Anhalt für die Beurteilung der Frage zu gewinnen, ob denn nun die Schule dieser Periode etwas geleistet habe, lasse ich als zuverlässigsten Massstab ein Verzeichnis der Strausberger Schüler folgen, welche nach beendigter Vorbildung in den Jahren 1544—1626 auf die Universitäten Frankfurt a. O. und Greifswald gezogen sind.

1. Frankfurter Studenten aus Strausberg [nach FM] 1544—1622.

1544: Joannes Seeger, p. aet. iuramentum non praestitit.
1549: Andreas Korthe [s. Rekt. 2. Ein Hans Korthe war 1537 Ratsherr; der regierende Bürgermeister Paul K. starb 1549 an der Pest].
1552: Joannes Boel. Stephanus Strenger[1]) [nach Beckmanns Nachlass 1566—75 Pastor in Rüdersdorf, wo er starb].
1561: Thomas Schroder [Kant. 4].
1566: Joachimus Levenbergk. Bartholomeus Klein.
1567: Petrus Schutte [wohl ein Sohn des ersten lutherischen Diaconus und nachherigen Pfarrers Matthäus Schütze, der 1563 starb]. Blasius Bodicker.
1568: David Fabricius pauper. Thomas Behrebohm.
1569: Martinus Fabricius.
1570: Melchior Pulemann [s. Rekt. 9. Ein Johann Pulmann war 1565, ein Hans Pulmann 1575—1598 regierender Bürgermeister]. Petrus Metkow. Benedictus Wiprecht [Ein Bürgerm. Mattheus Wiprecht starb 1601].
1571: Otto Schutz, puer, iuravit et complevit prorectore Origano 1603(!) [Sohn des Stadtrichters Martin Schütze, der 1608 als Bürgermeister starb].
1593: Valentinus Henkel.
1573: Andreas Engel, non iuravit [Rekt. 17]. Augustinus Corus. Matthaeus Pulmannus. Petrus Thiden [Rekt. 16].
1574: Martinus Wiprecht. Petrus Andraeas. Petrus Wernitius.

---

[1]) Die FM hat die beiden Familiennamen, wohl versehentlich, mit einander vertauscht. —

1575: Thobias Andreas. Joachimus Lintholtz [Sohn des Bürgermst. Andreas Lintholz].
1577: Mattheus Dregerus [cf. Rekt. 7].
1578: Valentinus Belendorf. Tobias Dame. Elias Klettenbergk, non iuravit [Rekt. 20].
1579: Thomas Metzdorff. Christophorus Pincerna [s. zu Rekt. 4].
1581: Laurentius Vos. Jacobus Gericius [Wulff Gericke 1544—75 Bürgermeister], iuravit 1591.
1582: Nicolaus Gericius [wurde 1603 Ratsherr, 1604 Bürgermeister und starb 1613].
1583: Martinus Kumpen, iuravit ao. 92 [Rekt. 23]. Andreas Lam. Jacobus Hofman [s. auch oben unter Tertiani].
1584: Andreas Pauli. Abrahamus Geritius. Jonas Metzdorff.
1586: Wolfgangus Schröterus [cf. Kant. 4].
1587: Adamus Praetorius.
1588: Andreas Flotener.
1590: Ambrosius Hoppe [Kant. 14. Rekt. 25].
1591: Bartholomeus Andreas [Kant. 11; die Familie Andreas war reich und angesehen; Jeremias war 1596—99, Antonius 1599—1600, Lucas[1]) 1604—14 Bürgermeister].
1592: Matthaeus Wiprecht. Matthaeus Kindius [Kant. 12]. Martinus Geritius. Bartholomaeus Lubenaw.
1593: Andreas Schmit. [Andreas Fabricius 1606 Ratsherr, starb 1626 als Bürgermeister]. Matthias Lindebergius. —
1594: Balthasar Klevitz [s. zu Rekt. 14]. Petrus Tragerus. Andreas Grosskopf. Daniel Rutenig. Joachimus Tegeloffius.
1595: Georgius et Joannes Lamb fratres [Joh. Lambinus 1606 Kämmerer].
1596: Petrus Hannovius. Matthaeus Rosenthal. Jacobus Schusterus [Sohn des Erasmus Sch. Cant. 5 ?].
1599: Ertmannus Ran.
1600: Jacobus Haube. Georgius Andreas.
1601: Christophorus Schmidt.
1602: Martinus Hencejus. Jacobus Mattheus. Joannes Götzke, complevit et iuravit ao. 1607 [Kant. 16].
1603: Casparus Thidenius, iuravit 1611 [s. z. Rekt. 16].
1604: Georgius Hasse. — 1605: Erasmus Geritius, iuravit 1614.
1608: Joachimus Spiegelbergius. Andreas Neander.

---

[1]) Beckmann Nachl.: „Dieser hat dem Inspector Sebastian Friedrich viele nubes tenebricosas erwecket, auch tanquam importuna Rana mit seinen aculeosis ac Vipericis Dictiunculis endlich so weit gebracht, dass er 1607 ab officio removiret worden. Dem Bürgermeister aber ist poena talionis widerfahren, indem er wieder von seinem Amte degradiret, und endlich sein Reichthum zerronnen und in grosser Armuth, da er sich fast das Brot erbetteln müssen, gestorben". —

1609: Andreas Götzke. — 1610: Jeremias Andreas. — 1611: Joannes Nicolaus.

1614: Petrus Ludicke, non iuravit propter aetatem. [1623—38 Diaconus, dann bis 1658 Pfarrer und Inspector. Sein Bild hängt in der Sakristei der Marienkirche mit der Inschrift: Est et erit in Deo Christo spes et salus mea]. Joannes Setlerus.

1615: Georgius Fabricius. Christianus Fabricius, non iuravit [Rekt. 35]. Simon Pascha. [Bendix Pasche, seit 1603 im Rath, starb 1615 als Bürgermeister]. Bartholomaeus Lange.

1618: Abrahamus Scroderus. [Barthol. Schröder 1610 Ratsherr, 1627 Bürgermeister, peste obiit den 9. Okt. 1637]. Joachimus Lindow.

1619: Matthäus Kindt [s. zu 1592]. — 1620: Abrahamus Golpius.

1621: Elias Lemmichius. Jacobus Fabricius [s. zu 1593]. Thomas Hulsekoppius.

1622: Matthaeus Dabercovius. Johannes Scultetus.

Im ganzen 92 Studenten, die auf 80 Jahre zu verteilen sind, — eine stattliche Zahl, ein Beweis für den Wohlstand vieler städtischen Familien und das frische, freudige Streben nach Bildung, zu deren Förderung die Lehrer an der Schule nicht wenig beigetragen haben müssen[1]).

2. Greifswalder Studenten aus Strausberg.

Die Greifswalder Universitätsmatrikel nennt aus diesem Zeitraum nur zwei Strausberger[2]), 1621: Martinus Abrahamus Goltze Strutiomontanus und 1626: Zacharias Schultze Strautsbergensis, gratis inscriptus et quia puer, non juravit[3]).

III. Die Schule während des 30jährigen Krieges.

Die trübseligen, folgenschweren Zeiten des dreissigjährigen Krieges beginnen für Strausberg mit dem Jahre 1626. Welch grosses Elend damit über die unglücklichen Einwohner hereingebrochen ist, lässt sich mit ein paar Worten nicht schildern; um des Jammers ganze Grösse

---

[1]) Während dieser Zeit studierten dort aus: Bernau 225, Buckow 56, Neustadt-Eberswalde 143 — die Matrikel lässt aber nicht erkennen, wieviel davon auf Neustadt a. D. und Neustadt i. Schl. entfallen — Freienwalde 48, Alt-Landsberg 6, Müncheberg 97, Seelow 38, Wriezen — einschl. Treuenbrietzen? — 156, den Dörfern des Oberbarnim 49, den adligen Familien v. Barfuss 6, v. Krummensee 5, v. Pfuel 14, v. Röbel 11. — [2]) Aus Bernau 4, Wriezen 3, Freienwalde 6, den andern genannten Orten p. keinen. — [3]) Die Wittenberger Matrikel I, 1502—60, nennt aus Bernau 11, Alt Landsberg 1, Müncheberg 1, Wriezen 2, Bollensdorf 1, Brunow 1. —

zu verstehen, bedarf es einer gründlichen Vertiefung in das Aktenmaterial, das jenen traurigen Jahrzehnten entstammt[1]).

Infolge der „erlittenen vielfältigen Durchzüge, Marchen, Einquartierungen und Plünderungen, Contributionen und Exactionen“ wuchs die Not von Jahr zu Jahr, wurde der Verfall immer fühlbarer und gewisser und die Bevölkerung zur Verzweiflung getrieben. In Scharen zogen die Bürger fort, um den Kriegsgreueln und Kriegeslasten zu entgehen, unter den Zurückbleibenden hielt die Pest wiederholentlich eine grausige Ernte[2]); die im Jahre 1643 noch vorhandenen 27 Bürger (die Ratspersonen mitgerechnet) gingen ernstlich mit dem Gedanken um, samt und sonders mit Sack und Pack, mit Weib und Kind von Haus und Hof zu wandern und die wüste Stadt zu überlassen, wem sie gefalle. Betrug doch der Gesamtschaden von 1626—35 nach einem „specificirten verzeigniss, was diesem Stetlein an Contributionibus vnd andern vielfeltigen gebens auffgegangen, so kegen der Kriegs-Canzley eingeschicket“, nicht weniger als 44 273 Thl, und 1643 stand an unbezahlten Schössen und „wachenden Zinsen“ die anständige Summe von 24 047 Thalern als Rest an. Dieser „elende und agonizirende Zustand des armen, ausgemergelten Stetleins“ wurde allerdings von mehreren kurfürstlichen Kommissarien gebührend anerkannt, — wer aber hätte in der Zeit der allgemeinen schweren Not wirksame Hülfe bringen können?

Es ist ganz selbstverständlich, dass auch die Schule unter den angedeuteten Drangsalen schwer zu leiden gehabt hat, dass, wenn die kriegerischen Aktionen Freund oder Feind in die Mauern der Stadt warfen und zusammendrängten und Kriegsrecht und Landsknechts-Übermut alle Bande der Ordnung sprengten[3]), Wochen und Monate lang der Schulunterricht unmöglich gewesen ist; und doch — es ist zu verwundern — hat die Schule mit ihren Lehrern ihr kümmerliches Dasein währenddem gefristet, und nur in den Jahren 1638—42 war weder ein Rektor noch ein Kantor vorhanden, vielleicht auch keiner zu erlangen, so dass der Pfarrer Christian Faber in Wesenthal, ein geborener Strausberger und von 1628—31 Rektor, sich der verwaisten Schulkinder mitleidig erbarmte und die vices rectoratus et cantoratus während dieser 4 Jahre versah. Einige zeitgenössische Aufzeichnungen mögen zum Beweise dienen.

Stadtschreiber Kalle[4]), der einen „Aufsatz“ über die Kriegsereignisse 1626—28 im Archiv niedergelegt hat, erzählt von den Greueln,

---

[1]) Dasselbe ist von mir bereits vollständig verarbeitet und harrt nur der Drucklegung in dieser Zeitschrift. — [2]) Von 222 Bürgern waren 1628 nur noch 96 „im Quartier, 1638 gar nur 20 Bürger. „von denen 7 mit der Pest inficiret“. — [3]) „Auch der Vngehorsam also vberhandt genommen, Dass Keine Parition mehr erfolgen thutt“. — [4]) Er wurde 1647 Stadtschreiber, 1660 Richter und starb 1679: seine fleissigen Arbeiten haben grossen Wert für Strausbergs Geschichte. —



die gelegentlich der militärischen Beitreibung eines Kriegssteuerrestes durch ein Kommando des Burgsdorffschen Regiments (Brandenburger!) in den Tagen des 10.—14. November 1626 begangen worden sind: „Was diese Kerle in mittelst, weil sie hier gelegen, vor Übermuth und Muthwillen verübet, ist kaum zu glauben, denn sie bei dem worthaltenden Bürgermeister Martin Cumpen[1]), dessen Ehefrau neuerlichen in 6 Wochen kommen, ein solch Unfug mit Vergiessung des Bieres, Fluchen und Gotteslästern getrieben, dass kein Mensch bey ihnen in der Stuben bleiben dürfen. Da der Leutnant Clement, dem es geklaget, ihnen gemach zu thun untersagen lassen, seind sie fast ärger worden, haben in der Stuben ihre Musqueten geladen und gesagt: sie wolten dem alten Schelm — salva tamen honoris ipsius — 3 Kugeln zugleich durchs Leib schiessen, dessen Concipient selbst gesehen und gehöret, ihm hernach, da noch so viel erlanget, dass sie ander Quartier bekommen, auf den Abend die Fenster ausgeschlagen. Von Bier, so sie vergossen, hats gleich in der gantzen Stuben und Tisch und Bänken über und über geschwommen. In summa, es hat dieser ehrliche, und um dieser Stadt wohlverdiente Mann von diesen Buben, weil er von ihnen bey der Nasen herumgetreckt, grosse Schmach erlitten.“ —

Als Wallenstein zum zweiten Mal (23/25 Juni 1628) in Strausberg weilte[2]), — er zog dann weiter nach Stralsund, — nahm er selbst sein Quartier beim Bürgermeister Johann Blesendorf, einem Verwandten des ehemaligen Rektors Marcus Blesendorf; aus seinem zahlreichen Gefolge[3]) logierte ein Herr v. Vogadria bei „Hans Ulrich Cantori“ und des Herzogs Vetter, Obrist v. Wallenstein, bei ‚Martin Lehmanns Witwe‘, der Mutter des nachmaligen Cantors, der dazumal noch in Frankfurt studierte. Demnach wurden die Lehrer, wie alle andern Bürger, mit Einquartierung belegt.

„Den 12. Novbr. 1633“, meldet Stadtschreiber Andreas Schuster, „Ist Strausberg Von den Kayserlichen Soldaten vnd Sonderlich von des Winses, So zu Berkenwehrder bey Spando burtigk, sein Regiment — Nachdeme die Bürger Sich zur Wehr gesetz — erobert vndt 2 Tage nach einander geplündert. haben gantz Vnmenschlich gehauset, frauwen vndt Jungfrawen geschendet, Viele Leuthe bis auf den Todt beschedigt, die auch drum gestorben, wie sie dann weder Kirche noch Schulen verschohnet, sondern alles, was sie gefunden, weggeraubet[4]).

---

[1]) „Olim rector scholae“. Beckmanns Nachlass: „Den 28. Decembris ao. 627 ist der Ehrenveste und Wolgelahrte Herr Bürgermeister Martinus Cumpen, nachdem er 18 Jahr im Raht gesessen, in dem Herrn sehlig entschlafen“. — [2]) Zuerst am 7/8. November 1627 auf der Rückreise nach Böhmen. — [3]) Genau bei Beckmann aufgeführt. — [4]) Wie es dabei dem Pfarrer und Inspector Andreas Püttius ergangen, schildert er sehr beweglich in einer Bittschrift an den Kurfürsten d. ao. 1635: „— Weil dann Ich vor zweyen Jahren von den Keyserlichen Crabaten vrplötzlich vberfallen,



Im März 1637 bittet „Fridrich Andress, Cantor Scholae, bey diesen Cläglichen Zeiten möchte der Rath seine besoldung doch in etwas abtragen“, damit er Weib und Kinder erhalten könne. Es seien ihm zwar fünf Thaler versprochen worden, als er sie aber „aufheben“ wollte, seien sie bereits zur Kontribution verwandt worden.

Der Rektor Matthäus Schreiber verabschiedet sich mit folgendem Brief vom 26. Juli 1638: „Sonsten ist es in allen Städten vnd auch hie gebreuchlich wie billig, dass wen Ein Collega der Schulen abgehet vnd der hinterbliebende seine vices verrichtet, auch sein Salarium fodert gentzlich. Vnd das würde mir in alle wege keine gerechtigkeit auch nicht abschlagen, das ich nemlich die 17 Wochen nach des Herrn Cantoris [des ebengenannten Fridrich Andress] Todt, da ich in der Kirchen gesungen vnd aufgewartet, wie geziemet, dessen Salarium fodern thete. Solten die Herrn im Mangel sein, dann will ich mit der Hälffte Geduldt tragen, nur dass sie mir wenigstens 4 Thl 10 gr zustellen möchten, da ich in warheit nicht itzo eines Hellers Herr bin. Und wünsche dieser Stadt vnd gemeine Schutz vnd Segen, teglich sie auch in meinen gebet mit einschliessend, Gott wolle sie zu dieser gefehrlich bösen zeit fur allen vnglück und weiteren ruin gnedig vnd vätterlich bewahren. Dergestalt es wegen der pest nicht so gefehrlich, ich mich in einer Valetpredigt hette schüldiger Ehren wöllen.“

A. Rectores. 1622—1646.

32. Jacobus Uhle 1622—24.

33. Clemens Lachmund 1624—26, natus patre Adamo Pastore Bergensi et matre Anna Köpkens. Anno 1626 pastor Richnoviensis[1]) constitutus.

34. Johannes Styrius 1626—27, Scholae antea Mittenwaldensis Rector. Vocatus abhinc anno 1627 ad Dignitatem Pastoralem Zinndorf, ubi de eo plura. adhuc anno 1635 fuit [und starb nach Beckmanns Nachlass 1645].

---

die Musqueten alsfort auff die Brust gesetzt und 100 Rthal. rantzion begeret, oder mich auff der stelle erschiessen, oder gefangen hinwegführen vnd vbel tractiren wolten vnd der Allmechtige Gott, durch einen Bürger, mich wunderbarlich aus ihren henden errettet, Seind Sie in meine Pfarrwohnung mit hauffen eingefallen, Studierstuben, Keller vnd Kammern auffgebrochen, Kisten vnd Kasten zerhawen, vnd zwey tage nacheinander mir allen Vorrath an silber, gold, Kleidung, leinen geräthe, auch 2 Wispel habern vnd $1^1/_2$ Wsp. gersten hinweggenommen, vnd dermassen ausgeplundert, das nicht viel vbrig blieben, vnd Ich dahero in eusserster armuth gerathen, leihen, borgen vnd kinder gelder auff Zins nemen müssen, vnd mich in meinem alter, mit meinem Weibe vnd funff Söhnen, so Ich zur Schule halte, wegen sothaner Plünderung vnd meiner geringen besoldung nicht notturfftiglich erhalten kann . . . .“ —

[1]) Beckm. Nachl. erwähnt einen Prediger Lachmund in Prädikow, der vor 1639 im Amt war. Vielleicht ist dies derselbe Clemens L.

35. Christianus Faber alias Schmidt, Strausbergensis [FM 1615 Chr. Fabricius non iuravit] 1628—31, post 1631 pastor in Wesendahl. [cf. Rekt. 40].

36. Martinus Breslow, Quilitzensis-Mesomarchicus [FM 1615 M. Bresler ex agro Quilitz puer] 1631—32, abhinc ad Diaconatum Bucoviensem anno 1632 vocatus est, quo vero munere ültro relicto Pastor in Hermersdorf et Wulcko anno 1635 constitutus ibidemque biennio post, nempe anno 1637 peste confectus obiit cum omnibus domesticis. vid. Christ. Colhardi Aram Euchar:

[Über ihn, sowie den gleichzeitig amtirenden Kantor Martin Lehmann beschwerte sich der Inspektor Püttius beim geistlichen Konsistorium, weil sie mit ihren Singschülern bis nach Gusow, einem 5 Meilen von Strausberg entfernten Dorf, zu einem adligen Begräbnis gewandert seien. An und für sich scheint die hohe Behörde gegen die Sitte der Lehrer, mit dem Chor auch ausserhalb der Stadt zu wirken, nichts eingewendet zu haben, nur um deswillen untersagt sie ihnen dies Gebahren, „weil Gusow zur Inspektion Müncheberg gehöre", sie also gewissermassen über ihren Bezirk hinausgegangen waren [1]). Gleichzeitig — und das sind wohl die anderweitigen gegen sie erhobenen Vorwürfe — wird ihnen eingeschärft [2]), „in der Kirchen — darinnen der Rector den Cantorem mit zu bestellen sich nicht entbrechen könne — zur Anhörung der Predigt bis züm Ausgang derselben zu verbleiben und nicht vorher daraus sich hinweg zu machen, denn solches gereichet zum Ärgerniss der andern Zuhörer, insonderheit der Knaben, welchen sie billig mit gutem Exempel vorzugehen und dieselben bevorab unter der Predigt in guter Disciplin zu erhalten. — Bei den Tischherren sollen sie sich nicht zu lange aufhalten und wider die Gebühr beschwerlich sein, sondern die Mahlzeit und das lange Sitzen abbrechen und sich bei Zeiten wieder in die Schule begeben, damit davon die Knaben nicht versäumt werden mögen, sie auch selbst desto füglicher ihren Studiis und Meditationibus in ihrer Lection abwarten können. — Und weil derselben Leute Kinder, bei denen die Schul-Collegen gespeiset werden, privatim und sonst viel gratis pflegen instituiret zu werden, so sollen sie es auch nachmals nicht anders halten und von den Tischherren wegen der Privat-Institution ihrer Kinder nichts fordern [3]); würde aber Jemand ihnen aus gutem Willen dahero etwas verehren, mögen sie solches mit Dankbarkeit wohl annehmen und kann ihnen solches zu thun nicht verboten werden — —".]

37. Ludovicus Glasingius 1633, d. 11. April. 1634 mortem obiit.

---

[1]) Über solche Landleichen s. Götze S. 185. — [2]) Bescheid vom 28. Februar 1632. — [3]) Dadurch wird der oben näher begründete Zusammenhang zwischen den Freitischen der Lehrer und dem sog. Privatunterrichte bestätigt. —

38. Christianus Eilertus Beescoviensis 1635—37, deinde diaconus Münchebergensis. — Er erblickte das Licht dieser Welt zu Besckow den 1. July 1609. Sein Herr Vater war Johannes Eilertus, Prediger zu Neuendorff und Berckenbrück unweit Fürstenwalde, die Mutter hiess Margaretha Dudendea. Nachdem er in seiner Jugendt fleissig studiret, so wurde er im 23. Jahre seines Alters, nehmlich ao. 1632 zum Rectorat zu Müncheberg vociret, welchem er auch bis 1635 treulich vorgestanden, da ihm von E. E. Rath hierselbst die Vocation zu eben dem Amt überschickt wurde, welches er aber länger nicht als 2 Jahr verwaltet, massen er 1637 im vorgedachten Müncheberg zum Diaconat einhellig berufen. Nachdem er solche Bedienung gantzer 30 Jahre rühmlich verwaltet, so wurde er nach Absterben Herrn Jacobi Jüterbocks zum Inspector daselbst confirmiret, starb 1675 Dom. Exaudi aet. 66. Man siehet annoch in der Kirche zu Müncheberg neben dem Fenster hart am Altare sein Portrait in Lebensgrösse, da er in der rechten Hand ein Buch und in der linken eine Citrone hält, über ihm stehen folgende Worte: „Christianus Eilertus Natus Bescoviae anno 1609 d. 1. July Patre Johanne Eilerto Pastore animarum Neodorfii cis Fürstenwaldiam, Matre Margaretha Dudendea, educatus et institutus in schola patria Furstenwaldensi, Custrinensi, Spandoviensi et in academia Franckfurtana [1]). Vocatus anno 1632 a Senatu Munchebergensi ad officium Rectoris Scholae, Anno 1636 a Senatu Straussbergensi ad idem Rectoris Scholae Officium, Anno 1637 a Senatu Munchebergensi ad Diaconatum et tandem ibidem anno 1667 ad Pastoratum et Inspectoratum. Denatus Muncheberg anno 1675 die 16. Mai aetatis suae 66. anno, cujus memoria in benedictione".

39. Matthaeus Schreiber 1637—38.

40. Interim 1638—42 rectoratu fungebatur pastor Wesendahlensis Faber [Rekt. 35].

41. Matthias Kothe Palaeo-Landsbergensis [FM 1637] 1642—46, sein Vater Petrus K. war Bürgermeister daselbst. 1646 nach Cöpenick zum Rectorat, 1647 zum Prediger nach Wendisch Crossen berufen, circa annum 1653 Pastor fuit Stulpe.

B. Cantores. 1624—1644.

Zwischen 1624 und 1627 scheinet noch ein andrer cantor gewesen zu sein [wird Kb. 1625 erwähnt].

24. Johannes Ulrich 1627—31 [FM 1611: ein J. Ulrich Wriecensis?], tum cantor Landsbergensis [2]).

25. Martinus Lehmann 1631, filius Martini L. Pastoris in Petershagen [3]), fuit usque 1635, quo anno vocatus abhinc ad Pastoratum

[1]) Ich habe seinen Namen in FM nicht finden können. — [2]) Gaehde, Gesch. der Stadt Alt Landsberg, Halle 1857, S. 331 erwähnt ihn noch 1645. — [3]) Nach Beckmann, Materialien im Nachlass, war dieser von 1548 bis 1615 im Amt und senior der Strausberger Inspection. Er starb 1616 in Wegendorf bei seinem Schwiegersohn. —

Cunersdorffiensem sub Inspectione Writzensi. **Erat** Munchebergae natus [FM 1616]. vid. Dr. Colhardi catal. Patricior: Münchberg: **doctorum.**

26. Fridericus Andreae 1635—38 [FM 1624: Munchbergensis] obiit. Post mortem eius officium Cantoris videtur vacasse usque 1642.

27. Nicolaus Valentini 1643—44. — 1644—49 vacasse videtur. —

Zur Universität Frankfurt gingen, nachdem 10 Jahre lang (1622 bis 1632) kein Schüler dorthin entlassen worden, in der Zeit von 1632 bis 1643 nur 11 Strausberger, dann trat wieder eine Pause ein bis 1649. Diese 11 waren nach der FM:

1632: Christophorus Kercovius. Adamus Krause. Joachimus, Samuel und Andreas Püttius [die Söhne des Inspectors] omnes non iurarunt [die letzten beiden aber 1639].
1634: Martinus Schultz. Andreas Stackius.
1638: Andreas Schuster [Sohn des gleichnamigen Bürgermeisters].
1639: Christianus Preusnitz [Sohn des Pastors in Predickow?[1])].
1640: Joachimus Lehmannus [Sohn des Cantors?].
1643: Hieronymus Otto [Sohn des Apothekers Tobias O; er wurde 1651 Cantor[2])].

IV. Verfall der Schule, 1648—1740.

Der „grosse Krieg" war zu Ende, der Friede wenigstens offiziell verkündet. Doch noch lange nicht kehrte Ruhe und Ordnung ein, dazu waren die Wunden, aus denen das Land blutete, zu schwer, und die Obrigkeiten, welche berufen waren, „neues Leben aus den Ruinen" zu erwecken, hatten fast übermenschliche Aufgaben zu bewältigen. —

„Dofern aber der liebe Gott glück Vndt segen Zum Stadt Regement geben soll, So Würde dass allernotigste Sein, das Kirche Vndt Schulen besetzt Vndt erhalten würden", so lautet eine Stelle aus dem „Vnvorgreifflichen Vfsatz, Wodurch Die Stadt Straussberg Vndt das Rathaus in so hohen Schulden gerathen, Vnndt wie demselben ohne

---

[1]) Beckmann Nachl. erwähnt einen solchen aus demselben Jahr. — [2]) Während des 30jähr. Krieges studirten in Frankfurt aus: Bernau 21, Buckow 0, Neustadt-Eberswalde 23 (?), Freienwalde 21, Alt Landsberg 2, Müncheberg 10, Seelow 7, Wriezen 39 (?), den Dörfern des Ob. Barnim 4, Biesenthal 2, Oderberg 5, v. Barfuss 2, v. Krummensee 1, v. Röbel 4, v. Pfuel 12. — GM nennt nur 1 aus Wriezen, 3 aus Freienwalde. Übrigens wird in den Prozessakten v. Pfuel contra Rat zu Straussberg 1644—47 behauptet, dass die streitige Obligation „nicht ihres Stadtschreibers oder einziges Ratsherrn, so damahlst (1629) Vorhanden gewesen, Sondern bloss des von Pfuhlen Vatern Sel. gewesen praeceptors oder Kinder Schulmeisters handt" gewesen sei. —

gefahr in etwass wieder geholffen werden konte"[1]). In einer Supplication von 1652 klagt der Rat noch, „dass wir keinen Capellan halten vnnd vnsere bediente, Rectorn, Organisten, Stadtschreiber u. a. viel Jahre hero nicht zu erhalten gewust"; doch als 1654 die kurfürstlichen Kommissarien erschienen, um in dreitägiger angestrengter Arbeit die abhülfebedürftigen Missstände des Gemeinwesens festzustellen und die Grundsätze der ferneren Stadtverwaltung zu bestimmen[2]), konnte bereits in den grossen Recess aufgenommen werden: „Mit den Schuelen hat es eine zimbliche richtigkeit". Ausserdem werden darin nur noch zwei Fragen erledigt, die Reihenspeisung und die Mädchenschule, nämlich dahin: „Damit aber die Schuelgesellen ihre Tische desto gewisser haben, vnd ohne Sawersehen ihnen der Bissen Brodt gereicht werden möge, wird die desfalss angefange ordnung[3]) hiemit confirmiret. — So viell die Mädichen Schuele antrifft, ist dieselbige zue des Kunstpfeiffer[4]) Bartholomaei Grünings besseren vnterhalt ihme aufgetragen worden, die Er, laut bestallung vom 31. Marty 1653 mit fleiss vnd allen Trewen beobachten soll; vnd soll dahingegen Christian Behrend seine Jungfern Schule abschaffen[5]), bey vermeidung des Rahts willküerlichen straff". — Irgendwelche andere, auf den weiteren Ausbau oder die innere Umgestaltung der Strausberger Schuleinrichtung bezügliche Verordnungen aus der Zeit von 1648—1740 oder auch nur dahinzielende Bestrebungen sind in dem Archiv nicht vorhanden; nicht einmal vom Könige Friedrich Wilhelm I., dessen praktische Fürsorge für das Volksschulwesen aus so zahlreichen Erlassen [1713, 15, 17, 18, 22 und 1736] rühmlichst hervorleuchtet, findet sich ein speziell auf Strausberg berechneter Erlass von besonderem Interesse; in dem Rathäusslichen Reglement vom 2. August 1739, welches in die immer mehr verlotterte Ratswirtschaft wieder etwas Zug und Ordnung brachte, heisst es nur mit dürren Worten:

[1]) Eine tüchtige Arbeit des Richters Martin Schwanheuser und Stadtschreibers Kalle, welche dem Recess von 1654/6 stellenweise wörtlich zu Grunde gelegt worden ist. — [2]) Die Revision fand am 29/31 März 1654 statt, der vom Grossen Kurfürsten unterzeichnete Commissions-Recess ist vom 30. Novbr. 1656. Perg. Urk. No: 60 [Riedel I, 12 No: 100]. — [3]) Aus einem Bittgesuch vom 12. August 1660 geht hervor, dass, wer keinen Tisch geben wollte, 4 gr an die Lehrer zahlen musste. „Davon", behaupten sie, „können wir nicht leben". — [4]) Seine Töchter leiteten den Unterricht [nach dem obenangezogenen Entwurf]. — Der erste Kunstpfeifer wird Kb 1624 erwähnt, wonach demselben 8 Thl. „zu Instrument zu kauffen vorgesetzt" werden und seine Besoldung 15 fl beträgt. Zu Neujahr bläst er vor der Ratsstube. — [5]) Ein Pendant zu solcher unbefugten Ausübung eines Amtes und Berufes erzählt Beckmanns Nachlass: „dass sich ein gewisser Zacharias Rautenberg nach dem 30 j. Kriege absque vocatione in Welsickendorf als Pfarrer setzte, doch nach dem einstimmigen Urteil alter Leute durch unordentliches Leben die Pfarrgelübde verwahrlosete und sich schliesslich nach Schwedisch Pommern begab".



„Soll das Magistrats Collegium der Kirchen und Schulen Bestes überall observiren, zu gehöriger Zeit examina anstellen, auch tüchtige Subjecta jedesmal, da ihnen das jus Patronatus zustehet, sowol im Predigtamte als in der Schulen erwählen". Eben diesem Mangel an obrigkeitlicher Bevormundung und Anregung muss man es zuschreiben, dass der Rat, der ohnedies durch die Regelung der städtischen Übelstände genug in Anspruch genommen war, sich zufrieden gab, wenn er die Schule nur in dem altgewohnten Gleise erhalten konnte, dass man eben alles beim Alten liess, ohne der Frage näher zu treten, ob diese oder jene Einrichtung nicht besserungsfähig und -bedürftig sei. Wenn die Behauptung richtig ist, dass der grosse Krieg Deutschland um ein Jahrhundert in seiner kulturellen Entwicklung zurückgebracht hat, — auf dem Gebiete des Schulwesens hat sie wenigstens Recht, sonst hätte man mit der Beseitigung so manches vermorschten Brauches schon damals gründlich vorgehen müssen. Kümmerlich und mühselig schleppte sich die Schule, wie sie durch die Bestimmungen der Abschiede von 1574 und 1600 in ihrer äusseren und inneren Beschaffenheit festgelegt war, ein ganzes Jahrhundert lang dahin[1]); in stumpfer Gleichgültigkeit verhielt sich die Bürgerschaft, die mit ihrer eignen Not zu kämpfen hatte, gegen Schule und Lehrer, sah wohl gar auf letztere wie auf „überflüssige Mäuler, die nur von ihrem (der Bürger) Geld lebten" mit Missachtung herab; der Magistrat konnte daher auf die Unterstützung derselben nicht rechnen, wenn er auch vielleicht die gute Absicht gehabt hätte, den billigen Vorstellungen der Lehrer um Besserung ihrer kärglichen Besoldung Gehör zu geben: kurz, die Schule war fortan das Aschenputtel der städtischen Verwaltung. Mit welchen Gefühlen da mancher Lehrer an die Erfüllung seiner Amtspflichten ging, die ihm bei den teuren Zeiten kaum das liebe Brot einbrachte, das mag man den „klassischen" Berichten Winzerlings, Friedersdorfs u. a. entnehmen, die an Deutlichkeit und Drastik nichts zu wünschen übrig lassen. —

Zuvor jedoch will ich, um zu zeigen, dass selbst dringend notwendige Forderungen aus Mangel an Mitteln nicht erledigt werden konnten, mitteilen, wie beinahe ein neues Schulhaus gebaut worden wäre.

Das Schulhaus war schon seines hohen Alters wegen sehr baufällig, hatte auch, wie die meisten Gebäude infolge des Krieges arg gelitten. Am 11. August 1659 raste ein furchtbarer Nordweststurm[2]) mit Hagelwetter über die Gegend hinweg, der grossen Schaden an der Ernte und

---

[1]) Cf. L. Götze S. 114. — [2]) Der Rektor David Winzerling hat denselben beschrieben und in Druck ausgehen lassen, wie G. G. Küster Bibliotheca Histor. Brand. (1743) S. 819 f. berichtet. —

den Häusern anrichtete, „den man in vielen Jahren nicht verwinden können, ja jedermann gemeinet, dass der Höchste mit seinem Gerichte hereinbrechen werde, dass also die Feder nicht vermögend, solchen Sturm und Jammer genugsahm an den Tag zu legen". Da die kurfürstlichen Räte Cossel und v. Wedell persönlich feststellten, dass „die noch übrige Hauptkirche, Schule, Pfarrgebewde und Rahthauss zum untergange gantz geneiget, wozu der newlichst alda entstandene ungewöhnliche grosse Hagelsturm, wie der ohrten Landtkündig, nicht wenig geholffen, in dem gleichs in andern gebewden auch geschehen, die Dächer und fenster also verderbet, dass Sie eilende reparation vonnöhten haben Und dann die Einwohnere des vermögens nicht sein, bey diesen Landesbeschwerungen etwas herzugeben", genehmigte der Grosse Kurfürst am 5. December 1659, dass zu diesem Zweck „nicht allein in der Residentien in der Kirchen zur heyligen Dreyfaltigkeit und den andern Kirchen, sondern auch in den andern Städten" eine Kollekte gesammelt wurde. Der mit einer Vollmacht zum Empfang der Gaben ausgestattete Bürger Tobias Ludwig scheint aber nicht viel heimgebracht zu haben, denn der Bericht des Kammergerichtsadvokaten Paschasius Trüstedt über die baulichen Zustände in Strausberg vom Jahre 1670 schliesst ebenso trostlos: „Kurz, in der ganzen Chur und Mark Brandenburg ist kein so elender Ort, als Strausberg, der endlich gar zu einem Steinhaufen werden möchte". Wenn nun auch der Rat in dem Recess vom 23. Januar 1682 behauptet, dass er „die von verkaufften Häusern, Äckern und Wüstungen auffgekommenen Gelder zu reparirung der Pfarr- und Schuel-Gebäwde mit angewendet" habe, so wird durch persönliche Aufzeichnungen der Lehrer genügend dargethan, dass man sich immer nur mit der allerdürftigsten Flickarbeit begnügen liess. Cantor Schwanhäuser klagt in einer Zuschrift vom 14. August 1712: „Es hat der ungestühme Wind schon vor langer Zeit sich unternommen, eine freye passage durch eine mir angewiesene Cammer zu nehmen, wodurch er mir bishero grosse incommoditeten verursachet, dass ich gewünscht, er nehme seine passage vorbey; so muss ich leyder mit Augen ansehen, wie er dieselbe zu erweitern suchet, und so weit um sich greiffet, dass es das Ansehn gewinnet, als wolt er mir meine gantze reiterade (!) in Stube und Cammer, durch Einreissung der Mauren, und Wegnehmung der alten Fenster, abschneiden, und also mein gantzes, mir zugeeignetes, vormahls gewesenes Rector-Logiament[1]) zu bewohnen, mir verbieten. Da nun aber der kalte Winter herannahet, und ich vor mich keine andre Wohnung absehen, hier aber auch unmöglich, wofern es nicht 'geendert wird, zumahlen auch der von Uhr alten Zeiten her gestandene Offen seinen Einfall dräuet und mir

[1]) Der Rector scheint deswegen lieber eine Privatwohnung bezogen und seine Dienstwohnung für den Konrektor zur Disposition gestellt zu haben. —

mit Rauch und Schmauch zu plagen willens, länger wohnen kann: Als . . . ". Da nun zu gleicher Zeit auch die Predigerhäuser so baufällig waren, dass ihre gänzliche Erneuerung für unumgänglich nötig erachtet wurde, so unterhandelte man gelegentlich einer Revision der rathäuslichen Rechnungen durch königliche Kommissare mit diesen über eine staatliche Beihülfe zu diesen Neubauten. Punkt 11. der Resolution vom 24. December 1712 besagt darüber: „Nicht minder consentiren und approbiren S. Kgl. Maj., dass die Schule, worin zugleich anietzo des Rectoris wohnung und auf dem Kirchhofe gantz allein stehet, welches aber gleichfals sehr alt und baufällig ist, abgebrochen und dahingegen das denen beyden Prediger Häusern nechst gelegene Hauss des Tuchmachers Andreass Schusters — — angeschafft werde. Wann nun auf sothanes angekaufftes Hauss die Schule mit einem bequemen auditorio vor die studirende jugend unten an der Erde, und zwar nicht nach der seite, wo die Prediger wohnen, sondern nach der andern seite angeleget, darinnen auch vor dem rectore 2 stuben und 2 Kammern, 1 Küche und 1 Speisekammer, wie auch 1 Keller, und vor dem cantore ebensoviel bequemlichkeit angefertiget, auch der Hoff und gartenplatz unter die beyden gleich getheilet werden muss, So ist alsdan mit der bissherigen alten Schule, und der dabey liegenden wüsten Bürgerstelle, der Kirchhoff zu erweitern, und darauf zu ewigen Zeiten nichts mehr zubauen, sondern derselbe dergestalt regulair einzuschrenken, damit desto mehr platz zu Beerdigung der Todten, und weil sonsten kein sonderlicher Marcktplatz [1]) in der Stadt vorhanden, bey — Gott verhüte — entstehender Feuersgefahr, gelegenheit seyn möge, wohin die Bürgerschafft das ihre, so zu retten, in sicherheit bringen können. Damit auch 12. der Magistrat, Kirche und Bürgerschafft zu solchen consentirten anbau derer Predigerhäuser sambt Schule, rectoris und cantoris Wohnung, desto eher gelangen, alss haben S. Kgl. Maj. bey dem von ihnen angezeigten unvermögen allergnädigst gewilliget, dass zu solchen Behuef Einhundert Thl. auss der Straussbergschen Accise-Casse [2]) von dem dortigen Einnehmer nach und nach, wie es der Cassen Zustandt leiden will, bezahlet werden, nicht weniger auss denen Rüdersdorffschen Kalck Bergen der nöhtige Kalck geschencket seyn solle, als wovon ein überschlag zumachen und gehörigen ohrts die ordre zusuchen".

Die Anweisung zu dieser Beihülfe geschah am 20. Januar 1713, die Bitte um Erlaubnis zu einer Landeskollekte wurde dagegen abgeschlagen; so hat sich denn der Magistrat mit dem Bau Zeit gelassen, erst 1720 sind die beiden Predigerhäuser allein fertig geworden und das

---

[1]) Das alte Rathaus stand mitten auf dem Marktplatz [cf. Angelus Ann. f. 311.], so dass letzterer allerdings nur sehr klein und beengt gewesen sein kann. — [2]) Die Accise wurde 1680 in Strausberg eingeführt. —

auch nur, nachdem man mit Genehmigung der Regierung „7 kurtze Stücke Land servato juris ordine plus licitanti auf 25 Jahre wiederkäuflich an heimische Bürger alieniret“, um die noch fehlenden 200 Thaler zu bekommen. Das Schulhaus aber ist nicht gebaut worden.

Dies wird bestätigt durch des Pfarrers Fabricius Zeugnis aus dem Jahre 1741: „Die Schule auf dem Kirchhofe ist ein altes Gebäude“, sowie durch die Bittschrift des Konrektors Friderici vom 17. October 1743, der folgende Schilderung von seiner Wohnung entwirft:

„Es sei nur ein Herd, eine einzige Wohnstube, deren Dielen die Luft durchstreichen liessen, deren Wände ganz löcherig seien; eine Kammer sei nicht vorhanden, im niedrigen Alcoven könne niemand schlafen, weil derselbe nicht fest mit dem Hause verbunden sei, daher der Schnee zur Winterzeit handhoch durchdringe. Der Schornstein sei schon mehrmals ausgebrannt, also feuergefährlich. Wie sehr hätten schon seines Vorgängers Kinder darunter zu leiden gehabt! Die älteste Tochter habe den Fluss am Fuss, welcher alljährlich aufbreche, die zweite sei beinahe ihres völligen Verstandes beraubt und könne, obwohl schon 8 Jahre alt, noch nicht fertig reden; die jüngste liege beständig siechhaft darnieder. „Das macht alles der Mangel der nöthigen Wärme vor solche kleine Würmer. Woferne bey Küchlein ein erwünschter Wachssthum erfolgen soll: So muss hierzu die Wärme der Gluckhenne das meiste beytragen. — Ein Kind meines seeligen Antecessoris ist einsmahlen in einer Nacht in seiner Unreinigkeit gantz eingefroren (!) aus denen Betten herfürgezogen worden . . .“ — Das Schulhaus muss also zu dieser Zeit in einem schauderhaften Verfall gewesen sein.

Das Interesse für diese Periode wendet sich um so lieber den Persönlichkeiten der Lehrer zu, über welche uns ausser dem Hundertmarkschen Verzeichnis reichliches Aktenmaterial zur Verfügung steht.

A. Rectoren 1646—1746.

42. David Winzerling 1646—69, antea cantor in Müncheberg. Er war aus Eyssleben gebürtig. Anno 1629 zog er auf die Universität Leipzig. Anno 1633 wurde er zum Cantore der Münchebergischen Schule vociret, welches Amt er auch in die 13 Jahre rühmlich verwaltet. Doch ging es ihm eben allerdings nicht nach Wunsch und sonderlich auf die letzt: denn er war im Ausgang des 1645. Jahres bereits zum Prediger nach Heinerstorff würklich designiret; der damahlige Inspector aber zu Müncheberg, Herr Jacobus Jüterbock, war ihm nun contrair und brachte es soweit, dass ihm sein Sohn Godofredus vorgezogen wurde

und dieser gute Mann zurückstehen musste, dahero er auch nicht länger zu Müncheberg bleiben wollte, sondern die Vocation zu hiesigem Rectorat im folgenden 1646. Jahre gantz gerne annahm. Hat seit 1646 bis 1650 die Vices Cantoris mit verwaltet. Mit was Fleiss und Mühe er dieser ihm übertragenen Bedienung vorgestanden, davon wollen wir ein mehreres zu seinem wolverdienten Ruhm in unserm unter Händen habenden wercke anführen NB. Post obitum ipsius vacavit Rectoratus. Seine Ehefrau[1]) Anna war eine Tochter des ehemals hierselbst gewesenen, nachmalen aber nach Jansfelde gezogenen Diaconi Herrn Mag. Hieronymi Schinkopfs (s. Rekt. No: 22), mit welcher er am gedachten Orte ao. 1635 d. 8. Juny öffentlich vertrauet worden und Kinder gezeuget, als Theodoram, Dorotheam, Davidem, Mariam. Nachdem er in die 23 Jahre der Schule treulich vorgestanden, starb er den 4. Novbr. 1669. Er hat sich durch verschiedene Schrifften bekannt gemacht, welche wir zu seiner Zeit am gehörigen Ort erzehlen wollen. ausser diesen hat er auch in Manuscripto hinterlassen AEnigmata acroamatica Sacra, d. i. ein geistliches Biblisches Rätzel Büchlein, darinnen die fürnehmsten Historien und Biblischen Geschichten in 400 anmuhtigen Rätzeln oder Rätzel Fragen vorgestellt[2]). Dieses Manuscr.: hat er kurtz vor seinem Tode dem Churf. Rath Herrn Martin Friedrich Seideln zugesandt, dass er es jemande zum Verlag recommendiren möchte, damit es zu seinem Gedächtniss möchte gedruckt werden. Es hat sich aber Niemand gefunden, der es umbsonst thun wollen. Dannenhero gedachter Herr Seidel solches ao. 1687 den 21. Octobr. seiner Bibliothec einverleibet, in deren Catalogo [Berlin 1718] es sub No: 9 Msctor. in 8vo recensiret ist: In itzt angeführten Volumine sind nur 200 biblische Rätzelfragen vorhanden und 20 weltliche Rätzel, nebst einer Zugabe von 5 auch weltlichen Rätzeln. Die Inventiones sind gut, die Verse aber nach art der damaligen Zeiten beschaffen. — J. Phil. Jacobi kurtze Nachricht von gelehrten Männern. —

Winzerling giebt in einem Gesuch an den Rat vom 5. Februar 1663 folgende höchst interessante Schilderung seiner traurigen Lage:

„Ich habe geduldt getragen und immer gehoffet, es werde einmal besser werden; es wird aber immer elender und kümmerlicher . . . Ich will aber anfänglich solenniter protestiret haben, das Ich E. E. W. W. Raht hiermitt nichts verweisen oder etwa schimpfflich fürgeworffen haben will, sondern das Ich nur meinen Elenden und kümmerlichen

[1]) Dieselbe muss eine Zeit lang die Mädchenschule gehalten haben, wozu ihr der Rat ein Haus überwies, dessen Besitzer während des 30jähr. Krieges verschwunden war. Sternbeck a. a. O. 190. — [2]) [„so anstatt unnützer Geschwätze bey ehrlicher Leute Zusammenkunfft zu gebrauchen“]. Auch G. G. Küster a. a. O. erwähnt dies Werk.

Zustand (welchen Sie bisher vielleicht selbst nicht so eigentlich für andern vielen Ambtsgeschäfften beobachtet haben mögen) Ihnen hiermitt zu gemühte habe führen wollen". — Er stehe allein da, habe 17 Thaler Einkommen, vom Rath 6 thl. 8 gr, vom Kasten 8 Schock [à 1 thl. 8 gr]. Davon solle Holz, Licht, Wäsche, Bettlager und Kleidung beschafft werden, doch reiche es nicht zu. Für Holz, „darumb sich meiner Collegen keiner jemals kümmern dürfen", habe er von Michaelis bis Ostern 8 Thl. gebraucht, Licht koste jährlich 6 Thl. — „Auff mein Bettlager habe Ich zwar Jährlich nicht viel können wenden, sondern in groben zerrissenen vnd geflickten Betten liegen müssen. Der Seelige Herr Inspector[1]), als Ich mich einstmals des Bettlagers halber beklagte, hat vor recht vnd billich erkannt, das mir die Herren Kasten Vorsteher jährlich 2 Thl. zu hülffe geben solten, weil Ich nicht geringer were alss mein herr Collega, der seyn frey bettlager hette". —

„Wovon soll man nun etwas an den Leib zuerhaltung der gesuntheit wenden, oder wenn man kranck wird, zu wiederbringung der gesuntheit, sonderlich wenn man mitt all lagerhafftig wird vnd dem Medico, Apotecker vnd Balbierer geben muss, welches diejenigen, so in Schulen lange gearbeitet, wenn der Schulstaub sich bey Ihnen beginnt zu regen, thun müssen.

„Die Recordationes sollen jährlich 10 Thl. bringen: davon gehet mir mehr als die helffte vff arme Studenten, arme Schüler, Exulanten, handwerckspursche vnd andre arme leute, welche mich keinmal übersehen, sondern noch woll eher besuchen als andre, derer offt manchen Tag woll 6, 7 oder 8 part kommen. Die andre helffte gehet vollent auf weis zeug, hemden, überschlege, Schu vnd strümpffe.

„Ferner ist noch übrig das Schul precium, davon offtermals kaum die helffte gar langsam vnd einzeln einkömbt, welches anders nichts ist als eine zubusse zu den tischen, die zum öffteren mangeln. Denn wie kümmerlich es etliche Jahre hero mitt den Tischen zugegangen, vnd wie offt Ich vnd mein Herr collega [Baumgart], der nunmehro in Bucko ist, ferias Esuriales haben celebriren[2]) müssen, das ist Ihnen ohne mein erinnern ziemlicher massen bekant. Ich habe für 2 Jahren nurten notirt, dass vns die tische so offt gemangelt, dass vns in einem Jahre 10 thl. speise gelt aussen blieben, welches wir traun haben zubüssen müssen, wenn wir nicht haben hunger leiden wollen. —

„Wovon bekömbt man nun ein ehrlich Kleid, das man mitt reputation für ehrliche leutte gehen darff, vnd respect vnd Autorität bey den Schülern in der Schule erhalten kann?

---

[1]) Petrus Lüdicke, s. Studenten zu 1614. — [2]) Mit Galgenhumor statt: Hungerleiden. —

„Dis, eben dis ist allewege mein grösster Kummer gewesen vnd bleibet noch der grösste, sintemahl Ich nicht mehr erdencken kann, wo das herkommen soll, weil zur Kleidung nicht wenig, sondern viel gehöret, sonderlich wenn auch ein Mantel zum Kleide soll geschaffet werden. Daher kömbts, dass Ich mich so lange mit Einem Mantel vnd Einem Kleide behelffen muss: den dünnen löcherichten Mantel, den Ich ietzo noch habe, den trage ich nun ins 13. Jahr: das Kleid, darinnen Ich noch täglich in die Schule gehe, ins 8. Jahr. Denn wenn ich dies Kleid 3 oder 4 Jahre getragen, habe Ich müssen lassen wenden vnd hernach noch ein Jahr oder drei tragen, biss es löchericht vnd dünne worden vnd im winter nicht mehr wider die Kelte schützen können, dahero es denn auch kömbt, das man in so dünnen vnd geringen Kleidern in der Kelte schaden an der gesuntheit nehmen vnd zuweilen mitt all lagerhafftig werden muss. Ich hette bey diesem kalten winter eine warme mütze, dass häupt für der kelte zu bewahren so noht, als einen rock oder Mantel, aber ich muss es wegen mangel des geldes auch lassen anstehen vnd mich mitt einer alten abgetragenen, so Ich 12 Jahre gehabt, behelffen.

Wenn Ich sehe, wie Collegen vnd Schulbediente in andern Stäten sich so stattlich vnd ehrlich kleiden können, Ich aber hier in 6, offt in 8 Jahren kaum ein schlecht vnd gering Bürger Kleid von meinen Einkommen zeügen kan, so muss ich von hertzen seüfftzen vnd heimlich weinen.

Nun muss Ich zwar viel der bösen zeit vnd der grossen bedrengnüss dieses ortes zuschreiben, weswegen Ich auch allewege gedult getragen vnd in diesem fall gerne mitt gelitten, alleine wenn Ich gleich woll entlich betrachte, wie lange Ich in dem vngesunden Schulstaube tanquam in pistrino[1]) — Functio scholastica dura est provincia. D. Chemnitius — am harten vnd schweren Joch der Schularbeit gezogen: wenn ich auch betrachte, wie Ich neben dem 15½ Jahre an des Diaconi[2]) Stelle vmb ein schlechtes vnd geringes habe helffen predigen vnd offtermals so offt vnd viel, alss wenn Ich eine eigene dorffpfarre gehabt hette, sonderlich bey dem alten Herrn Inspectori Seeligen, da Ich offt 4 Wochen,

---

[1]) Stampf- oder Tretmühle. — [2]) Das Diaconat war in Ermangelung der erforderlichen Mittel von 1641–56 unbesetzt, wie auch der Recess 1654/6 besagt. 1656 sollte die Schule wiederbesetzt werden; dazu meldete sich unter andern Bewerbern ein Johannes Seiffert, welchen der Chf. Brand. Consist. Rath und Superintendent zu Cüstrin (21. Jan. 1656) W. D. Festelig zum Diaconus und Rector empfahl: „indem er erstlich etliche Jahr alhier scholam nostram frequentiret, die fundamenta in pietate, linguis et artibus wolgeleget, den Chorum Musicum rühmlich regiret, hernach auf der Academia in Leipzig seine studia Philosophica et Theologica mit fleiss tractiret, vberdass alhier vnd in der Nachbarschafft etliche Mal erbawliche predigten löblich abgeleget, auch in seinem Leben und wandel sich iederzeit vnsträflich vnd friedfertig erzeiget". Nicht er, sondern Tobias Schüssler wurde gewählt. —

wenn er krank gewesen, continue nach einander nicht allein predigen, sondern auch die Betstunden halten vnd noch offt selbst dazu Singen müssen — der Schularbeit nichts benommen, wenn Ich schon in der Schul allein gewesen — das Ich auch von so vieler vnd harter bemühung als vielen reden, singen vnd predigen eine rupturam in peritoneo et[1]) — — bekommen vnd daher vngesund worden vnd bleiben muss — wie denn dahero auch meine schwache sprache vnd schwache stimme entlich kommen ist. —

Wenn ich auch betrachte, wie Ich bey solcher schweren arbeit alt vnd schwach worden bin, entlich noch geduppelte arbeit tragen vnd verrichten muss[2]) vnd von aller dieser arbeit vnd einkommen nichts für mich gebracht noch künfftig für mich bringen kan, davon Ich in meinem alter, wenn Ich nicht mehr fortkommen könte, einen Zehrpfennig haben möchte: Wenn Ich, sag Ich, solches alles betrachte vnd bedencke, so gerahte Ich auff sehr wunderliche gedancken vnd habe offten eine jämmerliche Klage heimlich bey mier zuführen, vnd habe ebendahero entlich auch in diese Klägeschrifft ausbrechen müssen vnd selbige meinen Herrn Patronen zu lesen übergeben dienstfleissig bittende, Sie wollen solche nicht allein erwegen, sondern mier auch in denen stücken, die mich am meisten afficiren vnd darinnen Ich am meisten noht leide, zu hülffe kommen".] —

43. 44. Von 1669 bis 1679 war das Rektorat mit dem Kantorat verbunden [s. Kant. 34 u. 35]. Ab anno 1679 vacabat rectoratus usque 1688.

45. Johannes Müllerus 1688, antea conrector, iam anno 1689 Diaconus in oppidum Neustadt vocatus.

46. Martinus Müllerus 1690.

47. Ephraim Friedlieb Jüterbock 1691, wurde 1698 als Prediger nach Friedersdorf [bei Selow] berufen[3]). [Während seiner Amtszeit war das Kantorat unbesetzt. Darüber beklagte sich die Bürgerschaft, wie Punkt 6 des Recesses vom $\frac{22.\ 6.}{12.\ 8.}$ 1698 andeutet.

„Wegen der Gemeinen Stadt anlagen, alss Caplan-Wächter-Tischgeldt der Schull Collegen und dergl., ist die Bürgerschafft nicht höher zu Collectiren, alss würcklich ausgezahlet werden muss, und dass quantum unter ihnen sämbtlich einzutheilen, Woferne aber einer oder ander in abgebung seines antheils seümig sein würde, kann Magistratui nicht verwehret werden, die Obrigkeitliche Handt zu biehten, und auf gehorsahmes

[1]) D. i. Bruch im Bauchfell, das zweite Übel ist unleserlich. — [2]) Er verwaltete das 1663 vacante Kantorat mit. — [3]) Auch dieser beklagt sich über den Mangel an Holz und Speisegeld. Er scheint ein Sohn oder Enkel des Müncheberger Inspectors gewesen zu sein. —

ersuchen die restanten per viam executionis beyzutreiben. Vnd weiln bey diesen Punckt die Bürgerschafft sich beschwehret, dass nur ein Schullherr anietzo vorhanden, so aber unmöglich die information der Jugendt alleine gehörig respiciren könte, und deshalb verlanget, dass noch ein Schull College, welchen auch dass Orgelspiel in der Kirchen anvertrauet werden möchte, angenommen würde, zu dessen gehalt sämbtlich contribuiren wolten; Alss wirdt ihnen solches billig verstattet, Wobey jedoch in Consideration gekommen, dass dem Burgemeister Lüdicken, welcher bissher die Orgel versehen, sein davon biss ietzo gehabten gehalt in ansehung seines hohen alters ad dies vitae zulassen". — Punkt 21: „Dass Holtz zur Schule muss der Pensionarius[1]) laut Contracts anführen, und wil Magistratus Ihn dazu anhalten".]

48. Samuel Fabricius 1699—1707, konnte organô pneumaticô ludere, wurde als Prediger nach Werneuchen vociret. — [Er muss seine Heimat in Werneuchen gehabt haben, denn von dort aus schickte er seine Bewerbung um das Rektorat:

Nobilissimi, Amplissimi atque Consultissimi Patroni, Fautores aestumatissimi. Etsi vestra mihi nondum satis sit cognita fides atque benevolentia, tamen has ad vos dare sustinui literas, quas ut in optimam accipiatis partem, est quod submisse rogito. Audivistis me nuper, Viri Nobilissimi, publice concionem habere, audivistis et me Organo pneumatico ludere, quod grata agnosco mente, utinam voluntati vestrae a me satisfactum! Feci quod potui et quidem eum in finem, ut me Vobis totum commendarem atque traderem. Exponam haec audacius. Vacabit apud Vos Sparta Scholae seu officium Rectoris, quod Vobis, Fautores optimi, non est obscurum.

Rogo Vos, quaesoque magnopere, ut ista provinciola, si Deo vobisque placuerit., in me conferatur. Certe quicquid hinc Dignitatis accedet, id omne in Vos redundabit. Videbor postea non tantum esse vobis oneri, sed etiam honori. Res haec est in Vestris manibus, Vos eam facili negotio in effectum dare potestis. Sic illa vitae meae statio erit studiosae juventuti, quod Deum sollicite posco, fructuosa et votis meis accommodata. Grati animi tesseram jam tum alacerrime promitto, memorisque mentis adeo[2]) symbolum hac ipsa epistola offero, depono. Quodsi tam benigna fata forent, ut ipsa officiosa retributione Vobis assurgere possem, o quam gauderem! quam laetus triumpharem! Interea pro vestra salute Coelum precibus defatigabo indefessis, ut Vos quam diutissime servet. Valete et si me vestro favore et benevolentia dignum judicatis, deinceps quoque amare, fovere, tueri pergite. Script. Micro-Bernaviae die Lau-

[1]) Der Pächter des ehemaligen Kämmereivorwerks Wolfsthal, südlich der Stadt am Marienberg gelegen. — [2]) Hier hat er einen Anker gemalt. —



rentii Ao. 1699. Nobilissimorum Nominum V. observantia indefessus servitiis promtissimus Cultor Samuel Fabricius S. S. Theol. Studiosus. —

Seine Berufungsurkunde, die älteste des Archivs, lautet:

„Demnach durch Schickung des Allerhöchsten unser bisher gewesener Rector H. Ephraim Friedrich Jüterbock zum Prediger nacher Friedersdorf vociret, wodurch dann hiesiges Rectorat vacant worden, Uns aber eignet und gebühret solche Stelle mit einer wohlqualificirten Person hinwiederüm zuersetzen; Als haben wir nach fleissiger deliberation und einhelligen Bewilligung unsers Inspectoris Herrn Christiani Pape, den Herrn Samuel Fabricium S. S. Theol. Studiosum zu unsern Schul-Rectorem zuberuffen unter uns beschlossen. Vociren demnach ihn hiermit zu solchem Ampte in Nahmen Gottes, nicht zweifflende, dass er sich in Erwegung dieser ordentlichen Vocation williglich gebrauchen lassen und dahin sehen werde, dass die hiesige Jugend sowohl in pietate und moribus, als in literis müglichstes fleisses unterrichtet werde. Dafür soll Ihme auch seine gehörige besoldung und fürfallende accidentia, Innhalts beygelegter Specification vom Octob. an gegeben und ausgezahlet werden. Wann er in seinen nohtwendigen Geschäften verreisen will, hatt er solches sowohl dem regirenden Bürgerm.: als Inspectori anzudeuten. Wir sind ihm auch sonst zur müglichsten willfahrung und Beforderung geneigt und erbötig. Gegeben aufm Rahthause zu Straussberg den 12. Octobr. 1699“. — Nach der Specification:

„Ist des Herrn Rectoris zu Str. Einkommen jährlich wie folget: 15 fl. märkisch aus der Kirche. 5 fl aus der Rahthäussl: Cämmerey. 8 Thl 12 gr an drey auf luciae, quasi und Crucis [13. Dec., Sonntag nach Ostern und 14. Septb.] fallende Frey Ziesen. 12 thl aus der Kirchen Kasten wegen der Orgel, so ihme ad interim zu spielen, beygeleget worden. 6 gr empfänget er von einer Hochzeit wegen des spielens, hergegen bekommt der Cantor die andern 6 gr, so des Singens halber gegeben werden, daferne aber obige 6 gr von der Orgel künftig fallen, müssen beyde Schul Collegen sich die andern 6 gr theilen. Von den 4 Recordationibus bekommt er auch sein halbes Antheil. Die bestehende Martini Recordation wird dem Cantori wegen seiner mühe itzo allein gelassen. Von einer Schulleiche wie gebräuchlich. 2 gr Schulgeld von jedweden Knaben jedes Vierteljahres. 1 gr Marcktgeld in beyden grossen Märckten, auf die wochenmärckte aber nur 6 ₰. Solches haben sie sich auch zu theilen. — Nebst dem hatt er frey logeament und Betten auf der Schule, imgleichen einen freyen Tisch bey der gantzen Bürgerschaft“.[1])

---

[1]) Bemerkenswert hieran ist die Verdoppelung des Schulgeldes gegenüber der Bestimmung von 1600, die Ziesefreiheit und das Freibett; es scheint also Winzerlings bewegliche Klage etwas gefruchtet zu haben. —



49. Matthaeus Sommer 1707—9, der in Vngarn zu hause gehört und sich als einen wegen der Religion Vertriebenen nennt. Er war ein sehr unruhiger Mann, der mit dem Magistrat und Inspector sehr viele Zänkereien hatte, und weil er vermutete, dass die vom Inspector Pape gegen ihn angegebene Denunciation nicht gut ausfallen möchte, legte er 1709 seinen Dienst nieder und ging nach Berlin. — Über seine Person und sein Auftreten haben sich interessante Aktenstücke erhalten. Unterm 2. Decbr. 1706 bewarb er sich von Berlin aus um das Rektorat, darin heisst es: „— Was massen ich leider! nebst meinen Eltern, fast von Jugend auf, grausame Verfolgungen der Religion wegen in Ungarn aussstehen, auch hernachmahls nach absolvirten studium zu Berlin und Franckfurth an der Oder, bey meinem Rectorat und Organistendienst in der Kayser- und Königl. ältisten Ungarischen Berg-Stadt Dälln, dergleichen abermahl mit Weib und Kind habe erfahren, und von dar nach Schlesien, von dannen aber, weil denen Exulibus alle beförderung durch scharffe Kayserl: Verordnung[1]) versaget ist, hierher nach Berlin mich begeben müssen. Und bin ich nunmehro durch so viele Pressuren in solchen Zustand gesetzet, dass ich nechst Gott, Christlichgesinneter Hertzen erbarmenden Hülffe höchst vonnöthen habe . . .“

Zu seiner Empfehlung lag ein Brief des Steuerrathes Calow bei, der ihn einen Mann von gottesfürchtigem Leben und Wandel nennt. „Seine Gelehrsamkeit ist alhier überall und insonderheit bey denen

---

[1]) Im Archiv befindet sich folgendes gedruckte „Rescript An das Kayser- und Königliche Ober-Ampt in Schlesien, Das Religions Exercitium betreffend, Nebst beygefügten Vergleichs-Puncten, Zwischen Ihr. Kayserl. und Königlichen Schwedischen Maj. Maj. präsentirt den 11 Sept. 1707, Berlin, Druckts Johann Lorentz. 8vo“. Erst durch dies Rescript wurde den Protestanten Schlesiens Schutz und Recht gewährt, es heisst im § 1: „Diejenigen Kirchen und Schulen in den Fürstenthümern Lignitz Brieg, Münsterberg und Oelsen, wie auch zu Bresslau und in den übrigen Städten, Vorstädten und Dörffern, welche nach dem Westphälischen Frieden sind weggenommen, oder den Römisch-Catholischen eingeräumet, oder nur versperret worden, sollen in den Stand, worinnen sie zur Zeit des gedachten Frieden-Schlusses gewesen, wieder gesetzet, und denen Augspurgischen Confessions-Verwandten mit allen ihren Rechten, Freyheiten, Einkünfften, liegenden Gründen, und allen dazu gehörigen Gütern, innerhalb eines halben Jahres zum höchsten oder auch eher wieder eingeräumet werden“. § 2: „Denen Christlichen Gemeinden, welche aufgebauete Kirchen haben bey den Mauren der Städte Schwidnitz Jauer und Glogau, soll nicht allein freystehen, so viel Priester zu halten, wie viel zur Verrichtung des Gottesdienstes genug seynd, sondern auch zur Erziehung der Kinder neben den Kirchen Schulen zu haben, und aufs neue anzurichten“. § 3: „An denenjenigen Oertern aber, allwo die öffentliche Übung der Religion Augsp. Conf. Verwandten verboten ist, soll niemand verboten seyn, seinen Gottesdienst friedlich und in der Stille in seinem Hause — — zu verrichten, und seine Kinder auswertigen Schulen seiner Religion oder zu Hause privat — Praeceptoribus in die Information zu übergeben“. § 8: Durch ganz Schlesien sollen Kirchen und Schulen — — „hinführo nicht mehr weggenommen, sondern mit ihren Pastoren und Schul-Collegen erhalten und geschützet werden“. —

Ministeriis bekand, und hat gute Wissenschafft und fundamentale cognition in musicis, so dass ich persuadiret bin, dass durch dessen Berufung der Stadt und der anwachsenden Jugend bestes mercklich werde befördert werden . . .“ Nachdem er sich während der Weihnachtsfeiertage hatte auf der Orgel und Kanzel hören lassen, trat er im Mai 1707 sein Amt an. Die Schulverhältnisse fand er, wie es scheint, sehr im Argen liegend und in dem redlichen Bemühen, Wandel zu schaffen, bat er den Magistrat um seine Unterstützung, indem er ihm (Juni 1707) anzeigte, dass der Conrektor Schwanheuser seines Amtes durchaus unpünktlich walte und zu grösserer Pflichttreue angehalten werden müsse. Dadurch aber verfeindete er sich nicht bloss diesen, sondern auch dessen Verwandtschaft, worunter ein Ratsherr, und es kam zu höchst ärgerlichen Auftritten in der Schule und Kirche. Ebensowenig wusste er sich mit dem Inspector Pape zu stellen; derselbe wandte sich schliesslich direkt an den König um Schutz: Sommer sei unruhiges Gemütes, suche das Ministerium und den Magistrat untereinander in Uneinigkeit und Missverständnis zu setzen, denegire dem Inspector alle Folge und Respekt, molestire ihn in seinem Amte, sei nicht bemüht, specimina seiner Treue und seines Fleisses zu zeigen, zanke beim Gebrauch des heiligen Abendmahls, verbreite unchristliche Calumnien über ihn u. s. w., alle diese Ungehörigkeiten möchten demselben sub poena remotionis untersagt werden. Dem mit der Untersuchung des Streites beauftragten Konsistorialrat übersandte Sommer eine geharnischte Verteidigungsschrift zu, aus welcher besonders folgende Stelle hervorzuheben ist:

„Wann ichs nach des vorigen Rectoris offtmahlige Vormahnung, mit dem Inspectore gehalten, und, wie ers gethan, mit ihm Gastereyen besucht, vor Mittage Thee getruncken, von Mittag biss Abends gepotzelt, bey der Toback-Pfeiff und Bierkrug gesessen und die Schul zu 3 biss 4 Tagen an den Nagel gehängt hätte, da die Schüler indessen in der Schul Kegel, blinde Kuh, Ball, Pinckebinck gespielt, zum Fenster rauss und rein gestiegen: so wäre ich ein guter Rector gewesen, und hätte mir alles haarklein müssen bezahlet werden, wie dem vorigen Rectori; ja ich wäre pro rostris, aris et focis gerühmet und gelobet, und endlich bey den Superioribus bestens recommendiret und höher befördert worden, uti mihi promissum erat, ob ich schon das maledictum propheticum, das Seufftzen der Eltern und Kinder, und ein böss Gewissen auf den Halss geladen. Da wäre alles gut gewesen. Denn was Inspectores und Priester reden, ist alles war, der arme gemeine Mann, der nichts vom Gesetz weiss, ist verflucht Joh. 7 V. 49. Nun ich das meine redlich gethan (obgleich der Inspector biss über die Ohren in der Schuld steckt), so muss ich angeklagt, ver-

schwärtzt, verdammt, verfolgt, verstossen, belogen und betrogen seyn. Quare? αὐτὸς ἔφα. Und ist nicht zu verwundern, dass keine Christliche Seele erkennen will den Finger Gottes hierinn: wie nemlich Gott länger nicht hat zusehen und solch malum nicht verborgen bleiben lassen wollen. — Nun ich will lieber mit gutem Gewissen mein Brodt für den Thüren betteln als mit bösem Gewissen in einem hohen Amt sitzen . . .“ Er bitte daher um eine anderweitige Stelle und gelobe auch fererhin Treue und Geduld an.

Wie die Verhältnisse sich weiter zuspitzten, schildert eine vom Magistrat entworfene „Instructio wegen der mit Herrn Matth. Sommern am 11. September 1709 angesetzten Verhör“, in deren erstem Teil ihm Schuld gegeben wird, das Orgelwerk gänzlich verdorben zu haben; dann heisst es weiter: „Was seinen Lebenslauff betrifft, so hat er sich im Anfange seines Rectorats in seinem Leben recht sitsam und wohl aufgeführet, auch bey seiner Information sich treu und fleissig erwiesen, so dass das Ministerium, der Magistrat und die gantze Bürgerschafft mit ihm wohl zufrieden gewesen. Nachdem aber der Cantor, so vom Podagra incommodiret ist, nicht allemahl in der Kirchen sein Ambt mit Singen verrichten können, und dannenhero vom Rectore verlanget worden, das Singen in der Kirche zugleich zu bestellen, hatt er solches zwar anfangs etlich mahl über sich genommen, nachgehends aber sich dessen gewegert, Er wäre des Cantoris Junge nicht, dannenhero in der Kirchen viele Unordnungen entstanden, und der Prediger selbst singen müssen. Dieser sein Eigensinn hatt sich täglich bey ihm vermehret, und als bey dem Schul Examine der Rector allerhand anzügliche Redensarten wieder den vorigen Rectorem und gegenwärtigen Cantorem ausgestossen, sind diese beyde Collegen in Beyseyn des Ministerii, Magistrats und vieler von der Bürgerschafft in solchen Zanck gerathen, welcher zwischen ihnen kaum hatt können gesteuert werden.

„Diese Verbitterung hatt auch täglich zugenommen, dass auch der Rector, da er mit dem Cantore zugleich zum heyligen Abendmahl gangen, in der Kirche beym Altar zu zancken sich nicht entblödet, wodurch dann bey denen andern Communicanten nicht ein geringes Ergerniss verursacht worden.

„Gegen den Herrn Inspectorem hat er sich auch sehr importun erzeiget, dass auch dieser genöthiget worden, über solche des Rectoris importunitaet beym Hochpreisslichen Consistorio zu klagen, da dann der Rector durch einige Verordnungen vom Hochpr. Consistorio auch cum Comminatione Remotionis zur Besserung angehalten worden, welche er aber gar schlecht respectiret, keine besserung bezeiget, sondern immer eigensinniger und ärger worden, Gestalt er dann, da der Magistrat in Curia zwischen den Inspectorem und Rectorem Einigkeit zu stifften sich bemüht, der Rector keine Vorstellungen annehmen wollen, sondern auf

den gegenwärtigen Inspectorem zu schmähen angefangen, und in seinem Eigensinn davon gelauffen. Und obgleich solche Verdriesslichkeit abermahl beym Hochpr. Consistorio geklaget, die Parten gegen einander mit ihrer Nothdurft gehöret, die Streitigkeiten durch einen Abschied verglichen und aufgehoben worden, so hatt doch der Rector diesen Abschied nicht im geringsten respectiret, noch demselben sich gemäss bezeiget, ungeachtet er auch nachgehends durch schärffere Rescripta hierzu angehalten worden.

„Und als der Herr Inspector in ao. 1708 wegen des Rectoris wieder ihn verübten Insolentien eine Commission beym Hochpr. Consistorio ausgebeten, und der Herr Dr. Schnaderbach und Herr Steuerrath Calow committiret worden, diese gantze Sache gründlich zu untersuchen, hochgemelte Herrn Commissarii auch alhier in Curia den Inspectorem und Rectorem vor sich citiret, hatt der Rector diese beyde Commissarien verworffen, mit den Worten, sie wären parteiische Leüte, Er wolte sich unparteysche Commissarien ausbitten, und ist also der Rector, ohn ferner wortwechseln, importun aus der Stuben und davon gegangen, dass also diese Commission, so dem Herrn Inspectori nicht geringe Unkosten verursachet, fruchtloss abgelauffen, und der Rector nach wie vor in seinem unordentlichen Wesen fortgefahren und dem Inspectori lauter Verdruss verursachet.

„Mit dem Cantore hatt er jeder Zeit in Streit gelebet, ihn auch in ao. 1709 bald nach dem neuen Jahr wegen des Neüjahr herümsingens in der Schülen vor der Schul Jugend nach angefangenen Zanck überlauffen, zu Boden geworffen, jämmerlich zuschlagen, auch fast alle Haare aussen Kopfe gerauffet, bey welcher Action ihm dann seine Ehefrau treülich secundiret, so dass der Cantor auch am Haubte loediret worden und in etlichen Tägen nicht vom Bette kommen können. Bey geschehener Untersuchung aufm Rathhause hatt der Rector, da vom Cantore begehret worden, ihn zu arretiren, Cautionem juratoriam praestiret, bevor diese Sache abgethan, nicht zu entweichen, solches jurament aber auch nicht gehalten, sondern davongegangen. — Nachdem nun endlich dem Herrn Hoff Fiscal Voswinckeln vom Hochpr. Consistorio aufgetragen worden, wieder diesen unruhigen Rectorem eine Inquisition anzustellen, dieser auch einen gewissen Tag pro Termino angesetzet, und hierzu den Rectorem citiret, hat dieser die Inquisition nicht abwarten wollen, sondern bevor der Hoff Fiscal anhero kommen, sein Rectorat resigniret, und sich davon gemachet, womit also die Stadt diesen eigensinnigen Kopf loss worden.

„Schliesslich haben wir noch dieses erinnern wollen, dass der Rector bey seinem Abzug allerhand Pasquille an Thüren angeschrieben und damit ehrliche Leute schimpflich angegriffen, woraus sein bosshafftes Gemüth er noch letztens zuerkennen gegeben.

NB. Der verlauffene Rector Sommer hatt eben auff den Sonntag Misericord. Domini, da das Evangelium vom guten Hirten und Miethling erkläret wird, hiesige Schul Jugend verlassen, und ist als ein Mietling davon geflogen".

Von Berlin aus hat er noch mehrere Briefe um sein rückständiges Salarium geschrieben, schliesslich den Magistrat deswegen verklagt und Execution bewirkt; später scheint er seinen Unterhalt durch Musikunterricht erworben zu haben, denn er unterzeichnet stets: Stud. et Musicus. —]

50. Johannes Ernestus Ribbach 1709—12; er erhielt nach seines Vaters Tode das hiesige Diaconat, worauf er schon 1710 adjungiret war, [und starb nicht 1722, sondern ist dem Inspectori im Zossenschen zur Seite gesetzet und daselbst Archidiaconus worden.][1])

51. Fridericus Fabricius 1712—22 [Sohn des früheren Rektors Samuel F. s. No: 48], darauf zum hiesigen Diaconat befördert, später Pfarrer und Inspector 1736—53.[2]) —

[Als er noch in Halle studierte, wurde ihm das Rektorat übertragen; dafür bedankte er sich in folgendem Briefe (vom 28. August 1711) an den Consul perpetuus et Judex Johann Richter:

„Vir Nobilissime, Amplissime atque Consultatissime, Domine Patrone, omnibus nominibus colende. — Octavus volvitur annus, ex quo Schola derelicta vestra alia discendi causa salutavi loca, vocor praeter omnem spem in Scholam vestram ad subeundum Rectoris officium, quod ex literis Vocatoriis mihi transmissis perspexi. Cui id adscribam? Summo Deo, cujus Providentia id factum esse mihi persuadeo, nec minus Tibi ceterisque in Civitate vestra Fautoribus. Tibi, Vir Nobilissime, tantum debere existimo, quantum persolvere difficile est, collocasti in me permulta, immo innumerabilia cum Tuis beneficia, utinam Vobis inserviendi mihi detur occasio! cum tamen hanc jam non habeam, Deum precibus defatigabo indefessis, ut Vester sit et maneat Protector, Quae a me desiderantur, pro viribus exequi conabor, totusque in id incumbam, ut Rectoris in me collati Officii Vos nunquam poeniteat. Hoc abs Te, Nob. Domine Patrone, peto, ut pristinam Tuam erga me Voluntatem conserves porroque commendatum habeas Nob. Amplissimique Tui Nominis observantissimum Cultorem . . ."

52. Christianus Eustachius 1723—46 [ein Verwandter des consul dirigens Peter Siegfried Pape]. 1736 wählte ihn der Magistrat zum Diaconus; weil er aber trotz seiner Studien in Halle nicht die erforderlichen Zeugnisse hatte, resignirte er[1]). Er muss 1746 gestorben sein [cf. Rekt. 53 Zusatz].

---

[1]) Sternbeck S. 94 u. Beckmanns Nachlass. — [2]) Sternbeck S. 56. — [3]) Sternbeck S. 55. Einen Christ. Eustachius erwähnt Beckmanns Nachlass 1711 als Prediger von Reichenberg. —



B. Cantoren 1650—1741.

28. Caspar Schönjahn, Magdeburgensis Saxo. Er kam 1650 allererst von der Universität und hielt um dieser Bedienung selbst auf ein Jahr lang an, worin ihme denn auch E. E. Rath gratificirte; nach verflossenem Jahr nahm er mens. Mart. 1651 seinen Abschied und wurde darauf zum Cantore an der Schule zu Müncheberg bestellt. — [Das ist nicht ganz genau, denn er ging zunächst nach der Universität Wittenberg zurück, um seine Studien zu vollenden, worüber er in einem interessanten Briefe an den Stadtschreiber Kalle, dessen Freundschaft er gewonnen, ausführlich berichtet:

„Jesum! Votum. Meinen freundlichen gruss, gantze willige Dienste, anwünschung aller Glückseligkeit zuvor. Ehrenvester, Vorachtbahrer vnd Wohlweiser, Insonders grossgönstiger, geneigter Herr vnd sehr Werther freund Herr Christian Calle, Demselben auss wollmeinender guter affection bey gegenwertiger Gelegenheit meinen anitzo kläglichen vnd vorächtlichen poenal stand zu significiren kan ich keines weges vorbey. Vnd berichte also dem Hern, Wie dass ich also balt von Straussbergk ab, ohne eintzige seumung mich nacher Wittenbergk begeben, woselbst ich nun mein poenal Jahr (durch Gotteshülfe) auf 15 Wochen noch gut gevexiret aussgestanden. es kostet Mir dasselbige einen zimlichen pfennig, sintemahl ich keine Woche geringer 20 gr. zukommen kan, da ich doch nur in die communitet gehe vnd sehr schlecht gespeist werde, Meine habitation betreffent, so habe ich auffem Collegio majori nebst noch einen studioso eine stube vnd kammer gemietet, wo vor ich jährliche 4 thl solviren muss. Über dass so floriren alhie die studia Theologica auss der massen wohl, möchte wünschen, Ich könte 3 oder 4 jahr alhie verbleiben vnd meinen studiis invigiliren, wird aber solches nicht lenger alss diess eine jahr geschehen können, racio die weil mirs an sumptibus mangelt, den ich ja keinen heller oder pfennig ex patria haben kan, die weil meine Eltern schon vor 14 Jahren gestorben vnd nichts hinter sich gelassen, den etliche morgen landes, welche doch heutiges tages sehr wenig gelten. bin derowegen beschlossen, widerumb einen Cantor dinst auff 3 oder 4 jahr, so lang biss ich ad altiora gelangen kan, anzunehmen, entweder, in meinen patria aut quocunque gentium sit, möchte also gerne wissen, wie es vmb[1] .... Schule bestellet, ob sie einen Cantorem haben oder nicht. Vnd ob der Herr Rector mein gewesener Collega[2]) noch .... oder ob er etwa einen Pfardinst bekommen, gelangt derowegen mein freundlichs vnd höchstes bitten an den hochgeehrten Herrn, Er wolle mir doch die favor erweisen vnd bey erster gelegenheit solches zu wissen thun. Hiemit wird dem Herrn auch bey gefüget, wie dass ich an den Herrn Richter[3]) Ewers orts schon 2 mahl schreiben abgehen lassen ein

[1]) Die Stelle ist abgerissen. — [2]) Winzerling. — [3]) Martin Schwanheuser. —

mahl Latteinisch vnd zum andern mahl teutsch, habe aber auff keins antwort bekommen, kan also nicht wissen, wie ich das verstehen sol, ob etwa die schreiben nicht überlieffert oder wie es sein mag. Hie mit thue Ich den Herrn vnd seine liebe hauss zierde in den Schutz des Allmächtigen befehlen, zugleich bittent, den Herrn Inspectorem,[1]) Herrn Richter, Herrn Peter Wegener vnd letzlich gewesene Speise Herrn meinent halber zum Allerfreundlichsten zu grüssen. Vnd dass ich mich nochmahlen am allerherzlichsten bedanke vor alle erzeigte Wohlthaten. Etiam atque etiam valeant. datum Witebergae 8. decembr. Ao. 1651. Tuus ut nosti Caspar Schönjahn S. S. Theologiae studiosus.

NB. Ich erwarte in sehr kurtzen von dem Herrn antwort." [Weiteres s. No. 30.]

29. Hieronymus Otto, 1651, patre Tobia Apothecario Strausbergensi [FM 1643], 1652 cantor Bernoviensis, deinde 1654 pastor in Zepernick, ubi adhuc posteri eius eodem munere funguntur; obiit 1708.

30. Caspar Schönjahn, 1653 revocatus ex Müncheberg, cui primo titulus Conrectoris concessus est. Weiln er sich in Müncheberg schlecht verbessert sahe und ihm nach Resignation Herrn Hieronymi Ottonis, seines successoris, hiesiges Cantorat von neuem aufgetragen wurde, so nahm er solches nicht nur als ein Con-Rectorat init. 1653 an, sondern verwaltete es auch 3 (?) Jahr lang, währender Zeit er sich denn auf Begehren der Bürgerschafft im Predigen alle 14 Tage, weiln solches dem alten Inspectori Herrn Petro Lüdecken zu schwer fiel, hören liess.[2]) Nachhero 1655 wurde er zum Prediger nach Jahnsfelde und Trebnitz beruffen, von wannen er zur weiteren Bedienung an die Kirche zu Selchow im Teltauischen Creysse gelangete, fuit adhuc ibi anno 1704. Vid. Christ. Kolhardi Schul Pred. pg 46 und Ara Eucharist.

31. Martin Klingenberg, S. S. Theol. Stud. Bucoviensis 1655 [FM 1649 : Munchbergensis] deinde 1657 ad Ecclesiam St. Mariae Berolinensem vocatus.

32. Christianus Pudor, 1657—59 [FM 1649 Gubena-Lusatus]; hinc cantor in Fürstenwalde, 1663 huc revocatus diaconus, anno 1675 mortuus. Notitiam satis magnam ad hujus viri vitam describendam habemus, quam ex parte Filio adhuc viventi, Dr. Theodoro Pudori, Pastori Buchholtziensium fidelissimo debemus [3]). Ex scriptis ejus sequentia typis excussa vidi: Poetischer Erquickstunden 1. Theil oder 202 kurtze geistliche Andachten, Berlin 1669, 8vo. Jesuslieder oder das erste Zehend geistlicher Lieder, Cölln an der Spree 1670. 8vo. Der teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit ibid. eod. ao.

---

[1]) Petrus Lüdicke. — [2]) Dafür erhielt er 12 Scheffel Roggen aus der Ratsmühle; nach Perlitz. — [3]) Derselbe wird auch in Beckmanns Nachlass als solcher im J. 1718 erwähnt. —



33. Georgius Baumgart, Coloniensis Marchicus 1659 [FM 1650] hat ao. 1656 im Cöllnischen Gymnasio frenquentiret. Specialia vero de eo tam in Curia quam apud Rever. Virum Dr. Christ. Schusterum Pastorem olim Closterfeldensium dignissimum nunc emeritum non sine gaudio deprehendimus. Nahm ao. 1662 das Cantorat zu Bucko an, wurde aber von dort ao. 1668 nach Landsberg an der Warthe zum Cantor beruffen und ist ao. 1683 daselbst noch gestanden. — 1663 vacirte das Contorat, worauf

34. Martin Friedersdorf 1664 berufen wurde [FM 1649 Strausbergensis]. Er hat nach David Winzerlings Absterben [1675] propter adversas post bellum XXX annorum fortunas die Vices Rectoris bey seinem Cantorat mit verwaltet. Der Rath vocirte ihn [„in erwegung, dass der Herr nuhnmehr in die zehen Jahre vnserer Schulen mit seinem guten Ruhme vnd der Studirenden Jugendt sonderbahren nutzen vorgestanden, sich auch, wie einem Gottesfürchtigen Cand. Theologiae gebühret, in Leben vnd Wandel allemahl bezeiget] 1675 zum Diaconus, 1688 zum Pfarrer und Inspector. —

Bei seinem Amtsantritt unterschrieb er folgenden Revers:

„Demnach E. E. Rahtt vnd Inspector der Stadt Straussberg mich Endesbenandten, alss einen Patricium vor andern zu der vacirenden Cantoratstelle ordentlicherweise vocirt vnd beruffen, Alss verpflichte ich mich hiermit, vnd in Krafft dieses, dass in solchem Ampte ich mich so wol in Kirchen vnd Schulen, wie es einem treüfleissigen Cantorn gebührt, wil bezeigen, so viel dass Kirchenamptt betrifft, so wol wenn Predigten vnd Bettstunden gehalten werden, mich meines Amptts zu verrichten nicht weigern, Denen Herrn Patronen gebührenden Respect zugeben, vnd wass von denenselben vnd Herrn Diacono in der Schulen der Jugend zum besten erkandt, vnd mir zu verrichten vorgetragen wird, mich keinesweges zu wiedersetzen, sondern vielmehr gebührliche folge zu leisten, wie auch mich eines friedfertigen, stillen, Gott wollgefälligen lebenss zubefleissigen, vnd dagegen aller streittigkeiten vnd wiederwillen anzurichten mich zu enthalten [1]), wie auch nichts dess minder mit meinem

[1]) Am 16. September desselben 1664. Jahres erschien das berühmte kurfürstliche Edikt über die Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutherischen; jene wurden mit den Zunamen Calvinisten, Zwinglianer, Majestät-Feinde, Sacramentirer, Sacramentschänder, Manicheer u. a., letztere mit den Bezeichnungen Ubiquitisten, Flacianer, Marcioniten, Pelagianer, Eutichianer u. a. von den Gegnern verunglimpft. Beide Teile wurden nunmehr zur Tolerantia Ecclesiastica ermahnt und den „beyderseitigen Superintendenten, Inspectorn, Pröpsten, Pfarrern vnd Predigern, auch Rectoren vnd Collegen bey den Schulen bey vermeydung der Remotion von ihrem Ampte, auch dem befinden nach anderer animadversion und Bestraffung gnädigst und ernstlich anbefohlen, dass ein Theil den andern mit solchen vnd andern Zunamen durchaus nicht verunglimpfen, noch auch obberührte oder dergl. streitige consequentien als ihre eigentliche Lehren ihnen aufbürden noch beymessen, am allerwenigsten aber auff die Cantzel bringen solle . . . .“ — Ratsarchiv.

Herrn Collegen, dem Herrn Rectorn, vnd Tischgesellen mich friedlich zubegehen, vnd demselben allen gebührlichen Respect zugeben, vnd in Summa mich also zuverhalten, dass nebest Gottes Hülffe keiner über mich Klage führen soll.

„Dafern aber diesem allen von mir entgegen gelebet werden solte, so doch durch göttlicher Hülffe nicht geschehen soll, seint meine Herrn Patronen laut Visitation ordnung 1600. mitt Rechte befuget, mich zu enturlauben, vnd dem Verbrechen nach zu gebührender Straff zuziehn, darwieder weder ich noch andre seyn sollen vnd wollen,

„Zum vesten Halten habe ich diesen Revers vnter meiner eigenen Hand E. E. Rahtt wolbedacht aussstellen wollen, Geschen in Straussberg den lieben Neüen Jahrss Tag des angehenden 1664. Jahrss".

Derartige Reverse sind fortan regelmässig bei jeder Neubesetzung einer Lehrerstelle vollzogen worden; bemerkenswert darin ist, dass ausdrücklich der Rector als Vorgesetzter des Kantors bezeichnet wird, während bisher von einem Subordinationsverhältnis zwischen beiden nirgends eine Andeutung zu finden war.

Auch Friedersdorf hat, dem Beispiele Winzerlings folgend, einen Bericht an den Magistrat abgefasst, der sich aber ausser über seine persönliche Lage auch über die allgemeinen Verhältnisse der Schule verbreitet:

„Wohlehrenveste, Grossachtbare, Wolweise und Wolgelahrte, insonderss Hochgeehrte Herren, Hochgeneigte Patronen und mächtige Befoderer. — Denenselben ist ihrer von Gott verliehenen weissheit nach gnugsam bewust, wie nothwendig und nützlich die Schulen seyn, denn tolluntur Scholae, tollitur omne honestum de genere humano, sagt iener gelahrte Mann. Dannenhero sie auch iederzeit darauff bedacht gewesen, hiesige ihre Stadtschule mit tüchtigen und treufleissigen Praeceptoribus zu versehen, damit die liebe Jugend so wol in Gottesfurcht, alss im lesen, schreiben, singen und andern Künsten möchte unterwiesen werden, haben auch für deroselben nothdürftigen unterhalt fleissig gesorget, Zweifeln auch nicht, sie werden sich noch ferner deroselben annehmen und mit nothwendiger Sustentation versehen, damit nicht beydes die Praeceptores von ihrem fleissigen informiren beydes auch die Jugend vom studieren abzuweichen, vrsach gewinnen möge, sintemal dieselbe sich oft hören lesset: Es ist besser ein Handwerk lernen, oder sich des Ackerbaws befleissigen alss studieren, denn die Handwercksgesellen und Ackerknechte bekommen ia nicht nur täglich ihr essen und trincken, sondern auch so viel lohn, davon sie sich zur nothdurft kleiden können, welches doch oft unsern Praeceptoribus mangelt, Diesem und dergl. abzuhelffen habe ich das feste vertrauen, meine Hochgeneigte Herren Patronen werden sowol solche anstalt machen, damit wir unsern nothdürftigen

unterhalt haben mögen, sonderlich so grossgönstig geruhen, und mich von meiner restirenden besoldung, die sich noch fast über 20 Thaler beläuft, mit etwas bedencken, denn ich mich nicht allein, wie einen Schulbedienten anstehet, in kleidung halten, sondern auch armen leuten, so almosen suchen, und mich fast täglich begästigen, etwas mittheilen muss, auch den Adjuvanten im Musiciren bissweilen eine Ehre zuerweisen mir billich zukompt.

„Von den Accidentien kan ich solches nicht nehmen, massen dieselben sehr gering, Ja welche an andern örtern der Cantorum beste Accidentien, nemlich der Brautmessen und Leichbegengnissen, zu seyn pflegen, die sind hie die geringsten, Denn von den Brautmessen zu singen habe ich noch niemals keinen pfennig bekommen, werde auch nicht eins darumb begrüsset, die vrsach ist zweifelss ohn, weil selbige wissen, dass ein arbeiter seines lohns werht, sie würden mir vor der mühe etwas müssen lassen anbieten, Solte sich derowegen ergeben, dass ich ohngefehr in der brautmesse nicht zugegen, hoffe ich, meine Hochgeehrte Herren werden mich entschuldigt halten,

„Wass die leichbegängnissen betrift, wil gar eine unordnung einreissen, denn da wird kein unterscheid mehr gehalten, es mag viel oder wenig gesungen, es mag eine Leichpredigt oder keine gehalten, es mögen zweene oder ein Lied vor der thür gesungen werden, ich bekomme einmal so viel, alss das andre, bissweilen wol gar nichts, da doch die Vernunft gibt, dass auff grössere müh und arbeit, grösser und mehr lohn zuerfolgen pfleget, Bitte derowegen unter dienstlich, meine Hochgeneigten Herren Patronen wollen doch hierin eine richtige ordnung machen, sonsten ist die leichen hin zu singen sehr verdriesslich und beschwerlich,

„Weil auch in zimlicher zeit kein Examen ist gehalten worden, und doch dieselbe die Jugend zum fleissigeren lernen aufzumuntern und andere ursachen halben sehr nützlich und nothwendig, Alss ist mein unterdienstlichess bitten, meine H. H. Patronen wollen so viel von ihren Ampts- und Hauss-geschäften abrechnen und ihrem belieben nach ein Examen anordnen, damit so wol die Eltern ihre Kinder desto fleissiger zur schulen gehalten, alss die liebe Jugend zu studiren möge angereitzet werden.

„Unterdessen aber überschicke ich Sie ein verzeichniss meiner Lectionen, so mir anfangss mit den Knaben zutreiben, theilss anbefohlen, theilss der Jugend zum besten von mir selbst zugethan worden, Denn meine Antecessores haben täglich in der schulen drey stunden aufgewartet, ist derohalben von mir auch nicht mehr begehret worden, Damit aber die Jugend nicht möchte verabsäumt werden, habe ich noch eine auff mich genommen, und warte also täglich nebst meiner Kirchenarbeit Vier stunden in der Schulen auff, wie meine H. H. aus dem in-

liegenden Verzeichniss, welches ohn beschwerd durchzulesen ich dienstlich bitte, ersehen werden,

„Dass aber unter unsern Schülern ihrer viel nicht sonderlich proficiren, ist die schuld nicht den Praeceptoribus, sondern theilss ihrer selbst eignen faulheit, theilss ihren nachlessigen Schulgehen, theilss ihrem stumpfen ingenio zuzuschreiben, Denn etliche sind vor andern von dem vielgütigen Gott mit einem weit schärffern ingenio aus gnaden begabet, Etliche sind so faul, dass sie auch nicht eine einzige lection mit güte lernen, noch sich zu hause üben wollen, Viel kommen zwar einen tag in die Schul, aber bleiben dagegen wohl drey wieder zu hause, Andre kommen wol gar nur des Winters ein Viertel Jahr herein, die übrige Zeit über verrichten sie der Eltern Haussgeschefte, Wass dieselben proficiren mögen, werden meine H. H. ihrer weissheit nach selbst urtheilen, und derowegen denen Praeceptoribus die Schuld nicht beymessen . . .“

Einige Jahre später, als er das Rektorat mit verwaltete, klagt er, dass ihm 16 Tischherren abgegangen seien,[1]) viele der anderen „lassen es bissweilen etlichmahl vorbey gehen,“ ehe er etwas bekomme; die Accidentien würden auch von Tag zu Tag geringer, und dabei sei seine Schularbeit vermehrt; „wass sonst ihrer zweene verrichtet, muss ich itzo allein bestellen und mich den gantzen tag hindurch mit der unbendigen Jugend schlagen und plagen . .“ Als ihm die Schularbeit endlich allein zu schwer fiel, betrieb er beim Rat, dass das Kantorat wieder besetzt würde. Es meldeten sich zwei patricii, und der Rat beschloss dazu, „bürger Kinder gerne vor frembde zu befordern, dofern sie nurten vors Erste Dozue tüchtig vnd geschickt. Dan hierin laut Churf. Consistorialabscheides (von 1600) dieselben nicht nach affecten, sondern nach dero Eruditione, damit die Schul wohl versorget werden möge, gesehen werden solle. Dozun dan anfangs wie Sie Ihr Studium Academicum absolviret, vfzuezeigen von nothen. 2. Die Probe Ihrer Music offentlich darzuthun vnd ein petitorium ex tempore worauss Ihre Erudition zu ersehen, vfzuesezen schuldig, 3. Einen Revers aufzustellen Sich nicht verweigern. NB. Weil auch bey hiesigen Schulen ledige Persohnen erfordert vnd Keiner hierauff eine Ehefrau erhalten kan, als soll auch Keinen lenger der Tisch alss so lange er vnverheiratet bleibet, zuegesagt vnd versprochen werden Welches auch in der vocation hineingerücket werden soll,“ das ist aber niemals geschehen. —

Friedersdorfs Grabdenkmal, ein gewölbter Schild, ist in der Nähe des Altars der Marienkirche eingemauert und enthält folgende In-

[1]) Aus einem gleichzeitigen Ratsprotocoll: „Wegen allerhandt grossen Contributionsbeschwerden hat man bishero nicht absehen mögen, wo besoldung und Tische hergenommen werden sollen, zumahlen der Knaben auch nicht zu viel vorhanden . .“



schrift: „D. O. M. S. Allhier Gleich über in der Erden vorm Altar lieget Begraben Tit: Herr Martin Friedersdorff, gewesener Pastor und Inspector zu Straussberg in Patria fast in die 13 Jahr, auch vorher Diaconus 10 und Cantor 13 Jahr. Hat inzwischen zur Ehe gehabt von Anno Christi 1666 den 2. oct. in die 3 Jahr Mariam Tit. Herrn M. Tobiae Schüsslers, Hiesigen Inspectoris Tochter und mit ihr 2 Kinder, Dorotheam und Tobiam, davon dieses auf 6 wochen selig verstorben, Jene aber an Tit. Herrn Daniel Heysen, Hauptmann, 1683 den 28. oct. verheirathet, und aus ihr 5 Kinder Gross-Vater worden. Hernach 1670 den 6. dec. gehabt Euphrosynen, Tit. Herrn Matthäi Cothij, Pfarrers zu Beyersdorff, Tochter über 28 Jahr, aber ohne leibes-Erben, ist geboren 1636 den 9. Novb. gestorben 1699 den 30. Januar und beerdigt den 8. Februar, Seines Alters 63 Jahr 11 Wochen und 4 Tage. Text Luc. 2 Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“

35. Godofredus Schwanheuser 1675—79 [FM 1667 Strausbergensis non iuravit]; verwaltete gleichfalls die Vices rectoratus [1679 bis 1681 war er Kantor in Alt-Landsberg[1]), dann Rektor in Cöpenick und darauf Probst zu Mittenwalde.]

36. Johannes Müllerus 1680—87, wurde 1688 rector scholae.

37. Martinus Fridericus Lüdecus, geboren 1661 [also ein Strausberger] 1687—88.

38. Jeremias Schüslerus 1688—91 [ein Sohn des Magister Tobias Schüssler, der 1656—58 Diaconus, 1658—87 Inspector war], quo mortuus est. 1691—99 vacat cantoratus.

39. Fridericus Gottlieb Schwanheuser 1699—1711 [GM. 1676, Strausberga—March.] Dieser hatte mit dem gleichzeitigen Rector Sommer viel Misshelligkeiten, so dass es einstmals in der öffentlichen Schule zu einer Haccollation kam; denn da der Rector recordiren, der Cantor aber wegen schlechter Witterung dazu nicht stimmen wollte, fiel jener mit Hülfe seiner Frau Gemahlin über diesen her, rissen ihm viele Haare aus und haben ihn als einen podagrischen und chiragrischen Mann sehr gemisshandelt. Er legte seinen Dienst 1711 nieder und wurde ihm sein Sohn adjungiret.

40. Friedericus Gottlieb Schwanheuser, der Sohn, 1711—19. Sein Bewerbungsschreiben vom 29. Juli lautet:

„Vir Reverenda Dignitate et Eruditione Clarissime! Viri Amplissimi Doctissimi nec non Sapientissimi! Fautores et Patroni mei plurimum honorandi et observandi!

Humanitas vestra, quae decus et condimentum est caeterarum virtutum mihique satis nota, aditum ad Vos, Amplissimi viri, mihi facit; et quos ferme quotidie verbis, nunc litteris compello paucis. Date veniam,

[1]) Gaehde a. a. O. S. 331.

Nobilissimi, et ignoscite quaeso libertati meae, ne dicam audaciae, quam mihi Humanitas vestra dat, quo tutius ac certius in manus vestras veniant. Nostis enim Patroni optimi Argumentum sive causam scribendi: Dominus Parens meus, proh dolor! in vincula conjectus est, quae ambas ei manus ac pedes valde constrinxerunt. Lictorem si quaeritis, Viri Sapientissimi, est Podagra, ingrata illa Doctorum contubernalis, et Chiragra, importuna illa nimis studiorum Comes, illa pedes, haec manus invadit, tenet, occupat et calamo ferias saepissime indicit ad plusculos dies. Imo haec ’αρρωσία causatur, ut vix ac ne vix quidem sui iuris et pulvis scholasticus ei ferme odiosus sit. Filius sum, Fautores mei, Patris mei, qui officio hoc scholastico fungi non ineptus, Filius sum Vestrae urbis, totus vester sum. Adsciti non raro exteri, ipse autem domesticus sum. Res haec in manu vestra est, et volutas et facultas vobis est, me ex universis evocandi. Peto ex Vobis, Patroni optimi, ut me hoc dignemini officio, sancte Ego promitto me non solum pium, sed et diligentem fore. Qui interea vester ero, ager ego, sed ’ολιγοκάλακος, in hoc quicquid nascetur, id omne a vobis acceptum feram. Deus T. Om. Vos servet, vestra dirigat consilia vestrisque adsit laboribus. — — Vestrum Deditissimus atque Observantissimus Servus ....“

„Wegen seiner guten Conduite und sattsam habenden Erudition, auch seiner allhier vielfältig abgelegten guten proben halber wurde er zum Cantorat qualificiret und tüchtig befunden“ und im August 1711 eingewiesen. Er starb 1719. —

41. Daniel Pape 1719, Sohn eines Notars[1]) in Wriezen, welcher gleichfalls hier starb 1721.

42. Georgius Henricus Lossow 1722, ging nach Bärwalde.

43. Johannes Georgius Tismar 1724, vir ob Egregiam eruditionem majori Dignitate dignissimus; war schon 1721 gewählt, zog aber wegen anderweitiger Beförderung damals nicht gleich an; [wurde 1727 Prediger in Görlsdorf][2]).

44. Joachim Ehrenreich Kirchner 1727, welcher hier starb 1741.

Dass die Leistungen der Schule während dieses Jahrhunderts nicht mehr auf der Höhe standen, wie in der Zeit von der Reformation bis zum 30j. Krieg, beweist am augenfälligsten die Thatsache, dass die Zahl der Studierenden eine ganz minimale wird. Mag immerhin der mangelnde Wohlstand der Bürger einige Schuld daran gehabt haben, den Hauptgrund erblicke ich in der Unzulänglichkeit dessen, was und wie es in der Schule gelehrt wurde: die von ihrem Beruf nicht eben besonders begeisterten Lehrer werden es auch nicht verstanden oder über sich vermocht haben, ihren Zöglingen ein reges Streben nach weiterer Ausbildung einzuimpfen.

---

[1]) Frankf. Matr. 1673. — [2]) Fabricius' Nachricht in Beckmanns Nachlass.

C. Strausberger Studenten 1649—1734 in Frankfurt.

1649: Martinus Friderstorff [Kant. 34].

1650: Johannes Kortius [1672 Ratsherr, 1683 Bürgermeister, starb 1714].

1654: Paulus Hunovius. Adam Zimmermann.

1658: Johannes Hoppe.

1660: Christophorus Schusslerus [Sohn des Inspectors Mag. Tobias Schüssler, später Notarius publicus, starb 1673 im Alter von 28 Jahren [1]].

1667: Godfried Schwanenheuser non iuravit [noch einmal 1676 angesetzt; Kant. 35].

1668: Adamus Schultzius, non iuravit [ging 1676 mit Friedr. Gottl. Schwanhäuser — Kant. 39 — zusammen nach Greifswald (GM), kam aber 1680 noch einmal nach Frankfurt].

1692: Gottfried Crüger. — 1713: Christianus Siegfridus Heusinger. — 1725: Daniel Ehrenfried Heusinger. — 1734: Ernst Sigismund Witte . . . . in Summa 12. — [2])

Die Königliche Verordnung über den Selectus ingeniorum, welche dem Magistrat 1710 zur Nachachtung übermittelt wurde, war demnach für Strausberger Schulverhältnisse ein längst überwundener Standpunkt.

Als Anhang zu diesem Abschnitt möchte ich noch etwas über eine im Jahr 1721 erfolgte Neuregelung der Besoldungen für die Lehrer hinzufügen. Ich kann mich allerdings hierbei nicht auf eigene Forschung stützen, überlasse vielmehr die Verantwortung für die Richtigkeit den Sternbeckschen Beiträgen. Dieselben berichten (S. 53), dass vom 16. bis 18. Mai 1719 eine Kirchenvisitation in Strausberg stattgefunden habe, und zwar durch den Probst Porst, Hoffiscal Schulz und Consistorial-Commissarius v. Monsberg, und citieren dann (S. 181—199) bei der Besprechung der Einkünfte des Rektors, Kantors und Küsters eine „Matrikel von 1721", die, wie so manches andere von Sternbeck noch Benutzte — z. B. auch das Rathäusliche Reglement von 1739 — seltsamer Weise nach oder mit ihm aus dem Archiv verschwunden ist. Eine Zusammenstellung der zerstreuten Andeutungen ergiebt als Einnahme

---

[1]) Nach einem in der Sakristei der Marienkirche hängenden „Ehren gedechtniss Auff gerichtet von dem Ehrwürdigen herren M. Tob. Schüsslern — — Seinen im Herrn verschidenen Kindern." —

[2]) Bernau 30, Biesenthal 7, Buckow 20, Eberswalde 28, Freienwalde 31 (?), Alt Landsberg 10, Müncheberg 38, Oderberg 6, Seelow 10, Wriezen 59 (?); aus den Dörfern des Oberbarnim 15; v. Barfuss 4, v. Krummensee 1, v. Pfuel 5, v. Platen 6, v. Röbel 4. — In Greifswald studirten aus Strausberg 2, Bernau 3, Wriezen 3, Alt Landsberg 1, Biesenthal 1, Buckow 1, Oderberg 1 und von den Herrn v. Pfuel 2. —

1. des Rektors: Freie Wohnung und frei Holz (12 Klaftern), 5 fl Gehalt und statt des Freitisches 40 Thal. Speisegeld [1]) aus der Kämmerei- und der Stadtkasse [2]), er hatte auch, wie jeder Hauseigentümer, „ein Schwein frei zur Eichelmast.“ Die Ziese- und Accisekasse zahlt ihm wegen seiner Steuerfreiheit 11 Thlr. 6 gr; die Kirchenkasse 15 fl Gehalt, statt eines freien Bettes jährlich 4 Thlr., für Bettmachen und -Wäsche 1 Thl. 8 gr, an Stolgebühren von jeder Traue 3 gr und ein Brauttuch, für eine grosse Leiche 3 gr 3 ₰, für eine kleine 2 gr 2 ₰, sowie $^3/_4$ ℔ Wachs. Von jedem Schulknaben endlich erhält er 12 ggr. didactrum oder precium und 5 gr Marktgeld, sowie die Hälfte dessen, was von den vier Recordationen einkam.

2. des Kantors: 16 fl Gehalt von der Kämmerei, 2 fl von der Kirche, alle übrigen Kompetenzen wie beim Rektor, doch ausserdem noch für jedesmal Musicieren in der Kirche an Sonntagen 1 gr, an Feiertagen 1 gr 6 ₰ und für die Dustermette 6 gr Passionsgeld.

3. des Küsters (als Mädchenlehrers): derselbe erhält kein Gehalt, sondern nur Schulgeld und zwar von den grossen Mädchen 6 ₰, von den kleinen 3 ₰ wöchentlich; hat auch keine freie Wohnung, sondern sein eigen Haus, ist aber, wie die Geistlichen, von allen bürgerlichen oneribus frei [3]).

---

[1]) Sternbeck S. 183: „durch Ratsverordnung vom 14. Februar 1705 eingeführt und in der Weise unter die Bürger veranlagt, dass pro Quartal von einer Braustelle 3 gr, Bürgerstelle 2 gr, Bude $1^1/_2$ gr, von den Mietsbürgern aber 1 gr erhoben wurde.“ —

[2]) Rat (Magistrat) und Bürgerschaft führten bis zur Städteorduung hin getrennte Kassen. —

[3]) Welche Anforderungen an solche „Lehrer im Nebenamt“ gestellt wurden, charakterisiert folgendes Zeugnis, das sich in der Amtsregistratur zu Buckow findet: „Actum Strausberg, d. 29. April 1739. Auf Ersuchen des hochgräfl. Amtsrahts Wiesenhafers und dess Herrn Pastoris in Gartzin tit. H. Mangebers habe ich Martin Königsstädt, gebürtig in Berlin, eines Soldaten Sohn im Waisen-Hausse daselbst erzogen, 32 Jahre alt, der das Schneider Handtwerck gelernet und darauff gereiset hat, tentiret, ob er die zum Küster und Schulmeister erforderte Wissenschaft besitzet. Da ich denn folgender gestalt seine profectus befunden habe: 1. Lieset er distincte, lautt und vernehmlich, Buchstabieret auch recht und gut. 2. Im Aufschlagen der H. Bibel und wie die Bücher A. und N. Testaments auff einander folgen, ist er nicht erfahren, und geübt Will aber sich darinn üben, und lernen. 3. Den Catechismum Lutheri hat er zwar den Worten nach inne, an dem rechten Verstande desselben fehlet es noch und ist die Heylss-Ordnung von der Busse und Glauben ihm wenig bekannt. Wiewohl so viel erhellet, dass in der Jugend er wohl sey angeführet und unterrichtet worden; hernach ist bey seines Handwerks Betrieb vieles vergessen. Er verspricht aber unter Göttlichem Beystand Fleiss anzuwenden und des H. Pastoris Instruction zu folgen, damit das Vergessene wieder hergestellet und durch fleissige Übung er ein mehreres noch dazu lernen möge. 4. Sind auss der Rechenkunst das 1 mahl eins und die vier Species ihm bekannt. Von seiner Schreibart liegt die Probe hiebey. 5. Die Art zu singen gefällt mir wohl, Weil er nach den auffgegebenen Melodeyen fertig, rein, deutlich und helle singet.“ [Muss von Inspector Frid. Fabricius — s. Rekt. 51 — ausgestellt sein.] Nach einer Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung. —



V. Reformversuche. Neue Organisation der Schule. 1740—1818.

Zunächst blieben noch nach wie vor die äusseren und inneren Schulverhältnisse in ihren wesentlichen Formen und Erscheinungen die gleichen, unveränderten. Aber während in dem vorigen Jahrhundert sich keine Hand regte, um zur Förderung des Schulwesens irgend etwas Erspriessliches zu schaffen und namentlich nach Beseitigung fast mittelalterlicher Zopfgebräuche eine neue Grundlage für Reformen zu gewinnen, sehen wir nach dem Jahre 1740 von Zeit zu Zeit nicht nur einsichtige Männer mit Plänen für die Umgestaltung der Strausberger Schule beschäftigt, Rektoren, Inspectoren und Bürgermeister, sondern können auch bemerken, dass hin und wieder sogar in der Bürgerschaft die Ahnung aufdämmert, dass es so, wie bisher, nicht mehr weitergehe, vielmehr etwas Neues, Besseres geschaffen werden müsse, was dem Bedürfnisse und dem Geist der Zeit entspreche. Wenn nun auch die Verwirklichung solcher Reformpläne vorerst noch auf mancherlei Hindernisse stiess, schon die blosse Thatsache, dass man dem Schulwesen überhaupt wieder eine gewisse teilnehmende Aufmerksamkeit zuwendete, war an und für sich ein erfreuliches Zeichen und — bonum voluisse sat est. Inwieweit hierbei das Machtwort Fridericianischer Regierungsweisheit von heilsamer Einwirkung gewesen ist, inwiefern man die Anregung dazu auf die epochalen Neuerungen auf dem Gebiete der Pädagogik eines Franke, Hecker, Basedow, Rochow u. a. zurückführen darf, deren weitverbreiteter Ruf ohne allen Zweifel auch nach Strausberg seinen Weg gefunden hat, das zu entscheiden mag der zusammenhängenden Darstellung der einzelnen Vorgänge überlassen werden.

Zuvor möchte ich aber das Lehrerverzeichnis zum Abschluss bringen, welches, wie bereits erwähnt, für diesen Zeitraum von Perlitz ergänzt worden ist.

A. Rektoren 1746—1818.

53. George Friedrich Jacobi 1746, vorher Konrektor (No. 46), kam 1755 als Diaconus nach Freienwalde. — [Von ihm und dem Konrektor Schaner ist eine Äusserung über Schulfeiern (19. März 1748) vorhanden: „Wir bitten den Tag des Examinis näher zu bestimmen, in Absicht des Schulactus aber uns bey leibe nicht zur Last zu legen, dass wir denselben wegen der zu dieser Arbeit vor itzt noch untauglichen Beschaffenheit unserer lieben Jugend aufzuschieben bitten müssen; zumahl derselbe nicht bloss zur solemnitaet, wie der im Jubilaeo vom seeligen Rector Eustachius geschehen, sondern den Nutzen unserer Kinder

zum Zweck haben, folglich ihnen zugleich ein Exercitium oratorium sein soll . ." [1])].

54. Johann Friedrich Pape 1755—59, [FM 1749] ein Sohn des ehemaligen hiesigen Directors Peter Siegfried Pape, ist von hier als Prediger nach Zinndorf gekommen.

[In seiner Bewerbung um die Rektorstelle empfiehlt er sich unter Berufung auf seine Familienverhältnisse: „er sei Patritius und sowohl sein Grossvater habe im geistlichen, wie sein Vater im obrigkeitlichen Amt dieser Stadt bis an ihr Ende gestanden." [2])

Das Schulgebäude u. s. w. schildert er 1755 folgendermassen: „1. Was die Schulstube betrifft, so ist das Pflaster (!) dermassen ausgetreten, dass nicht allein zu verschiedenen Mahlen Kinder darüber gefallen, sondern auch selbst ich bin schon zweimahl in dieser Gefahr gewesen, so dass ich mich kaum noch erhalten können. Die Fensterrahmen sind so verfault und gebrechlich, dass die Weiber sie nicht mehr scheuern wollen. 2. Der Zaun des Hofes ist gefährlich. Wie aller menschlichen Empfindung, Wohlanständigkeit und Leidbarkeit zuwieder die Commodité auf dem Hofe beschafen, schäme ich mich selbst anführen zu müssen, und ich kan aufrichtig bezeugen, wie ich weder dergleichen unbeschreibliche Unreinigkeiten jemals gesehen, noch weit weniger die Incommoda davon zu ertragen nöthig gehabt. 3. Ein Fach im Leiterhause (Spritzenhaus?) ist ganz eingefallen, Steine und allerhand unnütze Dinge fliegen hindurch in den Garten; die Gartenthür ist verfault. 4. Überall regnet es ein."]

55. Joh. Samuel Krüger 1759—67, vorher Konrektor (49), wurde hernach zum Diaconus befördert. [Sein Einkommen vom Rektorat und Organistenamt betrug: 1. Speisegeld jährlich aus der Stadt Casse 40 Thl. 2. aus der Cämmerey 3 Thl. 13 gr. 3. Holzhauer- und Einhitzer Lohn 1 Thl 18 gr. 4. für die 4 Recordationes das fixirte douceur von 16 gr. 5. Aus der Kirche 14 Thl 15 gr und 2 ℔ Wachs. 6. An Accidentien von einer grossen Leiche [3]) 4 gr, von einer mittel Leiche 3 gr 3 ₰, von einer kleinen

[1]) Im April bitten beide um ein besonderes Honorar dafür, dass sie „nach den Wünschen des Magistrats den Kindern kleine Reden beigebracht und eingeübt haben".

[2]) Jener als Inspector 1699—1729, dieser als Consul dirigens et judex 1716—46.

[3]) Nach dem Königl. Edikt vom 17. Februar 1748 gab es damals 5 Klassen von Leichen: „1. Adliche. 2. Kirch- oder Gewölbe Leichen. 3. Ganze Kirchhofs- oder bürgerliche und ordinaire Leichen, so nebst Begleitung sämmtlicher Prediger und der ganzen Schule und völliger Procession zu Grabe getragen werden. 4. Halbe Kirchhoffs-Leichen, wo nur die Diaconi und halbe Schule folgen. 5. Viertel Kirchhoffs-Leichen, wo nur ein Prediger nebst Cantore und weniger Currende mit gehet." „Mit Beobachtung der hiesigen Umstände" bestimmte der Magistrat am 26. März 1748 die Gebühren für Klasse I insgesamt auf 30 Thl, wovon auf die Schulbedienten und den Küster 6 Thl entfallen sollen; mit den übrigen Klassen liess man's beim Alten. —

Leiche 2 gr 6 ₰, von einer Traue incl. Tuch[1]) 5 gr. 7. Als Organiste aus der Kirche 12 Thl und 1 ℔ Wachs, vor eine Traue incl. Tuch 8 gr. 8. Das Schulgeld wird nach der alten Observanz quartaliter gehoben."

Durch den allgemeinen Notstand während des siebenjährigen Krieges und die zunehmende Verteuerung des Unterhalts — Strausberg wurde im Oktober 1760 auf Befehl Tschernitscheffs um 5210 Thaler gebrandschatzt — veranlasst, kamen der Rektor und sein Kollege Krüger (Kant. 51) beim Magistrat um Erhöhung des Gehalts und Verdoppelung des Schulgelds ein: „alles muss zwey doppelt so hoch als vormahls gezahlt werden; diejenigen Eltern, welche ihre zarte Sprösslinge zu ihrem wahren Besten zur Schule halten, werden sich nicht weigern, das gewöhnliche, überdies gar geringe Schulgeld fortan zu verdoppeln." — Sie weigerten sich doch; erst durch Regierungsverfügung vom 24. April 1764 wurde dasselbe auf 6 ₰ wöchentlich erhöht.

Krüger starb nach 57järiger Dienstzeit i. J. 1807.]

56. Tobias Weber [Strausbergensis FM 1762, stud. theol.] 1767 zugleich als Adjunctus Ministerii angesetzt, wurde 1772 als Prediger nach Haselberg berufen.

57. Gottfried Ephraim Crüger 1773—1812, ein jüngerer Bruder des Joh. Samuel. Er hatte in Halle studiert und wurde aus Streitberg hierher berufen. Er versah auch die Predigerstelle beim hiesigen Landarmenhause und starb 1812. [Von 1808—11 wurde das Rektorat vom Diaconus Kriegel, von 1812—18 vom Diaconus Leopold Zesch nebenamtlich verwaltet.]

B. Conrectoren (Cantoren) 1741—1818.

45. Adam Friedrich Friderici, cand. theol., 1741—43, ging als Conrector nach Fürstenwalde. [Von Prädikow aus meldete er sich zur Musikprobe: „Bisher auf vocal Musique mich zu legen hat sich noch wenig Gelegenheit gefunden, und wird ein solches durch göttl. Gnade und offtmahligere Übung ausgebessert werden. Ich habe zu dem Ende eine Cantate ausgearbeitet, welche nach erhaltener Erlaubniss an den Kunst-Pfeiffer Ihres Orts einige Zeit vorhero zu überschicken willens wäre, damit durch vorläuffige Übung eine desto grössere harmonie entstehe. Anbey habe auch dieses gehorsamst auszubitten, dass die Orgel zugleich zu spielen mir vergönnet werde, um alle besorgliche musicalische Uneinigkeit zu verhüten . . ." Er wurde als Conrector, Cantor und Organist berufen, nachdem er zuvor vom Konsistorialrat M. Roloff in Berlin „zum tentamine sistiret und de meliore recommendiret worden." —

Sein Vorgänger Kirchner hatte eine Witwe mit fünf unerzogenen Kindern hinterlassen, die sich in grosser Not befanden: „Da aber dieser

[1]) Perlitz: „Die Brauttücher in natura schaffte der Inspector zur Linden [1729 bis 1735] ab, weil er sie zu compendiös fand."



casus hier noch nicht existiret, dass ein Schulherr verstorben, so Familie hinterlassen", wurde auf Beschluss des Magistrats (21. August 1741) „der Witwe zum soulagement ein halbes Gnaden Jahr biss Michaelis accordiret, und ein- vor allemahl fest gesetzet, dass es pro futuro dabey verbleiben, und wenn dergleichen künfftig vorkommen möchte, so soll das Sterbe quartal nicht gerechnet, und sodann jedoch noch ein halb Jahr, wenn eine Wittwe oder Unerzogene Kinder hinterbleiben, gerechnet werden, in der Hoffnung, dass die posteritaet sich solches gefallen lassen werde."

46. George Friedrich Jacobi, ebenfalls Candidat, 1743, erhielt 1746 das erledigte Rectorat. [Sein Prüfungszeugnis vom 3. November 1743 lautet: „Herr Jacobi ist von mir examiniret worden. ich wünschte dass er in der lateinischen, Griechischen und sonderlich auch in der Hebräischen Sprache eine mehrere fertigkeit erlanget hätte. Jedoch ist es alles noch so beschaffen, dass er zum Cantorat in Strausberg wohl kan admittiret werden, weil sich in selbiger Schuhle schwehrlich junge Leute zur academia werden praepariren lassen. Da auch Candidatus versprochen, auf dem gelegten Grund weiter fleissig fortzubauen und seine Zeit und Kräffte wohl anzulegen, so wünsche dass er seinem Versprechen und meiner gethanen admomition unter göttlichem Beystande möge nachkommen. J. P. Süssmilch mpr." Weiteres s. unter Rekt. 53.]

47. Immanuel Friedrich Knoblach 1746, ging 1747 als Conrector nach Wriezen.

48. J. E. Schaner 1747—48.

49. Joh. Samuel Krüger, cand. theol., 1749, wurde 1759 Rector (No. 55). [Er entstammt wohl der Pastorenfamilie in Prädickow, aus der ein Michael 1656—1704, danach Gotthilf — 1741 bei Beckmann erscheint. Konsistorialrat Süssmilch in Berlin attestierte ihm: „Der Candidatus theol. J. Sam. Krüger hat sich mit einem praesentations Schreiben von einem Hochedlen Magistrat der Churmärkischen immediat Stadt Strausberg bey mir zur exploration gestellet. Nachdem ich dieses gethan und ihn zu diesem kleinen Schulamt hinlänglich befunden, so habe die Ehre ihn mit diesem attestat der admissabilität zu remittiren."

50. Joh. Carl Arndt 1759, wurde „wegen vermuthlich begangenen stupri" 1761 flüchtig.[1]) [Im Namen des Königs wurde unterm 19. April 1761 verfügt, „dass seine Revenuen vom Tage seiner Entweichung an gerechnet in Beschlag genommen werden sollen, massen derselbe bis ausgemachter Sache cum effectu ab officio suspendiret worden. Den Vertretern soll vom Suspensions quanto ein douceur verwilliget werden."

---

[1]) Merkwürdiger Weise war ein Jahr zuvor, am 16. Mai 1760 ein Kgl. Edikt erschienen, „wie derer Prediger und Schullehrer Vergehen und Excesse untersuchet, auch solche, nach befindenden Umständen, bestrafet werden sollen." Darin heisst es:

51. Gottfried Ephraim Crüger 1761—73 [s. Rektoren 57].

[Durch Königlichen Erlass vom 8. Septb. 1763 wurde er „in puncto antecipati concubitus — seine Frau gebar sieben Wochen nach der Hochzeit — mit 10 Thl. zur Wittwenkasse“ bestraft, nicht aber dem Antrage des Magistrats gemäss, an einen andern Ort versetzt.]

52. Jac. Sigismund Fr. Fincke 1773—77 wurde als Prediger nach Neustadt berufen. —

[Sein Lebenslauf: „Lectoribus Salutem plurimam dicit Jacobus Sigismundus Fridericus Fincke. Liceat Lectores, vitam meam Vobis aliquantulum exponere. Natus sum patre verbi diuini ministro. Placuit diuinae sapientiae me in primis pueritiae meae annis hoc vitae fulcimento et solatio esse destitutum: quo factum est, ut plurimam vitae partem in Orphanotropheo, quod Halae floret, egerim. Novem annos ibi inter orphanos versatus, in eadem litterarum universitate Halensi scientiis addiscendis theologicis me totum dedi. Hinc actis tribus fere annis pastor quidam Behrendsius me in scholam suorum priuatam vocauit. Coetui Christianorum D. Lutherum, verae religionis instauratorem, sequentium adhaereo. Caeterum beneuolentiae fauorique Vestro me commendatum habeatis rogo. Valete.

Ut et reliquum scribendi genus cognoscatis, dictum quoddam Joannaeum aliis litteris exprimere libet: Also hat Gott die Welt geliebet u. s. w. in deutscher Kursivschrift.]

53. Joh. Schneider, cand. theol. 1777, welcher [vom Königl. Tribunals- und Kammergerichtsrat Krüger in Berlin empfohlen und] 1778 in dem bairischen Kriege als Bataillonsprediger berufen wurde.

54. Joh. Daniel Moritz 1778—1819 [FM. 1776, Sohn des Predigers Daniel Christian Moritz in Zicher, Neumark], starb 1819. —

„So grossen Einfluss die Prediger und Schullehrer im Staat haben, und so allgemeinen Nutzen derselben Dienst verschaffet, wenn solcher von redlichen und wohlgesitteten Männern geleitet wird, so viel Übel entsteht daraus, wenn in dergl. Ämtern sich solche Personen befinden, welche selbst sich allerley Lastern ergeben und dadurch bey ihren Gemeinden grosse Ärgernisse anrichten, und häufige Nachfolger ihrer bösen Exempel machen, wodurch nur untüchtige und pflichtvergessene Unterthanen gegen Unsere allerhöchste Person, unsern Dienst und die vorgesetzte Obrigkeit erwachsen“, und wird demnach bestimmt: „1. Alles was der Prediger und Schullehrer Amtsführung, Conduite, üble Lebensart und grobe Vergehungen betrifft, bleibt lediglich der Cognition der Consistorien unterworfen. 2. Diese lassen durch den Inspector gründliche Erkundigung einziehen; kommt dabei nichts heraus, so soll die Sache auf sich beruhen bleiben, im andern Fall soll der Inspector dem Betreffenden ernste Vorhaltung machen. 3. Durch Zeugenvernehmung soll der Lebenswandel festgestellt werden. 4. Zu verhängen sind leichte Geldstrafen bis zu 30 Thl., dann suspension loco poenae bis auf 3 Monate. 5. Translocation oder Remotion ab officio ist nur nach Anhörung des Justiz-Collegiums vom Consistorium zu verfügen. 6. Leibes- und Lebensstrafen verhängt allein das Justizcollegium. —

C. Studenten auf der Universität Frankfurt bis 1810.

1748: Carolus Samuelis Fabricius [Sohn des Inspectors Fabricius].

1749: Joannes Fridericus Pape [Sohn des Peter Sigfrid Pape Neo-Marchicus Zellinensis, der FM 1712 immatriculirt ist, s. Rektoren 54].

1758: Johannes Siegfried Heller [Sohn des Ratsherrn Peter Heller, der 1736 erkoren, 1743 Kämmerer, 1749 proconsul wurde, auch Zolleinnehmer war und 1772 resignirte].

1762: Tobias Weber, stud. theol. s. Rektoren 56. — Joh. Ludovicus Fridericus Wolffius, iur. stud., Sohn des consul dirigens et Judex Wolff (1746—72).

1785: Friedr. Dan. Burchard, med. stud., Sohn des Chirurgus in Strausberg.

1809: Christ. Friedr. Moritz, 20½ Jahr alt, theol., Sohn des Joh. Dan. Moritz, Scholae Strausbergensis conrector, auf dem Gymn. Colon. Berolini vorgebildet, sine testimonio maturitatis.[1])

Die Reformversuche.

Am 14. Mai 1747 petitionierten Magistrat und Stadtverordnete[2]) an König Friedrich II:

„Ad Regem. Allerdurchlauchtigster pp. Nachdem wir bey der neulich angestellten Schulvisitation wahrgenommen, wie es schlechterdings unmöglich sey, dass bey dem Zuwachs der Schuljugend, welche sich auf 100 belaufen dürfte, 2 Schulbediente solche in den erforderlichen Wissenschaften behörig unterrichten können, so haben wir diesen Umstand mit denen Stadtverordneten zu Rathhause überleget und vor sehr nothwendig zu seyn erachtet, unsere Aufmerksamkeit dahin zu richten, wie man am füglichsten noch den 3. Schulcollegen vociren könne. Da dann die Bürgerschaft sich sogleich resolviret, dem 3. Schulbedienten von denjenigen 100 Thl., welche E. K. Maj. wegen des Darlehns der 2000 Thl.[3]) der hiesigen Stadt Casse jährlich allergnädigst accordiret, zu seinem Unterhalt alle Jahr 50 Thl. zu geben. Ob nun zwar die Bürgerschaft durch den offerirten Beytrag ihr Verlangen bezeiget, uns zu dem intendirten heilsamen Zweck behülflich zu seyn, so sind doch sothane 50 Thl nicht zureichend, den 3. Schulbedienten nothdürftig zu unterhalten,

---

[1]) Im ganzen 7, während aus Buckow 2, Eberswalde 9, Freienwalde 2, Alt Landsberg 8, Müncheberg 7, Oderberg 3, Seelow 5, Wriezen 14, aus den Dörfern des Oberbarnim 30, von den Adligen keiner mehr in Frankfurt während dieses Zeitraums studierten. — Die Greifswalder Matrikel dieses Abschnittes nennt ebenfalls keinen Studierenden aus vorerwähnten Orten. — [2]) Ihrer gab es seit 1698 acht, während bis dahin die Bürgerschaft nur durch 4 Viertelsherren (Bezirksvorsteher) vertreten wurde. — [3]) Ein besonderes Aktenstück lautet: „Dem König vorgeschossenes Capital von 120 000 Thl. 1744", wozu Strausbergs Anteil eben 2000 Thl. betrug. —



Dahero E. K. Maj. wir hierdurch allerunterthänigst vorstellen wollen, was massen der Müller Preusse sich ad Protocollum declariret, wie er bereit wäre, 1 Wispel Roggen jährlich zur Cämmerey zu geben, wenn E. K. M. geruhen wollten, ihm den neuen Mahlgang auf seiner Mühle allergnädigst zu accordiren. — — Der dafür alljährlich fallende 1 Wispel Roggen könnte dem 3. Schulcollegen als ein pars salarii gegeben werden [statt der Accidentien und freien Wohnung solle derselbe 15 Thl erhalten]. Gleichwie nun unsere hierunter hegende Absichten nichts anders, als das Wohl der Jugend zum Augenmerk haben, und dann die Bürgerschafft nichts sehnlicher wünscht, als dass diese heilsame Sache bald zu Stande kommen möge, unerwogen der eine Schulcollege in voriger Woche nach Wriezen vocirt ist,[1]) einfolglich da nur ein einziger Schulcôllege[2]) vorhanden, dessen Bemühungen bey der Schul Jugend alles angewandten Fleisses ungeachtet den gehörigen Nutzen nicht verschaffen können; So leben wir der gewissen Hoffnung . . ."

Wie Perlitz in dem oben angeführten Verzeichnis der Tertiani bemerkt hat, wurde aus der Sache nichts; woran sie gescheitert ist, lässt sich mangels weiterer Nachricht nicht bestimmen. Immerhin aber muss die gute Absicht anerkannt werden, um so mehr, als man gleichzeitig in der zuversichtlichen Erwartung, dass die Königliche Genehmigung nicht ausbleiben werde, sich an den Entwurf einer neuen Schulordnung machte, durch welche nicht allein die Thätigkeit des dritten Lehrers, des Baccalaureus, in feste Beziehung zu dem Stundenplan der beiden andern Kollegen gesetzt, sondern auch auf die Beseitigung der bemerkten Übelstände Bedacht genommen wird. Diese Schulordnung hat folgenden Wortlaut:

„Wann dem Publico in allen Ständen höchst daran gelegen, dass die Schulen als seminaria in guter Verfassung gesetzet und in guter Ordbeständig erhalten werden, als hat Magistrat und Inspector[3]) zum Nutzen hiesiger Schule folgendes Reglement entworffen, als welches denen Schulbedienten, sobald darüber Königl. allergnädigste approbation eingeholet worden, um sich auf das genauste danach zu achten, soll bekanndt gemacht werden.

§ 1. Soll die vornehmste Sorge dahin gerichtet werden, dass hiesige Schule jeder Zeit sowohl mit frommen, als auch geschickten und fleissigen Informatoribus versehen werde.

§ 2. Soll mit aller intention dahin gesehen werden, dass die Schul Collegen, nebst einem geistlichen Wandel, als worin sie der

---

[1]) Konrektor Knoblach. — [2]) Rektor Jacobi. — [3]) Fabricius [s. Rekt. 51] ist wohl als der eigentliche Verfasser dieses Reglements anzusehen; jedenfalls kannte er aus seiner 10jährigen Schulpraxis die Gebrechen der Stadtschule besser als sonst einer der Ratsherrn. —



zarten Jugend mit ein gut exempel vorzugehen haben, sich insbesondere friedlich und verträglich mit einander betragen, und mit vereinigten Kräften und Hertzen den vornehmsten Entzweck ihrer Arbeit, zu befördern sich eusserst angelegen seyn lassen, damit Gott geehret und die Jugend zur Erkenntniss und Furcht Gottes, hiernächst aber zu nützlichen Wissenschaften angeführt werde.

§ 3. Sollen die Schulbedienten insbesondere der Jugend allen der höchsten Obrigkeit schuldigen respect, Liebe und Furcht wohl einprägen; hiernächst dass sie ihren Eltern, und denen, so ihnen zu befehlen haben, auch denen Predigern und allen Vorgesetzten die gebührende Ehrerbietung erweisen, sie fleissig dahin anhalten.

§ 4. Mit den Schulstunden soll es inskünftige so gehalten werden, dass die sämmtliche Schulknaben des Morgens um 7 Uhr ohn Unterscheid, es sey Sommer oder Winter, sich in der einen Classe versammeln, bey welchen sich Rector oder Conrector alternative hinfüro einfindet. Hat der Rector die erste Stunde in der Woche, so continuirt derselbe mit der information biss 9, währender Zeit der Cantor in der kleinen Classe informiret, hiernächst seine publique informat: in der kleinen Classe biss 10 abwartet. — Wenn Cantor die erste Stunde in der Woche hat, so informiret er ebenmässig biss 9, alssdann Rector biss 10 mit der Information fortfährt. — Baccalaureus informiret gleichfalls des Vormittags biss 10 Uhr. — Des Nachmittags von 12 biss 1 Uhr hält Cantor die gewöhnliche Singstunde, um 1 Uhr hält Rector seine publique information und Cantor von 2 biss 3. Baccalaureus informiret wiederum publice von 12 biss 3.

§ 5. Die Ferien sind auf alle Weise einzuschränken. In den Hundstagen sollen nur 2 Nachmittage ausser den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen in der Wochen zu Ferien ausgesetzet und keine längere Zeit, als in dem Calender[1]) steht, dazu genommen werden. Wie denn auch die 8 Tage, welche beym Anfang der Hundstage zu Ferien bisshero sind gemacht worden, gäntzlich wegfallen. Die privat information muss nach wie vor in den Hundstagen abgewartet werden, weilen die Schulcollegen dafür insbesondere bezahlet werden.

Das sogenannte Recordiren, welches gleich nach Michaelis, Martini und dem neuen Jahr seinen Anfang nimmt, muss höchstens innerhalb 8 Tage geendiget werden, damit die Jugend unnöthiger Weise in der information nicht aufgehalten werde.[2])

§ 6. Solte einem Schulcollegen unvermeidliche Hinderniss vorfallen, dass er etliche Stunden nicht informiren könte, so muss er die Kinder

[1]) Der erste Kalender wird im Stadtbuch 1589 erwähnt und kostete 3 sg. — [2]) Die vierte Recordation zu Gregorii (12. März) scheint eine sog. Zugabe gewesen zu sein; Sternbeck meint, sie sei 1721 eingeführt, sie findet sich auch in Krügers Berufung 1759, jedenfalls wollte man sie jetzt als überflüssig beseitigen. —



desfalss nicht müssig sitzen, viel weniger dieselben auseinander gehen lassen, sondern den andern Collegen bitten, seine vices so lange zu versehen. Dafern ein oder der andre aber auf einen gantzen Tag auszureysen nöthig hätte, als welches ausser denen Ferien nicht leicht zu verstatten, so hat er sich persönlich bey dem Herrn Inspector zu melden und muss ohne dessen Vorwissen und Besorgung seines Amtes bey schwerer Verantwortung nicht verreisen.

§ 7. Die Schulcollegen, wenn sie ihr Amt in den öffentlichen Stunden verrichten, sollen sich in ordentlicher Kleidung einfinden, hiernächst müssen sie die Schüler, in specie die grössten dahin anhalten, dass sie in der Schule mit reinlicher Kleidung erscheinen.

Die Schule soll sauber gehalten und zu nichts andrem als der Information der Jugend gebrauchet werden.

§ 8. Und damit docentes und discentes sich des göttlichen Beystandes und Segens zu versprechen haben, so muss jederzeit der Anfang in der Information mit Singen, Beten und einem Hauptstück aus dem Catechismo gemachet und die Information ebenmässig mit Singen beschlossen werden.

§ 9. Weilen discentes in 2 Classen abgetheilet sind, so müssen keine in der grossen Classe genommen werden, welche nicht fertig lesen können und den Anfang gemachet haben, den Catechismum ohne Auslegung zu lernen. Überhaupt sollen sich docentes nach dem ihnen mit ersten vorzulegenden catalogo lectionum verhalten.

§ 10. Wann auch an der deutlichen und reinen Handschrift ein sehr vieles gelegen ist, so sollen docentes mit aller Sorgfalt die Jugend anhalten, dass sie nach denen in der Schule befindlichen Vorschriften accurat schreiben lernen und selbigen, so viel immer möglich, gleich zu kommen sich äusserst befleissigen.

§ 11. Docentes sollen keine abgeschmackte, sondern nützliche exercitia ihren Schülern dictiren, viel weniger solche mit niederträchtigen und unziemlichen Unterredungen aufhalten.

§ 12. Beym Anfang einer jeden Lektion müssen docentes kurtz und deutlich denen discentibus eröffnen, was dasjenige, so man zu tractiren gesonnen, vor einen Entzweck habe, damit selbige das Ufer, wohin sie reisen sollen, sehen können und mehrere Begierde im Lernen erlangen können.

§ 13. In Bestrafung der Jugend sollen sich Informatores aller unziemlichen Hefftigkeit und Hitze enthalten, dahingegen alle väterliche Mässigkeit und gehörige Bescheidenheit gebrauchen, jedoch aber durch allzugrosse Gelindigkeit und Verzärtelung der Jugend keine Ursache zum Klagen geben.

§ 14. Die Schulbedienten sollen mit aller attention dahin sehen, dass die Jugend den Gottesdienst fleissig abwarte, sich insonderheit

in der Kirche still und ruhig aufführe, den Gesang mit gebührender Andacht verrichte, sich währender Predigt und Gebet alles unnützen Geschwätzes und Muthwillens enthalte, hingegen auf der Predigt fleissig Acht habe, das Vornehmste aus der Predigt behalte, und in nächster Schulstunde es wieder erzähle. Und sobald, geliebt es Gott, die grosse Kirche wieder erbauet, sollen sich sowohl des Sonn- als Festtages die Schulknaben in der Schule, wenn geläutet wird, einfinden, alsdann die Schulcollegen selbige in guter Ordnung nach der Kirche begleiten und ebenso nach der Schule zurückbringen sollen.

§ 15. Die Eltern sollen ihre Kinder fleissig zur Schule, Kirche und Kinderlehre[1]) schicken und sie nicht wie das tumme Vieh ohne Zucht aufwachsen lassen, als worüber Magistrat und Inspector nach äusserstem Vermögen zu halten haben.

§ 16. In der Currende sollen regulariter keine andre, als gantz arme Bürgerkinder angenommen, auch nach 3 Jahren wieder dimittiret werden, damit andre arme Kinder zu diesem beneficio auch gelangen können. Die Büchse, worin das Geld gesammlet und quartaliter egalement unter denen Currendariis getheilet wird, auch wie es geschehen, nieder geschrieben werden muss, so soll hinführo bey dem Herrn Inspectori abgegeben werden, als welchem lediglich der allgemeinen observance nach, die distributio der gesammelten Geldern zukomt. Und weil auf die gute Erziehung dieser armen Kinder hauptsächlich zu sehen ist, so soll ihnen von den Schulcollegen, noch sonst von jemand, keine weitere Last auferlegt werden, als welche Magistrat und Inspector gut heisset.

§ 17. Diejenigen Schulknaben, welche wegen Tum- oder Trägheit oder andrer Umstände halber die zum Studiren gehörige Geschicklichkeit nicht haben, sollen bey Zeiten davon ab- und zur Erlernung einer ehrlichen Profession angehalten, selbige auch nicht weiter als vornehmlich im Christenthum, Schreiben, Lesen und Rechnen unterwiesen werden.

§ 18. Der Rector muss insonderheit dafür sorgen, dass alles in der Schule richtig zugehe, mithin dahin sehen, ob seine Collegen zur rechten Zeit in die Schule kommen, und ob sie mit gehörigem Fleiss informiren. Findet er das Gegentheil, so muss er den Collegen desfalls bescheidentlich erinnern, und falls der andre sich nicht daran kehret, solches alsdann dem Herrn Inspector melden, wie dann dieser wenigstens einmal in der Woche in der Schule gehen und zuhören

[1]) Eine kurfürstl. Verordnung vom 18. October 1660 „wegen der Beichte, Leichpredigten, Besuchung der Kranken und Catechismuslehre“ bestimmte, „dass die heranwachsende Kinder nach geschehener gnugsamen unterrichtung zuförderst von dem Pfarrer der Gemeine bey öffentlicher predigt dargestellet und darauf zum Abendmahl verstattet werden sollen.“

muss, wie darinnen informiret werde, auch die discentes examiniren, ob sie dasjenige bereits gelernet, was sie von Rechts wegen wissen sollen."

Dies Reglement ist zwar ohne Datum und Jahreszahl, aber die Andeutung über die Reparatur der Kirche[1]) und die Anstellung eines Baccalaureus stellt ausser jeden Zweifel, dass es zwischen 1747 und 1749 entstanden sein und in enge Verbindung mit der genannten Petition gebracht werden muss. Unter den Missständen, gegen welche sich die Ordnung richtet, steht die Ferienfrage obenan, d. h. die ungerechtfertigte Gewohnheit der Lehrer, die Dauer der observanzmässig schulfreien Tage über Gebühr willkürlich auszudehnen. Die ärmere Bevölkerung war freilich froh, wenn sie recht oft und lange ihre Kinder zu gewerblichen Hülfeleistungen (Spulen, Hüten u. a.) gebrauchen konnte, unter einem Schulzwang litt ihr Verdienst; aber die einsichtigeren Eltern, deren Kinder auch den Privatunterricht besuchten, hatten ein Recht zu klagen, wenn die Schulzeit beschnitten wurde, und so kommt dieser Punkt immer und immer wieder zur Erörterung, so oft es sich um Abstellung von Missständen handelt. Im übrigen basieren die positiven Vorschriften auf den früheren Visitationsabschieden von 1574 und 1600; § 17 ist dem Kgl. Edict über den Selectus ingeniorum (25. August 1710) entnommen; in § 11 und 12 erblickt man unschwer eine Anlehnung an die Ideen, welche an den Heckerschen Schulen[2]) in Berlin praktisch verwirklicht und durch allerhand Lehrbücher (insbesondere die Hähnschen)[3]) weiteren Kreisen zum Verständnis gebracht wurden.

---

[1]) Am 16. Juni 1745 traf ein Blitzstrahl den Kirchturm, warf Knopf und Fahne herunter und verursachte einen Brand, der lange verborgen blieb, endlich aber glücklich gelöscht wurde. Erst 1749 war die Reparatur beendigt; der Knopf ward unter grosser Feierlichkeit aufgesetzt, (das Gedicht, welches dabei deklamiert worden ist, befindet sich noch im Archiv). Vergl. auch Sternbeck S. 125. —

[2]) Der Erlass vom 29. April 1754: „Weilen Wir in Gnaden verordnet haben, dass für weiterer Beförderung derer sich bey der Heckerschen Realschule allhier findenden geschickten Informations Subjectorum mit Fleiss gesorget werden soll, als habt ihr denen Magistraten eures Creyses sofort bekannt zu machen, wie Wir gerne sehen werden, wann sie in Fällen, da dieselben Patroni sind, bey Erledigung der Schulämter vor anderen auf die bey gedachter Realschule vorhandene fähige Subjecta reflectiren werden, da dergestalt die Schulämter im Lande mit tüchtigen Personen besetzt werden können" — wurde auf dem Strausberger Magistrat zur Nachachtung übersandt, doch ist kein Fall der Befolgung bekannt. Ebenso wurde (20. Novbr. 1755) die Lotterie zum Besten der Berliner Realschule warm empfohlen. —

[3]) Götze S. 128: „Die Schüler sollen auch die Ordnung des Lehrstoffs, wie eines auf das andre folget und mit ihm verbunden sei, ersehen können." — Unlängst veröffentlichte Prof. Beyschlag einen bisher ungedruckten Brief Friedrichs des Grossen, woraus folgende Stellen hierher passen: „Nur muss die Methode des Unterrichts ein bisschen reformiret werden, damit die jungen Leute besser lernen . . . Die autores classici müssen auch alle ins Deutsche übersetzet werden, damit die jungen Leute eine idée davon kriegen, was es eigentlich ist, sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht . . ."

Entschieden neu ist die Einrichtung der Currende, aber trotz des guten Zwecks, den man damit verbinden wollte, ebenso hässlich. Eine Umänderung des alten Singchors[1]) kann ich in ihr nicht finden, denn die Recordationen wurden dadurch gar nicht betroffen oder gar aufgehoben, sie war vielmehr nur ein garstiger Auswuchs der Bettelei, die, wie in den Recordationen von den Lehrern, fortan wöchentlich zweimal von armen Schülern betrieben und als Einnahmequelle angesehen wurde. Es konnte nicht ausbleiben, dass die Geringschätzung, mit welcher man diesen armen Bettelsängern einige Pfennige in die Büchse warf, schliesslich auch bei den Recordationen mehr und mehr zum Ausdruck kam, und die ursprünglich vielleicht geachtete Institution immer tiefer herabwürdigte.

Ob die neue Ordnung wirklich die Kgl. Bestätigung erhalten und Geltung erlangt hat, ist nicht zu bestimmen; das aber steht fest, dass man auf die in ihr niedergelegten Grundsätze auch später noch mehrfach zurückgegriffen hat. —

Nach Beendigung des 7jährigen Krieges, noch im Jahre 1763, erliess der grosse König das berühmte General-Landschulreglement mit seinen 26 inhaltschweren Paragraphen für die gesamte preussische Monarchie; das Edikt vom 20. December 1764, jenes ergänzend, verfügt: „Da Wir seit Antritt Unserer Regierung die Verbesserung der Schulen in unseren Staaten allerhöchst selbst zu einem besonderen Augenmerk jederzeit genommen und deshalb vor einiger Zeit in Ansehung der Schulen auf dem Lande ein General Schul Reglement publiciren lassen, so ist auch in Erwägung der genauen Verbindung guter Schulen mit der Aufnahme des Staates Unser so gnädiger als ernster Wille, dass die Stadtschulen gleichfalls in die bestmöglichste Verfassung gesetzt werden sollen“. Dem Magistrat wurde dies mit der Weisung überschickt, „alle Schulbediente, die angenommen oder zur Ascension verstattet werden, vor Erteilung der Vocation beim Ober-Consistorium zu präsentiren; auch muss das Wahlprotocoll jedesmal vom Inspector mit unterschrieben sein“.

„Da in der Strausberger Schule aber doch nur im Lesen, Schreiben, Rechnen und dem Catechismus unterrichtet werde“, sollte für dieselbe (Rescript vom 20. September 1764) durchaus das Landschulreglement(!) massgebend bleiben, auch die darin vorgeschriebenen Bücher eingeführt werden. —

---

[1]) Vgl. Götze S. 121. Die Kurrende ging erst gegen 1830 ein.

Schon drei Jahre später finden wir, dass bei der Introduction des Rectors Tobias Weber im Juni 1767 die Bürgerschaft wiederum die Gelegenheit ergreift, um sich über die bisherige Schulverfassung zu beschweren und darum zu bitten, dass eine fleissigere Visitation der Schule angeordnet werde, „sonst könnten sie sich zu dem erhöhten Schulgeld nicht verstehen". Sie beklagen sich über folgende Missbräuche: „1. Würden die Singestunden sehr schlecht abgewartet, indem der Herr Conrector erst nach ½ 1 Uhr in der Schule käme, da die Stunde doch um 12 Uhr ihren Anfang nehmen soll. 2. Würden die Schulgebäude sehr unordentlich gehalten und viel unverantwortliche Ferien gemachet, so vor diesem nicht gewesen. 3. Wäre seit einiger Zeit die Gewohnheit von den Schulherren eingeführt, dass in den Recordations-Wochen gar keine Schule gehalten würde, da doch vorhin des Freitags und Sonnabends sei informiret worden. 4. Habe die Bürgerschaft angemerket, dass in denen 3 hohen Festtagen ganze Wochen gar keine Schule gehalten würde, welche Bewandtniss es nur mit der Betwoche[1]) habe. 5. Sei nur seit einiger Zeit die unerlaubte Gewohnheit eingeführt worden, dass wenn eine Leiche sei, keine Privatstunden gehalten würden, da doch die Bürgerschaft die Privatstunden besonders bezahlen müsse. 6. Sei jedermänniglich bekannt, dass vor diesem in den 2 grossen Märkten der Tag nachhero ganz frei, in den 3 kleinen Märkten aber nur ½ Tag frei gewesen sei; nunmehr aber und seit sehr kurtzer Zeit wäre die Gewohnheit eingeführet, dass ohne Unterschied der Tag nach den 5 Märkten ohne Information geblieben. 7. Würden die Hundstage zu weit ausgedehnt und zwar auf 6 Wochen, da doch vor diesem, wie der Calender besagt, 4 Wochen Hundstage gewesen wären." —

Wie bereits früher auseinandergesetzt wurde, war aus dem i. J. 1712 konsentierten Schul-Neubau nichts geworden; man hatte sich nur mit Reparaturen beholfen. Das ist aber wohl endlich nicht weiter mehr möglich gewesen, denn es berichtet der Magistrat in gehorsamster Vorstellung der Sachlage und mit der Bitte um obrigkeitliche Genehmigung:

„Wie bereits aktenkundig, ist hiesiges Orts das zeitherige kleine Schulgebäude, worin besonders nur die Knaben informiret werden, von dermassen kleinem Umfang, dass nicht einmal der gehörige Platz zur Information der Knaben, noch weniger zur Wohnung der beiden Schul-Lehrer (!)[2]) vorhanden, die Mädchens Schule ausserdem noch in aedibus priuatis gehalten werden müssen, und desshalb zeithero theils vor des Conrectors Wohnung eine ansehnliche Miethe, auch die Küsterwohnung nebst Mädchens-Schule ebenfalls gemiethet werden müssen: So hat

[1]) Charwoche. — [2]) Diesem Ausdruck begegnen wir hier zum ersten Mal.

Magistratus sich in der unumgänglichen Nothwendigkeit versetzt gesehen, bei denen öffentlichen Licitations Terminen des hierselbst zu verkaufenden Closter-Gebäudes und Pertinentzien solches zum Behufe der Schule an sich zu kaufen ....“ Gleichzeitig hatte auch der Generallieutenant und Kriegsminister von Wedell dem Könige darüber Vortrag gehalten und dessen Erlaubnis zur Veräusserung des dem Potsdamer Waisenhaus seit 1731 gehörenden alten Klosters ausgewirkt.[1]) So wurden denn „die baufälligen Gebäude zur Schule aptirt“, und diese neue (!) Anstalt am 29. Oktober 1772 feierlichst eingeweiht, wobei für die Mahlzeit der Behörde 30 Thlr. draufgingen und an die Kinder Pretzeln und Schulbücher (für praeterpropter 15 Thlr.) verteilt wurden.[2])

Der damalige Bürgermeister Mertens,[3]) der in eben diesem Jahr ins Amt getreten war, hatte, gleichviel, ob aus Unkenntnis der Verhältnisse oder aus selbstgefälligem Machtbewusstsein, es verabsäumt, sich mit dem Inspector Hanses[4]) sowohl wegen des Schulbaues und einiger Kirchenreparaturen, als auch namentlich wegen der Neubesetzung des durch den Abgang des Tobias Weber vacant gewordenen Rektorats in gebührendes Einvernehmen zu setzen, und so beschwerte sich Hanses um Ostern 1773 beim Könige: „1. Dass Mertens die seit Michaelis erledigte Schulstelle so lange unbesetzt gelassen habe, wodurch die Jugend sehr versäumt werde. 2. Dass er ohne seine Zuziehung einen Candidaten zum Conrector und Cantor bestimmt, auch zum Examine sistiret habe, ehe das Cantorat für vacant erklärt und das Rectorat nach der Verordnung vom 20. December 1764 wieder besetzt worden sei. 3. Dass er die Probelection auf einen Tag lege, ohne vorher den Prediger zu Rathe gezogen zu haben. 4. Dass er nach schriftlicher Bitte des Inspectors um Aufschub der Probelection dennoch mit Zuziehung des Diaconus die Probe veranlasst habe. 5. Dass er den Candidaten zwar Probe lesen, aber nicht habe singen lassen. 6. Dass er sich der unanständigsten Schreibart gegen ihn bediene, wenn er ihm vorwerfe, in pflichtvergessenen und naseweisen Terminis an den Magistrat geschrieben zu haben, und ihn sogar mit einer Suspension ab officio bedrohe. Er bitte um eine eclatante satisfaction.“

Zwar suchte sich der Magistrat mit allerhand Redensarten zu rechtfertigen, aber die königl. Regierung stellte sich auf die Seite des Herrn

[1]) Siehe Juliheft 1898 dieser Zeitschrift S. 157. — Das Schreiben des Königs, Potsdam d. 12. Febr. 1772 lautet: „Mein lieber Generallieutenant p. Bey denen Mir in eurem Berichte vom 10. d. von dem alten Clostergebäude, welches das hiesige Waysenhauss bei Strausberg besitzet, angezeigten Umständen bin Ich wohlzufrieden, das solches der dortigen Bürgerschaft vor 700 Thlr. überlassen werde und könnt ihr derselben demnach dieses Gebäude vor sothanem Gebot nur zuschlagen und übergeben lassen. Ich bin euer wohlaffectionirter König. — Friederich.“ — [2]) Nach einer handschriftlichen Notiz in dem Magistrats-Exemplar der Fischbachschen Geschichte Strausbergs von 1783. — [3]) 1772–76. — [4]) 1754–1805.

Inspectors Hanses und verfügte unterm 8. Juli 1773: „Durch eure mit vielen unbescheidenen und zur Sache nicht gehörigen Einstreuungen angefüllte Vorstellung vom 25. Juni cr. habt ihr ein ordnungswiedriges Verfahren darum nicht abzukehren vermocht, dass der Inspector zur Wahl des Rektors nicht zugezogen worden, welches euch hiermit ernstlich verwiesen wird· Es soll zwar mit der Ansetzung des Rectors sein Bewenden haben, aber der Conrector darf nicht angestellt werden, da er sich im Examen nicht schicklich genug bewiesen hat.“ Dem Inspector Hanses scheint indessen hauptsächlich daran gelegen zu haben, dass der Conrector Crüger nicht das Rektorat erhalte, weil er ihn dazu nicht tauglich hielt; seiner persönlichen Einwirkung ist es daher wohl zuzuschreiben, wenn die Kgl. Regierung am 21. Okt. 1773 unter stillschweigender Annullierung der letzten Verfügung den Magistrat auffordert, „zu dem schon über Jahr und Tag erledigten Rectorat ungesäumt ein geschicktes Subjekt zu praesentiren, damit die Schule, welcher der Conrector nicht vorzustehen vermag, nicht gantz in Verfall gerathe.“ In seiner Erwiderung berief sich der Magistrat auf die bereits genehmigte Wahl des Conrectors zum Rector; „es vacire nur das Conrectorat. Übrigens sei ihre Schule gar nicht in Verfall, das könne nur aus animosité falsch geschildert sein.“ Einen Monat später hielt der Candidat Fincke „in der Stadt Closter Schule“ seine Probelection.

Es muss aber doch etwas Wahres an der Darstellung des Inspectors Hanses gewesen sein. Zunächst steht nämlich fest, dass durch die Übersiedlung der Schule in das alte Klostergebäude nicht nur kein Vorteil erzielt, sondern im Gegenteil eine durchaus schädlich wirkende Änderung des Schulplanes nötig geworden war. Sei es, dass man den augenblicklichen Zustand doch nur als einen provisorischen ansah, oder dass die Mittel nicht gelangt hatten, genug, es war nur ein einziger grösserer Schulraum hergestellt worden, in welchem beide Lehrer ihre beiden Klassen unterrichten mussten.[1]) Wie sie das angestellt haben, ohne die Schüler in ihren Fortschritten wesentlich zu hemmen, ist kaum zu erdenken.

Ferner ist verdächtig, dass im Jahre 1779 plötzlich eine sogenannte „Winkelschule“ in Strausberg auftaucht, über deren Konkurrenz allerdings nur der „Küster Gabriel Prawitz, Schulhalter der Mädchenschule“ sich beim Magistrat beklagt: „Es hat ein Candidat Johann Friedlieb Rücken eine Schule angelegt, wo er aus meiner Schule etliche und 30 Kinder an sich gezogen, dadurch mir wöchentlich ein Gulden Nachtheil zugefügt wird, so dass ich selbst manchen Sonnabend nicht mehr als 8—10 Groschen Schulgeld habe und dabei die Woche

[1]) Nach Fischbach. —

über die Stube auf meine Kosten heizen muss. Wenn mir denn die Mädchenschule in meinen Matriculn verschrieben, ich auch meinen Dienst an die 37 Jahr dergestalt verwaltet, dass man mit mir zufrieden gewesen, und die gantze Zeit über niemals eine Klipschule weder erlaubt, noch gehalten worden; So möchte doch dafür gesorgt werden, dass dem p. Rücken das Schulehalten untersagt werde . . .“

Der dahin lautende Beschluss des Magistrats wurde dem Herrn mit dem Hinzufügen bekannt gegeben, „dass es ihm übrigens unbenommen bleibe, sowohl für sich als durch seine Frau Eheliebste[1]) Privat Informationes ausser den öffentlichen Schulstunden und in solchen Dingen zu unterrichten, welche in öffentlichen Schulen nicht unterrichtet würden.“ Statt sich jedoch bei dieser Weisung zu beruhigen, ging Rücken vielmehr mit einer Beschwerde direkt an den König, in welcher er vorgab, dass „er bei der Invasion der russischen Kriegsvölker grösstentheils um sein Vermögen gekommen und daher gezwungen sei, schlecht und recht seinen Unterhalt durch Unterricht zu erwerben. Mehrere befreundete Familien hätten ihm ihre Kinder anvertraut“. Nunmehr aber liess der Magistrat die, wie es scheint, auf die Frau genommene Rücksicht fallen und stellte in seinem Bericht fest, „dass Rücken ehedem als Postschreiber, Actuarius und Öconomieschreiber auf einigen Ämtern gedient habe, wobei er sein Brot besser hätte erwerben können, wenn er nicht so nachlässig und sorglos gegen sich und seine Familie gehandelt hätte. Seine Schule sei in der That eine Winkelschule . . .“ und demgemäss wird wohl auch die obrigkeitliche Entscheidung gefallen sein.

Endlich bedenke man, wie schwer die Unterrichtserfolge bei dem durchaus unregelmässigen Schulbesuch der Kinder zu leiden haben musste. Einmal die ganz unberechenbaren Leichenbegängnisse, dann die regelmässigen Unterbrechungen an den Jahrmarktstagen und während der Recordationen,[2]) die selbst den Eltern zu wiederholten Klagen Veranlassung gaben, sowie die Gepflogenheit der Arbeiterbevölkerung, ihre Kinder meist nur dann zum Unterricht zu schicken, wenn sie deren Hülfe bei Feldarbeiten oder sonst im Gewerbebetrieb nicht unumgänglich nötig hatten — nach einer Frequenzliste von 1787 besuchten zwar zur Winter-

---

[1]) Eine Tochter des 1753 verstorbenen Inspectors Fabricius. —

[2]) Im Jahre 1778 entstand ein „Recordationsstreit“ zwischen dem Rector Crüger und dem Conrector Moritz. Ersterer hatte es durchgesetzt, dass beide Lehrer beim Recordiren abwechseln sollten, „damit die 60—70 Kinder, welche nicht singen können, derweil von dem andern unterrichtet würden“; natürlich dürfe jeder dann das dabei einkommende Geld behalten. Bei diesem Verfahren aber meinte der Conrector schlecht wegzukommen und verlangte, dass sie nach alter Observanz die 4 Recordationen gemeinschaftlich machten. Der Magistrat musste sich ins Mittel legen und verglich beide dahin, dass die Alternation im Interesse des Unterrichts bleiben, der Inhalt der Sammelbüchse aber bei jedem einzelnen Umgang geteilt werden sollte. —

zeit 130 Kinder die Schule, im Sommer aber nur 60—70 (!)[1]. — alle diese Missstände mussten ja lähmend auf die Lehrthätigkeit und Amtsfreudigkeit der Lehrer wirken, man konnte sich der Notwendigkeit einer durchgreifenden Abänderung derselben nicht länger verschliessen, um so weniger, als auch seitens der Regierung auf die „Erweiterung und Verbesserung des gesammten Schul- und Erziehungswesens durch Einsetzung eines besonderen, vom Könige unmittelbar abhängigen Ober-Schulcollegiums Bedacht genommen wurde.[2])

Ein günstiger Zufall kam einer derartigen Absicht zunächst äusserlich und scheinbar zu Hülfe. Die Regierung beabsichtigte den Bau eines Landarmen- und Korrektionshauses zur Aufnahme von Vagabunden und Bettlern und wollte dazu das Klostergrundstück erwerben, welches seiner Lage wegen besonders geeignet erschien; sie erbot sich, der Stadt ein neues Schulgebäude hinzustellen, wenn sie das Kloster wieder an den Fiscus abtreten wolle.[3]) Dieser Vorschlag fand Beifall, — und am 28. August 1788 konnte das neue Schulgebäude, das auf dem Grund und Boden der längst verfallenen und verschwundenen Nicolaikirche errichtet war, an Magistrat und Bürgerschaft übergeben werden.

Gleichzeitig aber machte sich Inspector Hanses, welcher, wie wir vorhin gesehen haben, von dem Minderwert der bisherigen Schulleistungen durchdrungen war, mit lobenswertem Eifer an die Aufgabe, den Stundenplan umzugestalten und die Erfolge des Unterrichts durch Einführung neuerer Lehrbücher zu sichern. Er trat zu diesem Zweck mit dem Magistrat in nähere Unterhandlung und fand namentlich bei dem einsichtigen Stadtdirektor Perlitz nicht nur das rechte Verständnis für seine Pläne, sondern auch werkthätige Unterstützung.

Noch im September 1788 wurden auf städtische Kosten[4]) folgende Bücher angeschafft und verteilt:

A. Der Rektor Crüger erhielt zu seinem Gebrauch

1. Dietrichs Unterweisung zur Glückseeligkeit nach der Lehre Jesu (Berlin 1782),

---

[1]) Darauf bezieht sich folgender Erlass vom 28. Januar 1788: „Verschiedene Wirthe auf dem Lande nehmen arme Kinder ohne Lohn und bloss gegen das Versprechen, selbige zur Schule und zum Unterricht des Predigers anzuhalten, bey sich in Verpflegung und Dienst, stellen aber die Verbindlich (!) zum Schul- und Religions-Unterricht hiernächst ganz in Vergessenheit, brauchen die Kinder bloss zu ihrer Arbeit und lassen sie ohne alle Unterweisung. Da dieser Missbrauch so viel als möglich abgestellet werden soll, so habt ihr darauf zu sehen und zu vigiliren, dass dergleichen arme Kinder, wenn sie das achte Jahr erreicht haben, einige Tage in der Woche wenigstens im Herbst, Winter und Frühjahr zur Schule und im zehnten Jahre zum Prediger geschafft werden . . .“ — [2]) Circulare vom 8. November 1787. — [3]) Vgl. Juliheft 1898 dieser Zeitschrift, S. 158. — [4]) Vom „Buchbinder M. F. Herfurth, Berlin, Neue Friedrichstrasse, für 37 Thl. 9 gr. —

2. Heynatz, deutsche Sprachlehre und Lehre von der Interpunction,

3. Desselben Handbuch zu richtiger Verfertigung schriftlicher Aufsätze,

4. Büschings Naturgeschichte mit Kupfertafeln und

5. Raffs Geographie;

ferner für die Schüler der oberen Klasse:

6. Zwölf Exemplare des Auszugs aus Dietrichs Unterweisung etc.,

7. Sechs Exemplare der Biblischen Geschichte von Feddersen[1]),

8. Acht Exemplare von Rochows Kinderfreund[1]),

9. Acht Exemplare von Büschings Naturgeschichte (ohne Tafeln),

10. Acht Exemplare von Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte (Berlin 1784).[1])

B. Der Konrektor Moritz erhielt

1. Weissens ABC Buch Illuminiret,

2. Basedows Neues Werkzeug zum Lesenlehren,

3. Treumanns Erklärung der fünf Hauptstücke,

sowie für die Schüler der unteren Klasse

4. Zehn Exemplare des Weissschen ABC Buchs, nicht illuminiret.[2])

Die Zahl der Lehrstunden und ihre Verteilung auf die einzelnen Unterrichtsgegenstände wurde (24. November 1788) folgendermassen festgesetzt.

I. Lectiones für die erste Klasse.

Montag: 8—9 wird die Sonntagspredigt wiederholet und von
9—10 aus einem moralischen biblischen Buch ein Capitel gelesen, auch eine biblische Geschichte durchgenommen.
10—11 Privatstunde.
1—3 Rechnen und Schreiben.
3—4 Privatstunde.

Dienstag: 8—9 Naturgeschichte.[3])
9—10 Geographie.[3])
10—11 Privatstunde.
1—3 Schreiben und Rechnen.
3—4 Privatstunde.

Mittwoch: 8—9 Religion.
9—10 Historie des Vaterlandes, nehmlich der Deutschen und des Brandenburgischen Hauses.[3])
10—11 Privatstunde. Nachmittags frei.

[1]) Diese Lehrbücher wurden auch auf dem Basedowschen Philanthropinum in Dessau gebraucht, vgl. Raumer Gesch. d. Pädagogik 2. S. 403; desgl. erwähnt sie das Programm des Gymnasiums in Glückstadt, Ostern 1892 No. 277, S. 3 u. 6. — [2]) Auch für die Mädchenschule schaffte man 10 Exemplare dieses Abcbuches an, desgleichen überwies man dem Küster Prawitz zu seinem Gebrauch je ein Exemplar der unter A 6–9 und B 1—3 aufgeführten Bücher. — [3]) Die Neueinführung dieser drei Unterrichtsfächer entsprach dem Heckerschen Schulplan.

Donnerstag: 8—9 Lesen aus einem biblischen Buch und eine biblische Geschichte.
9—10 deutsche Grammatik.
10—11 Privatstunde.
1—2 Anweisung zum Briefschreiben, ingleichen Schreiben nach Vorschriften.
2—3 Rechnen.
3—4 Privatstunde.

Freitag: 8—9 Naturgeschichte.
9—10 Geographie.
10—11 Privatstunde.
1—3 Schreiben und Rechnen.
3—4 Privatstunde.

Sonnabend: 8—9 Religionsunterricht.
9—10 Geographie.
10—11 Privatstunde. Nachmittags frei.

NB. In den Privatstunden werden die Lectionen der öffentlichen Stunden nach Bedürfniss der Kinder wiederholt, denen, die lateinisch lernen wollen, die Anfangsgründe dieser Sprache beygebracht.

II. Lectiones für die zweite Klasse.

Montag: 8—9 ABC, Buchstabiren, Lesen.
9—10 ein Stück aus dem kleinen Catechismo.
10—11 Privatstunde.
1—3 Mit den Kleinen dasselbe wie früh 8—9, mit den Grösseren kann der Anfang zum Schreiben und Rechnen gemacht werden.
3—4 Privatstunde.

Dienstag, Donnerstag und Freitag ebenso.

Mittwoch: 8—9 ABC, Buchstabiren, Lesen.
9—10 eine leichte, practische biblische Geschichte, leichte Sprüche zum Auswendiglernen, nachdem ihnen der wahre Verstand vorher begreiflich gemacht.
10—11 Privatstunde.

Sonnabend ebenso. —

Alle übrigen Bestimmungen über die äussere und innere Schulordnung wurden endlich nach langen Beratungen im December 1789 folgendermassen niedergeschrieben:

„Da die hiesige Stadt ein neues Schulgebäude dadurch erhalten hat, dass auf die Stelle der ehemaligen alten Klosterschule, worin nur ein grosser Schulsaal zum Unterricht sämmtlicher Schüler befindlich gewesen, ein Armenversorgungshaus erbauet worden, und S. Kgl. Majestät dagegen auf den ehemaligen Kapellenplatz das neue Schulhaus mit

zwo Schulstuben haben erbauen lassen, mithin da nunmehro in beiden Schulstuben zugleich Unterricht gegeben wird, auch in Ansehung der Schulstunden eine ganz andre Einrichtung getroffen werden muss; überdem aber auch nach Verhältniss der jetzigen Zeitumstände eine neue Lehrmethode einzufüren höchstnöthig gewesen, zu deren Erleichterung bereits auf öffentliche Kosten eine Anzahl neuer zweckmässiger Schulbücher angeschaft worden; so ist in Rücksicht dieser veränderten Umstände folgendes Schulreglement abgefasst und eingefürt worden:

§ 1. Schulanfang im Sommer wie im Winter präzise um ½8 Uhr, dergestalt, dass an den drei ersten Wochentagen der Herr Rector in seiner Klasse von ½8—8 Uhr mit sämmtlichen Schulkindern von beiden Klassen aus dem neuen Gesangbuch[1]) ein Morgenlied oder ein paar Verse aus demselben singet und hernach den Morgensegen lesen lässt. Ebenso der Herr Conrector in den drei letzten Wochentagen. — Des Nachmittags liegt dem Herrn Conrector als Cantor ob, von ½1 bis 1 Uhr die grösseren Schüler, zu welchen auch die sämmtlichen Schüler aus der Klasse des Herrn Rectors gehören, im Singen zu üben.

§ 2. Die öffentlichen Schulstunden sind in jeder Schulklasse des Vormittags von 8 bis 10 Uhr und des Nachmittags von 1 bis 3 Uhr zu halten. Ausser diesen öffentlichen Schulstunden hält jeder Lehrer in seiner Klasse mit seinen Schülern seine Privatstunden und zwar des Vormittags von 10 bis 11, des Nachmittags von 3 bis 4 Uhr.

§ 3. Zur ersten Klasse gehören alle diejenigen Kinder ohne Unterschied, welche erst noch das ABC, das Buchstabiren und das Lesen erlernen müssen, auch erst einen Anfang im Schreiben und Rechnen machen, alle übrigen aber gehören zur zweiten Klasse.

§ 4. Für die Lectionen gilt der Katalogus vom 24. November 1788, wobei die angeschafften Schulbücher zum Grunde zu legen sind.

§ 5. Der Schluss einer Lection wurde bisher durch einen Schüler angezeigt, der ausser der Klasse auf die Thurmuhr acht geben musste. Da dies für den Schüler nicht vortheilhaft war und zu begründeten Beschwerden der Eltern Anlass gegeben hat, soll für jede Klasse eine Sanduhr angeschafft werden.

§ 6. Wer bloss die öffentlichen Schulstunden besucht, zahlt wöchentlich 6 ₰; der Ordnung wegen soll das Schulgeld vierteljährlich mit 6 gr abgeführt werden, welches beide Lehrer unter sich theilen. Dieselben müssen darüber einen Catalogum füren und persönlich abrechnen, und um Streitigkeiten zu vermeiden, sich nicht das Geld durch Schulkinder zuschicken.

Das Schulgeld für die Privatstunden beträgt gleichfalls 6 gr, wird aber nicht getheilt.

[1]) Das im Jahre 1780 erschienene verbesserte Berliner Gesangbuch. —

Schüler aus anderen Orten bezahlen 12 gr, damit wird es ebenso gehalten wie mit dem für die öffentlichen Stunden (d. h. also, es wird getheilt).

§ 7. Bisher waren zu viel Ferien. Festgesetzt wird:

1. An den 5 Jahrmärkten darf nur in den beiden grossen, die auf Pfingsten und Michaelis fallen, die Schule den Jahrmarktstag selbst und den darauf folgenden Dienstag ausgesetzt werden, in den 3 übrigen kleinen aber nur den Jahrmarktstag allein.

2. In den Hundstagen werden 6 Wochen lang 2 Nachmittage (ausser Mittwoch und Sonnabend) frey gegeben.

3. In den Festwochen, die auf Ostern und Pfingsten einfallen, werden nur bis zum Mittwoch Ferien erlaubt, den Donnerstag muss schon wieder Schule gehalten werden. So ists auch mit der Weihnachtswoche zu halten, wenn Weihnachten im Anfange der Woche fällt.

4. Wegen der Fastenpredigten und sogenannten Salve Stunden,[1]) wie auch der Fasten-Examen,[2]) wobey die Schüler in der Kirche gegenwärtig sein müssen, ingleichen bey den öffentlichen Leichen,[3]) wird darum die Schule nicht länger ausgesetzt, als so lange solche dauern.

---

[1]) Perlitz: „In der Fasten und zwar in der Woche oculi, laetare und judica werden Freitags die sog. Salvestunden von dem Diaconus gehalten, wozu des Nachmittags um 3 Uhr mit der kleinen Klingklocke eingeläutet wird. In denselben wird ein Lied gesungen, von dem Geistlichen eine Stelle aus einem Passionsbuche vor dem Altar abgelesen und darauf wieder ein Vers gesungen. Nachher singt der Prediger den Segen ab, und ein zweiter Vers beschliesst das Salve."

[2]) Perlitz: „Des Montags und Donnerstags von 12—1 Uhr hält der Diaconus in den Fasten die 9 Examina, wozu mit der kleinen Klingklocke geläutet wird. Dabei werden die Kinder vor dem Altar aus dem Christenthum examinirt. Vorher und nachher wird gesungen."

[3]) Perlitz: „Die Leichenbegängnisse geschehen hier auf folgende Weise. Es werden die Leichen in öffentliche und stille eingetheilt. Öffentliche werden diejenigen genannt, wo die Beerdigung mit dem Geläute und mit der Schule entweder zusammen, oder auch mit dem Geläute allein geschieht. Erstere kann man füglich in ganze und halbe Leichen unterscheiden. Bei der ganzen werden vor dem Trauerhause 3 Lieder gesungen und 2 Collecten abgelesen, bei den halben hingegen singt die Schule bloss ein Lied. Diese öffentlichen Schulleichen geschehen gemeinhin des Nachmittags um 1 Uhr; vorher werden in der Stunde von 11—12 Uhr drei Pulse geläutet, und um 1 Uhr wird mit der kleinen Klingklocke ein Zeichen gegeben, dass sich die Schule nun einfinden solle. Solche begiebt sich auch nun mit den Schullehrern in Prozession nach dem Leichenhause, wo nun, wenn es eine grosse Leiche ist, 3 Lieder gesungen und zwischen dem 1. und 2. vom Superintendenten, zwischen dem 2. und 3. vom Diaconus Kollekten und Bibelverse abgelesen werden. Die Lieder wählt der Cantor; wenn aber die Leidtragenden solche selbst wählen, müssen sie für jedes 2 gr an die Schullehrer bezahlen. Nach vollendetem 3. Liede geht die Leichenprocession vor sich, vorauf die Schule mit den Schullehrern und dem Küster, dann die beiden Geistlichen, hierauf folgt die Leiche und dann die Leidtragenden mit dem Gefolge männlichen und weiblichen Geschlechts. Dieser Zug geht vom Trauerhause zum Beerdigungsplatz unter

5. In den Wochen, da recordirt wird, müssen am Mittwoch die Recordationen geendiget seyn. Der Donnerstag wird zur Erholung zugestanden, den Freitag aber muss wieder Schule gehalten werden.

§ 8. Vor allen Dingen müssen die Lehrer ihren untergebenen Schülern mit guten Beyspielen vorgehen, daher sie auch alle Gelegenheiten zur Uneinigkeit unter sich selbst möglichst zu vermeyden, vielmehr sich friedlich und verträglich gegen einander zu betragen, und für das algemeine Beste der Jugend mit gemeinschaftlichen Kräften zu arbeiten haben.

§ 9. Nicht nur die Kenntnisse sollen durch Erlernung nützlicher Wissenschaften erweitert, sondern auch die Sitten derselben verbessert werden. Und so wie die Lehrer selbst in ordentlicher und anständiger Kleidung in den Schulstunden erscheinen müssen, so haben sie auch darauf zu sehen, dass die Schüler sich reinlich und ordentlich halten.

Ebenso müssen auch die Schulstuben reinlich gehalten und nur zum Jugendunterricht gebraucht werden.

§ 10. Bey Bestrafung der Schüler müssen sich die Lehrer aller unziemenden Heftigkeit und Hitze enthalten, vielmehr alle väterliche Mässigung gebrauchen; wogegen sie aber auch auf der andern Seite nicht in Verzärtelung verfallen, und die Unarten oder gar Bosheiten der Schüler gänzlich ungestraft hingehen lassen müssen.

---

dem Geläute aller Glocken und dem Gesang der Schule, wo dann bei und nach eingesenkter Leiche noch ein paar Liederverse gesungen werden. In solchen Leichenbegängnissen, die zwar mit dem Geläute, aber nicht mit Begleitung der Schule geschehen, besteht ein besonderer Vorzug, den gemeinhin nur die geniessen, die über dem ordinären Bürgerstand erhoben sein wollen. Das Sonderbarste hierbey ist, dass bey solchen Ehrenleichen nicht mit allen, sondern nur mit der grossen Glocke geläutet wird und ausser den gewöhnlichen Leichengebühren für das Geläute noch besondere 5 Thl zur Kirche und 1 Thl an die Pulsanten bezahlt werden muss. Solche Leichenbeerdigungen geschehen Nachmittags um 3 Uhr, man hat aber schon angefangen, sie auch des Morgens zu verrichten. Es findet dabei weiter keine Feierlichkeit statt, als dass das Leichengefolge, welches sich im Trauerhause versammelt und vom Küster der Rangordnung nach aufgefordert wird, die Leiche unter dem Geläute der grossen Glocke bis zur Ruhestätte geleitet und, nachdem die Beerdigung geschehen, in Procession sich wieder nach dem Sterbehaus begiebt, wo solches mit einer Tasse Caffee oder wohl gar, wenn es recht köstlich ist, mit Wein und Kuchen regalirt wird. — Die ganz stillen Leichen geschehen ebenso, wie die öffentlichen Schulleichen, bey den gewöhnlichen Bürgersleuten, jedoch um 3 oder 4 Uhr Nachmittags. Dass solches kein Zeichen der Armuth sey, widerlegt sich gleich daraus, weil jeder noch alle Gebühren wie bei den öffentlichen Leichen bezahlen muss; vielmehr soll diese Verfahrungsart wohl schon einen feineren Ton verrathen. — Das Tragen der Leichen geschieht von den Gewerkern, von welchen auch die schwarzen Leichentücher hergegeben werden, welche von Tuch oder Plüsch, auch gemeinhin mit dem Gewerkswappen prächtig gestickt sind. Je nachdem die Leiche bedeutend ist, wird die Anzahl der Träger genommen, bei grossen Leichen 12 bis 16, deren jeder 4, 8, auch wohl 12 gr erhält. Für das Leichentuch wird 1 Thl. bezahlt. Das Leichenbitten besorgt der Küster. —

§ 11. Seine Erkrankung muss der Lehrer dem Inspector anzeigen, zu Reisen jedoch beim Director und Inspector um Urlaub anhalten, damit die nöthigen Vorkehrungen für die Schule getroffen werden können.

§ 12. Auf Ostern und Michaelis findet Examen und Versetzung statt. —

Es ist nicht zu leugnen, dass durch diese Bestimmungen ein bedeutsamer Schritt vorwärts gethan wurde; ganz insbesondere zeugt die Einbeziehung der Realien in den Unterrichtsplan dafür, dass man entschieden gesonnen war, die Stadtschule nicht in dem bescheidenen Umfang zu belassen, wie ihn das General-Landschul-Reglement bezeichnet, sondern vielmehr, den Anforderungen der Zeit entsprechend, auf ein Niveau zu bringen, welches zwar von dem einer Gelehrtenschule ebensoweit entfernt war, wie von dem der Dorfschule, wohl aber recht eigentlich den Bedürfnissen eines aufstrebenden Bürgertums angepasst sein sollte. Man kam nun auch jetzt nicht recht vorwärts; ob aus Mangel an Mitteln allein oder auch, weil es den Lehrern an der erforderlichen Energie zur Durchführung der Neuerungen fehlte, mag dahingestellt bleiben: vielleicht wirkten beide Umstände zugleich darauf.

Zehn Jahre später entspricht allerdings noch im ganzen und grossen das Bild, welches der Magistrat von der Schule entwirft, dem Reglement von 1789. „Da Unsere landesväterliche Absicht dahin gehet, eine Verbesserung der städtischen, vornehmlich der eigentlichen Bürgerschulen zu bewirken, so ist zuvörderst eine genaue Kenntniss des gegenwärtigen Zustandes aller Stadtschulen nothwendig, und obwohl bereits im Jahre 1787 Tabellen über den äusseren und inneren Zustand der Schulen eingereichet worden, so kann doch vorausgesetzt werden, dass seit dieser Zeit sich manches geändert hat“; mit diesem Anschreiben vom 15. November 1798 wurden dem Magistrat Fragebogen übersandt, welche Perlitz persönlich folgendermassen ausfüllte:

I. Tabelle über den äusseren Zustand der Schule.

1. Magistrat ist Patron der Schule.
2. Der Inspector führt die Aufsicht, sonst keiner[1]) im speciellen.
3. Gegenwärtig wirken an der Schule: a. der Rector Gottfr. Ephraim Crüger, 67 Jahr alt, 37 Jahr im Amt, hat zu Halle studirt, b. der Conrector Joh. Daniel Moritz, 44 Jahr alt, 20 Jahr im Amt, hat zu Franckfurth studiret.

[1]) Die durch den Visitationsabschied von 1574 anbefohlene Aufsicht hatten sich also die Mitglieder der städtischen Verwaltung und Bürgerschaft im Laufe der Zeit abgehalst. —



4. Fixirtes Gehalt bezieht

	a. der Rector	b. der Conrector	
aus der Kirchenkasse	14 Thl. 15 gr	5 Thl. 10 gr	[einschl. Freibett u. Wäsche]
„ „ Stadtkasse	40 „ — „	40 „ — „	[statt der Freitische]
„ „ Cämmereykasse	5 „ 5 „	11 „ 8 „	[Gehalt]
„ „ Accisekasse	7 „ 16 „	7 „ 16 „	[wegen ihrer Befreiung v. Staatssteuern]
„ „ Ziesekasse	2 „ 15 „	1 „ 20 „ 7 ₰	
zusammen	70 Thl. 3 gr	66 Thl. 6 gr 7 ₰	

5. Zufällige Einkünfte hat (nach sechsjährigem Durchschnitt berechnet)

	a. der Rector		b. der Conrector
von Leichen und Trauen . . .	10 Thl. — gr		6 Thl. — gr
17 Klafter Brennholz[1])	18 „ — „		18 „ — „
freie Wohnung	20 „ — „		20 „ — „
Schul- und Privatgeld	40 „ — „		36 „ — „
Recordationsgeld	22 „ — „		22 „ — „
3 *U.* Wachsstricke	2 „ — „	2 *U.* Wachsstr.	1 „ 8 „
als Prediger auf dem Landarmen- und Invalidenhause	40 „ — „	Mutettengeld	2 „ 8 „
für Aufgebote u. Danksagungen	2 „ — „	[das alte Salvereginengeld?]	
als Organist in der Stadtkirche	12 „ — „		
zusammen	166 Thl. — gr		105 Thl. 16 gr[2])

6. Jeder Lehrer hat 2 Stuben, 1 Kammer, 1 Küche und Keller.

7. Der Rector ist zugleich Prediger im Landarmen- und Invalidenhause und auch Organist bey der Stadtkirche. Der Conrector ist auch Cantor.

8. Die Schule hat 2 Klassen.

9. Die Schule hat 2 Schulzimmer.

10. Gegenwärtig [December 1798] sind 80 Schüler, 43 in der oberen, 37 in der unteren Klasse: nach 6jährigem Durchschnitt 90—100; keine auswärtigen.

11. Ein Beneficium (Freitisch, Wohnung, Stipendium u. s. w.) für Schüler nicht vorhanden.

---

[1]) Im Deputatholz-Etat 1775—76 steht: Schule und Schulcollegen 10 Klafter Eichen- und 20 Klafter Kienen-Brennholz." — [2]) Vergessen ist hierbei, dass, „wenn ganze Mast vorhanden war, beide Lehrer ebenso, wie jeder bewohnte Bürger, nach Observanz und nach dem Approbationsrescript vom 10. August 1761 ein ganzes Schwein frey und unentgeldlich bekamen, ausser dem Hüterlohn, so wochenweise accordiret wird". Fischbach, hist. Beiträge II S. 436. — Ausserdem erwähnt Sternbeck (S. 184 und 187), dass, als 1772 die Kaveln erb- und eigentümlich den Bürgerstellen zugelegt wurden, auch Rector und Conrector je eine solche in zwei Feldern erhielten, dieselben jedoch in Erbpacht austhaten.

12. Nicht vorhanden Bibliothek, Naturaliensammlung, Instrumente oder Lehrmittel, auch kein Fond dazu.

13. Eine Verbesserung der Einkünfte für Schule und Lehrer vorjetzt nicht zu erwarten.

II. Tabelle über den inneren Zustand der Stadtschule.

1. Es fängt der Unterricht mit dem abc an und geht weiter bis zum Buchstabiren und Lesen, auch werden die Schüler im Christenthum, Schreiben, Rechnen, Geographie und Historie unterrichtet, wie auch in der Naturgeschichte.

2. Geschichte und Erdbeschreibung wird in den Privatstunden gelehrt.

3. Jeder Lehrer hat 20 öffentliche und 10 Privatstunden wöchentlich zu geben.

4. Schulbücher (cf. Verzeichnis von 1788).

5. Kenntnisse werden bei neu aufzunehmenden Schülern nicht vorausgesetzt.

6. Die Schüler werden nach den Fähigkeiten versetzt.

7. Zur Universität werden keine Schüler vorbereitet.

8. Alle Jahre ist Prüfung.

9. Fleissigen Kindern werden bei den Prüfungen zuweilen einige kleine Ergötzlichkeiten gegeben; für die Ungehorsamen wird Stock und Ruthe gebrauchet.

Anhang.

Ausser der Stadtschule ist noch eine Nebenschule, worin der Küster Unterricht für die Mädchen giebt. Gehalt und Emolumente desselben sind:

Aus der Kirchenkasse	18	Thl.	—	gr	—	₰
„ „ Accisekasse	3	„	20	„	—	„
„ „ Ziesekasse	2	„	14	„	10	„
Freie Wohnung	10	„	—	„	—	„
6 Klafter Brennholz	6	„	—	„	—	„
Schulgeld	50	„	—	„	—	„
Accidenzien	37	„	11	„	—	„
1 ℔ Wachsstock, 1/2 ℔ Wachslicht	—	„	21	„	—	„
Gevatterbriefe	24	„	—	„	—	„
Stadtuhr stellen	4	„	16	„	—	„
Läutebrod und -geld[1]) von der Bürgerschaft	14	„	12	„	—	„
zusammen	176	Thl.	22	gr	10	₰

[1]) Nach der Matrikel von 1721: „Vor das Wetter-Lauten Morgens umb 4 Uhr wie auch vor das Bett Glock schlagen des Morgens, Mittags und Abends bekommt er von den Ackersleuten jährlich gegen Reminiscere ein Brod (deren 6—7 auf einen Scheffel gehen), von denen Bürgern aber, die nicht acker haben, 1 Gr." Sternbeck S. 193. — 1772 erhielt auch der Küster „wegen Haltens der Mädchenschule" eine Landkavel. — Ebend. S. 192.

Die an das Oberschulcollegium eingereichten Tabellen scheinen zu eingehenderen Beratungen über die „vom Könige selbst“ angeregte Verbesserung der niederen Schulen geführt und Anregung zu genauerer Bestimmung „einiger darauf Einfluss habender Punkte“ gegeben zu haben, so insbesondere „wegen Vertheilung des Schulgeldes unter alle Glieder der Gemeine“ (21. Oktober 1799). Hierzu äusserte sich der Magistrat (Perlitz): „Wir halten dafür, dass es ausserordentliche Schwierigkeiten machen würde, es dahin zu bringen, dass dieses Schulgeld von sämmtlichen Einwohnern aufgebracht und den Lehrern als ein Gehalt gereichet wird, da sich vorzüglich diejenigen dagegen sträuben würden, die keine Kinder zur Schule zu schicken haben. Ebenso würde es auch viel Mühwaltung und Abrechnung verursachen, wenn diese Beyträge von sämmtlichen Einwohnern eingezogen und immer verhältnissmässig vertheilet werden sollten. Diese Schwierigkeiten werden so wie hier, also auch im allgemeinen eintreten, und wenngleich diese Veranstaltung auf der einen Seite sehr gut sein möchte, so tritt doch auf der andern Seite das Bedenken ein, ob bei dieser Einrichtung der Fleiss und die Betriebsamkeit der Lehrer besonders bey den Schülern der gemeinen Volksclassen, wo der Unterricht doch nur mechanisch und der Fleiss der Lehrer nur durch lucrativische Speculation (!) gespornt wird, nicht sehr geschwächet werden möchte, wenn das Schulgeld in fixes Salarium verwandelt wird.“

Ebenso ablehnend verhielt sich der Magistrat gegen eine durch Verfügung der Königlichen Regierung vom 12. Mai 1804 empfohlene Verbesserung der Gehälter: „Wenn die Vermögens-Umstände der Cämmerey die Bewilligung von Gehaltszulagen gestatten, und Ihr auch solche für städtische Officianten anzutragen euch veranlasst findet, soll die Stadt bei solchen Anträgen auch auf die Verbesserung der unverhältnissmässig geringen Besoldung der Geistlichen und Schulbedienten Rücksicht nehmen.“ [1]) —

Allen Bestrebungen und Absichten der für das Wohl der Schule wirkenden Persönlichkeiten wurde bald darauf ein schnelles Ende bereitet durch die unseligen Kriegsereignisse 1806/7. Strausberg, unweit der grossen, nach den östlichen Provinzen führenden Heerstrasse gelegen, hatte wiederum seinen bedeutenden Anteil an Durchmärschen, Einquartierungen und allen andern schweren Lasten, welche der rück-

[1]) Im September 1802 hatte das Oberconsistorium aus den Überschüssen der Städtekasse 25 Thl. „Schulverbesserungsgelder“ geschickt, wovon dem Rector 15, dem Konrektor 10 Thl. überwiesen wurden. —

sichtslose Franzosenkaiser dem tief gedemütigten Lande auferlegte,[1]) zu tragen. Für die Schule traten selbstverständlich damit häufige Störungen ein, namentlich aber wurde der Unterricht sehr empfindlich beeinträchtigt, nachdem der Schulraum zur ebenen Erde in ein französisches Lazaret hatte umgewandelt werden müssen, welches bis zum Juli 1808 darin verblieb. Die Klasse des Konrektors Moritz wurde von diesem in seiner eigenen Wohnung unterrichtet. Welcher Behandlung mitunter die älteren Schulmädchen seitens der einquartierten Soldaten ausgesetzt waren, schildert ein Brief (1807) des Konrektors an den Bürgermeister Fubel: „Was ich befürchtet, kommt noch ärger, als ich geglaubt. Es versammeln sich bei dem bei mir einquartierten Soldat viele andre, die so roh sind, dass sie den Kindern, die bei meiner Frau nähen und stricken lernen und schon 14 und 15 Jahre alt sind, in meiner Gegenwart [in unerhörter Schamlosigkeit nachstellen]. Auch der Knabenstube verschonen sie nicht; gestern sind ihrer sechs in derselben gewesen, wodurch die Kleinen alle heraus und mit einem Geplärr auf der Strasse herumgerannt. Wie kann man das wohl eine Christenschule nennen, wo Unzucht die Freiheit haben soll?“ [2]) — Das Urteil des Superintendenten Küster aus Berlin, „die Stadtschule sei äusserst gesunken, man müsse durchaus auf Mittel sinnen, wie ihr endlich wieder aufzuhelfen sei“, ist zwar hart, aber jedenfalls begründet und zutreffend gewesen, besonders wenn man bedenkt, dass der leitende Rektor ein alter Mann von 77 Jahren war. Noch in demselben Jahre (Juli 1807) fand gelegentlich der Einführung des neuen Diaconus Joh. Gottfr. Kriegel eine gemeinsame Beratung mit dem Magistrate statt, wobei unter Küsters Vorsitz und auf Grund seiner guten Vorschläge die Gesichtspunkte erörtert wurden, nach welchen bei der „Schulreform“ zu verfahren sei. Die weitere Ausarbeitung des Reformplanes übernahm der gleichzeitig berufene Inspector und Superintendent Krüger.[3]) Der Magistrat hatte allerdings mancherlei

[1]) Näheres in des Verfassers „Strausberg in der Franzosenzeit und den Freiheitskriegen“. — Eine „Designation von den begründeten Anforderungen der Privatpersonen, Communen und Institute an das französische Gouvernement“ vom 25. Mai 1811 giebt die Gesamtforderung der Stadt Strausberg auf 43519 Thl. 16 gr 11 ₰ an, „wovon nur 884 gezahlte Tafelgelder und Cantonnementsvergütung abgezogen werden könnten.“

[2]) Auf dem Rückmarsch aus Ostpreussen kantonnierte das 5. bairische Inf.-Regiment vom 15. Oktober bis 5. November 1807 in der Stadt. — Am 4. Februar 1808 erging der Befehl der Kriegs- und Domänenkammer, „dass man die Schullehrer fortan bei Einquartierungen möglichst zu soulagiren habe. —

[3]) War Feldprediger eines nach dem Tilsiter Frieden aufgelösten Regiments gewesen. — Über die Versorgung dieser plötzlich aus dem Amt entlassenen Feldprediger bestimmte eine Kgl. Cabinets Ordre vom 16. December 1807 [aus dem „Circulare vom. 14. Januar 1808 an sämmtliche Landräthe und Magistrate in der Kurmark und in dem diesseits der Elbe belegenen Antheil von Magdeburg“]: „1. dass nur solche, welche bereits 7, 8 und mehre Jahre dienen, als Prediger vorzugsweise versorgt, ausserdem

Bedenken geltend zu machen, die zu überwinden Schwierigkeiten bereitete, denn von Mehrlasten wollte man bei den traurigen Zeitverhältnissen nichts wissen. Was sollte mit dem alten Rektor geschehen? Würde ein gemeinschaftliches Unterrichten von Knaben und Mädchen, wie man es beabsichtigte, nicht Sitte und Zucht gefährden? Würde der Küster mit einer derartigen Neuordnung auch zufrieden sein? Das waren die Hauptfragen — und sie wurden gelöst, noch „mitten unter dem Trommelwirbel und Trompetengeschmetter französischer Einquartierung“. Die grösste Schwierigkeit wurde dadurch beseitigt, dass Kriegel[1]) unter Verzichtleistung auf „Tractament, Emolumente und Accidentien“, die dem Emeritus verbleiben sollten, das Rektorat mit dem Diaconat zu verbinden sich bereit erklärte und nur das Schulgeld beanspruchte.

So entstand denn der grosse Organisationsplan, der darauf dem Oberconsistorium unterbreitet und von demselben unter dem 15. September 1808 bestätigt wurde.[2])

I Abschnitt.

Begriff der Schule nebst dem dabey anzustellenden Personale.

§ 1.

Die Stadtschule zu Strausberg ist eine Bürger-Schule: dieser Begriff bestimmt sogleich die Lehrgegenstände, die in der Anstalt stattfinden und ganz ausgeschlossen bleiben müssen.

Lesen, Schreiben, Rechnen, Religionsunterricht bis zur wirklichen Confirmation der Catechumenen, und soviel Geographie, Geschichte, insbesondere Naturgeschichte, als auch der aufgeklärte Bürger bedarf, sind die Hauptgegenstände des Unterrichts.

---

aber auch abwechselnd geschickte und verdiente Schullehrer zu Predigerstellen befördert werden sollen; dagegen aber 2. jüngere Feldprediger vorerst auch als Schullehrer angestellt werden können, um sich dadurch einer weiteren Beförderung werth zu machen — —.“

[1]) Er schreibt an den Magistrat: „Ich hoffe der Schule mit Nutzen vorzustehen, da dieselbe doch gewiss eine Einrichtung erhalten wird, wodurch das jetzige Stümperwerk derselben aufhören und ein vernünftiges Ganzes werden kann“. Perlitz, hierüber etwas verschnupft, ersucht den Superintendenten: „Er möge doch dem jungen Mann, dem Herrn Kriegel, die jedem Menschen, besonders den Geistlichen, so heilsame Bescheidenheit anempfehlen, damit er seine Aufblähungen mässige“; dieser aber entschuldigt seinen jüngeren Amtsbruder damit, „dass er sich in Halle gewöhnt habe, die verschiedenen Objecte unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, um die Übersicht des Ganzen zu erleichtern.“ Ob Perlitz nun überzeugt war? —

[2]) Jedoch mit der Bedingung, „dass auch die Grammatik der Muttersprache und Kopfrechnen unter die Lehrgegenstände mit aufgenommen werden müsse.“ (gez. v. Scheve). —

Anmerkung: Kann für die Knaben, die von hier zu gelehrten Schulen überzugehen bestimmt sind, einiger Unterricht im Latein und für diese sowohl, als auch für die Töchter der Honoratioren einiger Unterricht im Französischen ertheilet werden, so ist es zweckmässig, eigentlich aber gehört es nicht in den Angrif einer Bürger-Schule.

§ 2.

Die ganze Anstalt wird in 3 Klassen abgetheilet. Eine jede derselben hat ihren eigenen Lehrer, dem die specielle Aufsicht über dieselbe anvertraut ist.[1]) Keiner ist aber in Ansehung des Unterrichts an seine Klasse allein gebunden, sondern ein jeder lehrt in allen 3 Klassen in den Wissenschaften, denen er besonders gewachsen ist,[2]) so wie es der jedesmalige Lectionsplan erfordert. Klasse I steht unter Aufsicht des Rectors, II des Conrectors, III des Küsters. Der Küster war bisher Mädchenlehrer; diese Schule wird mit der Stadtschule verbunden, so dass alle Kinder in der öffentlichen Schule unterrichtet werden müssen.

§ 3.

Da Rector Crüger in den Ruhestand gesetzt zu werden verdient, so tritt der zeitige Diaconus Kriegel in seine Stelle und das Rectorat bleibt mit dem Diaconat für die Folge auf immer verbunden.

II Abschnitt.

Besondere Rechte und Pflichten des bei der Schule angestellten Personals.

§ 1.

Alle 3 Lehrer haben gleiche Amtspflichten

1. in Absicht auf die ihnen zugetheilte Klasse und die ihnen nach dem Lectionsplan obliegenden Lehrstunden. Erstere müssen sie als eine ihrer besonderen Aufsicht anvertraute Abtheilung des ganzen Instituts ansehen, weshalb sie dem Rector und Ephorus[3]) der Schule verantwortlich bleiben. Letztere müssen sie nach dem Lectionsplan halten und dazu in einer anständigen Kleidung und zu rechter Zeit da sein, damit die Kinder nie ohne Aufsicht bleiben, auch nicht eher schliessen, als es durch die Schulordnung bestimmt ist.

2. gegen einander selbst. Da nicht ein jeder Lehrer bloss in seiner Klasse unterrichtet, wie es bisher geschehen ist, sondern der Unterricht in allen 3 Klassen unter alle Lehrer gleichmässig vertheilt ist, so haben die 3 Lehrer noch einen Grund mehr, sich der genausten

[1]) Ordinarius. [2]) Also der Anfang des Fachlehrersystems.
[3]) Der Superintendent als Localschulinspector.
A.

Harmonie zu befleissigen, weil einer dem andern in die Hände arbeiten muss, welches ohne eine vollkommene collegialische Eintracht nie mit einem glücklichen Erfolge geschehen kann.

§ 2.

Glaubt einer oder der andre gegen einen seiner Collegen gerechte Beschwerden zu haben, so muss in der Schule vor den Kindern nie davon die Rede sein, sondern sie haben sich entweder an den Rector oder an den Ephorus der Schule zu wenden, der die Sache untersuchen und sie unpartheiisch bescheiden wird.

§ 3.

Alle Pflichten der übrigen Lehrer sind auch Pflichten des Rectors, doch hat dieser noch gewisse ihm eigenthümliche Rechte und Pflichten. Diese sind:

1. Er ist für das Ganze verantwortlich[1]) und daher befugt, über die Arbeiten der beiden andern Lehrer eine gewisse Aufsicht zu führen, mit ihnen die dieserhalb nöthige Rücksprache zu nehmen und nöthigenfalls dem Ephorus davon Anzeige zu machen.

2. Er allein hat das Recht und die Pflicht, die neu aufzunehmenden Kinder in das Schul-Protocoll einzutragen und die abgehenden zu löschen. Beides geschieht ex officio. Die Eltern haben also keine Befugniss, ihre Kinder willkürlich diesem oder jenem Lehrer in Unterricht zu geben, sondern müssen sich lediglich an den Rector wenden, der die Kinder prüft und ihnen ihre Stelle in der Schule anweist.

3. Er allein entwirft den Lectionsplan für ein jedes Semester und legt ihn dem Ephorus zur Prüfung und Genehmigung vor. Nur dringende Gründe können eine Abänderung nothwendig machen, die gleichfalls bestätigt werden muss.

4. Im Falle einer Krankheit oder einer andern dringenden Abhaltung eines Lehrers ordnet er das Interimisticum, dirigirt das öffentliche Examen, führt die neuen Lehrer ein, empfängt und theilt das Schulgeld nach den darüber bestehenden Principien.

§ 4.

Die beiden bisherigen Lehrer haben alle Jahr 4mal einen Umgang mit den Schulkindern gehalten, der unter dem Namen der Recordation bekannt ist. Da der Diaconus als Rector der Schule zufolge seines Predigtamtes diesem Umgang nicht beywohnen kann, so wird der Conrector Moritz verpflichtet, die Recordation, so lange der Rector emeritus Crüger lebt, allein zu verrichten und ihm die ihm zukommende Hälfte der Einnahme davon abzugeben. Nach dem Tode des Rectors

---

[1]) Eine bisher nie geforderte Verpflichtung. —

Crüger bekommt der dritte Lehrer diese Hälfte der Recordationsgelder, ist aber auch verbunden, bei dem jedesmaligen Umgang mit gegenwärtig zu sein oder mit dem Conrector darin zu alterniren.

§ 5.

Bisher ist der Rector zugleich Organist, und der Conrector Cantor gewesen. Beide Stellen können füglich in einer Person vereinigt werden. Da aber der zeitige Conrector die Orgel nicht spielen kann und der Rector seines Alters wegen auch dazu unfähig geworden ist, so hat letzterer den Cantor des Landarmenhauses zu seinem Substituten angenommen und ihm die ausgesetzte Organisten-Besoldung bewilligt. Bei dieser provisorischen Einrichtung soll es vorläufig sein Bewenden haben. Die Besorgung des Orgelspielens bleibt so lange eine Pflicht des jubilirten Rectors, bis einst nach seinem Tode in dieser Absicht eine andere Einrichtung getroffen werden kann.

III Abschnitt.

Die Vertheilung der Kinder in ihre verschiedenen Klassen.

§ 1.

Die ganze Schule ist also in 3 Klassen abgetheilt und für eine jede ein eigner Lehrer und ein eignes Lehrzimmer bestimmt.

Der grosse Lehrsaal im zweiten Stockwerk des Schulhauses bleibt für die zweite Klasse, weil diese in der Regel die zahlreichste zu sein pflegt. Der zweite grosse Lehrsaal[1]) im untern Stockwerke, der bisher für die erste Klasse allein bestimmt war, wird, da er schwer zu erheizen ist, vermittelst einer zu ziehenden Scheidewand in zwei Zimmer abgetheilt; das vordere nach der Strasse ist für die erste, das hintere nach dem Hofe für die dritte Klasse bestimmt.

§ 2.

Knaben und Mädchen bekommen, wie es in zahlreichen Bürgerschulen, die ein beschränktes Local und ein nur geringes Personal haben, nicht anders gut möglich ist, in allen 3 Klassen einen gemeinschaftlichen Unterricht. Jedes Geschlecht sitzet indessen auf abgesonderten Bänken, so dass bei der beständigen Gegenwart des Lehrers keine von den Unordnungen zu besorgen ist, um deren willen man gegen das Beisammensein beider Geschlechter in den Lehrstunden so manches einzuwenden hat. Und da hinter dem Schulhause zwei von einander abgesonderte Hofräume vorhanden sind, so wird jedem Geschlecht sein eigener Hofraum zu seinen Naturbedürfnissen angewiesen und auf die Beobachtung dieser Ordnung streng gehalten.

[1]) Der, wie erwähnt, in ein französisches Lazaret während des Krieges umgewandelt worden war. —

§ 3.

Kein Kind ist inscriptionsfähig, welches nicht volle 6 Jahr alt ist.

In die III. Klasse gehören Knaben und Mädchen, die in der Buchstaben-Kenntniss unterwiesen werden und auf der Schiefertafel zu schreiben anfangen.

In der II. Klasse werden sie dann so lange fortgeübt, bis sie in beidem eine ziemliche Fertigkeit erlangt haben. Hier wird auch der arithmetische Unterricht ertheilt und so weit fortgesetzt, bis ihre totale Qualification zur ersten Klasse entschieden ist.

Das 12. Jahr wird als annus normalis für die erste Klasse angenommen.

§ 4.

Da die Erfahrung gelehrt hat, dass diejenigen Schulkinder, die zum catechetischen Unterrichte angenommen werden, der mehrentheils im Hause des Predigers ertheilt wird, von dieser Zeit an den öffentlichen Schulunterricht zu vernachlässigen angefangen haben, so wird festgesetzt, dass die Prediger ihren catechetischen Unterricht in Zukunft ebenfalls im Schulhause ertheilen sollen, theils um hierdurch dieser Unordnung vorzubeugen, theils aber auch um den catechetischen Unterricht an den Religionsunterricht in der Schule anzuknüpfen, als welche mit einander zusammenhängen und ein Ganzes ausmachen müssen. Auch muss es auf das Gefühl der Kinder für die Schule einen günstigen Eindruck machen, wenn auch der Prediger seinen Unterricht an demselben Orte ertheilt, an dem sie in den sogenannten weltlichen Dingen unterwiesen werden. Zu dem Ende bleiben beim Schlusse des Vormittags - Unterrichts diejenigen Schulkinder, welche Catechumenen sind, in der Schule zurück und einer von den beiden unteren Lehrern ist verbunden, so lange zu bleiben, bis der Prediger kommt.

Die Versetzung der Kinder erfolgt allemal nach dem öffentlichen Schulexamen. Der Rector vollzieht sie, nachdem er dem Ephorus ein Verzeichniss der zu versetzenden Kinder zur Bestätigung vorgelegt hat. Bei der Auswahl derselben darf durchaus nicht auf die Wünsche der Eltern Rücksicht genommen werden, sondern der Rector verfügt darin nach seiner Selbstbeurtheilung, auf die hier um so eher gebaut werden kann, da er selbst in allen Klassen unterrichtet und daher mit der Qualification eines jedes Individui genau bekannt sein kann.

IV. Abschnitt. Schulgeld.

§ 1.

Dasselbe fliesst, um Unordnung zu vermeiden, von allen Kindern (einschliesslich des Privatgeldes vierteljährlich 12 gr.) in eine gemein-

schaftliche Schulkasse, deren Bestand unter alle drei Lehrer zu gleichen ratis vertheilt werden soll. Die Kinder der III. Klasse zahlen nur die Hälfte, da bei ihnen die Privatstunde wegfällt.

§ 2.

Der Rector sammelt an jedem Sonnabend das Schulgeld ein. Die Namen der restirenden Eltern werden am Ende jedes Vieteljahrs in einem Verzeichniss an den Magistrat eingereichet und die Schuldigen durch obrigkeitliche Zwangsmittel zu ihrer Pflicht angehalten.

Anmerkung: Auch das Einheitzegeld, welches jedes Kind mit 1 gr bezahlt, wird an den Rektor abgeliefert.

§ 3.

Nach Ablauf eines jeden Monats[1]) legt der Rector den beiden andern Lehrern die Rechunng des eingegangenen Schulgeldes vor und vertheilt es gegen Quittung.

§ 4.

Für die Kinder unvermögender Eltern soll entweder ein Fonds der Cämmerey als Hilfsquelle ermittelt werden, oder vom Ober-Consistorium die Erlaubniss zu einer vierteljährlichen Collecte nachgesucht werden, deren Erträgnisse in die Schulkasse fliessen.

§ 5.

Ein etwaiger Ausfall müsste von allen 3 Lehrern zu gleichen Theilen getragen werden, indem die Kinder in Ansehung ihres Unterrichts darunter nicht leiden können, dass ihre Eltern zu arm sind, um das Schulgeld zu entrichten.

V. Abschnitt. Schulferien.

§ 1.

„Folgende Ferien sind und bleiben in Zukunft gesetzmässig:

1. die Weihnachts- und Neujahrsferien. Schluss vor dem sog. Heiligen Abend, Anfang am Tage nach Neujahr. Ist letzteres ein Freitag, so fängt die Schule erst am nächsten Montag an.

2. die Osterferien von Mittwoch vor Ostern bis Donnerstag nach dem Fest.

3. die Pfingstferien von Freitag vor bis Donnerstag nach Pfingsten.

4. die Hundstagsferien; von Anfang des Juli bis Mitte August fallen die Lehrstunden an zwei Nachmittagen (Dienstags und Freitags) aus. Auch cessirt die Schule während der ganzen letzten Juliwoche,

---

[1]) Am 9. October 1808 erging das Circulare, dass „alle Gehaltszahlungen an Professoren, Lehrer, Geistliche, Kirchenbediente und andre darauf angewiesene Personen fortan in monatlichen Ratis und zwar am Ersten des Monats praenumerando geschehen" sollen. —



damit die Lehrer allenfalls Zeit gewinnen, während des Sommers eine kleine Reise zu machen.

5. an den Jahrmärkten fällt der Unterricht nur am Tage des Jahrmarkts selbst aus.

§ 2.

Die vierteljährlichen Recordationen, die als pars salarii für die beiden Lehrer anzusehen sind, machen Quartalferien nothwendig, dieselben müssen aber möglichst eingeschränkt werden. In der Regel können die Recordationen, die am Montag anfangen, am Mittwoch beendigt sein. Weil aber die Witterung dies zuweilen unmöglich macht, wenn man auf die Gesundheit der Kinder einige Rücksicht nehmen will, so wird festgesetzt, dass die Recordationen allemal vier Tage dauern sollen. Am Freitage muss die Schule wieder angefangen werden.

VI. Abschnitt. Arbeitsschule.[1])

§ 1.

Ein Haupterforderniss in der Bildung des weiblichen Geschlechts ist, dass die Mädchen ausser der Schulwissenschaft, die sie mit den Knaben gemeinschaftlich erlernen, auch noch in allen Handarbeiten unterwiesen und geübt werden, in denen sie zu ihrer künftigen Bestimmung eine gewisse Fertigkeit erlangt haben müssen. Es wird daher mit der Lehrschule in Strausberg auch noch eine Arbeitsschule verbunden.

§ 2.

Da das Locale kein eigenes Zimmer zu diesem weiblichen Unterricht gestattet, auch die Mädchen (s. Abschnitt III) während der Lehrstunden nicht abkommen können, um die Arbeitsschule zu besuchen, so würden bloss die Vormittagsstunden von 11—12 Uhr und im Sommer die Nachmittagsstunden von 4—5 Uhr und ausserdem das ganze Jahr hindurch der Nachmittag des Mittwochs von 2—4 Uhr gewählt werden können. In den 3 Sommermonaten Junius, Julius und August, in denen die Schule früh um 7 Uhr anfängt und nur bis 10 Uhr dauert, würden 6 Stunden mehr zu den weiblichen Arbeiten gewonnen werden.

§ 3.

Da kein eigener Fond vorhanden ist, aus dem die Lehrerin der Arbeitsschule besoldet werden könnte, so muss diese Anstalt auf sich

---

[1]) Gegen die Einrichtung einer solchen Industrieschule, wozu die Regierung ermunterte, hatte sich Perlitz noch 1792 ablehnend verhalten, mit der Begründung: „erstens fehle es an Mitteln dazu; im übrigen würden die Kinder hier schon von Jugend an zur Arbeitsamkeit und insonderheit zur Spinnerei angehalten, da der grösste Theil der Einwohner aus Tuchmachern bestehe;“ er scheint nicht recht verstanden zu haben, worum es sich dabei handelt. —



selbst gebaut werden. Das Schulgeld für die Arbeits-Schülerinnen fliesst zwar mit in die allgemeine Schulkasse, wird aber bestimmt, der Lehrerin ein gewisses Gehalt anzuweisen. Ein jedes Kind entrichtet wöchentlich 1 gr. Die Näh- und Strickarbeiten bringt ein jedes Kind mit und nimmt sie auch wieder mit hinweg.

§ 4.

Da die Arbeitsschule sich durch sich selbst unterhalten muss, so ist sie keine der Lehrschule eigentlich einverleibte, sondern nur eine neben ihr existirende Industrie-Anstalt. Sie ist indessen mit der ersteren verbunden

1. durch die Gleichheit des Lehrorts,
2. durch die Theilnehmung an der Heizung des Lehrzimmers. Aus diesem Grunde müsste sie auch mit der Lehrschule im Winter gleiche Ferien haben, während die Sommerferien dagegen zum Theil ganz wegfallen würden,
3. durch die Entrichtung des Schulgeldes an die gemeinschaftliche Schulkasse,
4. durch das öffentliche Schulexamen, bei dem auch die Handarbeiten der Mädchen der öffentlichen Ansicht vorgelegt werden müssen,
5. durch die Gleichheit der Aufsicht, indem der Rector das Recht und die Pflicht hat, auch die Arbeitsschule zu inspiciren.“

Man darf wohl unbedenklich behaupten, dass dieser Plan von 1808 auf einer ungleich höheren Stufe als alle früheren Entwürfe steht und von rühmlicher Einsicht in das Wesen eines Schulorganismus zeugt. Die frühere Gleichstellung der Lehrer, dies Nebeneinander im Amt, wobei jeder nur um seinen persönlichen Vorteil sorgte, unbekümmert um das Gedeihen des Ganzen, wo gegenseitige Reibungen, rein aus materiellen Interessen veranlasst, unausbleiblich waren, musste ein einheitliches, einiges Zusammenwirken, wenn nicht ganz ausschliessen, so doch zum mindesten nur ausnahmsweise ermöglichen; die Mädchen gar, abgesondert, ohne besondere Aufsicht, von einem mit der dürftigsten Vorbildung zu seinem Lehrberuf ausgestatteten Küster unterrichtet, erschienen wie Schulkinder zweiten Grades — das alles sollte nun anders werden: die Schule, Knaben und Mädchen umfassend, ein einziges, grosses Ganze sein, nach vernünftigen Principien gegliedert, von einer einzigen Persönlichkeit geleitet, deren ausschliessliche Pflicht und höchste Aufgabe es ist, für die gedeihliche Entwicklung und den regelmässigen Betrieb der Anstalt zu sorgen und dem Patron, dem Inspektor und der Schulaufsichtsbehörde gegenüber die Verantwortung zu tragen, die aber eben darum auch mit grösseren Befugnissen ausgestattet ist, um die Ordnung aufrecht erhalten

zu können unter den ihm unterstellten Lehrpersonen, wie gegen die Eltern, die bisher meist gewohnt waren, persönliche Wünsche betreffs der Klassenwahl oder der Versetzbarkeit ihrer Kinder, sehr oft gegen das eigentliche Beste derselben, ohne weiteres, wie wenn es selbstverständlich wäre, von dem gefälligen oder zu Dank verpflichteten Lehrer berücksichtigt und gewährt zu sehen. Straffe Ordnung, straffes Regiment — eben das that einer aufstrebenden Generation not.

Eine unmittelbare Folge dieser „angefangenen Organisation der Stadtschule“ war die Wiedereinsetzung eines Schulvorstandes, der, aus Bürgerdeputirten bestehend, neben dem Ephorus seines Aufsichtsamtes zu walten berufen ward; zwei Mitglieder desselben, welche „überzeugt waren, dass die Bildung der Jugend eine ebenso wichtige als nöthige Sorge für uns sein muss“, betrieben denn sofort (September 1809) beim Magistrat die „Förderung des begonnenen Reformwerkes“ mit regstem Eifer. Doch ging es damit nur langsam, schrittweise vorwärts.

Infolge der Einführung der neuen Städteordnung (19. November 1808) hatte auch die Strausbergische Stadtverwaltung einen veränderten Charakter erhalten; der Magistrat durfte nicht mehr, wie bisher, in den meisten Fällen über die Köpfe der Bürgerschaft hinweg etwas beschliessen und zur Ausführung bringen, sondern war an die Zustimmung der 24 neugewählten Stadtverordneten gebunden. Nun war aber, wie wir wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatten, gerade die Schulfrage dem grösseren Teil der Einwohner ein Gegenstand der Abneigung und den Stadtvertretern nunmehr eine willkommene Veranlassung, ihrer, fast möchte ich sagen, traditionellen, Jahrhunderte alten Animosität gegen den selbstherrlichen Magistrat Luft zu machen; teils deshalb, teils aus Unverstand sperrten sie sich daher gegen alle Mehrforderungen, die zu Schulzwecken an ihren Säckel gestellt wurden, und hielten sie für überflüssig. Von dem sonst so gerühmten „frischen Geist der Wiedergeburt, der durch das preussische Volk ging“, war in der Strausberger Stadtverordneten-Versammlung das gerade Gegenteil zu spüren — wenige ausgenommen. Es steht fest, dass vorläufig alle geplanten Änderungen abgelehnt wurden, nur die Vereinigung von Rektorat und Diaconat ging durch, — und die kostete freilich nichts.

Als daher 1810 der Diaconus Kriegel nach Landsberg berufen wurde und Superint. Krüger befürwortete; „1. dass der neue Rector ein studirter Mann mit Sprach- und musikalischen Kenntnissen sein müsse, der auch Orgel spielen könne;[1]) 2. der alte Rector, dem fast jeder Bürger als seinem ehemaligen Lehrer verpflichtet sei, die alte Wohnung und Garten noch weiter behalten, der neue Rector dagegen eine Mietswohnung in der Nachbarschaft beziehen solle, wobei ihm 3. ausserordentlich Holz

[1]) „Man solle sich deswegen an den Oberconsistorialrath Hecker, Direktor des Kurmärkischen Seminars, wenden oder die Stelle in Zeitungen ausschreiben.“



zu bewilligen sei; dass endlich 4. nunmehr die grosse Schulstube, in welcher das Lazaret gewesen, getrennt und neu geweisst werden möchte" — konnte man sich auch zu diesen „geringen ausserordentlichen Mitteln" nicht entschliessen; der 1811 antretende Diaconus Leopold Zesch musste das Rectorat übernehmen. —

Doch unbeirrt durch diesen Widerstand fuhr der Magistrat fort, mit lebendigem Interesse die Schulangelegenheit in Fluss zu erhalten, weswegen die Kgl. Kurmärkische Regierung nicht umhin konnte, unterm 9. Januar 1811 speziell dem Bürgermeister Fubel,[1]) welcher sich bishero bey der neuen Organisation des Strausbergischen Stadtschulwesens mit lobenswerthem Gemeinsinn betragen und sich zur Beförderung der guten Sache sehr thätig bewiesen hat, ihre besondere Zufriedenheit und Werthschätzung zu erkennen zu geben".

Wesentlich unterstützt in seinen Bestrebungen wurde der Magistrat durch die einsichtigen Mitglieder des Schulvorstandes, der zuerst aus dem Postmeister Haberkorn, den Fabrikanten Martin Kurtze und Christ. Samuel Heller, dem Stadtchirurgus Julius und dem Apotheker Jensen gebildet und bestätigt wurde: noch wichtiger aber war, dass dieser Schulvorstand durch die Ministerial-Instruktion vom 26. Juni 1811 hinsichtlich seiner Organisation, seines Wirkungskreises und der Geschäftsverwaltung in die Reihe der städtischen Deputationen aufgenommen wurde, wodurch seinen Beschlüssen und Ausführungen erst der amtliche Charakter verliehen worden ist.[2]) Auf Grund der allgemeinen ministeriellen Bestimmungen entstand folgender Entwurf zu einer

Instruction oder Geschäftsordnung des Schulvorstandes zu Strausberg.

„Dem Schulvorstand liegt es ob, für die gehörige Handhabung der äusseren Ordnung und für die genaue Befolgung der Schulverordnungen zu sorgen.

---

[1]) Perlitz übernahm bei Einführung der Städteordnung das Amt des Gerichtsdirektors. —

[2]) Frühere Verfügungen hierüber datieren vom 12. November 1809 (Punkt 3: „Bildung eines Schulvorstandes mit dem Prediger als Praeses; wo mehrere Prediger sind, gehören alle dazu: unter den Familienvätern soll wenigstens ein Magistratsmitglied sein. Für den Schulvorstand wird eine besondere Instruction ergehen." — Aus diesem Schriftstück ist noch hervorzuheben: „5. Alle Candidaten müssen sich einer Prüfung vor der Königlichen Examinations-Commission unterwerfen. 6. Diese Prüfung ist auch bei Versetzung eines Lehrers nothwendig. 8. Statt der Schulcataloge sind vollständige Schulberichte einzureichen, in welchen jede Schule nach ihrem äusseren und inneren Zustand so anschaulich dargestellt wird, dass das daraus hervorgehende Resultat als Basis für den weiteren Ausbau dienen kann. Lehrer, die sich durch Lehrtalent, Thätigkeit und Amtstreue auszeichnen, sowie Prediger, welche sich um die Ausbildung der Lehrer und Verbesserung der Schule verdient machen, sind



Er empfängt seine Aufträge von dem Superintendenten oder Schulinspector, an welchen er auch über das seiner Aufsicht vertraute Schulwesen zu berichten hat. Er selbst ist die nächste Behörde der Schullehrer und der Schulgemeinde. Letztere sollen ihre etwanige Erinnerungen, Klagen, Wünsche und Beschwerführungen nicht beim Schullehrer,[1]) sondern müssen sie bei dem Schulvorstande vorbringen, welcher ihre Anforderungen näher untersucht und erforderlichen Falls dem Schulinspector zur Beurtheilung und Entscheidung vorträgt.

Die Schulvorsteher versammeln sich monatlich einmal,[2]) und zwar am ersten Mittwoch eines jeden Monats Nachmittags, entweder in dem Schulzimmer oder in dem Hause des Präses. Fällt auf den Mittwoch ein Festtag, so versammeln sie sich an dem zunächst folgenden Mittwoch. (Die Schullehrer, wenn sie dieser Auszeichnung würdig sind und die Umstände es zuträglich machen, zu Zeiten mit bei den Versammlungen zuzuziehen, bleibt dem Schulvorstande überlassen. Das Magistratsmitglied hat bei persönlicher Anwesenheit den Vorsitz.)

Die Schulvorsteher sorgen gemeinschaftlich für die gehörige Unterhaltung des Schulgebäudes, der Schulzimmer und der Schullehrerwohnung. Sind Reparaturen oder neue Bauten erforderlich, so müssen sie dieselben einleiten. Was die Schulzimmer betrifft, so müssen sie insbesondere darauf achten, ob auch die vorgeschriebene Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit in denselben herrschen: ob auch alles darin gehörig an seinem Orte stehe, hange oder liege; ob Boden, Wände, Fenster, Tische, Bänke p. p. sauber gehalten werden; ob die Schüler nach ihren Abtheilungen ihren rechten Platz einnehmen, ob auch von den Schülern

---

namentlich mit einer besonderen Charakteristik aufzuführen. 9. Alle Berichte der Prediger und Lehrer müssen durch den Magistrat an die Regierung gelangen.), sowie vom 12. März 1810, worin zugleich über die Bildung von Schulkassen das Weitere angeordnet wird. —

[1]) Im Juni 1812 machte die Schuldeputation öffentlich bekannt, „die Eltern sollten ihre Beschwerden nicht beim Lehrer in der Schule oder in seiner Wohnung, sondern bei der nächsten monatlichen Sitzung der Schul-Commission anbringen." — Am 6. November 1818 schärfte sie nochmal ein: „Da sich ungeachtet mehrer früherer Verordnungen noch immer einige Eltern beikommen lassen, gegen die gesetzliche Ordnung der Schule während der Schulzeit in die Zimmer der Lehrer zu dringen und durch unanständige Reden oder sogar durch andre ungebührliche Gewaltthätigkeiten die Lehrer zu beleidigen, so werden sämmtliche Eltern hiesigen Orts nochmals ernstlich davor gewarnt." Hierzu erging unterm 17. December 1822 eine Regierungs-Verfügung: „1. Das Eindringen der Eltern in die Schulzimmer ist unzulässig und muss polizeilich ebenso bestraft werden, wie jedes Eindringen in fremde Wohnungen. 2. Injuriiren die Eltern bei solchen Gelegenheiten oder sonst die Lehrer, so ist das Justizsache. 3. Wollen die Eltern über das Verfahren der Lehrer Beschwerde führen so müssen sie sich deshalb an die Schulkommission wenden." — [2]) Die Ministerialinstruktion § 22 setzt zwei ordentliche Zusammenkünfte im Monat fest und zwar auf dem Rathhause. —

das Schulgeräthe, der Lehrapparat und die Schulzimmer beschädigt werden. Auch müssen sie darauf aufmerksam sein, ob Lehrer und Schüler selbst reinlich und ordentlich in der Schule erscheinen, ob irgend eines von den Kindern eine ansteckende Krankheit oder ekelhafte körperliche Schäden an sich habe. Bemerken sie ein solches, so müssen sie es sofort entfernen und den Eltern desselben darüber die nöthige Weisung geben.[1])

Auch für die Anschaffung, Unterhaltung und Vervollständigung des Lehrapparates (Bücher, Schiefertafeln, Wandtafel p.) haben sie zu sorgen.[1])

Der Schulvorstand muss bei seinen Schulvisitationen darauf achten, ob der Lections- und Lehrplan vorschriftsmässig befolgt werde, im Fall der Vernachlässigung den Schullehrer privatim daran erinnern, und wenn mehrmalige Erinnerungen fruchtlos bleiben solten, dem Schulinspector darüber Anzeige thun. Diese Sorge liegt jedoch vornehmlich dem Prediger ob, welcher deshalb auch wöchentlich wenigstens einmal unvermuthet die Schule besuchen und dem Unterricht beiwohnen muss. Von Zeit zu Zeit muss auch der ganze Schulvorstand die Schule besuchen und davon in dem anzulegenden Schulprotocoll-Buche Meldung thun.[2])

So wie der Schulvorstand die Lectionspläne für die Lehrer von dem Schulinspector empfängt, so auch alle Verordnungen und Verfügungen in betreff aller übrigen die Schule betreffenden Punkte.

Der Schulvorstand muss über die ganze Amtsführung und Aufführung der Schullehrer die Aufsicht führen und darauf sehen, dass ihr Lebenswandel weder der Gemeinde, noch den Schülern, noch den Predigern anstössig werde.[3]) Ebenso hat er aber auch darauf zu halten, dass die sämmtlichen Gemeindeglieder ihre Pflichten gegen die Lehrer gebührlichst erfüllen.

Dem Schulvorstande sind monatlich die Schulbesuchslisten einzuhändigen, damit derselbe den Schulbesuch der Kinder, die Benutzung oder Vernachlässigung der Schule von Seiten der Eltern daraus ersehen und deshalb die erforderliche Nachfrage und Anzeige thun könne. Die sämmtliche Listen werden am Schlusse eines jeden Jahres an den Schulinspector eingesandt, denselben wird ein Bericht beigefügt, worin der Schulvorstand seine etwanige Bemerkungen, Wünsche, Klagen und Vorschläge vorträgt, von den in der Schule vorgegangenen Veränderungen Meldung thut und zugleich alle diejenigen Eltern namhaft macht, welche aller Erinnerungen ungeachtet ihre Kinder gar nicht oder zu saumselig

---

[1]) Min.-Instr. § 15. — [2]) Ebend. § 11. — [3]) Eine Disciplinar-Strafgewalt über die Lehrer ist der Schulkommission erst durch das Regulativ vom 29. Januar 1844 beigelegt worden, doch nur bezüglich ihres Verhaltens im Amt. —



zur Schule schicken und deshalb vor die Obrigkeit gezogen zu werden verdienen.[1])

Die Schullehrer dürfen keinen ganzen Tag die Schule aussetzen, auch bei der gegründetesten Ursache, ohne dem Präses des Schulvorstandes oder in Abwesenheit oder zu grosser Entfernung desselben einem der Schulvorsteher davon Anzeige zu thun.

Der Schulvorstand ordnet das jährliche öffentliche Schulexamen, lässt die Eltern und Schulfreunde, wo es das Schullocal erlaubt, durch den Prediger von der Kanzel Sonntages zuvor dazu einladen, ist selbst bei dem Examen gegenwärtig, führt dabei die Aufsicht, sorgt für die äussere Ordnung und protocollirt darüber bei der nächsten Versammlung.

Der Schulvorstand muss sich sorgfältig nach jeder Gelegenheit umsehen, die sich darbietet, um das Schulvermögen und die Einkünfte der Lehrer zu verbessern. Insbesondere muss bei etwaigen Gemeinheitstheilungen[2]) darauf gehalten werden, dass auch der Schule ein gutes Parcel zugetheilt werde. Wenn eine Schulstelle vacant geworden: so muss der Schulvorstand es dem Schulinspector anzeigen, damit dieser die Wiederbesetzung einleite.

Der Vocation, welche der neue Schullehrer erhält, müssen die Schulvorsteher eine genaue von ihnen selbst unterschriebene und untersiegelte Specification der mit der Stelle verbundenen Einkünfte beifügen. Die Einführung eines neuen Schullehrers soll entweder durch den Schulinspector oder nach dessen Auftrag durch den Ortsprediger in Gegenwart der Schulvorsteher und der Gemeindejugend geschehen.

Der Präses soll die sämmtlichen Verhandlungen des Schulvorstandes leiten. Er hat bei den monatlichen Versammlungen den Vorsitz, führt das Protocoll, besorgt die etwanige Correspondenz, berichtet im Namen des Schulvorstandes an den Schulinspector; vorzüglich aber soll er auf das Innere des Schulwesens, auf die Unterweisung, Lehrmethode, Schulzucht, Befolgung des Lehrplans, Weiterausbildung der Lehrer, kurz auf alles, was auf die innere Verbesserung der Schule Einfluss hat, seine Aufmerksamkeit und Bemühungen richten.

Der Rendant hat insbesondere für die etatsmässige Verwaltung des Schulvermögens zu sorgen, zu diesem Behuf muss demselben ein ordentliches Lagerbuch nebst einem Etat übergeben werden. Auch muss

---

[1]) Vielen Eltern, namentlich der ärmeren Bevölkerung, behagte der allgemeine Schulzwang nicht, „sie hielten kaltblütig ihre Kinder von der Schule zurück“ (1818) oder „hetzten sie durch allerhand kränkende und beleidigende Äusserungen gegen die Lehrer auf, ja entzogen dieselben nach einer erhaltenen gelinden Schulstrafe gänzlich dem Unterrichte“ (1826). — [2]) D. i. wenn Wald- und Landkaveln oder Wiesen verteilt werden.



er das stehende Gehalt der Lehrer und die Schulgelder erheben und an zu regulirenden Terminen das zu bestimmende Quantum gegen quittung an die Schullehrer auszahlen. Er legt seine Rechnung vor den übrigen Schulvorstehern und dem Präses ab, und der ganze Vorstand ist für die Verwaltung verantwortlich. Die abgenommene Rechnung wird an den Schulinspector zur Revision geschickt, welcher eine Abschrift derselben der Landesregierung einzureichen hat. [1])

Die Amtsführung der Schulvorsteher soll 6 Jahre dauern, mit Ausnahme des Ortspredigers als Präses, welcher dieses Amt solange behält, als er Prediger der Gemeinde bleibt und kein Grund vorhanden ist, das Präsidium einem anderen zu übertragen. Auch soll, wenn etwa der Kirchen- und Schulpatron mit unter den Schulvorstehern ist, dieser beständiges Mitglied sein. Es sollen aber nicht die sämmtlichen Schulvorsteher zugleich, sondern jedesmal nur zwei ausscheiden; an deren Stelle die bleibenden Vorsteher mit dem Präses zwei andre beim Schulinspector in Vorschlag bringen. [2])

Da nur solche Männer als Schulvorsteher angeordnet werden sollen, welche für den Flor der Schule interessirt sind, vernünftige Einsichten haben, in einem guten Rufe und bei der Gemeinde nicht in Misskredit stehen; so ist mit Grund zu erwarten, dass sie das ihnen anvertraute ehrenvolle und wichtige Amt mit gewissenhafter Treue verwalten und mit Freudigkeit allen Eifer und alle Mühe aufbieten werden, um das zur Aufsicht übergebene Schulwesen zum Segen der Gemeinde zu einem immer höheren Grade der Vollkommenheit zu erheben. [3])

Dass die Strausberger Schulkommission, zu welcher im März 1812 die Stadtverordneten aus ihrer Mitte ex officio ein Mitglied deputierten, sich ihrer Pflichten voll bewusst war und sich ihrer Aufgabe mit Geschick und zunehmendem Erfolge unterzog und entledigte, bezeugt ein Schreiben der „geistlichen und Schuldeputation der Kurmärkischen Regierung“, d. d. Potsdam den 24. Oktober 1811. Dasselbe bestätigt die bei der Einführung des Diaconus und Rectors Zesch endlich vollzogene Vereinigung der Knaben- und Mädchenschule und fügt hinzu; „Wir haben mit Wohlgefallen gesehen, dass auch die Schulkommission mit lebendigem Eifer alle Mittel anwendet, um die der besseren Schul-Organisation entgegenstrebende Hindernisse aus dem Wege zu räumen und zur Förderung der guten Sache kräftigst mitzuwirken. Wir können nicht umhin, der Schul-Kommission hierfür unsere völlige Zufriedenheit und besonderen Beifall zu erkennen zu geben, indem wir

---

[1]) Min. Instr. § 17—20. — [2]) Ebend. § 8. — [3]) Ebend. § 5 und 6.



hoffen, dass dieselbe in ihren rühmlichen Bemühungen eifrigst fortfahren und so das Ihrige zum künftigen Wohl der jetzigen Generation beitragen werde.“ [1])

Die Kriegswogen der Jahre 1812—15 setzten vorläufig der segensreichen Wirksamkeit dieser vom edelsten Streben beseelten Männer ein Ziel; als aber der Friede wieder eingekehrt, machte man sich mit frischer Kraft an die Lösung der letzten noch schwebenden Fragen, wobei man in dem 1817 neugewählten Superintendenten Dr. Mann, einem Ritter des eisernen Kreuzes, einen begeisterten und energischen Mitstreiter erhielt, vor dessen Einfluss sich selbst die Stadtvertretung willig beugte.

Vor allem galt es, mit dem alten, unzeitgemäss gewordenen Zopf aufzuräumen, der aus der ganzen Art der Lehrerbesoldung noch immer hervorguckte. „Die Lehrer waren“, so schreibt Perlitz, „vor dieser Zeit so elend besoldet, dass sie sich auf eine fast unanständige Art ihren Unterhalt erwerben mussten; besonders aber waren das

---

[1]) Auf Grund des Edikts vom 11. März 1812 kam seitens der Regierung auch eine Anfrage, wie denn das jüdische Schulwesen in Strausberg beschaffen sei. Superintendent Krüger referierte darüber also: „1. Die hiesige Judengemeinde hat eine eigene Schulanstalt, die auf ihre Kosten unterhalten wird. 2. Solche befindet sich in einem zwar nur schlechten, aber der geringen Anzahl der Schulkinder (5 Knaben, 3 Mädchen) angemessenen Lokal, welches zugleich die Wohnung des Schullehrers ist. Zur Heizung desselben liefert die Gemeinde das nöthige Holz. 3. Der jetzige Lehrer, welcher 47 Jahr alt ist, heisst Jacob Loebel Caro, ist ehedem in Grätz bei Posen Schullehrer gewesen und vor 1½ Jahren von der hiesigen Judengemeine von dort her verschrieben worden. 4. Er bekommt an stehendem Gehalt 24 Thaler jährlich und wird von den Familien nach der Tour gespeiset. Sein Schulgeld und übrige Emolumente betragen ungefähr jährlich 6 Thl. 5. Eigentliche Fonds zur Unterhaltung der Schule sind nicht vorhanden. 6. Der Lehrer ist übrigens ein ganz gemeiner Jude, an dem ich keine wissenschaftliche Kenntnisse wahrgenommen habe, der nie einige Vorbereitung zum Schulamte erhalten hat, von Methode u. s. w. nichts weiss, sondern das Schulehalten so gelernt hat, wie unsere Schneider und Weber, die sich in das Schulfach hineinwerfen und die Sache durch die praxis gelernt haben. 7. Sein Schulunterricht ist daher ein ganz gewöhnliches Machwerk. Er unterrichtet die Kinder im Lesen und Schreiben und zwar bloss jüdisch. Deutsch lesen und schreiben lernen sie privatim bei christlichen Lehrmeistern. Vom Rechnen scheint er wenig zu wissen, daher die Kinder der wohlhabenden Juden auch dieses anderweitig lernen. 8. Er unterrichtet täglich 6 Stunden, hat aber bei der Gemeine auch noch so viele andre Functionen, dass sein Schulamt gar nicht als seine eigentliche Hauptbestimmung angesehen werden kann.“ — Auch Fischbach, Statistisch-topographische Städtebeschreibungen, 1786, erwähnt auf S. 429, dass „die 5 ansässigen Judenfamilien sich einen eigenen Schulmeister zum Unterricht ihrer Kinder und zur Anordnung ihres Gottesdienstes“ halten.



Speisen bei den Bürgern und das Herumsingen[1]) in der Stadt Gebräuche, welche das Schullehreramt herabzuwürigen drohten." Wollte man also, dass die Lehrer, von deren erziehlicher Thätigkeit an der heranwachsenden Generation man alles Heil für die Zukunft erhoffte, ihrem Berufe mit Lust und Liebe nachgehen könnten, so mussten dieselben materiell unabhängig werden von dem mitleidigen Wohlwollen oder der demütigenden Gnade der Bevölkerung, mussten sie als Beamte hingestellt werden, die unbekümmert um Gunst oder Missgunst der Menge einfach ihre Pflicht erfüllen um ihrer selbst willen, nicht ihres persönlichen Vortheils wegen. Ferner leuchtete es ein, dass 300 schulpflichtige Kinder, die im Jahre 1817 vorhanden waren, unmöglich in nur drei Klassen unterrichtet werden konnten; es wurde also notwendig, den Schulorganismus bis zu 4 oder 5 Klassen zu erweitern. Die Verwaltung einer so vergrösserten Schule erforderte die ganze Kraft eines Mannes; Rectorat und Diaconat mussten also wieder getrennt werden.[2])

Man beschloss nunmehr, ausser dem Rektor, Konrektor und Küster noch einen jungen Mann zu bestellen, „der gegen freien Tisch, freie Wohnung und eine geringe Remuneration helfen könne." Diesem Vorschlage des Dr. Mann stimmten die Stadtverordneten zu, nur von dem „Herumspeisen" wollten sie nichts mehr wissen. Dann wurde man einig, alle Nebeneinkünfte der Lehrer zu fixiren, fortan für eine jede Stelle ein bestimmtes Gehalt aus der Kämmereikasse anzuweisen und die erforderlichen Mittel, soweit sie nicht von den Kämmereieinkünften bereits früher bereit gestellt worden, durch eine Umlage von der gesamten Bürgerschaft aufbringen zu lassen. Auch diese neue Schulgelder-Anlage[3]) fand am 24. December 1817 die Bestätigung der Stadtverordneten.

---

[1]) Vgl. dazu Götze a. a. O. S. 144. In dem benachbarten Landsberg war bereits durch Verfügung vom 18. September 1810 das Recordiren „als unanständiges Bettelsingen" beseitigt worden. Gaehde a. a. O. S. 339. — [2]) Ueberdies wurden in demselben Jahr durch Vertrag mit denen v. Pfuel die Pfarre Gielsdorf-Wilkendorf dem Strausberger Diaconus zugelegt, weswegen Zesch das Rektorat niederlegte. —

[3]) Zu dem Schulgeld sollen steuern

	A. Von Grundstücken			
1.	257 Bürgerhäuser incl. der Mühlen à 12 gr	128 Thl.	12 gr	
2.	92 Hufen excl. der Predigerhufen à 12 gr	46 „	— „	
3.	4 Wsp. 23 Schff. 10 Mtz. Aussaat auf Morgenländer und Landgüter à 2 gr	9 „	23 „	3 ₰
4.	$47^{1}/_{16}$ Morgen Gartenland	3 „	22 „	$10^{1}/_{2}$ „
5.	$59^{1}/_{8}$ „ Kaufwiesen	4 „	22 „	3 „
6.	68 Scheunen	5 „	16 „	— „
7.	13 Budenhäuser incl. der vor der Stadt gelegenen und der Schönfärberei	3 „	18 „	— „
	B. Von Gewerben.			
8.	200 Gewerbetreibende I. Klasse	50 „	— „	— „
9.	142 „ II. „	71 „	— „	— „

Das Gehalt für den Rektor wurde auf 400 Thl. festgesetzt; dasselbe betrug für den Konrektor 200 Thl., für den Küster (dritten Lehrer) 110 Thl., für den vierten 120 Thl., für die Handarbeitslehrerin endlich 100 Thl.; alle Accidenzien aus kirchlichen Funktionen flossen aber fortan in die Kämmereikasse, desgl. fielen alle Nebenemolumente fort, mit Ausnahme der freien Wohnung für den Rektor, sowie des Freiholzes für ihn und den Konrektor.

Trotz der verhältnissmässig geringen Beiträge, die dem Einzelnen aus der gleichmässigen Verteilung der Schullasten erwuchsen, konnte sich ein gewisser Teil der Bürgerschaft mit dieser neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden geben. Manche vermochten überhaupt nicht sich zu dem Gedanken aufzuschwingen, dass es heiligste Pflicht einer Gemeinde ist, mit allen Kräften und nach bestem Wissen und Gewissen für die Bildung der Jugend einzutreten; andere grollten, dass sie, selbst kinderlos, die Kosten für fremder Kinder Unterricht mit bestreiten helfen sollten; noch andere verquickten die Schulfrage mit anderen städtischen Angelegenheiten, in denen sie der Stadtverwaltung gegenüber Front machen zu müssen oder zu dürfen glaubten. Genug, noch Jahre lang bestand eine Oppositionspartei, die gegen alles, was zum Segen der Schule beraten und beschlossen wurde, ganz unbegründeter Weise aus Böswilligkeit oder Unverstand ankämpfte und selbst der Regierung gegenüber, die „sie zur Ruhe verwies und ermahnte, den Verfügungen des Magistrats gehorsamlich sich zu fügen“, [1]) ihren Widerstand nicht aufgab.

Um so höher ist es den Männern, die unbeirrt in dieser Schulfrage ihren geraden Weg verfolgten, anzurechnen, dass sie treu und beständig an dem festhielten, was sie für die Entwicklung der Schule für erspriesslich erachteten; dank ihrer Energie und Beharrlichkeit drang, wenn auch nur ganz allmählich, die Erkenntnis des wahren Bildungsbedürfnisses durch, und damit eroberte sich endlich in den Gemütern der Einwohnerschaft

10. 41 Gewerbetreibende III. Klasse	30 Thl.	18 gr	— ₰
11. 38 „ IV. „	38 „	— „	— „
12. 1 „ V. „	1 „	6 „	— „
13. 79 Schutzverwandte, wovon 19 abgehen, weil sie schon ihrer Gewerbe wegen unter den betreffenden Classen stehen, und hier nur noch 60 bleiben	10 „	20 „	— „
C. Von Ämtern.			
14. 1068 Thl. Gehalt von Offizianten, so keinen Communalbeitrag geben	2 „	15 „	10 „

Auch die Recordationsgelder wurden auf die Hauseigenthümer, Budenbesitzer, Mietsbürger und Schutzverwandte gleichmässig verteilt; es kam auf den einzelnen jährlich 2 gr 6 ₰ bis $8^1/_2$ ₰.

[1]) Verfügung vom October 1818. —

[2]) Schon 1823 wurde die Errichtung einer fünften Schulstelle beschlossen.



die Stadtschule diejenige Achtung, die ihr gebührt, die ihr aber seit Jahrhunderten versagt worden war.

Was hierzu aber ganz besonders beigetragen hat, war, dass man für das Rektorat, den Posten des verantwortlichen Schulleiters, auch den rechten Mann fand, der es verstanden hat, „durch sein ruhmwürdiges Beispiel das gesamte Lehrerpersonal zu gleich unermüdlicher und gewissenhafter Arbeit, wie sie ihm eigen und ein Bedürfnis war, zu beleben" und der stetig sich entwickelnden Schule in allen Kreisen der Bevölkerung Anerkennung zu verschaffen. Dieser Mann war der Rektor

59. Johann Heinrich Benjamin Zschiesche.[1])

Ebenso tief durchdrungen von den heiligen Pflichten seines schweren Berufes, wie ausgerüstet mit hervorragender pädagogischer Tüchtigkeit, hat derselbe über 50 Jahre lehrend und leitend an der Schule gewirkt; die überreichen Ehrungen, die ihm anlässlich seines 50jährigen Jubiläums dargebracht wurden (2. Mai 1868), waren das schönste und beredteste Zeugnis dafür, dass er nicht allein die volle Anerkennung der städtischen Behörden, sowie der Königlichen Regierung gefunden, sondern es auch verstanden hatte, in den Herzen ungezählter Schüler das Gefühl wärmster Dankbarkeit und liebevollster Wertschätzung zu wecken und sich über das Grab hinaus zu sichern. Eine Gedenktafel in der Schule und die „Rector Zschiesche-Stiftung", von ihm zur Unterstützung braver und fleissiger Schüler bestimmt, wird noch fernen Generationen seinen Namen und seine Verdienste verkündigen, Er starb im Jahre 1880, als hochbetagter, ehrwürdiger Greis, dem bis zum lezten Atemzug die Schule das Liebste war, als einer der letzten Veteranen aus dem Befreiungskriege, ein treuer Streiter auch im Kampf für das Blühen und Gedeihen der Strausberger Stadtschule.

---

[1]) Am 17. Oktober 1793 in Cottbus geboren, in Berlin auf der Parochialschule und dem Gymnasium zum grauen Kloster, von 1808 ab auf dem Stettiner Gymnasium vorgebildet, folgte er 1813 als Primaner dem Ruf des Vaterlandes und Königs und focht als freiwilliger Jäger des Pommerschen Grenadierbataillons in den Schlachten von Möckern, Gross-Beeren, Dennewitz, Leipzig, Hochstraaten und Oudenarde mit solcher Auszeichnung, dass er zum Leutnant befördert wurde. Nach dem Feldzuge studierte er in Berlin Philologie und Theologie und wurde am 20. Oktober 1818 als Rektor in Strausberg eingeführt. — Vgl. Sternbeck S. 103. —

Ehemalige Kämmereigüter Strausbergs.

B. Seiffert.

Die Gemarkung Strausbergs ist in früheren Jahrhunderten grösser gewesen als jetzt: im vierzehnten Jahrhundert gehörten die „Dörfer" Richardsdorf und Kunekendorf zum Kämmereibesitz, von 1486 bis 1617 zwei „Dorfstätten", Gross und Klein Kähnsdorf genannt, auf welchen eine Meierei und Schäferei eingerichtet und unterhalten wurde, und von 1574 bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts stand unweit des Marienberges das rathäusliche Vorwerk „Wolfsthal". Von diesen Feldmarken und Ratsgütern soll in nachstehenden Blättern die Rede sein.

I. Richardsdorf und Kunekendorf.

Die Urkunde 2 des städtischen Archivs (Strausberg d. 18. Jan. 1354),[1] laut welcher Markgraf Ludwig der Römer den Ratmannen und der Gemeinde der Stadt Strausberg die freie Rats- und Schöffenwahl, die Zollgerechtigkeit und andere Gefälle bestätigt, enthält auch folgenden Passus: „— Vortmer was sie haben bynnen ire veltmargke bi vnser vorgenanten stat an holtze an wassern vnd grase an garten das das ire sie, als sie das vor gehat haben vnd bienamen die dorffere Richarstorph vnd kunekendorph ire sullen sin mit alme rechte vnd gnaden als sie is vor gehat haben. vnd in vor geeygent sin." Danach muss also vordem irgendwann der Rat diese beiden Dörfer erworben haben „in gemeiner Stadt Nutzen" und ihm dieser Besitz auch schon früher bestätigt worden sein; ob der Erwerb durch Kauf stattgefunden hat oder auf den Gnadenakt eines Markgrafen zurückzuführen ist, muss dahingestellt bleiben, doch hat die zweite Annahme mehr Wahrscheinlichkeit für sich, weil sonst sicherlich der frühere Besitzer in der Urkunde erwähnt worden wäre, wie dies zu geschehen pflegte.

[Die neben den Archivmaterialien benutzten Quellen sind: Fidicin, Geschichte des Oberbarnim — derselbe: das Karolingische Landbuch — Riedel, Codex diplom. Brandenburgensis — Fischbach, Statistisch-topographische Städtebeschreibung der Mark Brandenburg 1786 — Perlitz, Ms. boruss. 1009 der Königlichen Bibliothek zu Berlin u. a.]

[1]) Cf. Riedel a. a. O. I, 12. Strausberg No. 12.

Aus späteren Andeutungen geht hervor, dass die Feldmark von Richardsdorf nicht eben bedeutenden Umfang gehabt hat; Fidicin nimmt es an,[1]) Perlitz meint sogar, beide Dörfer hätten zusammen nur 300 Morgen Land ausgemacht. Wir werden uns daher unter diesen „Dörfern" richtiger wohl nur kleine Vasallengüter vorstellen dürfen, deren erste Besitzer Richard und der kleine Kuno hiessen, und die möglicherweise mit Wohngebäuden überhaupt nie besetzt, sondern von den anderswo ansässigen Besitzern in Pacht ausgegeben waren.

Wo aber haben wir diese Dörfer zu suchen, was ist weiter aus ihnen geworden?

Von Kunekendorf meldet das Karolingische Landbuch:[2]) „Kunekendorf tota deserta. Henninghus et Tylo Richenow colunt pro nunc, ad servitium domini aliquot mansi"; d. h. es war 1375 völlig wüst und einige Hufen ausgenommen, welche zum Dienst des Landesherren verpflichtet blieben, in den Besitz der Gebrüder Reichenow (nach denen ein Dorf östlich von Prädikow heisst) bereits übergegangen. Daraus und aus den weiteren Schicksalen der Feldmark schliesst Fidicin mit Recht, dass Kunekendorf bei Reichenow gelegen habe. Er sagt:[3]) „K. scheint schon damals mit Reichenow verbunden gewesen zu sein, denn mit diesem kam es an die Familie von Barfus und befand sich nach dem Teilungsakte von 1485 im Besitz des Kuno von Barfus, der den Kunikendorf mit aller Gerechtigkeit und der Schäferei zu Richenow und dem Schafhof zu seinem Anteil erhalten sollte. Jeder Hüfner zu Richenow war verpflichtet, auf den Kunikendorf jährlich 5 Fuder Mist zu fahren [Riedel XI, 429]. In keinem der späteren Hufenregister wird dieser Feldmark weiter gedacht. Die Barfus blieben bis 1768 in Besitz derselben, dann wurde sie zum Rittergut Reichenow verkauft. Noch 1825 wird sie als Vorwerk mit 4 Gebäuden aufgeführt, in welchen 25 Menschen wohnten, seit 1841 fehlt sie in der topographischen Übersicht des Regierungsbezirks. — Eine Niederung westlich vom Dorf Reichenow, zwischen diesem und dem Neuen See, heisst noch jetzt das „Kunikendorfer Luch."

Dass dies frühere Besitztum so weit ab von der Stadt Strausberg lag, darf nicht befremden, nennt doch das Landbuch auch mehrere Strausberger Einwohner als Eigentümer von Liegenschaften in Prädikow, Grunow, Wilkendorf, Wilmersdorf, Gersdorf, Beiersdorf und Freudenberg.

---

[1]) Gesch. des Oberbarnim S. 54.

[2]) S. 76. Die Matrikel des Bistums Brandenburg nach Probsteistühlen geordnet — Riedel I 8 S. 418 — nennt hinter „Strutzberg oppidum" die Dörfer „Kunekendorp, Richerstorp." Beide Dörfer müssen übrigens schon früher wüst gewesen sein, wenn auch in der Urkunde von 1354 davon nichts steht; denn für die Zwischenzeit lässt sich absolut kein Ereignis geltend machen, welches zum Untergange derselben mitgewirkt haben sollte. Fidicin nimmt als Ursache die Verheerungen des schwarzen Todes an. cf. Oberbarnim, Einleitung VI.

[3]) Oberbarnim S. 42.

Richardsdorf, meint nun Fidicin[1]) weiter, „hat wahrscheinlich neben Kunikendorf, Reichenow, Möglin, Metzdorf und Batzlow gelegen, die Feldmark ist jedenfalls nicht von bedeutendem Umfang gewesen.“ Diese Vermutung muss jedoch als irrtümlich bezeichnet werden.

Allerdings wird Richardsdorf weder im Landbuch, noch im Schossregister von 1451 genannt, ebensowenig aber findet sich irgend eine Andeutung, dass dasselbe in anderweitigen Besitz übergegangen sei. Wir müssen daher unbedingt annehmen, dass es bei Strausberg verblieben ist und durch die völlige Verschmelzung mit der übrigen Gemarkung Strausbergs schon sehr früh den Charakter und die Bezeichnung einer selbständigen Feldmark verloren hat. Eine Erinnerung an diesen Vorgang hat sich jedoch in der mündlichen Überlieferung erhalten, ja bis auf den heutigen Tag wird behauptet, die Bürgerkaveln am nordwestlichen Ufer des Straussee nach Gielsdorf und Wilkendorf zu seien früher Dörfer gewesen; aber auch schriftliche Zeugnisse lassen sich dafür beibringen, die freilich Fidicin nicht gekannt haben dürfte. Es bemerkt nämlich Magister Engel, der märkische Geschichtsschreiber aus Strausberg,[2]) zu der Urkunde von 1354: „dass da (scil. auf der Feldmark von Richardsdorf und Kunekendorf) jetzund die Kageln gemacht werden jenseit dem Strauss.“ Hierauf lege ich um so mehr Gewicht, als gerade während seiner Amtszeit die Kavelfrage in der Stadt äusserst lebhaft diskutiert wurde infolge eines Rezesses, welcher durch Vermittelung kurfürstlicher Kommissare am 9. December 1591 zwischen Bürgerschaft und Rat errichtet worden war und unter anderen auch die Bestimmung enthielt, es sollten sämtliche Kaveln den Bürgerhäusern erb- und eigentümlich zugelegt werden.[3]) Auch Perlitz, der seine „Micrologieen“ über Strausbergische Verhältnisse im Jahre 1825 zum Abschluss gebracht hat, giebt der überlieferten öffentlichen Meinung in derselben Weise wie Engel Ausdruck, desgleichen Fischbach,[4]) der die Materialien zu seiner Stadtbeschreibung vom damaligen Magistrat erhalten hat. Jede mündliche Überlieferung erleidet im Laufe der Jahrhunderte Umwandlungen, sei es, dass sich allerlei Dichtung um den ursprünglichen Kern der geschichtlichen Wahrheit herumkrystallisiert, oder dass man einen schlichten Vorgang über Gebühr aufbauscht: genug, an der Thatsache, dass der obenbeschriebene Teil der Bürgerkaveln aus

[1]) Ebenda S. 54.

[2]) Annales fol. 157. Breviarium f. 65. Engel, 1562 in Strausberg geboren, war Rektor der Stadtschule 1584 — 1587, dann von 1592 — 1598 Pfarrer und Inspektor.

[3]) Daraus wurde aber erst im Jahre 1772 wirklich etwas.

[4]) a. a. O. S. 450. An Perlitz' mehr oder minder gewagten Ausführungen über das mutmassliche Ende der ehemaligen Dörfer und andere Fragen aus der älteren Geschichte der Mark erkennt man manchmal den sonst so nüchternen Verstandesmenschen kaum wieder, so sehr ist er in gewissen Vorurteilen, namentlich über Strausbergs ehemaligen „glückseligen Zustand“ und Grösse, befangen. —

einer fremden Feldmark entstanden ist, darf man zwar nicht rütteln, nur ist es völlig ausgeschlossen, dass es diejenige von Kunekendorf gewesen sei; sagen wir aber, diese Kavelländer sind die ehemalige Feldmark von Richardsdorf, so füllt Engels Nachricht die Lücke in der Fidicinschen Forschung aus, und letztere dient dazu, die uralte örtliche Überlieferung auf das rechte Mass geschichtlicher Gültigkeit zurückzuführen.

II. Kähnsdorf.

Über die Lage der Kähnsdorfer Feldmark — denn nur von einer solchen, nicht von einem eigentlichen Dorf kann auch dabei nur die Rede sein — sind wir genauer orientiert, weil sich der Name nicht allein in einem bestimmten Revier der Prötzeler Forst erhalten hat, sondern auch für ein Einzelgehöft am Rande dieses Waldes, im Schnittpunkt des Prötzel-Klosterdorfer und Prädikow-Strausberger Weges: sonach stiess dieselbe direkt an die Strausberger Gemarkung und grenzte an die Felder von Wilkendorf, Prötzel, Prädikow und Klosterdorf.

Da Fidicin mehrere Urkunden unberücksichtigt lässt, behandelt er die ältere Geschichte des Kähnsdorf nicht vollständig, auch nicht überall zutreffend; um daher das Sachverhältnis zu klären und definitiv richtig zu stellen, wollen wir das Urkundenmaterial noch einmal durchgehen.

Im Landbuch [1]) steht: „Magna Kenstorf sunt XXX mansi, quorum Betkinus Rudow, prefectus in Strutzberg, cum fratribus habet X ad curiam, Petze Rudenitz, civis in Strutzberg, cum fratribus XX ad curiam“; ausserdem ist in dem alphabetischen Register noch ein parva Kenstorf aufgeführt, doch enthält das eigentliche Verzeichniss der Güter keinerlei weitere Andeutung über dasselbe. Aus dieser ältesten Nachricht entnehmen wir also, dass die Feldmark in zwei Teile zerfiel, von denen der grössere 20, der kleinere 10 Hufen umfasste, und dass zu jedem dieser beiden Dorfgüter ein Hof gehörte, von denen 55 Jahre später nur noch einer vorhanden war.

Die Unterscheidung von Gross- und Klein-Kähnsdorf erhält sich in den Urkunden bis 1487, verschwindet mit 1492, wo dem Strausberger Rat der Erwerb der Feldmark vom Kurfürsten bestätigt wird, und erscheint nirgends mehr in den Kämmereibüchern oder Akten des 16. und 17. Jahrhunderts. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, dass es ein Fehler des Landbuches ist, wenn es ein Klein-Kähnsdorf aufführt, das als noch ausserhalb der 30 Hufen von Gross-Kähnsdorf liegend zu denken wäre, und behaupte meinerseits, dass in eben der Einteilung

[1]) S. 76. Die Bistumsmatrikel von 1459 nennt sie „Kynstorp magna et parva“. Hiess der älteste Besitzer Köhne?



in 20 und 10 Hufen der Unterschied von Gross- und Klein-Kähnsdorf ausgedrückt wird.

In der Zeit von 1375 bis 1408 kam die Familie Schönebeck in den Besitz von Gross- und Klein-Kähnsdorf, verkaufte aber in letztgenanntem Jahr das kleinere Gut an den Strausberger Bürger Hans Colpyn, dem Markgraf Jobst dasselbe bestätigte:[1]) „Das wir — dem Ersamen hannes Colpyn Burger zu Struszberg vnd seynen erben — leyhen — czwey stucken geldes In dem gute zu wenigen kensdorff bey Struszberg gelegen mit allen Iren nuczbarkeiten vnd zugehorungen gleicherweise als sy die Schonebeken bis herczu gehabt vnd besessen haben —“.

Von Colpyns Sohn Claus kaufte 1429 Peter Schönebek der Vater das Gut zurück; der Lehnbrief des Markgrafen Johann[2]) sagt: „— das wir vnserm lieben getrewen peter Schönebeken czwey stücken geldes in dem gute zu wenigen kensdorff bey Straussberg gelegen zu einem rechten manlehn mit allen iren nutczen vnd zugehörungen Als die Claws cölpin vnd sein fürfaren Innen gehabt haben von demselben colpin er die gekaufft —“. Bald darauf aber muss Peter Schönebeck gestorben sein, denn im nächsten Jahr bestätigt[3]) Markgraf Johann seinem Sohn Peter das väterliche Erbteil und den Ankauf des brüderlichen Anteils an Gross-Kähnsdorf: „— das wir vnserm lieben getrewen peter Schönebeken purger zu Straussberg, Siben Hufen zu grosssen kenstorff, die er von seinem bruder claws Schönebeken gekaufft. darzu dreyczehn huben vnd den hoff zu grossen kenstorff in allermass als das alles sein vater seliger besessen vnd auff jn geerbet hat zu einem rechten manlehn gelihen haben —“. Wenn nun, wie nicht zu bezweifeln, diese Urkunde den eben erfolgten Antritt des Vatererbes beweist, so ist auffallend, warum des ein Jahr zuvor zurückgekauften Gutes Klein-Kähnsdorf keine Erwähnung geschieht; es muss demnach angenommen werden, dass dasselbe deswegen nicht zur Vererbung gekommen ist, weil es zuvor schon wieder veräussert worden war. In der That erwerben die Brüder Claus und Peter Schönebeck 1439 „czehn huben landes zcu kenssdorff gelegen mit allen vnd iglichen derselben huben acker zugehorungen vnd gerechtigkeiten, alse die — Tile kerckow[4]) biss her Innegehabt besessen vnd gnossen hat, zcu einem rechten manlehn — derselbe Tile kerckow jn die obgeschreben huben uerkoufft —“;[5]) wenn diese Hufen zu Gross-Kähnsdorf gehörten, dann würde dies die Urkunde sicherlich ausdrücken, wie die von 1430. Ich

---

[1]) d. d. Berlin, 22. November 1408. Perg. Urk. 32. cf. Riedel I, 12. Strausberg Nr. 19.

[2]) Berlin d. 30. Januar 1429. Perg. Urk. 35. cf. Riedel I, 12. Strausberg Nr. 37.

[3]) Strausberg d. 22. Juli 1430. Perg. Urk. 36. cf. Riedel I. 12. Strausberg Nr. 40.

[4]) Nicht aber auch dessen Vorfahren.

[5]) Bestätigung des Markgrafen Friedrich „des Jüngeren“, Berlin d. 25. Nov. 1439. Perg. Urk. 38. Riedel I, 12. Strausberg No. 46.

nehme sie daher für Klein-Kähnsdorf in Anspruch und bin dessen um so gewisser, als in der nächstfolgendun Urkunde von 1442, ohne dass von einer Neuerwerbung die Rede ist, Peter Schönbeck endlich als einziger Besitzer beider Teile genannt wird[1]: „Wir Fridrich — Bekennen, — das wir vnnserm lieben getruwen peter Schönembeke Borger in vnnser Stat Strussberg disse hirnachgeschriben dörffsteden mitnamen die wüste dorffstede genant grossen kenstorff vnd die wüste dorffstede genant lutcken kenstorff mit ackern andern Iren zugehorungen mit den pfulen[2] vff den veltmarcken darselbst gelegen vnd mit allen gnaden freiheiten vnd gerechtikeiten So er die vormals von vnnserm lieben Hern vnnd vater seligen vnd vnnserm lieben Bruder Marggrauen Johannsen zu rechtem manlehne Inngehabt vnd besessen hatt, — geliehen haben —."

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich also, dass die Familie der Schönebecks nach 1375 Besitzerin der ganzen Feldmark gewesen ist und nur zweimal vorübergehend den kleinen Teil von 10 Hufen veräussert, aber auch wieder zurückgekauft hat.

Bemerkenswert an dieser letzten Urkunde ist der Ausdruck „wüste dorfstede", der hier zum ersten Male erscheint. Fidicin behauptet, dass Kähnsdorf schon längst, wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts während des grossen Sterbens wüst geworden sei. Ja, warum aber erwähnt denn das Landbuch davon nichts? Warum nicht die Urkunden von 1408, 1429, 1430 und 1439? Wie schon angedeutet, muss der Hof von Klein-Kähnsdorf zwischen 1375 und 1408 verfallen sein; es handelt sich nur um den Hof zu Gross-Kähnsdorf, der 1430 noch steht, 1442 aber auch verschwunden ist, so dass die Feldmark nun die Bezeichnung „wüst" erhält. Unzweifelhaft ist er 1432 durch die Hussiten zerstört worden, welche auf ihrem verheerenden Zuge durch die Mark auch Strausberg samt den umliegenden Dörfern aufs schrecklichste heimsuchten[3], so dass der Markgraf Johann sich veranlasst fand, der Stadt, „die sölichen gröblichen schaden Als von der verdampten ketzere wegen leyder empfangen vnd genommen,"[4] auf 6 Jahre die Orbede

---

[1]) Berlin d. 22. April 1442. Perg. Urk. 40. Riedel I, 12 Strausberg Nr. 51 ist nur ein Vermerk des kurfürstlichen Lehncopials.

[2]) Es ist mir unbegreiflich, wie Fidicin [Oberbarnim S. 36 f] darunter die Familie v. Pfuel verstehen kann, die nach seiner eigenen Angabe [S. 70] erst nach 1459 in den Besitz von Gielsdorf und Wilkendorf gelangten. In dem Kaufvertrag von 1487 steht an dieser Stelle: „mit den watern"!

[3]) Engel, Annal. f. 210 und Breviar. S. 93.

[4]) Spandau d. 10. Juni 1432. Perg. Urk. 14. Riedel I, 12 Strausberg Nr. 42; erneuert am 6. Juli 1436 cf. Riedel a. a. O. Nr. 45.

von 40 Schock gänzlich zu erlassen und für weitere 6 Jahr auf die Hälfte zu ermässigen. [1]

1468 starb Peter Schönebeck; [2] beide Dorfstätten erbten seine 3 Söhne Simon Lorenz, Simon Henning und Matthäus: [3] eine weitere Teilung des Grundbesitzes muss 1473 erfolgt sein, denn neben dem erneuten Lehnbrief [4] für die genannten drei Brüder findet sich bei Riedel ein Vermerk des Lehnscopials, [5] wonach ausser ihnen noch drei Vettern die Belehnung mit beiden Dorfstätten „zu gesampt vnd trewer handt empfangen," Peter, Meus und Lorentz. Man scheint bei dieser Auseinandersetzung 8 Teile gemacht zu haben.

Im Jahre 1486 und 1487 entäusserten sich die Schönebeks ihres mehr als hundertjährigen Familienbesitzes: der Rat von Strausberg und der in Prädikow begüterte Claus Barfus erwarben die Ländereien, jener 6½ Achtel, dieser 1½ Achtel der gesamten Feldmark.

„Alssdenn vnser liebe getrewen Borgermeister vnd Ratman vnser Stad Struczberg das virdendeil der wusten veltmarck czu kensstorff, Als kerstian vnnd Bartolomeus Schonenbeke, vss derselben vnser Stad Struczberg geboren, von vnser herschafft czu lehen gehabt, vmb besserung willen vnd czu nucz der Stadt recht vnd redlichen erblichen gekauft —; haben wir — iren nachkommen vnser Stadt Str. solch virtenteil der wusten feltmark czu kenstorff vorberurt

---

[1]) Nach Riedel a. a. O. Nr. 50 verlieh der Kurfürst Friedrich am 4. Februar 1442 auch „dem gotshuss vnnser lieben frauwen pfarkirchen in vnnser stad czu strusberg gelegin vmb sulch notdorft vnd armudt, dar Innen es vermittelst von verderbunge der vertampten kezerer wegin ist komen", zwei Hufen Land im benachbarten Wesenthal.

[2]) Auch Claus, sein Bruder, starb in diesem Jahr, wie aus folgendem Erbstreit zwischen der Witwe und ihrem Sohn hervorgeht: „Diderick, van gots gnaden Bischop tho Brandeborgh. Vnsen gunstighen grudt touor, Ersamen liewen besundern. Bie vns vnd andern vnses gnedighen herrn Marggrauen reden iss gewest Clawes schonebekin nagelathen wedewe vnd hedt vns vndirricht, wo dath Clawes schonebeke eynen son gelaten hedt, gnanth Simon schonebeke, dar sie sich denne mede gruntlich vor loffl werdighen luden wol entscheiden hedt, also dath sie alle schuldt vnd wederschuldt to sich nemen schal vnd so sollin or alle erfguder gefallin. Ok so iss etlich korn gessegedt vp des selwighen Clawes schonebekin nagelaten lande, welch landt lehn iss, van dess weghin denkith sich syn son Simon des selwighen roggin tho vndirthyn. Vnsere meynunge iss awer, dat sodan rogghe nicht lehn sunder erwe iss, nadem die egede darna gegangen iss, alss die rechte clerlich vthwisen. Worumme beghern wy van Iw, dath gie Juwen borgher Simon schonebeck also vndirrichten, dath he der selwigen frawen sodane korn fredesam lathe volghin. — — Datum Berlin, vp vnsem hove, am sundaghe na Panthaleonis [31. Juli] anno 1468. Den Ersamen Borghermeistern vnd Rathmannen to Strutzbergh, vnsen liewen besundern." cf. Riedel I, 24. S. 448 Nr. 159.

[3]) Lehnbrief vom 5. März 1468. Perg. Urk. 41. Riedel I, 12 Strausberg Nr. 57.

[4]) Perg. Urk. 42 vom 14. Oktober 1473. Riedel a. a. O. Nr. 63.

[5]) Riedel I, 12 Strausberg Nr. 62.

vereignet —;"[1]) so heisst es in der Bestätigung des Markgrafen Johann vom 5. März 1486; dass aber unter dem „viertenteil" — es muss ein Schreibfehler sein — nicht ein Viertel, sondern „vier Teile" zu verstehen sind, geht aus der Urkunde von 1492 hervor.

Nach dem Vertrage vom 27. März 1487 verkaufen dann die Gebrüder Lorenz Simon und Henning „den Ersamen Borgermeistern vnd Ratmannen werck vnnd gemeynen die nw sint vnd ewiglich werdenn mogen der Stat Strutzeberg die wusten veltmarckenn met nhamen den groten kenstorp vnd den kleinen kenstorp met allenn oren tobehoringen awerstenn vnd nederstenn gerichtenn met holtingen eckern Gresingen waternn vnnd weidenn dar tho eine frie Scheperie vnd sust met allen andern nuttingen vnd gerechticheidenn, nichtsnicht vthgenamenn. So alse dat van vnnsen oldern vnd veddern an vns gekamen Js vnd in gebrukender were bisher gehatt hebbenn. Die obgemelten wuste veltmarckenn holden in sich achtdeil darvan het Claws Barffte anderhalff deill die he van vnnsen vedder Mews Schonembeke gekofft vnd in geweren hat. So bliuet der Stat Strutzeberg Souendehalff deill. — Vor Sodane obgemelte veltmarcken wu vor berurt hebben vns die Ergenante — wol todancke gegeuen vnd togenuge betalet dryvndesestich schock groschenn landsweringe —."[2]) Merkwürdigerweise hat aber die Auflassung der Feldmark vor dem Kurfürsten erst fünf Jahre später stattgefunden; die Urkunde vom 29. November 1492[3]) rekapituliert noch einmal den Hergang des Verkaufs: „Wir Johanns — Bekennen — Als vnsr lieb getrewen Burgermaistr vnd rathmann vnser statt Strausberg Jn vergangen Jarn vir taill an der wusten veltmarken zu kenstorff von kerstian vnd Bartolomeus schonembecken — gekaufft — Haben die obgenanten — von Lorentzen Simon vnd Hennig brudern den schonpecken drithalben taill an der obbeschriben veltmarck kenstorff zusampt eyner schefereyen — gekauft —"; die vollständige Bezahlung erfolgte sogar erst am 15. Februar 1498, wie ein bei Fischbach[4]) aufbewahrtes Ratsprotokoll bemerkt: „Anno 1498 Donnerdach na Valentini geschin is, dat dye Erssame Stadt dem Schönebeckenn wol tho dancke vnd wol tho willenn den Kenstorp betalt vnd vornuget het, vnd die Betalinge geschin iss inn Zcimon Schönebeckenn Huss, vnd Er Bartolomäus Sch. enthphanghen heth dy Betalinge."

---

[1]) Riedel I 12 Strausberg No. 68; die Verkäufer wohnten also nicht in der Stadt.
[2]) Perg. Urk. 44. Riedel a. a. O. No. 70.
[3]) Perg. Urk. 46 Riedel a. a. O. No. 72.
[4]) Historisch-politische Beiträge 1783, II S. 387.

In welcher Weise nun hat der Rat die Feldmark Kähnsdorf (könstorph, kinstorp, keyenstorff, kehenstorpf) bewirtschaftet und genutzt?

Als Hauptgrund für den Erwerb derselben ist meines Erachtens anzusehen, dass der Boden ausgedehnte Lehmlager enthielt, die bei der Ziegelfabrikation des Rates eine wichtige Rolle spielten. Welch schwunghaftes Geschäft mit den Fabrikaten des rathäuslichen Ziegelofens in einem Umkreise von vielen Meilen betrieben wurde, habe ich an andrer Stelle[1]) auseinandergesetzt: es ist bezeichnend, dass mit dem Verlust des Kähnsdorf auch der Ziegelofen seinem Verfall entgegenging, denn auf den eigentlichen Strausberger Hufen fanden sich nur vereinzelte Nester und danach wollten die Bürger ihre Äcker nicht durchwühlen lassen.

Die sonstige Verwaltung und Bewirtschaftung der Acker- und Waldflächen wird aus den Aufzeichnungen der Kämmereibücher und Rechnungsakten von 1530 bis 1625 ziemlich klar: die Felder, von denen einige besondere Benennungen erhielten, — so „das lange feld an prettzel, die beiden felder an wilckendorpp nha der ketelpfanne vnd flachsberge, die beiden mittelfelder an den hohenberg“ — wurden an Bauern von Wilkendorf und Prädikow in Pacht (Kornpacht) gegeben, die näher gelegenen Ländereien auch wohl an Bürger aus der Stadt. Die Parzellen richtig zu teilen (tomethen), sie auszubieten und den einzelnen Pächtern anzuweisen und sonst nach dem Rechten zu sehen, war Sache der beiden „Lehnherren“ aus dem Ratskollegium, die für ihre Mühwaltung jährlich je zwei Scheffel Deputatroggen bekamen. Der Waldbestand war in Reisigkaveln eingeteilt und gegen Barzahlung auf je ein Jahr gleichfalls an Bauern in Nutzung ausgegeben. Die Einnahmen schwankten natürlich, oft blieben die Pächter im Rückstand, man erliess auch wohl, wie z. B. 1556, „den halben pacht, weil sie hagel vnd vngewitters[2]) halben grossen schaden genommen“; im Durchschnitt erzielte der Rat jährlich an Kornpacht 3 Wispel Roggen und 1 Wispel Hafer, wovon vorweg dem Pfarrer an St. Marien 18 Scheffel Roggen und 14 Scheffel Hafer als sog. Messkorn oder „Kornlohn“ gereicht werden mussten, und an Lösegeld für die „Rysskaveln“ 2 bis 3 Schock Groschen.

Von den Gewässern (Pfuhlen) der Feldmark war in jenen Zeiten „der Schützensee“ noch fischbar, darum wurde er an einen Liebhaber gleichfalls verpachtet, brachte aber nur wenig ein.

Im Jahre 1559 erscheint plötzlich in den Rechnungen ein „Meier auf dem Kensdorf“, ferner geht aus einem Kammergerichtsabschied hervor, dass der Rat 1580 auch eine Schäferei einrichtete: von den ge-

---

[1]) Vgl. des Verfassers: „Des Rates Ziegelofen und die sog. Kalkgerechtigkeit der Stadt Strausberg“ 1890.

[2]) Vgl. dazu Engels Ann. f. 354 und 355.



nannten Zeitpunkten an bleiben denn auch diese Einnahme- bezw. Ausgabetitel bestehen.[1])

Demnach liess der Rat fortan einen gewissen Teil der Ländereien durch den Meier zum Nutzen des Rathauses bewirtschaften, der Ertrag wurde teils bei den Stadtpferden, die zum Dienst des Kurfürsten gehalten werden mussten, verfuttert, teils zur Löhnung der Stadtdiener verwendet, was übrig blieb, an die Bürger auf Wunsch verkauft.[2]) —

Der Besitz der Feldmark ist aber auch eine Quelle vielfacher Verdriesslichkeiten und Streitigkeiten für den Rat geworden, die hauptsächlich durch unberechtigte Ansprüche der adligen Guts-

---

[1]) Es liegt ein „Vertragks Zettel" von 1587 bezüglich des Schäfers vor, derselbe lautet:

„1587 Am Tage Michaelis hat E. E. Rath zu Straussbergk Valentin Bussewitzen vff den Kenstorff drey Jhar langk vfs dritte zu sitzen für einen scheffer angenommen Vnd gibt Ihme ein Rath Jehrlich zu lohne wegen der huetunge, Anderthalben Winspel Rocken, Dargegen hatt Valntin Bussewitz angelobt, dem Rathe 150 heubt Wehrschaffe zu zutreihen, daran soll ihme ein Rath ihren Antheill alss hundert heubt, Jeder heupt fur 19 sgr. thut 79 thl 4 sgr bezahlen. Vonn der Wulle vnd dem Mulcken, so vonn den 150 schaffen gefallen wirdt, Weill von der Wulle dem Rathe 2 theill zukommen, Dz Mulcken aber vonn den 150 schaffen dem Rathe gar alleine, Vndt was ein Rath dem scheffer also Jehrlich bezalen wirdt, soll Ihme vff die Heubtsumma der 79 Taler 4 sgr gekurtzt werden. Weill er aber auch hierneben den acker vleisig bestellen soll, hatt Ihme ein Rath das erste Ihar die saath gerste vnd saath hafer vorzustrecken zugesagt. Vnd wen er Jngeaugstet hatt, So soll er dem Rathe das vorgestrackte Saathkorn wieder geben. Wen er auch dz andre Jhar die Wintersaath segen wirdt, will Jhme ein Rath den Rocken darzu auch vorstrecken, Vndt wen er den Rocken Jnaugsten wirdt, so soll er dem Rathe den vorgestrackten Rocken auch wieder geben. Dess zu mehrerm glauben habenn sie solchs in zwey aussgeschnittenen Recessen vorfassen lassen. Actum zu Straussbergk Jhm Jhare vnd tage wie oben gemeldett."

Was der Meier erhalten soll, meldet ein Kämmereibuch von 1620: „hat 4 fl zu lohnn. 7½ Morgen land vier das Pachtland zu winterkorne vnd 4 Morgen zu Hafferland, ½ schff. erbsen zu sehen vor seiner eigen sat, 1 Virt Bückgrütze zu sehen vor seiner Sat, ½ schf. lein, ½ schf hanffkorner, 1 fl 7 gr zu fische, 5 fl 11 gr vor ein Altschoss (?), 1 wsp. 13 schf. Roggen brotkorne, 4 schf. gersten zu gedrenke, 1 thl 12 gr zum schwein, 4 thl gersten zur mastung, 5 virt Salz."

[2]) In einem Rezess vom 9. Dezember 1591 klagt die Bürgerschaft, „dass ihnen dem Alten gebrauch nach, Vndt sonderlich Zu der Zeit, wan das Korn beynottigk ist der Rath kein korn Vom Jerlichen Zuwachs Aus der Mayerey Zumessen hatt lassen Ein Rath Aber hierkegen die beschwerunge wegen der 4 Pferde so sie Churf. G. vndt sonsten Ausfuttern, Imgleichen Auch, dz sie ihre diener Vntterhaltten mussen, Vorgewendet. Vndt hierbey auch berichtet, ob gleich Vor der Zeit das wenige so sie der gemeine Zuuorkeuffen Vndt Auszumessen gehabt, vf der Canczell offendtlich ist Ausgebotten worden, hatt sich doch niemandt, der solches Zukauff begehrett hette, Angegeben, Als ist dieser Punkt dahin Verglichen, was ein Rath vber ihre Notturfft Vbermass Zuuerkauffen haben wirdt, dz sie Vermoge des eingefuhrten Alten billichen gebrauchs, Von solchem einen Jeden Scheffell einen sielber groschen wollfeiler Als der gemeine Kauff vfm Marcke ist, der Burgerschafft, doch vmb bahre bezahlunge zukommen Vndt wan ein Rath korn also verlassen wil, das er solches zeitlich der gemeine Burgerschaft Von der Canczell Anmelden lassen soll."

nachbarn veranlasst wurden. So musste im Jahre 1528 (27. Dezember) ein Rezess zwischen Claus Barfus von Prädikow und dem Rat geschlossen werden, welcher die beiderseitigen Grenzen und Gerechtsame betreffs der Hütung und Jagd festsetzte;[1]) derselbe lautet: „Alss sich errunge geholden twischen den Erbarn vnnd vestenn Clausenn Barfft Erffsathen to Predikow an einem vnnd denn Ersamenn vnnd Wysenn Borgermeisternn vnnd Ratmannenn Werck vnnd gemeynde der Stat Struzeberg am andernn Deile der wüstenn felttmarckenn halwen Kenstorp genanth, ist mit beyder Parte fulbort wethen vnnd Willenn sulch errunge in der freundtschap beygelegt entlich vnnd grundtlich entscheidenn, whie hirna folgeth, alsso det gnante Clauss Barfft vnnd syne Erwen hebben vnnd behalden willen vnnd sollen denn Acker vf dem Kenstorp, bewassen vnnd vnbewassen vann der groten eyke by denn flassberg by dem wege so von Prötzell na Wilckendorff geit vnnd sodanne die grentze entlangst bet an det Wilckendorpsche feldt, whar die malhope ein vp den andern wisen vnnd wedder van der vorgnanten eykenn an inn vnd nesten den Wilckendorpschen wegk entlangest alss die Male nachwysenn [bet an dat] pretzelische feldt. Dagegen sollen obgenannten von Struzeberg vnd ehre nakomlinge hebben vnd beholden alles was tho der feltmarcke Kenstorff gehorett, bet an dat Predikowsche Eyckholtt vnd von dar wha denne die male anteigen bett wedder an dat Protzelsche Eyckholtt mit allen gnaden vnd gerechtigheitten also sie det gekofft vnd an sich gebracht hebben ludt der Kopbriefe [darvber] vtgangen, Es soll auch Clauss Barfft syne Erwen vnnd arme leude[2]) sowol vp der van Struzeberg feldt des Kenstorps als syn feldt to hüden mechtig sein jedoch ieglichen die dar ackern ohne schadenn. Wehre ock ein Raht to Struzebergk oder sunst jemandt mit des Radts vndt der stat Fulbortt vnnd willen vp den Kenstorp eine scheperye vptoslan willens, soll Ihm die hudunge vp beider deile feldt Kenstorps ock vngehindert gestadhet werden, desglicken soll ock iegliche Partt vp der feltmarck Kenstorp nach allerley wiltbrath [to jagenn mechtig sein. By vnd vber] solcken vordracht sint gewest, die Erbarn vnnd vestenn Otto Termow to Klobbicke hans Barfft tho Bazelow vnnd Segemund Borgestorp tho Podoltzke gesethen, alle vnd iegliche puncte disses Recess reden vnd gelowen Wy vilgnante Claus Barfft vor my vnd myne Erwen vnd wy Borgermeister vnd Ratmanne Werck vnd gemeynde vor vnss vnd vnse nakomende Borgermeistere vnd Ratmanne der stadt Struzebergk stetz faste und vnuorbraken tho holdende To warer Orkunde hebben wy obgenandte vnsere Ingesigels vor vnss vnser Erwen und nakomlinge vnden an dissen Recess mit [guder witschap]

[1]) Nach einer Abschrift im Archiv, die teilweise beschädigt ist; das Eingeklammerte enthält meine Konjekturen an lückenhaften oder unleserlichen Stellen. Die Urkunde ist bei Riedel nicht aufgenommen. —

[2]) Die zu Hofdiensten verpflichteten Kossäten und Tagelöhner.

hangen lathen der gegewen ist am Sondage awendt Thome Christi gebort im dusent funffhundert vnd acht vnd zwentzigsten jahr." [1]) Auf wessen Seite der grössere Vorteil aus dem Vertrage erwuchs, ist wohl klar, um so dunkler bleibt, was den Rat zu so weitgehenden Konzessionen veranlasst haben mag, namentlich bezüglich des Jagdrechts, worin er sonst so empfindlich war, und woran augenscheinlich den Barfus am meisten gelegen gewesen ist.

Gemeinschaftliche Grenzbesichtigungen und Erneuerungen der Grenzzeichen (Malhope, Malenstede) haben von Zeit zu Zeit stattgefunden, z. B. mit den Barfus 1539, 1544, „mit den pulen wurde die Grentze vmb wilkendorph aufgemahlen", d. h. neue Grenzhaufen gemacht, im Jahre 1542.

Das freundnachbarliche Verhältnis mit den Barfus erlitt 1567 einen Stoss. Balthasar Barfus hatte 1566 eigenmächtig einen Schafstall auf seinem Kensdorfer Anteil erbaut, indem er in willkürlicher Auslegung des Rezesses von 1528 annahm, dass ihm dieselben Rechte zustünden wie dem Rat von Strausberg. Letzterer hatte merkwürdiger Weise dazu still geschwiegen; und so fing denn Balthasar Barfus im nächsten Jahre auch eine Scheune zu bauen an. Nunmehr aber erhob der Rat Einspruch, worüber sich seinerseits v. Barfus beim Kurfürsten beklagte:

„ — — E. Churf. g. kan ich nicht vorhalten, wie von Meinem hausse predickow, ein gross vierthel weges eine feltmarcke, kenssdorff genandt gelegen, an derselben feldtmarcke, ein Radt zu Straussbergk zwei theil, Ich vnd mein brueder Casper von Barfus, den dritten theill, [2]) an acker, weide gressunge, huttunge, holtzunge, oberste vnd niderste gerichte, vber vorwertte Zeit des Rechten vnnd menschen gedencken, ane der von Straussbergk vnd sonsten Mennigliches vorhinderunge gehabt vnd noch habe, weill ich aber vf berurtter feldtmarck Stadtlichen acker, den mir Meine arme leutte bis hero beackert, vnd mir, das Korn von gedachter feldtmarcke, vber ein gross vierttel weges nach Predickaw in meine scheune furren mussen, welches den armen leutten zw weit abgelegen, Nhun woltte ich ihnen derselben beschwerunge vnnd dienste, souiel mir Muglichen, leichtern vnd benhemen, derohalben ich eine scheune, vf genantter feldtmarcke, vnnd auf Meinen grundt vnd boden, habe lassen aufbauen, vnd dieselbe aufzurichten vnd ferttigen zu lassen im vorhaben, Dorein ich Mein korn furren vnd vorwaren kontte. Domit ich, auch die arme leutte sich so weitt mit dem korne nicht schlepffen noch furren dorffen,

[1]) Darunter die notarielle Beglaubigung: „Dass diese kegenwertige Copia mit dem rechten vnd wahrhafftigen original von Worte zu Worte gleich lautende vbereinstimmet bezeuge ich [Carl Ritter auss Pabstlicher macht vnnd gewalt offenbahrer Notarius mit dieser meiner Hand.]" Die Klammer hat aber Joh. Andreas Hundertmark, Ratsherr 1672 — 94, ausgestrichen und dafür seinen Namen untergesetzt. —

[2]) Nicht als $^2/_3$ und $^1/_3$ zu verstehen, sondern im Sinne des Kaufvertrages von 1487.

so vormeindt mir ein Radt zu Strausbergk dasselbe zu hindern vnd zu wehrenn, wan aber zu Rechte vorsehen, das ein jeder auf sein grundt vnd bodem bawen moge, vnd aber gedachtem Rathe, die scheune an dem Ihren zu keine vorhinderunge gereicht, alss bitte E. Churf. g. ich vndertheniglich, die wollen, erwenttem Rathe Jn ernst vnd bei peen hundert thaller E. Ch. g. vnnachlesslichen abzulegen, beuellen, das sie mir — kein eintragk thun, Sondern die Scheune vnuorhindert aufrichten, fertigen vnd bauen lassen —".

Unterm 13. Juni 1567[1]) erging daher an den Rat der Befehl, „— Wollett supplicanten Die Scheune auf dem seinen vngebindert — bawen lassen, Do Ihr aber bestendige vnd erhebliche einrede Jme solchs zuhindern hettet, So wollett vns solchs forderlichst anhero schrieftlichen berichtenn —."

Auf den Bericht des Rates, welchem sich Caspar Platen auf Prötzel als Nebenkläger anschloss, führte Balthasar Barfus Folgendes aus:

„Durchleuchtigster — — Ich habe den befehlich so der Radt von Straussbergk vber mich hatt auss gebracht, vnderthenigk entfangenn, Vnd in ihrer klageschrifft so viel befundenn, Das sie mich zur Vnpilligkeit kegenn ECfg beschuldigenn vnd berichtenn, Das ich itziger zeitt ein schepferey auff dem Kenstorff bawe, Damit sie mihr zuuiel thun, Ich habe den schaffstall vor zweien iarenn aufgerichtet, Do mihr der Radt von Straussbergk nicht das geringste wortt hatt sagenn lassenn, Du hast es nicht fug u. s. w. Do ich aber itziger zeitt meiner hohen nott nach eine scheune Dar bei bawen lassen, Das ich mein Korn so weitt biss kegenn prediko nicht fuhrenn darff, Jch habe es sonst eine grosse halbe meil fuhren mussenn, Welches mihr sonst sehr weitt zu führenn sei, Dertwegenn wil der Radt von Straussbergk ein vnnotigen Vnlust mitt mihr anfangenn vnd mihr das bawen auff mein grundt vnd bodem wehrenn, Das mihr dan genedigster herr nicht ein geringenn Beschwer gibett. Weiter bericht der Radt von Str. in ihrer Klageschrifft, Das mein brüter vnd ich so gar ein geringenn anteil an der Veldtmarcke habenn, Das sich zur besichtung wol wirtt sehen lassenn, was wir an dem Velde habenn, ess ist so geringe nicht wie es ein Radt machet, Ess kan mein brüter vnd ich zur Winter saet ein VI Wispel roggenn Darauff seen, vnd zur Sommer saet ein 9 Wispel hafernn, Da dennoch grundt vnd bodem zu gehoret. Auch weiter berichten sie alss der Radt, ess sei ihre wolerkaufftes Lehngut, welches ich ihnenn nach gebe, vnser voreltern haben ihren anteil auch nicht vmbsonst, sie habens vmb ihr gelth auch erkauffenn mussenn, Vnd ist vnser lehngut so wol

[1]) Cöln a. d. Spree, freitags nach Medardi.

alss der von Straussbergk. Wir haben die lehn von furstenn zu furstenn Darüber entfangen, Welches mitt vnsern Lehnbrieffen zu beweisen sei. Auch haben wir, gn. Chf. vnd herr, in vnserm vertrage diese artickel, wie sie hiernach geschrieben seint, Vnd stehet: Ess soll auch Clauss Barfften Vnd seine armen leute auff der von Str. anteill des kenstorffs so woll alss auf sein teill zu hütten mechtigk sein. Weiter stehet, Wo auch ein Radt von Straussbergk oder sonst iemandt ein schepfereig aufschlan wurde, Welchen iemandt ich nicht anders zu rechen kan alss mein brutern vnd mihr, Der teill an der veldtmarcke hatt, Stehet auch, ess soll ihm auf beider veldt das hüttenn vnuorhindert gestatt werdenn, ess sol aber der Radt vmb den volborth begrusset werden, Dess geleichenn sol auch ein itzlich part nach allerley wildtbratt auff der veldtmarck zu iagenn mechtigk sein. Vnd verhoffe dass diese artickel dem Radt nicht so viel zu stettigk sein wie sie sich es wol anmassenn. Ich kan nichts befindenn, das ihm zutregigk sei, alss das man sie vmb den volborth begrussenn soltt, geböret ihnen, Dan dauon Das man ihm zu thun schuldigk sei, solchs kan sich in der handelung behandeln lassenn, Wie ich nicht hoffe dass ich ihm derwegen etwas zu thun [schuldigk] sei. Vnd pitte ECfg wollenn in diesem mein gnedigster herr sein, vnd dem Radt von Str. im befehlich aufferlegen Das sie mich mit mein bawen zu fridenn lassenn, Den ich bawe auf das mein veldtchen fast in die hundert iar sein, das es vnser voreltern erkaufft haben. Diss habe ich ECfg zum Kegenbericht — nicht konnenn verhaltenn. — Baltzer Barffss."

Der Urteilsspruch des Kammergerichts fiel, wie zu erwarten, zu Barfus' Ungunsten aus:

„In Supplication sachen zwischen Balthasar Barfussen zu Predickow Supplicanten an einem, vnnd Caspar Plathen auch dem Rathe zu Straussbergk supplicanten andersteils — Erkennen wir Joachim v. G. gn. — Wann die supplication der formalien halben gleich bestendig, das doch der Materialien halben von dem Supplicanten so viel nicht vorfüret, das er des auffbawens der scheunen vnd Meyerhoffs auf dem Kenssdorff befugt, Derohalben er auch dieselben Inhalt vnserer Rethe abschiede wider abzuthun schuldigk, von Rechtswegen vrkundlich -- Actum Cöln a. d. Sp. Mitwochs am tage Egidii (1. September) anno d. 68"; nach einem zweiten kurfürstlichen Befehl vom 15. September (Cöln a. d. Sp. mitwochs nach Crucis ao. 68) soll er „die gebeude uff den Kenstorff obberurten vrteil zu volge, inner viertzehn tagen nach dato, niderreissen vnd wegkbringen Mit vorwarnung, Do ess in der frist nicht geschehe, Soll vff ferrer ansuchen verordnunge geschehen, dass dieselben gebeude, durch vnsern Landreiter vnd andere so ime zugeordnet, nidergerissen werden Darnach du dich zurichten —"

Nunmehr bat der Verurteilte wenigstens um einen Aufschub: „Durch lauchtigster — ECfg gebe ich berichttendt zuerkennen das ich den mittwoch nach mattege (22. September) ECfg beffelich sambt des rates von strausperch, kasper Barffs vnd kasper platt eingelechte suplication vntertenigklich Endttpfangen do mich dan ECfg aufferlegen dass ich mein gebeuge sso ich vff dem Kenstorff vf mein Feldt vnd bodem gesezett habe vff ein eil als in pfirzen tagen sol apbrechgen welges mir gnedigster her beschedellich vor pfeltt ist der orsachen halben das ich mitt meiner wintter satt gar fil zuthun habe das ich es vor den wintter gar schwerlich von ein ander nemen kan er ich besehen kan so ffeltt die kelde ein das man sich mitt solger arbeitt nichtt behelffen kan ist mein vnttertenіges bitten ewer Cfg wollen mir Ein beffelich an die von strausperch mitteilen, das si sich an die gebau nichtt ffergreiffen so mirs vmmer megelich sei, so wil ich es wider vor den winter lassen von ein ander nemen sso es von keltte wegen nicht geschen kan, so wil ich es vff zukommende ffasten ganz vnd gar hin wech nemen vnd an ander ortter bringen dan es stett nimandt al da zuschaden als mir, den es stett vff meim akker ECfg wollen sich genedigklich erzeigen — Balzer Barffs."

Der Kurfürst willfahrte seiner Bitte und befahl dem Rat (Cöln a. d. Sp. am Abendt Michaelis — 29. September — Anno 68): — „Wollett mitt klegern solange so es immer muglich zwfriedenn sein, doch euch an euern gerechtigkeiten vnschedlich, alsdann wirdt er sich dermassen kegen euch vorhallten, das Jr euch daruber hinfurder nicht weitt zwbeschweren, —."[1])

Einige Jahre später hören wir von einem Prozess zwischen dem Rat und Caspar, Reichardt, Claus und Valentin, Gebrüdern und Vettern Barfüsse zu Predickow einerseits und Abraham, Hans, Isaak und Jakob, Gebrüdern von Platen zu Prötzel andrerseits. Letztere massten sich nämlich, weil sie zwei Lehnhufen vom Kähnsdorf innehatten,[2]) zu weit gehende Gerechtigkeiten auf der übrigen Feldmark an, indem sie ihr Vieh dort hüten liessen, auch mit dem Netz fischten. Als ihnen nun einst die Barfuss ihre Garnnetze abpfändeten, beschwerten sie sich beim Kammergericht darüber und führten, ganz ohne Rechtsgrund, auch zugleich darüber Klage, „dass der Rath vor drey Jahren eine Schäfferey zu mercklichem Nachtheil ihrer Hütung auffgerichtet" hätte. Der Ab-

[1]) Ein „k. f. g. Commissarius Achatius von Brandenburgk und Magister Joh. Eisleben Rechtsanwalt" wird „in sachen zwischen yns vnd den Barfussen der schefferey halben" im Kämmereibuch 1567 und 68 erwähnt. Letzterer erhielt für „seine vermittlung wegen des Kenstorfs" 4 Thl., und später ein Fass Bier „zu seinen hochzeitlichen ehren." — [2]) Wie sie dazu gekommen, ist nicht nachweisbar.

schied des Kammergerichts (Cöln a. d. Sp. freitages nach Catharinae (28 November) Anno d. 583) ging dahin:

„— Weill gemelter Raht vndt die von Barfusse so viel durch Brieff vndt Siegel bescheiniget, dass das eigenthumb der feldtmarck Kienstorff ihnen zuständig vndt dass der Rath befuget eine Schäfferey auffzurichten vndt zubauen, so sollen sie dabey gelassen werden, vndt soll ihnen von denen von Platen kein Eintrag geschehen. Weil aber denen von Platen ihr angezogene Hütung, Hölzung vndt fischerey, weiter nicht den auff ihre zwo hueffen, welche sie auff Kienstorff von Churf gnaden zu lehen tragen, gestanden, vndt die von Platen derselben vber die gantze feldtmarck befuegt zu sein vermeinen, sollen sie inner Cammergerichts frist zu bescheinigung solcher vorgewandten possession zum beweis ordentlich verfahren, dem gegentheil ihre notturft dawieder vorbehalten, worauff den ferner wass billig verabscheidet werden soll. Mitlerweile aber sollen sie von allen theilen in dem gebrauch wie sie den hergebracht, gelassen werden, vndt die Netze sollen den Platen von den Barfüssen, doch ihren rechten allenthalben ohne schaden, wieder herausgegeben werden, vndt sollen sich die parte, bis zu der sachen auswege bey meydung dreyhundert thlr. Fiskalischer Straffe gegeneinander friedlich verhalten. Uhrkundlich — —“ [1])

Allein damit war die streitige Sache noch nicht beigelegt; auf eine Supplication des Rates und der „Barfusser“ hin verwies der Kurfürst Johann Georg [2]) den Platen ihr Verhalten, das dem Kammerabschiede vom 28. November 1583 durchaus nicht entspreche, und diese meldeten wiederum von allerhand Thätlichkeiten der Barfusser zurück: „— dass wir, wie die Barfüsser und der Rat in ihrer Supplication mit der Vorklage kommen und ungescheut berichten dürfen, mit Gewalt und de facto auf der Saat sollten haben hüten lassen und selbvierte zu Ross und selbfünfte zu Fusse mit gewehrter Hand auf sie gewartet und gehalten haben, daran geschieht uns von Supplicanten Gewalt und Unrecht; sie werden es auch, wie Recht, nimmermehr über uns ausführen und darthun. Damit aber E.Cfg. davon gegründeten Gegenbericht haben, so müssen wir unterthänigst vermelden, dass Claus Barfuss verschienener Zeit und nach dem Abschiede ganz freventlich zugefahren und unsern Hund, den der Schäfer im Felde bei sich gehabt, erschossen. Dabei er es noch nicht bleiben, sondern des folgenden Tages sich dergleichen gelüsten lassen und abermals nach dem andern Hund geschossen, aber dessen gefehlet. Dahero dann den Schäfer verursachet, ihn anzusprechen, warum er ihm die Hunde totschösse. Sind auch darauf miteinander in Zank geraten und dieses Vormittag. Nach Mittag aber neben seinem Bruder

[1]) Nach einer Copie im Archiv vom 28. November 1664.

[2]) Cöln a. d. Sp. Mitwochs nach Septuagesimae (31. Januar) Ao. 1584.

Richarden wieder des Orts geritten gekommen und des Schäfers Knecht mit Hagel geschossen und dermassen verwundet, dass er etzliche Tage zu Bette und vor den Ärtzten gelegen. — Nachdem die Barfüsser obberührtermassen mit unserm Schäfer hausgehalten und denselben verwundet, dass er nicht länger bei den Schafen bleiben konnte, hat man zum Schein, als hätten ihnen die Schafe Schaden zugefügt, sie selbst auf die Saat getrieben, und wenngleich die Schafe ohne einig Hintreiben vor sich selbst auf die Saat gegangen wären, hätten die Barfüsser selbst solches damit verursachet, dass sie den Schäfer dergestalt vergewaltiget und verwundet, dass er bei den Schafen nicht bleiben können. — An diesem aber sind die Barfüsser noch nicht ersättiget gewesen, sondern den 31. Marty nächst verflossen, da wir zu Berlin gewesen und kaum eine Stunde wieder zu Hause gewesen, weiter zugefahren und unsern Schäferknecht mit Gewalt von den Schafen genommen, mit sich nach Prädikow geführet und gefänglich eingezogen, alles aus lauter Frevel und Mutwillen. —" Sie erbitten Joachim von Schapelow zu Quilitz, Christ. Pful zu Jansfelde und Mag. Erhardt Scheubelinn zu Kommissarien.

„Auf ihr unbefugtes und ungegründetes Suppliciren" wurde ihnen unterm 11. April 1584 nochmals der Abschied, „an dem nichts zu ändern sei," mit allem Ernst in Erinnerung gebracht, sie „sollten vielmehr mit ihrem Beweise aufs förderlichste fortfahren, damit dieser Irrung abgeholfen werden möge." Unterm 30. Juni 1584 werden sie aufgefordert, diesen ihren Beweis bis Bartholomei (24. August) im Kammergericht einzubringen.

Von dem weiteren Verlauf des Prozesses zeugt nachfolgender Brief des Rechtsanwalts Johannes Äisleben an den Rat: „— — Erbare Weise vnd furneme, günstige herrn vnnd guete freunde, Ob ich woll Euer schreiben von wegen Eurer Zeugen Wieuiel derselben sollen furgestalt, vereydet vnd befragt werden, Solliches mit Hans Röbeln[1]) zu reden, freittags vor dato, spete Abents bekommen, So befinde Ich doch darauss, weil Ihr nur 6 Zeugen angeben wollett, kein ander vrsach, den das Ihr den Kaufbrief vber den Kenssdorff fur euch habet p. Fs müssen aber die Herrn darauf achtung geben, das von den Platen nicht der Kauff vnd eigenthumb des grossen Euers vnd der Barfusse Kenssdorffs. Sondern die gerechtigkeit vnnd gebrauch der hüettung, Weide, Trifft, Höltzung vnnd Fischerey gefochten wirdt. Nun kenne Ich der Zeugen keinen, Weiss auch derselben gelegenheit nicht, Aber mit Erasmo seligen[2]) habe Ich hierauss dermaleinst mündtlich geredet, Vnd auch Jnn schrifften gewechselt, Do er mir vnter anndern etliche sonnders Namkündig ge-

[1]) Derzeitiger Besitzer des Dominikanerklosters in Strausberg, welches er 1574 von Nickel Spiegels Witwe erworben hatte; vgl. Juliheft 1898 der „Brandenburgia" S. 145 ff. —

[2]) E. Schuster, 1567 — 72 Kantor, von 1572 — 84 Stadtschreiber. —

macht, Doran viel gelegen, die müsten verhöret werden, Vnter wellichen meines behaltens, der Platen Eltister Zeuge einer war, vndt dann noch Einer des Namen mir aussgefallen, Welchen gedächte, Das ein Schefer auss Zindorff der Platen Schefer von Kenssdorff abgetrieben, Vnd so hart geschlagen, das er wegkriechen müssen, die Schaffe aber gepfandet, Vnndt ob woll ein Vogt vnd knecht auss Prötzell hinauss kommen, hette sich gedachter hirtte auss Zindorff wieder dieselbigen gesatzt vnd aufgehalten p. Darauf furnemlich etliche Sondere Artickell gericht seindt. Dardurch zuerweisen vnd darzuthun, Das die Platenn keinen gerüiglichen besicz noch gebrauch einiger Hüettung, Weide oder Trifft gehabt haben. Weill auch hernacher Baltzer Barfuss seliger, selber der Platen Vatter die schafe abzutreiben gezwungen hat, sonst vf Ihn loss brennen wollen, Solliche actus prohibitorios, das man Ihnen keiner hüettung gestehen wollen zuerweisen, Daran Ist euch das gröste vnd meiste gelegen. Darumb ettwa 10 oder 12 Zeugen die hiruon vnd andern Euren Nottwendigen Artickeln bericht thun konnen, vf Zeichnen wollet, darmit zuesammen stimmende Zeugen sein möchten, Auss wellichen vrsachen auch die Rechtslerer getrewlich raten, sehr guet sey, Das viel Zeugen vorgestalt werden, Darmit zween 3. 4. vf ein Punct stimmen vnd zeugen mügen, — — Datum Perlin Sonabents nach Septuagesimae (23. Februar) 85.“ —

Über den Ausgang des Streites ist mangels eines Kammergerichts-Abschiedes nichts Bestimmtes zu melden; doch ist wohl anzunehmen, dass die Platen im Unrecht geblieben sind.

Einen andern Vorfall, der sich auf die Ausübung der Fischerei bezieht, schildert ein Brief Jurgens von Barfus, „datum predikow den 10 Juny Ao. 1602: — Achtbahre vndtt wollweyse guenstige gute freunde vndtt Nachbarn, Euwer schriben habe Ich Empfangen darinnen ihr vermeldett, das Ich vor achtagen Euwern Meyer habe Eine Wade[1]) vndt Ein Klein netze nehmen lassen, bin Ich auf den Nachmittagk Ettwan vmb 3 schlege aus der heyde gefahren, hatt Euwer Meyer vom Kenstorff ahm andern Ende gefischett. Da habe ich zum Krueger vndtt meinen Diener gesagtt, sie solten hingehen vndtt sehen wer Es were. Den Ein Jeder wolte sich solche Fischerey anmassen habe ihn aber nicht befohlen, das sie ihn das Zeugk nehmen sollen, hatt der Krueger die Tabell[2]) genommen vndtt sehen wollen, was sie vor fische gehabtt, Ist ihnen des Meyers Knechtt also baldtt ihn die arme gefallen vndtt beschwerliche wortt von sich geben, Er wolte sich nichtes nehmen lassen. Do Er nun

[1]) Fin grösseres Netz mit einem Sack am hinteren Ende.

[2]) Ein Kober.

so baldtt nicht loss lassen wollen, hatt ihn der Krueger zwey Mahll mitt den buchsen spenner[1]) auf den rucken geschlagen, sonsten Ist ihn aller warheit keiner Zuschlagen nicht angeruertt worden, darauf sie ihn das Zeugk genommen, Ist des Meyers Knechtt oder sohn von ferne zu mir gelauffen kommen vndt geschrien ob Ich meinen Dienern befohlen hette wen sie Einen pfandten Das sie ihn noch darzu schlagen muessen. Habe Ich geandtwortt Er müchtte Es woll die nach gemachet haben, do der Meyer selbsten mitt zukommen vndtt gesagtt, Ich solte Es nur dencken Es solte mich nicht geschencktt werden, do Ich geandtwortt Das weren Dreuwortt, Man wueste woll was auf solchen gesellen gehoerte Ich hette vhrsache genungk das Ich ihnen muchte Ein anders sehen lassen da Er seiner Rede baldtt wider zurucke kommen vndtt gesagtt Er meinte mich nicht sondern den Krueger, der Knechtt oder des Meyers sohn, was Er sey, hatt geschrien, weill Er vns gesehen, Er wolle Es den Krueger nicht schencken, oder wolte den Kopff nicht tragen, habe Ich solch zeugk auf den wagen legen lassen, sie hetten woll andere wortt finden konnen, Es sollte ihn nichtes genommen sein, wir haben die fische meistentheils darinne gezeugett, das sie vns auch Ein Jeder ausfangen solte, Ist vns vngelegen, Es kan Euwer Meyer die fussweide[2]) mit der wade woll gegundtt werden, mitt den netzen aber solchs wolte Er sich Endthalten, den meistentheils Ein Kahn darauff stehet, wen Er netzen hette, kunnte Er denselben nehmen, hette Er gutt fischen, den Ich gestern habe selbsten Zeugk darauf legen lassen, Ist mir solchs diese Nachtt alles aufgehoben, Einstheils gar wegk genommen, den Kahn vom lande abgestossenn, kan Es aber, weil Es von niemandts gesehen, keinen zumessen, wen man aber solchen geselle betroffe, kuente woll Ein ander vngelucke darauss Endtstehen Ich wehre wohl nicht willens Euwern Meyer das Zeugk auff solche wortt wider folgen zulassen, wie woll Es mich nichtes nutze wirdtt, doch kan Ers auf Euwer bitten woll wider bekommen, vndtt bitte ihnen dahin zuhalden, das Er sich solche beschwerliche wortt mehr Endtthalten muchte oder es kuente woll Ein andermahll auf solche wortt schlege oder ander vngluck darauss endtstehen. Ich gleube gar woll das Ers Einen Erbarn Radtt gross vorbrachtt, Es Ist ihnen aber wie Er berichtt hatt mitt schlegen kein leidt widerfahren. Man kan auf die Erste klage nicht richten, wen der Krueger vndtt mein Diener zur andtwortt kehmen, vielichtt koente ihn sein berichtt wider legett werden, Diss Ich Euch als meinen freundtlichen lieben Nachbarn zur andtwortt melden wollen, vndtt bin Euch sonsten nach Vormuegen zu dienen Jeder Zeitt willigk Gott ihn seinen schutz befohlen.“ —

Im Jahre 1617 erklärten sich die Gebrüder v. Barfus bereit, mit dem Rat gemeinschaftlich gegen das immer mehr überhand

[1]) Ladestock.
[2]) Fussfischerei.

nehmende unbefugte Hüten der benachbarten Viehknechte vorzugehen: „ – Ehrnueste, Achttbahre, Wolweyse vndtt Wohlgelahrtte, besonders gönstige herrn Nachbahrn vnndtt gute Freunde. Derselben schreiben sub Dato 24 Aprilis Ist vnss gepurendes Insinuiret inhalts lesende vernommen, vnnd fügen E. E. in Anttwortt hinwieder, Das wier gar nichtt vngeneigtt, nebenst denselben vmbzutreten, Vndtt vnser allerseits habendes Jus, wegen der hühtung vff der Kehnstorffischen Feldttmarcken, wieder die Clowstorffischen Gielstorffischen, vnndtt Pretzlischen gepürendes Zu defendiren. Inbetrachtung, Wier nun Leider Gott geclagett, genugsamb etzliche Jhar hero mitt schaden erfharen, was Itzgemeltte, benachbahrtte heyllosse scheffer vnndt Huhtsgesinde vnss doselbsten vngeachtetten Vielfeltiges Vorwahrens mitt derselben Viehe vndt vnbefügtes hühtten, vff der Saahtt vnndt Weyde Zugefügett: Wolten derowegen E. E. vngeseumbtt ein schreiben an die Pfühle, zu Gielstorff vndtt Pretzell, wie dan auch am Ambtschreiber zu Rüderstorff[1]), ergehen lassen, vnndt Verwarnen ihren scheffern vnndt hühtts Leutten, ingesambtt Zu Vfferlegen, das sie hinfürder von solcher vnbefügten hühtung abestehen, vnndtt des Kehnstorffes, so weitt derselbe in seinen Reuir begriffen, sich gentzlichen Zu eussern vndtt Zuenthalten, Oder vffen wiedrigen Vahll, die Pfandung vnndtt andere gepürende mittell Zugewahrtten, gestaltt es auch von vnss Incontinenti effectuiret werden soll. — — Göttlicher Protection Empfehlende signatum Predickow Den 30 huius anno 1617. Clauss, Valtin, Caspar von Barfus mppria.“

In diesem Jahre 1617 nun sah sich der Rat genötigt, zur Tilgung seiner Schulden oder vielmehr um die dringlichsten Forderungen seiner Gläubiger zu befriedigen, bei der Städtekasse in Berlin eine grössere Anleihe zu machen und als Unterpfand die Feldmark Kähnsdorf abzutreten.

Eine nach den alten Kämmereibüchern gefertigte Zusammenstellung der „Rechenschap“, d. h. der jährlichen Einnahmen und Ausgaben des Rates von 1528 bis 1572 ergiebt die auffällige Thatsache, dass, mit Ausnahme dreier Jahre, bis 1544 mit Unterbilanz gearbeitet worden ist, 1544 sogar mit 168 Schock, während von da ab die Einnahme die Ausgabe „übertritt“, 1564 sogar um 426 Schock. Wenn man nun weiter berücksichtigt, dass von 1545 bis 1572 seitens der Stadt nicht weniger als 12 880 Schock als „Kriegssteuer, gemeiner Fürstenschoss, gemeines Hülfsgeld, zur „Munition widder den Türken, zu den Stedten oder zur Bezahlung k. f. g. Schulden“ an die Städtekasse abgeführt worden sind,[2]) trotzdem aber jährliche Überschüsse erzielt wurden, so ist man auf den

[1]) Demselben unterstand die Verwaltung Klosterdorfs.

[2]) Also jährlich etwa 460 Schock; es waren 1566: 828. 1568: 1271. 1569: 1023 1570: 890 Schock.

ersten Blick versucht, den während dieser Zeit im Rat befindlich gewesenen Herren das Kompliment zu machen, dass sie bedeutende Finanzgenies gewesen seien.

Leider aber trifft man mit dem Gegenteil das Richtige. Statt die Steuerkraft der Bürger, die allerdings nur widerwillig sich zu ausserordentlichen Auflagen bequemten, wie sie zu Joachims II Zeiten nichts Ungewöhnliches waren, kraft ihres Amtes in Anspruch zu nehmen oder auf irgend welche erhöhte Einnahmen bedacht zu sein, nahmen die Ratsherrn vielmehr einfach Darlehen auf, wo sie zu haben waren, und begnügten sich, unbekümmert um die zukünftige Rückzahlung derselben, die sechsprocentigen Zinsen aus den jährlichen Einnahmen zu bestreiten. Das ziemlich voluminöse Aktenstück „Schuldenwerk das Rates" enthält aus den Jahren 1550—1611 nicht weniger als 63 Schuldverschreibungen über 50 fl. bis 800 fl., insgesamt 7427 fl., 3130 Reichsthaler und 18 Schock oder etwa 12000 fl; „die man auff rente genommen, leihen vnd borgen müssen, so man zu gemeiner notturft vnd ausgeben ieglichen behuf gehabt"; wie viele mögen gar nicht in das Aktenstück hineingekommen sein. Man sieht also, um irgendwo ein Loch zuzustopfen, wurde ein anderes, grösseres aufgerissen; bei diesem Wirtschaftssystem musste die Kämmerei argen Bedrängnissen entgegensteuern, und die Katastrophe erfolgte 1616/17, als immer mehr Gläubiger von dem zinssäumigen Rat die Auszahlung ihrer Hauptsummen verlangten und mit gerichtlicher Beitreibung drohten.

Nunmehr wusste der Rat weder aus noch ein und erbat die Hülfe des Kurfürsten, der denn auch zunächst die Berliner Bürgermeister Jacob Strassburgk und Georg Jahn als Kommissare nach Strausberg entsandte, „um erkundiung anzustellen, wie des Rahts doselbst Hausshaltung beschaffen". Ihre Relation, d. d. Berlin den 12. Augusti Ao. 1616, schildert die Sachlage folgendermassen:

„— — Geben E. Ch. G. wir vnterthanigst Zuuornehmen, das wir nach lautt der Commission — den 21 vorwichenen Monats July kegen Abendt zu Strausberg angelanget vnd folgendes Tages Zu fruer Tage Zeit der sachen einen Anfang gemacht, alle Register, Haussrechnungen, vnd was sonsten mehr Vhrkunden hierczu dienstlich fleissig durchgesehen vorlesen, einen Extract darauss gemacht vnd ein gar Kleglichs erbärmliches wesen gefunden,

Dan es haben gedachte Rechnungen vnd Register geben, das der Raht Zue Strausberg den allgemeinen Städten an Retardaten, schössen vnd freuleinsteur, ohne die New bewilligte Contribution, die sich auf 1085 Thlr 1 sgr 8 ₰ beleufft vnd dorauf sie noch nicht einen Heller eingebracht 6097 Thl 12 sg 10 ₰ schuldigk.[1])

[1]) Ein Thaler = 24 sg. — ein Gulden = 17 sg.

So sindt sie an Zinssbaren Heuptsummen 10874 fl 10 gr 11 ₰ Thun an Thalern 7702 Thl 20 sg 11 ₰ vnd darauf versessenen Zinss 946 fl 8 sg 6 ₰ Thun an Thalern 670 thl 10 sg 6 ₰ wie auch den Mansionariis[1]) Zue Lebbus 78 Thl restirenden Zins schuldigk.

Ist also die gantze schuldt des Rahts Zue Strausperg 15633 Thl 21 sg 9 ₰ worunter uff die Heuptsummen Jehrlich Zinss 462 Thl 3 sg gehören.

Vnd ob woll da kegen der Raht bey der Bürgerschafft an Retardattschössen 2132 Thl 11 sg 4 ₰ vnd bey den Städten an Anlagen noch 2290 Thl 11 sg 4 ₰ Ihn gleichen von Lucas Andreass 234 Thl 12 sg so vff einer Muhlen stehen Zu fordern

So berichtet doch ein Rahtt, das sie sich von den Retardatschössen, angesehen, das die heuser zerfallen, die Nahrung gar vorschwunden, die Burgerschafft mit Jagdtlauffen vnnd Abfuhren vber die masse beschweret wird, nicht 500 fl aufzunehmen zugetrösten, hetten also zubeczalung obangeregter schulden 2424 Thl so gewiss zum besten Vnd bleiben noch 13209 Thl 21 sgr 9 ₰ vnbeczahlet.

Zu diesem muss der Raht an gewissen ausgeben 230 Thl vnd an vngewissen aufs gelindest gerechnet 453 Thl Thuet zu sammen 682 Thl Järlich wissen vnd haben,

Wan nun des Rahts Jährliche intraden aus den Hausrechnungen Extrahirt vnd angelegt werden, So kan die Haushaltung bei weiten dauon nicht bestellet werden,

Den das Einkommen vom Ackerbaw gehet wieder daruf, was vbrig, wirdt auf besoldung der diener gewendet, Ja es gebens die Rechnungen, das man domit nicht Zukommen können vnd Jährlichen Roggen vnd Haber gekaufft werden muss.

Die andern Jährlichen Hebungen vom Obersten bis vndersten aufs genaweste gerechnet tragen etwa 413 Thl 11 sg 5 ₰ aus, das also noch 270 Thl zuerreichung der Jerlichen Vncosten mangeln wollen.

Wir haben Ihnen Zwar allerley mittel wie man die 270 Thl auch Jerlichen haben könte an die hanndt gegeben, hoffen auch wen sie Zue wercke gerichtet werden, Es soll der Rahtt mit der hülffe des allmechtigen die Ordinar vndt Extraordinar aussgaben von den Jerlichen hebungen meistes theils bestellen können, Woher aber die Jerlichen Zinsen Zunemen vnnd endlich die Hauptsumma abzutragen, sehen wir ausser Vereusserung etlicher Stadtgüeter gar kein mittell, vnd vnter denen keines, so sie besser entrahten könten, als die wüste feldtmarck Kehenstorff

[1]) cf. Augustheft 1898 der Brandenburgia, S. 171 und 190. —



Den sie ist eine Meillweges von der Stadt gelegen, kan daraus nicht gemistet noch beschicket werden, Derowegen sie ausgethan vnndt etwa Jerlich . . . . winspell Pension giebet

Derwegen Lebet ein Rahtt zu Strausperg der vnterthenigsten Zuuersicht, weill sie sich als durch diess mittell anderer gestalt nicht retten können, E. Chf. G. werden in die gesuchte alienation der wusten Feldtmarck Kehenstorf gnedigst willigen, auf welchen fall den die benachbarten von Adell denen sie weit besser als den Strauspergischen gelegen vnd mehr Nutz als sie dauon haben können sich darumb annehmen, vnd hernach die handlung wie hoch es zubringen geben würde, Hette man hernach wan dissfals eine gewissheit mit den gleubigern auch abhandlung zumachen, vnd do die Kaufsumma ie nicht zureichen solte auf den Eussersten fall auch zuuereusserung eines weit abgelegenen Sehes zugreiffen, Vnd obwoll auf solche wege der Raht zue Strausperg vnsers erachtens aus den Schulden vnd mit Gotteshülffe wieder zu Recht gebracht werden könte, So Stellen E. Ch. G. wir doch zu fernerern gnedigsten nachdencken vnd verordnung solches alles vnterthenigst anheim.“ —

Der Kurfürst gab wohl seine Einwilligung zum Verkauf der Feldmark; aber es fand sich keiner, der sie kaufen mochte, nicht einmal die Barfuss, denen „sie doch am besten gelegen“, konnten sich zu dem Erwerb entschliessen. Ehe man nun weiteren Rat schaffen konnte, sollte bereits die Execution ergehen. Deshalb rief der Rat schleunigst die Hülfe des Kurfürsten an:

„Durchlauchtigster — — Ob wir woll mit allem vleisse vns dohin bearbeitenn, domit den Creditoren so vor vnser Zeit ihre gelder zue Rathause geliehenn, Nach mugligkeit Contentament wiederfahren möge, Wie wir dann vf E. Chf. g. gnedigen Consens die wueste feldmargk Kenstorff Nunmehr durch den bey hofe bestaltenn Landmesser gebührlichen ausmessenn lassen, vnd bemühenn Vns dorauf weiter, das der Anschlagk dorauf vfs eheste verfertigett werden möge, So gehet aber doch dieses dabey vor, das einer vnndt Andere gleubiger mit der erstenn fuhren wie das Sprichwort lautett gedencket vberzuefahren, vnd wollen der Commissarien Verhandlunge oder rechtliche Verordnung nicht erwarten, Haben dohero vnterschiedliche Pfandbefehliche an den Landreuter vfn Ober Barnims ausgewirckett, der mitt dem Schaff vnd andern Vieh dafon zueziehenn vns bedrewet, dodurch dann alles zum desolat wurde gemacht vnd diese arme Stadt in die hochste vndt eusserste vngelegenheit gesazt werden, Nun ists gleichwoll andem, das wir, so in gar neulichen Jahren zum Rahtstuel gezogenn, An diesem vnwesen keine Schuldt haben, Lucas Andres [1]) Erben vnd andere so vbell administriret ge-

[1]) Bürgermeister 1604—14. S. vorn S. 35 Anmerkung.

bührete solche zuuerandworten Vnd wurde vnsers geringen erachtens, weill es ad Concursum Creditorum nuhmehr sich teglichen veranlassett einem die hülffe in praeiudicium der Andern nicht konnen verstadtett werdenn, Sondern vf eines Jedernn eingebene Liquidation wurde der prioritet wegen vorhero eine gebührliche Verordnunge müssen ergehen wer prior vnd potior, Wir wollen auch hoffen Nachdem die Ausmessung nunmehr erfolget das der Anschlag oder Tax in wenig tagen auch gefertiget vnd der kauff endweder mit Caspar Barfften oder sonst anderenn Anbelegenen von Adell vortgengig sein solle, Dorauff dan die Herun Commissary So E. Chf. G. vns gnedigst verordnen werden der Prioritet wegen, wan wir der Kaufsum gewis, auch dem Wergk seinen gebuhrenden Ausschlag leicht geben vnd dem Thuen schleunig abehelfen werden, Vnd als zu solcher Tageleistung nicht allein Vncosten erfordert werden, Sondern auch Inmittels dem Landreuter mit der Execution in ruehe zue stehen billig anbefohlen wirdt: Demnach gelanget an E. Chf. g. vnser vntertheniges Pitten, dieselben wollen dieser bedrengten Stadt diese genade widerfahren lassen vnd von den bey Damerowen vns gehörigen deponirten geldern zue beforderung der Commission vnd Tax vns funfzigk Thlr. noch abfolgen vnd hiernegst dem Landreuter vfm Obern Barnims gnedigst inhibiren vnd befehll thun lassen, Das er keinem Creditori zwischen dis vnd Ostern ob er gleich befehliche extrahiren würde, die hülffe mittheilen oder vns mit der Pfendung oder Immission beirren solle, Hoffenn, das wir vnterdes alles durch die Commission Zum gebuerenden Stande bringen vnd die Creditoren woher sie ihre Zahlung gewarten sollen, anweisen lassen wollenn, Inn diesem vnsern billichen suchenn E. Chf. g. Vns gnedigst erhoren wollenn, Vnd wir seins in gehorsamer Vnterthenigkeit bey tag vnd nacht Zuuerdienen schuldig vnd hochst gevlissenn. E. Ch. G. Vnterthenigste Gehorsambste Burgermeister vnd Rahtmanne der Stad Strauspergk." —

Nur mit Mühe erlangte der kurfürstliche Rat und Bürgermeister Pasche in Berlin[1]) „einen Schutzbefehlich, domitt biss zur Vereusserung der feldtmarck Kenstorff die Execution wider euch eingestellt würde", vorläufig bis Pfingsten. Nach einem Protokoll vom 29. Juni 1617 kamen die Kommissare und der Rat zu dem Entschluss, zur Zeit von einem Verkauf noch Abstand zu nehmen, dagegen, um der Stadt wenigstens etwas Ruhe zu verschaffen, gegen Verpfändung des Kähnsdorf eine Anleihe von 4000 Thl. bei der Mittel-Uckermärckischen und Ruppinischen Städtekasse zu erbitten. Auch hierzu ward die kurfürstliche Genehmigung erteilt und alsdann in die gütliche Verhandlung mit den Gläubigern der Stadt eingetreten.

„Wir Burgermeister vnnd Rahtmanne der Stadt Strausbergk fuegen hiemit menniglichen nach Standes gebur mit Entbiettung vnsers grusses

---

[1]) Brief vom 3. April 1617.



vnnd willigen Diensten zu wissen, Das wir vorhabens vnser des Rahtts Schuldenlast zum Theill abezutragen, Derwegen von nötten mit einem vnnd dem andern Abrechnung zuhaltten vnnd die Heuptverschreibung zu revidiren, Als haben wir Zeigern dieses Abgefertiget vnseren Creditoren diese vnser meinung anzudeutten, Pitten demnach, die Jenigen denen wir mit Zinssgelde verhafftet vnd vnser Hand vnd Siegell in Henden haben, woltten Vnnachlessig mit ihren Heuptverschreibungen Zwischen diess vnd kunfftigen Freytagk (8. August) bey vns zu Strausbergk anlangen vnd dissfals guetten bescheidt erwartten, Welches wir vnsern Creditorn wollmeinend anfuegen wollen – Vhrkundlich mit vnsern Stadt Secret besiegelt Strausbergk am 3 August Ao. 1617."

„Des Durchlauchtigstenn Hochgebornenn Fürsten vndt Herrns, Herrn Johann Sigissmunden, Marggraffens zue Brandenburg p Wir verordentte Commissarij, Daniel Klindt Cammermeister, vndt Jacob Strassburg Bürgermeister zu Berlin p Entbietenn allen vndt Jeden eines Erbarn Raths der Stadt Straussbergk Creditoren, Vnsern gruss, Vndt willige dienste, vndt fuegenn euch durch dieses offene patent zuwissen, Das Höchstgedachtte Ihr. Ch. G. Vns gnedigst Committiret Vndt befohlenn, Nachdem gedachtter Rath vor diesem in grosse schulden gerathenn Vndt daher viel Clagens wieder Ihn eine geraume Zeitt hero getrieben worden, gleichwol sich daraus nicht brengen können, entlich aber ein stück geldes aufgebracht, Das wir vns forderlichst eines tages vergleichenn, Ihre gleubiger darzu bescheidenn, mit Ihnen gütliche handelung pflegenn, vndt vns bemühen sollenn, wie die arme bedrengte Stadt, aus den schulden wesenn gerissenn, Vndt Ihre Gleubiger auf leidtlichen wege contentiret vndt behandelt werden möchtten,

Wan dan höchstgedachte Ch. G. vns gnedigst aufgetragene Commission wir vns vndterthenigst zu effectuiren schuldigk erachttet,

Citiren, heischen vndt laden wir euch Crafft habender Commission, das Ihr den Mittwoch nach Michaelis wird sein der 1. Octobris früer tage Zeitt allhier zu Berlin aufn Rathause in der Stedte gewelbe in der Persohn, oder durch euere geuolmechtigtenn mit euern Liquidationen gefast erscheinet, Der gütlichen handlung, so Zwischen gedachttem Rath zu Straussbergk, vndt euch furgenommen werden soll, beiwohnen, vndt euch hierin also erzeigen wollet, Damit die arme Stadt so viel müglich aus den bedrenglichsten schulden gerissen, vndt wieder zum aufnehmen gebracht werdenn möge, — — Zu Vrkundt — Actum Berlin den 29. Augustj Anno 1617 p. Jacob Strassburgk mpr. Daniel Klindt mpr."

Über die Verhandlung, die mehrere Tage in Anspruch genommen zu haben scheint, berichtet die Schuldverschreibung [1]) des Rates: „Wir

[1]) Abschrift im Archiv.

Bürgermeistere[1]) vndt Rahtmanne der Stadt Straussbergk hiermitt vor vns vnnd vnsere Nachkommen am Raht auch sonsten Allermenniglichen vrkunden vnd bekennen, Nachdem vnser Rahthauss In merckliche vnnd grosse vngelegenheitt gerathen vnnd vnsere Creditorn mit richtigkmachung Ihrer bei vns aussstehenden forderungen in vns harte gedrungen vnnd wir In andre wege Keinen raht gewust, denn das wir die Mittell:Vckermerckischen vnnd Ruppinische Städte bittlichen angefallen, das Sie vns vff vnsere versicherung die Feldtmarck Keenstorff mit Churfl. consens, Vier Tausend Taler heuptsumma vmb gebuerliche verzinssunge, als Sechs vom hundertt, vorsatzen mochten, Gestalt Sie dan auch solchs zue thun grossgunstigst vorwilligett haben,

Das nun solcher vorwilligunge zue volge, wolgedachte Mittel: p Städte, heutten dato, durch dero verördenten Einnehmer, hern Sigmundt Wöltken besagte heuptsumma — ausstzalen lassen, vnnd wir dieselben zue vnsern sichern henden bahr entpfangen, vnnd alsofort, In mehr wolgemelter Städte Einnahms gewelbe In beisein der Churfl. verordenten herrn Commissarien vnter vnsere Creditorn distribuiret vnd aussgeteilett haben, dessen thuen wir offt wolgemeltte Städte, deroselben Einnehmer, oder wehr sonsten desswegen mehr quitirens vonnotten, solcher wolaussgetzalter Heuptsumma der 4000 Taler cum renunciatione Exceptionis Non soluti praecis, hiermitt bestendiger massen, oder wie es sonsten Im Rechte am Crefftigsten geschehen soll, kan oder magk, quidt ledigk vnd loss sagen, Gestalt wir Ihnen auch alsofort bei der ausstzalung vnsere verschreibung — aussgeandtwortet haben, — Ohne einige Argelist vnd gefehrde,

Vrkundtlich haben wir dieses mitt vnserm der Stadt Insiegel wissentlich becrefftigett. Geschehen Berlin den 3. Octbr. Ao. 1617."

So war die Stadt zwar einen Teil ihrer Gläubiger los geworden, man kann aber nicht behaupten, dass ihre Lage sich dadurch gebessert hätte; denn Zinsen mussten nach wie vor gezahlt werden, und aus der Bewirtschaftung uud Verpachtung der Feldmarck Kähnsdorf, die auch fernerhin dem Rate oblag, konnte die Summe der Zinsen für 4000 Thl., — 240 Thl. —, nicht herauskommen. Bis zum Jahre 1623 wnrden zwar die Zinsen abgeführt, - doch erst 1626 —, von da ab brachen die hochgehenden Wogen des 30jährigen Krieges über Strausberg herein und damit Zeiten und Zustände, wie sie annähernd nur wenigen Orten der Mark beschieden gewesen sein mögen; die Zahlungen wurden einfach eingestellt.

[1]) Balth. Falke, Mart. Cumpen, Andr. Schmidt, Joach. Bremer, Barthol. Schröder, Andr. Schuster, Joh. Blesendorff, Joach. Dierberg, Dan. Hundertmarck, Peter Arndt, George Kerkow, Gregor Löw.



Blieben doch auch die Pachtgelder der armen Bauern aus, wie aus einem kurfürstlichen Schreiben vom 20. November 1624 hervorgeht, worin „Isaac von Platowen sehl. witwe zu Prötzell" aufgefordert wird, ihre Unterthanen, für die sie gut gesagt habe, zur Zahlung „der restirenden Pechte vom eingethanen Mietlande auf dem Kempfstorff" anzuhalten. Nach einem Protokoll[1]) vom 24. April 1627, wonach das Land auf mehrere Jahre an einen Barfuss in Prädikow verpachtet wurde, waren die Gebäude „völlig ruinirt und wüste"; es ist auch nach 1629 von der Meierei[2]) und Schäferei daselbst keine Rede mehr, so dass man annehmen darf, dass beide um diese Zeit völlig eingegangen sind.

Erst im Jahre 1639 (16. November) fragten die „Verordneten der Mittel: Vckermärckischen vnndt Ruppinischen Städte" wieder einmal an, wie es denn eigentlich mit den Zinsen für die 4000 Thaler sei.

„— Ehrenveste — Denselben werden die Ihrige Abgeschickte verhoffentlich Jungsthin nach der lenge berichtet haben, Wie es mit den versessenen Zinsen von den entlehneten 4000 Tallern Capitall allenthalben beschaffen, Vnndt das die Rhats Persohnen in Straussbergk, sambt vnndt sonders dafur gelobet, Vnndt selbige Zinsen vermuge ihrer aussgestalten Obligation dem Kasten von ihren eigenen Guettern Zubezahlen vnndt gutt zumachen schuldigk.[3])

Wan Wihr dan wegen nicht Zahlung solcher Zinsen hiezu Ambtshalber lenger nicht stillweigen können, Sondern disswerck zu entlicher Richtigkeit befordert wissen müssen, Gestalt dan auch die Anwesende von Städten bey Jungster Zusammenkunfft einen solchen Schlus gemacht,

Als begehren an Stadt vnser Herren Principalen wir hiermit, Vor Vnser Persohn aber freundtlich pittende, Das die Herrn beyderseits[4]) in Persohn vff kunfftigen Mittwoch nach Catharinae, wirdt den 27. dieses Monat Novembr: sein, gegen Abendt anhero erscheinen, Folgenden Morgen aber vmb 8 Vhren sich bey der Städte Einnehmern Herrn Peter Wöltken

---

[1]) Bei Perlitz.

[2]) Von dem letzten Meier erzählt Perlitz: „Am 6. Oktober des 1629. Jahres wurde auf der Kensdorfischen Feldmark ein Hirtenknecht gefunden, der daselbst erschlagen worden und in der Erde verscharret gewesen. Als der Kensdorfische Meier Schmidt hinzu gekommen und bei dem Entleibten gestanden, hat man gesehen, dass sich das Blut gleichsam in Strömen aus den Wunden hervorgethan, welches man vor seiner Ankunft nicht verspüret. Man hat deshalb auf diesen Schmidt Argwohn geschöpft und ist deshalb zur Inquisition gezogen worden. In der That, fügt er hinzu, „ein wichtiges Argument; heut zu Tage (1825) würde es dafür etwas auf die Finger geben! Die Vorsehung hat aber dafür gesorgt, dass dieser arme Schelm nicht zur Folterbank geschleppt worden, denn wie es heisst, ist er mit seiner Frau an der Pest im Gefängniss gestorben." (Ein Beitrag zur Geschichte des Barrechts).

[3]) Davon ist aber in der Schuldverschreibung von 1617 eigentlich nicht die Rede, dass die Ratsherren mit ihrem eigenen Vermögen haften sollten.

[4]) Balthasar Falke und Daniel Hundertmark.

angeben, Vndt in Vnser Kegenwarth Rechnung mit Ihme anlegen, auch annehmliche Vorschläge thun wollen, Wie solche Versessene Zinsen abgefuhret vnndt den Städten gutt gethan werden können,

Geschicht nun solches, hatt es sein bleiben, Wo nicht, können Wihr Ambtshalber nicht vorbey, die Sache vor den hochlöblichen Cammergericht Zur Verhöer zu ziehen, Vnndt die Herren durch solche gebührliche Zwangsmittell zur Zahlung compelliren vnndt anhalten Zulassen; Womit Wihr Sie aber, do nur immer die guette bey Ihnen verfangen will, Von Hertzen gerne verschonet sehen möchten — —"

Es ist nicht ersichtlich, was darauf erfolgt ist; es scheint jedoch, als ob seitens der Städtekasse wiederholt das Kapital gekündigt worden sei, worauf der Rat allerdings auch in keiner Weise reagirte.

Drei Jahre später wurden wieder Ratsdeputirte zur Verhandlung geladen: aus der Vollmacht für diese d. d. 13. December 1642, ist bemerkenswert, „das Sie zwar in Vnsern nahmen mit der Herren Städte verordtneten in der sachen alle gutliche Vnterhandtlung, mittel vnd wege, wie dieselbte auf ein ende gebracht vnnd beygelegt werden möge, suchen sollen, Jedoch nicht weiter, dann das das vorschriebene Vnterpfandt der Kenstorff, vor das Capitall angenommen, vnnd das die annoch restierenden Zinsen, in betracht, weiln so lange hero alss das Kriegswesen gewehret, niemandt Kuhnlich vors Thor hinaus sich wagen durffen, auch auf so vnterschiedtliche aufsagung des Capitals, niemalss gehöret werden können, erlassen werden mögen —"

Die „versessenen" Zinsen beliefen sich zur Zeit auf 4600 Thaler, insgesamt stand Strausberg an Retardaten von 1598—1643 mit 24047 Thl 19 gr 4 ₰ bei der Städtekasse angekreidet — man verteile dies auf 27 steuerzahlende Bürger, die damals noch vorhanden waren. Der Rat beharrte auf seiner Ansicht, die Städte möchten sich an das Unterpfand halten und sehen, wie sie daraus zu ihrem Gelde kämen; Strausberg sei ein ödes, kraftloses Membrum und habe rein gar nichts; weitere Verhandlungen lehnten sie ab, erschienen auch nicht in Berlin, und so blieb dem Propheten nichts weiter übrig, als zum Berge zu kommen. Eine Kommission der Verordneten nebst dem Herrn Präsidenten D. Petro Fritzen zeigte ihr Eintreffen in Strausberg für den 1. Oktober 1643 an, „um die Feldtmarck in augenschein zunehmen, Derowegen die Herren auf ein Vier Heupt Persohnenn vndt zweyen diener gelegenheitt zu logiren anordnung machen könnenn, damitt man in ettwas accommodiret seien möge" und übertrug hierauf dem „Notarius publ. Caes. vnd Bürgermeister zur Bernau, Georgius Mauss, eine landtvbliche Taxa vnd Anschlag der Wüsten feltmarck, Kenstorff genannt, E. E. Rath zu Strausberg zustendig," anzufertigen.

Nach dieser Taxe vom 13. Oktober 1643 „soll die Feldmark in sich halten vnd in der Circumferentz begreiffen 900 Morgen, davon jährlich 300 Morgen mit Roggen vnd 300 Morgen mit gersten vnd haber können gesät werden. Würde also die jährliche aussaat sein

12 Wispel 12 Scheffel Roggen à Wsp. 200 Thl . . .	2500 Thl	— gr
4 „ 4 „ gersten „ 200 „ . . .	833 „	— „
8 „ 8 „ haber „ 100 „ . . .	300 „	— „
hatt darauff Meyereygerechtigkeit	300 „	— „
zugleich schäffereygerechtigkeit vor 600 haupt Schaffvieh zu halten. Ist von jedem 100 die jährliche Nützung 9 Thl, davon 3 pro cento gerechnet thäte 1800 Thl. Weil aber zur auffutterung des schaffviehes Theils heu an der oder muss gekaufft vnnd geschafft werden, gehet der 3. Theil von dieser Summe ab, dann bleibet also	1200 „	— „
Vor 12 stück Rindt Vieh so doselbst kann gehalten vnd den Winter durch mit gewohnlich futter vorflecht vnd vberwintert werden, davon	150 „	— „
vor die Schweine Zucht doselbst	25 „	— „
vor die Ober- vnd Vntergericht auf dieser feltmarck	100 „	— „
vor die Rehe, füchse, Hasen etc. Jagten vnd anderm weidewergk 200 Thl: — Summa	6141 „	16 „
Davon wieder abgezogen 150 Thl vor 18 sch. Roggen, 58 Thl 8 gr vor 14 sch. Hafer, so jährlich dem H. Inspectori zu Straussberg von dieser Feltmarck Kenstorff müssen gegeben vnd entrichtet werden, thut dieser Abzug 208 Thl 8 gr Rest verbleibet also	5933 Thl	3 gr.“

Dass die von der Ackerwirtschaft allein schon in Aussicht genommenen Einkünfte nicht im entferntesten der wirklichen Einnahme entsprachen, beweist folgende Aufstellung des Rates von 1652:

„Kenstorffische Aussaat von Ao. 1652. An Roggen 1 w. 14 sch. davon 6 sch. der Herr Inspector, Verbleibt 1 w. 8 sch. Dafor eingenommen 30 Thl. An Haber ist Aussaat gewesen 1 w. 6 sch., dorunter aber Klönen zue Clostorff 1¾ schf. abgehutet, derowegen er die Aussaat nicht entrichten wollen. Verbleibt also 1 W. 4¼ sch. Davon 6 sch. der Herr Inspector Bleibet 22 schf. 1 Viert, Dafor eingenommen 12 thl Summa 42 thl. Hiervon Fuhrlohn vndt Zehrung Wegen einbringung ½ Wsp. Roggens vndt Habers 3 Thl, Verbleiben 39 thl. Hierauf laut quitung bey der Stedte Casten geliefert 38 thl 3 gr Restiret noch 21 gr Diese ist Hanss Moller wegen eines Schff. Roggen noch zue zahlen Schuldig.“

Hieraus und aus anderen Notizen ist ersichtlich,[1]) dass von 1646 an die Städtekasse anstatt der Zinsen, welche die insolvente Stadt nicht zahlen konnte, sich wenigstens die Naturaleinkünfte von der Feldmark sicherte, d. h. in den faktischen Besitz eintrat; nach den vorhandenen Quittungen von 1646—54 brachte dieselbe insgesamt nur etwa 145 Thaler!

Die kurfürstlichen Räte Dr. Joachim Kemnitz und Friedrich Blechschmiedt, welche nach langem Bitten und Drängen der Bürgerschaft vom 29.—31. März 1654[2]) in Strausberg waren, „um das zerfallene Stadtregiment wieder anzurichten“, schlossen sich dem Gutachten des Rates wegen des Kensdorf an: „wehr gutt, das sie an einen gewissen Mann gebracht vnd verkaufft würde, dann wegen dessen, dass dem Viehe wasser mangelt vnnd grosser schaden von den Closterfischen mit den hütten aldo geschiehet, fast keiner mehr dahin Seen will.“

Allein erst 1702 hatten die Städte das Glück jemanden zu finden, dem sie ihre jura und praetensiones cediren und abtreten konnten; der Reichsgraf Otto v. Schwerin der Jüngere, dem ausser der Herrschaft Alt-Landsberg ausgedehnte Güterkomplexe gehörten,[3]) erwarb sie für — — 1000 Thaler! Dessen Sohn Friedrich Wilhelm verkaufte 1708 Amt und Herrschaft Landsberg mit allen Pertinenzien, Vorwerken, Dörfern u. s. w. dem König Friedrich I.[4])

Ein Teil der Feldmark, eben der, welcher noch heut den Namen des Kähnsdorfer Waldreviers führt, kam zu Perlitz' Zeiten in den Besitz des Kammerherrn August von Eckardstein, welcher 1800 Prötzel und 1801 Prädikow erworben hatte.

III. Das Vorwerk Wolfsthal.

Die Kämmereibücher nach dem Jahre 1574 erwähnen neben der Meierei und Schäferei auf dem Kähnsdorf noch eine „Meierei und Schäferei vor der Heide,“ über deren Einrichtung in eben diesem Jahre der Rezess vom 9. Dezember 1591 folgende Nachricht enthält:

„Vndt Anfenglichs weil sich die gemeine beschweret hatt, das E. E. Rath Vor 17 Jahren eine Neue Schäferey vndt Meyerey gebauet, vndt vf ihrer der gemeine freyen huettung gesaczt vndt etlichen Acker, Von der gemeine Cauelländer zu sich gezogen, dieselben durch weiter Roden erweittert, vndt dadurch die gemeine huettung An Trifften vndt

[1]) Eine Supplication vom 27. August 1653 sagt: „Den H. Heuptstedten stehet der Kenstorff zur Hypothec vnd dahero muss an Stadt der Zinsen die Pacht eingeliefert werden.“

[2]) Punkt 22 des grossen Kommissionsrezesses handelt vom Kenstorf.

[3]) Gähde, Gesch. der Stadt Alt-Landsberg, S. 56 ff. und 66.

[4]) Ebenda S. 67 Auch ein von Bürgermeister Pape gefertigtes Inventarium bonorum curiae erwähnt diesen Besitzwechsel.

Mastunge ein ansehnliches vorschmehlert haben, die Schäffer vndt Meyer hieruber noch teglich mit Abhawung des holczes, Vff lehsung der Eicheln vndt mit ihrem Viehe Verwustung der Mast vndt huettung ihnen grossen eintragk vndt schaden thuen soltten, Desswegen sie vmb Abschaffung solchem Allem Angehaltten,

E. Rath Aber berichtet, dz sie vor lang'en Jahrenn wegen der Cauelstucken vmb, neben vndt bey der Schäfferrey Vor der Stadt mit der gemeine vmb wechselunge getroffen, vndt der gemeine dargegen die dreyfelder Zu Hermannssehe, Gielssdorff, vndt hohenflies, so ein vngleichs mehrers wirdigk, abgetretten, Vndt darauff der gemeine Zum besten wegen Ablegung der ihnen von den vorordnenten der Stette Zugetheilten Anlagen, So der herrschaft Zukommen seindt, vndt Auch durch Rath gutter leutte Eine Schäfferey vndt Meyerey Aldieweil sie auch oberst vndt Niederst gericht vf den doselbst vmbliggenden Stattfeldern hetten, das dadurch ein Rath ohne eusserste beschwer der gemeine Burgerschafft Von Jahren zu Jahren so viel mehr solche vorerwehntte Ausgebrachte Anlagen hinwieder erlangen möchte, vff gebautt, vndt dieselben biss Anhero quiete possidiret, auch wol etwas mehr darczu Raden lassen, Die Einnahme Vndt Ausgabe Aber von solchen güettern Jehrlichen der gemeine Zu nucz vndt besten Angewandt, vndt vormoge der producirten Register richtigk berechnet hetten, hierbey Aber nicht gestehen wollen, das mit ihrem willen ihre Mayer vndt Schäffer mit ihren deputat vndt des Raths viehe solchen angezogenen schaden an huettung vnndt Trifften gethan haben sollttenn p.

Alss ist dieser Punct dahin verglichen vndt vortragen, dz ein E. Rath die gedachte Schefferey vndt Mayerey mit den vor Angezogenen Auss gewechselten Caueln vndt des orts Cauelstucken sambt Allen darczu Aussgeradeten Acker, Jnmassen der Rath solchen Acker sembtlich bisshero genossen vndt gebraucht — behalten Vndt nachmahls bey der Schäfferey vndt Meyerey geruhiglich gebrauchenn,

Dar kegen Aber hatt ein E. Rath der ganczen gemeine den Acker An der Refeldischen grencze, so weit derselbe biss an der kuhbruckken aussgeradet ist, abgetretten, vndt soll derselbe Cauelsweise durch dz loss, Als gebreuchlich, vntter der gemeine Burgerschafft aussgetheilet, Vndt einem Jeden Burger seine hieuon Zukommende Cauel neben den hieuor Albereit erlangtten vndt innehabenden Statt Caueln, Zu eines Jeden haus Erblichen zugeeigenet vndt Jncorporiret werden, doch das nichts weidtergeradet werde, — So soll auch kein Burger Einige von den vorigen Statt noch iczo Zufallenden Caueln von seinem hause Trennen, noch dieselben sambt dem hause oder Andern habenden guttern dauon etwas oder gancz zuglich, ohne des Raths als

ihrer Obrigkeidt vorwissen vndt bewilligung bey verlust derselben Gutter vereussern, vorpfenden, noch genczlichen vorkauffen,

Es soll Aber Auch der Rath die Schefferey mit dem beseczten vndt der knechte Schaff viehe vber 450 heupt starck vber wintter nicht haltten vndt do hieruber von der gemeine in der Schefferey ein mehrers betroffen wurde, soll solche vber mas der Rath Als baldt wegk schaffenn, sich auch sonsten alles vntterschleifs mit ihren der Priuat Raths Persohnen viehe, so sie ein Zeitlang aus zu futtern hinein geben mechten, genczlichen bey verlust desselbigen viehes eussern vndt endthalttenn,

Die huettung Aber mit des Raths vndt der gemeine viehe vf iczt gedachtem grundt vndt Boden, Auch sonsten Allens halben, soll wie vor Alters gemeine sein vndt bleiben, Aussgenommen, wan keine Mastung ist, vndt des Raths Scheffer, mit dem Schaff Viehe, in der heiden, vndt vf den vorgedachten vmbliegenden Acker huetten kann, soll er der gemeine Burgerschafft eigene erkauffte hueffen Acker vndt stucken, bey vormeidung der Pfendung schonen,

So sollen auch dem Mayer nicht mehr dan 4 Kuhe vndt 4 schweine, dem Schäffer nur 3 Kuhe vnndt 4 schweine, Also dz sie die schweine Jehrlichen erkauffen, vndt keine Zucht schweine haltten, Jehrlichen zugenissen, vndt damit die gemeine huettunge Zubetreiben vergont, Zur Mastzeit aber, soll einem Jglichen, Als sonstenn einem Burger An schweinen In der Mast, verstattet wirdt, so viel Auch hinein zuschlagen nach gelassen werden,

Sonsten Sollen sie sich des Eichellehsens, Abhauung der Bircken vndt Espen laubstreuche vndt Andern holczes ohne vorwissen des Raths bey vormeidung der Pfendung genczlichen eussernn, vndt endthalten, —

Die holczung vndt Mast, soll von Allen theilen geschonnet vnd kein Eichbaum so Zur Mast dienlich abgehawen werden, Es soll Aber der gemeinen Burgerschafft sembtlich so wol auch des Raths Schäffern vndt Mayern Zu ihrer Notturfft An Bau vndt Bren holcz, so viel dessen ohne schaden zuendtraden sein will, gefolget werden, doch dz derselbe so holcz begehret einen Erbarn Rathe darumb begrusse vndt bitte, dz vf Ihren des Raths beuehlich durch den darczu bestaltten heyde knecht ihme solch holcz angewiesen werde, —"

Diese neue Meierei[1]) wurde also „vor der Heide" eingerichtet, d. h. etwa eine gute Viertelmeile südlich der Stadt, unweit des sogenannten

[1]) Perlitz meint, es habe die Meierei vorher auf Kunekendorfer oder Kähnsdorfer Gebiet gestanden, sie sei bloss hier wieder aufgebaut worden; dies widerspricht indes den Aufzeichnungen der Kämmereibücher, die ausdrücklich zwei Meiereien nennen, bis 1559 aber überhaupt keine. Über gewisse Punkte der älteren Geschichte Strausbergs ist Perlitz leider in durchaus irrtümlicher Auffassung befangen gewesen.

„Heide-Endes“ des Straussees, indem der Rat eine grössere Anzahl von Kaveln, für die er anderweitig einen Ersatz an Land gewährte, zu einer Wirtschaft vereinigte und diese durch Ausroden von Heideland zu erweitern suchte. Wie ängstlich hierbei die Bürgerschaft für ihre Hütungs- und Mastgerechtigkeit besorgt blieb, zeigt der Rezess zur Genüge.

Die Bewirtschaftung des Ackers geschah auf Rechnung des Rates, der Meier erhielt ausser freier Hütung und freiem Holz nach einem Vermerk von 1620: 18 Thaler zum Lohn, 4 fl zum Schwein, 2 fl zu Fischen, 15 gr zu Salz, 2 fl zum Mulken, 3 Gr zum Lichte; was zur Notdurft an Gebäuden, in der Ernte, an lebendem oder totem Inventar erforderlich war, bestritt gleichfalls die Kämmereikasse. Die Einnahmen an Getreide sind mit denen der Kähnsdorfer Meierei zusammen verrechnet.

Der Schäfer hatte nur 2 Wispel 20 Schff. Roggendeputat für seine Dienste; der Gewinnanteil des Rates betrug 1620—23 je 100 fl, 1624; 82 fl, 1625 nur 52 fl. —

Nach dem dreissigjährigen Kriege ist die Meierei verschwunden; für das Jahr der Verwüstung findet sich keinerlei Anhalt. Der grosse Recess von 1654 bringt unter Punkt 13 folgendes:

„Des Raths Acker Beleufft sich auf 128½ Morgen, darauf können aussgeseet werden an Rogken 1 wsp. 19 schl. an Gersten 9 schll. an Hafer 1 wsp. dieser acker sindt gewissen Pensionarijs bloss vmb die aussaat aniezo ausgethan, dieselbte noch Anno 1654. vnnd 55. zuegeniessen haben; Vnnd weill dadurch der Mist von der Schäfferey, wie auch die wiesen, dem Rahthause nichts zue guete kommen, soll die Meyerei vor der heiden wieder erbawet vnnd in anno 1656 wie auch folgenden Jahren, der Acker vom Raht bestellet werden, damit Sie, und nicht frembde, solches ackers vnd der wiesen zuegeniessen haben mögen,“

Es muss aber mit dem Bau gehapert haben, denn in einem Recess von 1698 § 13 heisst es noch einmal:

„Auch erbietet sich Magistratus die Meyerey inhalts Recessus de Ao. 1654 wieder auff den alten orth, so baldt es sich wil thun lassen, zu legen“ — dagegen war die Ackerwirtschaft mit der Schäferei zusammen um diese Zeit bereits verpachtet, und bis zum Neubau hatte der Rat dem Pensionarius (oder Arendator) mehrere freistehende Bürgerhäuser in der Nähe des Landsberger Thores angewiesen.

Um 1700 sollen dann, nach Perlitz, die Meiereigebäude „auf der ehemaligen Stelle dem Marienberge gegenüber“ wieder errichtet worden sein; das kann aber, was den Ort anbelangt, nicht stimmen, denn etwas später beschwert sich die Bürgerschaft (d. d. Berlin den 8. May 1711) darüber, dass „Magistratus die Meierei nicht an den alten Ort, sondern an einen andern hingelegt habe, wo sie der Heide

und Weide grossen Schaden zufüge".[1]) Demnach steht zwar der Ort für die jetzt erbaute Meierei fest, nicht aber die Lage der alten Gebäude, wenn auch angenommen werden kann, dass die Gegend im grossen und ganzen dieselbe gewesen sein muss.

Die Pachtung wurde auf je sechs Jahre vergeben, dann entweder der Vertrag erneuert oder Termin zur Neuverpachtung angesetzt; der Pachtzins ist natürlich im Laufe der Zeit gestiegen; als besondere Verpflichtung war dem Pächter auferlegt, für den Bedarf des Rathauses und der Stadtschule jährlich 60 Klafter Holz in der Heide auf eigene Kosten schlagen und nach der Stadt fahren zu lassen.[2]) Folgende Pächter haben nach Perlitz, Aufzeichnungen das Vorwerk bewirtschaftet:

1692—98 Adam Schröder für 60 Thl.

1698—1705 Wilcke, welcher erschossen wurde. Ein Unteroffizier mit 4 gemeinen Soldaten war des Vorhabens, des hiesigen Arrendators Wilckens Sohn auszuheben, weshalb er auf eine günstige Gelegenheit wartete. Als er diese zu haben glaubte, da derselbe am 8. December 1703 sich mit dem Vater, einem Bruder und einem Knecht in der Scheune auf der Meierei vor der Heide befand, überfiel er mit seinen 4 Mann diese Leute in der Scheune und wollte den einen Sohn mit Gewalt wegnehmen. Da aber dieser dem Unteroffizier nicht so gutwillig folgen und man Gewalt mit Gewalt zu vertreiben glaubte, gaben die Soldaten Feuer, wodurch der Arrendator sogleich auf der Stelle getödtet und die 3 andern Leute stark verwundet wurden. —

1705—1711 Hans Weinbeer für 80 Thl.

1711—1717 derselbe für 90 Thaler.

1717—48 Arend, uud zwar bis 1723 für 100 Thl., bis 1732 für 110 Thl., bis 1738 für 132 Thl., bis 1744 für 175 Thl.,*) bis 1748 für 212 Thl., dann trat er die Pachtung ab an

[1]) Weiter hat sie einzuwenden, „dass dem Arendator mehr Land eingeräumt sei, als ihm zukomme; auch sei der Stadthof nicht wieder als Bürgerstelle zurückgegeben worden." —

[2]) Recess vom 22. 6. 1698: „21, Dass Holtz zur Schule muss der pensionarius laut Contracts anführen, und wil Magistratus Ihn dazu anhalten."

*) Das Inventarium bonorum Curiae Strausbergensis vom 25. März 1744, Tit. I sagt: „Zum Rathhause und der Cämmerei gehört ein Vorwerck, an der Stadtheide gelegen, welches in seinen Grenzen und Malen in 1722 durch die Gebrüder Schradtke unter Direction des Herrn Geheimen Raths und Ober-Baudirectors Gerlachs vermessen und wovon sich die Karte bei der Rathhäuslichen Registratur befindet, (ist jetzt nicht mehr da — der Vf.)[1]) Dieses Vorwerck hat die Gerechtigkeit, 700 Stück Schaafvieh zu halten pro inventario, so der Cämmerey eigen gehören, sind zur Zeit nur 102 Stück, die übrigen gehören dem Pächter. Und 6 Stück Ochsen sind auch pro inventario.

1748—1764 Michael Schwarz aus Buckow, welcher von 1751—58 an 250 Thl. zahlte, wovon aber 30 Thl. für die Holzfuhren abgerechnet wurden. Sein Vorgänger hatte 1735 der Kämmerei, welche auf königl. Befehl zur „besseren Fundation der Potsdamischen Cämmerey" 400 Thl. beisteuern musste, einen Zuschuss von 210 Thl. geleistet; diesen betrachtete der Magistrat fortan als eine zinslose Kaution, welche von dem jeweiligen Nachfolger in der Pachtung dem Vorgänger erstattet werden musste.

1764—70 Hoffmann, welcher „Herr Hoffmann" genannt wurde, für 266 Hhl. 9 gr. 10 ₰. „Dass er ein Wirth ohne Rechnung gewesen, ist nicht nur aus den vorhandenen Protocollen, sondern auch daraus abzunehmen, dass er schon nach Verlauf von 2 Jahren bankerott gemacht hat. Auf die übrigen 4 Jahr Michael Schwarz der Sohn die Pacht für 228 Thl. übernommen und hat ihm überdem das Holzschlägerlohn vergütiget werden müssen"; er blieb dann weiter von

1770—1800, während die Pachtsumme bis auf 282 Thl. stieg. „Nach seinem Tode boten seine Erben mit, aber der ehemalige Administrator Reue blieb mit 300 Thl. Meistbietender. Dann kam

1806—18 der ehemalige Wirtschaftsinpector Wussow mit dem Gebot von 400 Thl.; während die früheren Pächter so viel Brennholz erhielten, als sie zur Wirtschaft gebrauchten, musste er sich mit 14 Claftern begnügen. Pächter konnte bei dieser Pachtung nicht bestehen, und da im Laufe dieser Jahre die neue Stadtverfassnng eintrat, nach welcher die Stadt fortan ihre Güter nach ihrem Belieben verwalten durfte, ohne an die vorgesetzten Landesbehörden gebunden zu sein, so wurde vom Magistrat unter Genehmigung der Stadtverordneten die Pachtsumme auf 300 Thl. heruntergesetzt.

Bei diesem Vorwerck ist der Acker nur schlecht und findet sich darunter unterschieden 6—9jährig Land und kann, ein Feld dem andern zur Hülfe gerechnet, ausgesäet werden: 3 Wsp. Roggen, 16 schff. Gersten, 1 Wsp. Hafer, 2 schff. Buchweizen, 2 schff. Erbsen, 1/2 schff. Leinsamen. An Wiesewachs ist nicht mehr als an 10 Fuder Heu jährlich. An Arrende hat es in den letzten 6 Jahren jährlich getragen: baar zur Casse 145 Thl. und da es das Holz zur Schule und dem Rathhause liefern muss, dafür a parte an gewisse Leute bezahlt 30 Thl Summa 175 Thl. Überdem hat der jetzige Pächter baare Caution bey der Cämmerey Casse zu stehen 210 Thl, welche sonder Interesse gestanden. Das Vorwerck hat die Hütung auf den ganzen Strausbergischen Feldern und in der Stadtheide, mit Rindvieh, Pferden und Schaafen zu hüten."

[1]) Perlitz: „Die Charte von den Vorwercks Ländereien und Pertinentien hat an den ehemaligen Churmärckischen Kammerpräsidenten v. Nienroth eingeschickt werden müssen, ist aber ungeachtet geschehener Erinnerung nicht zurückgegangen."

1818 blieb Schäfer Ewald mit 410 Thl. incl. ¼ in Gold Meistbietender; er erhielt die Pachtung auf 12 Jahre, musste auch eine Caution von 500 Thl. in Staatspapieren stellen, wogegen ihm das Schlagen und Anfahren des Brennholzes für Rathaus und Schule erlassen wurde.

Perlitz schliesst seine „Micrologie über das Cämmereyvorwerck", das seine damalige und spätere Benennung „Wolfsthal" von dem Stadtdirektor Wolff (1746—72 consul dirigens et iudex) erhalten haben soll, mit der Bemerkung: „Die Pachtung ist nicht von grosser Bedeutung und wäre sehr zu verwundern, wenn der zeitige Pächter bei den für jetzt so geringen Getreidepreisen sollte bestehen können; denn der Scheffel Roggen ist für 16 gr, Gerste für 14 gr, Hafer für 12 gr. zu haben, auch die andern Lebensmittel sind verhältnissmässig spottwohlfeil: wahrscheinlich kann und wird diese Periode nicht von langer Dauer sein (1825)."

1830—36 war Friedrich Lehmann Pächter; noch vor Ablauf seiner Pachtzeit trat er mit den Stadtbehörden in Unterhandlung, um die Zeitpacht in Erbpacht umzuwandeln oder das Vorwerk käuflich zu erwerben. Er erhielt die Erbpachtung für 2000 Thl., den Wert der vorhandenen Gebäude,[1] einen jährlichen Canon von 150 Thl. in Courant und 50 Thl. in Gold und unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf jegliche Holzgerechtigkeit. In dem Hypothekenschein vom 5. Novbr. 1836 werden als „Onera perpetua und Einschränkungen des Eigenthums oder der Disposition aufgeführt:

1. Dem Amte Alt Landsberg stehet in demjenigen Theil der Strausberger Heide, welcher rechter Hand des Weges liegt, wenn man von Landsberg nach dem Schlag und von da nach Garzau und Müncheberg reiset, die hohe, mittel und kleine Jagd privative, in allen übrigen Strausbergschen Wäldern und Brüchern und auf dem ganzen Stadtfelde die Kleine Koppeljagd zu.[2])

2. Die Klosterdorfsche Vorwerks Schäferei hat die Gerechtigkeit die 3 Felder auf der Strausbergschen Feldmark zu behüten.[3])

---

[1]) Ein Wohnhaus (1787 neu gebaut), ein grosser Schafstall (1777 errichtet), 2 Ställe und eine Scheune. —

[2]) Nach einer Kammergerichtsentscheidung vom 14. Mai 1789, vgl. des Verfassers Gesch. d. Strausberger Jagd S. 33 f.

[3]) Diese Gerechtigkeit muss vor undenklichen Zeiten den Cisterziensermönchen in Kagel-Rüdersdorf, zu deren Besitz das Klosterdorfer Vorwerk gehörte, zugestanden worden sein. Perlitz schreibt etwas naiv, man habe wohl nur aus gevatterschaftlicher Nachsicht das Hütungsrecht gewährt, „denn es finde sich eine Bemerkung, dass am 12. Juni 1650 der damalige Bürgermeister vom Amtmann zu Rüdersdorf zum Gevatter eingeladen worden sei."

3. Der hiesigen Stadtkommune als Erbverpächter steht das Vorkaufsrecht zu und muss Besitzer zu etwanigen Veräusserungen des Grundstücks den Consens des Erbverpächters nachsuchen."

Von dem Vorkaufsrecht machte aber die Stadt keinen Gebrauch, vielmehr scheint der Erbpächter in das völlige Eigentum des Vorwerks gelangt zu sein, wenigstens verkaufte sein Sohn um 1860 sein Besitztum an den Freiherrn v. Eckardstein-Prötzel, der dasselbe mit dem Gute Klosterdorf vereinigte.

Im Jahre 1891 wurden die äusserst baufälligen Gebäude sämtlich abgebrochen und die Ländereien als Bauparzellen vermessen. Der Name Wolfsthal ist aber übergegangen auf die Restauration, welche an Stelle der ehemaligen Bierhalle „Zum Waldkater" direkt am Ostabhang des Marienberges im Jahre 1894 neu erstanden ist.

Sachregister
zur
Geschichte der Strausberger Stadtschule.

(Die Zahlen bedeuten die Seiten.)

Nachtrag zu S. 36 Anm. 3.

Während der Drucklegung erhielt ich durch günstigen Zufall auch den zweiten Band der Wittenberger Universitätsmatrikel, welcher die Jahre 1560—1602 umfasst, zur Durchsicht. Danach studierten in diesem Zeitraum folgende 10 Strausberger in Wittenberg:

1560 Georg Seger. — 1564 Joachim Leuenberg (cf. S. 34 zu 1566). — 1568 Jacob Palm. — 1571 Sebastian Meyer. — 1584 Peter Thiden (cf. S. 34 zu 1573). — 1586 Bartholomäus Andreas (cf. S. 35 zu 1591). Sebastian Redlich. — 1588 Benedikt Lindholz [Sohn des Bürgermeisters Andreas L.] — 1591 Jacob Schuster (cf. S. 35 zu 1596). — 1602 Matthäus Wiprecht (cf. S. 35 zu 1592). —

Desgl. studierten aus: Bernau 23, Freienwalde 3, Neustadt-Eberswalde 2, Wriezen 3, Seelow 1, Müncheberg 14, Alt-Landsberg 3, Rüdersdorf 1. —

ARCHIV

DER

„BRANDENBURGIA"

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

---

7. Band.

Berlin 1901.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

Aus den Tagebüchern des alten Heim.

Tagebuch-Aufzeichnungen Ernst Ludwig Heims aus den Jahren 1795 bis 1834.

Mitgetheilt und erläutert

von

Georg Siegerist.

Die vorliegenden Auszüge aus den Tagebüchern Ernst Ludwig Heims erstrecken sich über einen Zeitraum von 40 Jahren, von 1795 bis 1834. Die zahlreichen und theilweise umfangreichen Aufzeichnungen, die Berlins populärster und vielbeschäftigtster Arzt mit einer Gewissenhaftigkeit, die man in unseren Tagen selten findet, an jedem Abend fast seinem Schreibkalender anvertraut hat, enthalten werthvolle Beiträge nicht nur zur Geschichte von Heims ureigenster Wissenschaft, sondern auch zur Geschichte von Stadt und Land in weitester Bedeutung. Zwar sind es nicht ausschliesslich grosse Haupt- und Staatsaktionen, die den Stoff zu den bald im notizenhaften Lapidarstile, bald in grösserer Ausführlichkeit gehaltenen Mittheilungen geben; viele kleine Züge, die wir aber bei einem grossen Gesammtbilde ungern missen, schmiegen sich, mit liebevoller Sorgfalt erzählt, in bunter Mosaik um die grossen Ereignisse der Zeit, deren Zeuge Heim in der zweiten Hälfte seines reichen Lebens gewesen ist.

Die eine oder die andere Notiz findet sich hier nicht zum ersten Male veröffentlicht. Heims Schwiegersohn, der Geheime Regierungsrath G. W. Kessler, hat für seine Biographie: „Der alte Heim“ (1. Aufl. Leipzig 1835. 2. Aufl. ib. 1846) neben Briefen selbstverständlich auch die Tagebuchaufzeichnungen benutzt und benutzen müssen. Allein Kessler hat in erster Linie die Notizen seinem Buche einverleibt, die sich auf Heims Person, seine Familie bezogen. Von dem übrigen reichen Inhalte der Tagebücher hat er nur einen sehr beschränkten Gebrauch gemacht. Namentlich gilt dies von dem historischen und politischen Theile der Notizen, die oft mit rückhaltlosem Freimuthe über Personen und Verhältnisse urtheilen.

Wenn daher die eine oder die andere Notiz auch schon von Kessler mitgetheilt ist, so bitte ich, mir aus deren Wiederholung an dieser Stelle keinen Vorwurf zu machen. Einmal ist Kesslers Buch im Handel vergriffen und existiert nur noch in Bibliotheken und in einigen alten Berliner Familien. Dann hat Kessler sein Tagebuchmaterial an vielen Stellen ungenau wiedergegeben; manches gewinnt erst im Zusammenhange mit anderen zeitgenössischen Darstellungen Werth, so die Mittheilungen über den Tod der Königin Luise. Endlich kam es darauf an, alles das, was Heim über die Fragen und Ereignisse seiner Zeit niedergeschrieben hat, zusammenzufassen, nicht sowohl um des Inhalts der Aufzeichnungen willen, als um auch zu zeigen, wie sich die Ereignisse in dem Kopfe eines Zeitgenossen dargestellt haben.

Der Tadel wird mir nicht erspart bleiben, anscheinend Gleichgiltiges aufgenommen und den begleitenden Bemerkungen allzu viel Raum gewährt zu haben. Beides ist nach reiflicher Ueberlegung geschehen. Wenn allzu oft erzählt wird, bei wem Heim an dem und dem Tage gespeist hat, so gewinnen diese Notizen durch die stets dabei vertretenen historischen Namen eine über den Rahmen einer rein persönlichen Bemerkung hinausgehende Bedeutung. Das Gleiche lässt sich von mancher Mittheilung im lokalgeschichtlichen Theile sagen. Und dem anderen zu erwartenden Vorwurfe halte ich entgegen, dass die kleine Veröffentlichung nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden bestimmt ist, der sich für heimathliche Geschichte interessiert. Die eingehenden Erläuterungen, deren der Berufshistoriker zum Theil nicht bedarf, die er zum Theil mit leichter Mühe erlangen kann, mussten dem Laien geboten werden, um ein wenigstens lose zusammenhängendes Bild der Zeit Heims zu geben. Nicht eine nach strengster historischen Grundsätzen bearbeitete Quellenpublikation sollen die vorliegenden Mittheilungen sein, sondern ein weiterer Baustein zur Geschichte Berlins, zur Kulturgeschichte unserer engeren Heimath im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, jedem Freunde dieser Geschichte dargeboten.

Es ist mir am Schlusse meiner Arbeit Bedürfnis, denen zu danken, die mir den Stoff zugänglich gemacht haben und mir bei der Bearbeitung mit ihrem Rathe zur Seite gestanden haben. Frau General von Gossler, geborene Klaatsch, war so freundlich, mir den Einblick in die Tagebücher zu gewähren und sie mir längere Zeit hindurch zur

Verfügung zu stellen. Mein verehrter Kollege im Reiche der Feder, der praktische Arzt Herr Wolf Becher, führte mich in das Gebiet der Geschichte der Medizin ein, dem ich bis dahin als vollkommener Laie gegenüberstand und gab mir manchen werthvollen Rath bei der Bearbeitung des ersten Abschnittes der Veröffentlichung; ich sage ihm dafür an dieser Stelle noch einmal aufrichtigen Dank.

Berlin, im September 1901.

Georg Siegerist.

I.

Zur Geschichte der Medizin.

1795.

12. März. Mittags bei dem D. Kurella[1]), dessen 70 jähriger Geburtstag war, gespeist, und recht vergnügt gewesen.

28. Mittags bei dem Geh. Rath v. Pauli, wo der Geburtstag des D. Krünitz[2]) gefeiert wurde . . . gewesen.

19. Mai . . . viel besucht worden; auch von Hofrath Wendt[3]) aus Erlangen.

20. Juli. Bei Hillers gespeist. Der General Chir. Gerike[4]) war auch hier. Es kann sein, dass ich mich in diesem Manne irre, aber er scheint mir ein falscher, schlechter Mensch zu sein.

10. September. Mittags im Theerbuschischen Ressource-Garten vom Hofrath Zenker[5]) in grosser Gesellschaft bewirthet worden.

16. Mittags beim D. Stosch[6]) zum ersten Mal so lange ich hier in Berlin bin gespeist.

1796.

2. Januar. Mittags bei dem Geh. Rath und Buchhändler Pauli gespeist, mit dem Gen. Chir. Theden[7]) vieles gesprochen.

2. Februar. Mittags speiste der Gen. Chir. Mursinna[8]) bei mir, dessen Gesellschaft mir sehr angenehm war.

26. April. Mittags zum Essen bei mir gehabt General Chirurg. Theden, Mursinna, Laube und Gerike, Geh. Rath Selle[9]), D. Formey[10]), Doctores Kurella, Sternemann, Wall, Bremer[11]), Boehr[12]), Zenker, Wolff, Geh. Rath Meyer[13]), D. Kleemann und Merzdorff und alle recht vergnügt gewesen. Mir war vergangene Nacht und heute den ganzen Vormittag gar nicht wohl zu Muthe, so viele Ärzte gehabt zu haben, allein sie betrugen sich besser als ich geglaubt hatte. Alle waren munter und recht vergnügt und ich auch; Wein haben sie tüchtig getrunken.

1. Mai. Mit dem Chirurgus Wander nach Friedrichsfelde gefahren, und von da nach dem Quappenkrug bei den Geh. Rath Selle geritten und daselbst in Gesellschaft des D. Richter[14]), Formey und Gen. Chir. Mursinna gespeist.

16. August. Mittags speisten Prof. Koelpin[15]) etc. bei mir. Koelpin scheint sehr eingeschränkte Kenntnisse zu haben.

6. Oktober. Abends zum Essen bei mir gehabt Hofrath Hufland[16]) aus Jena und Junker[17]) aus Halle.

1797.

21. April. Mittags beim D. Stosch, in Gesellschaft von den Doktoren Herz[18]), Selle, Formey und Müry[19]) aus Hannover, gespeist.

Mai. Den 30. dieses sollte ich bei den beiden Söhnen des Ober-Amtmanns Karbe aus Chorin bei der mit ihnen vorzunehmenden Inoculation der Pocken, die dem D. Wolff aufgetragen war, zugegen sein. Ich kam zur bestimmten Zeit, Wolff aber hatte die Inoculation schon verrichtet, und zwar mit der Materie von einem Kinde, wo ich nach der Beschreibung dessen Krankheit die Materie nicht für echte Pocken-Materie erklären konnte. Der General-Chirurgus Lehmann war Arzt bei dem Kinde, zu welchem ich sogleich mit Wolff ging, wo ich ersteren auch vorfand. Die Pocken waren allbereits bis auf zwei an den Füssen abgetrocknet. Beide, Wolff sowohl als Lehmann, hielten sie für echte Pocken, und setzten noch hinzu, dass der Geheimrath Selle das Kind auch gesehen hätte und ihrer Meinung wäre. Ich blieb indessen bei meinem Zweifel, da das Kind vor acht Tagen noch ganz gesund gewesen war, und nun doch die Pocken schon fast ganz abgetrocknet waren. Den 4. Junius wurde eins von den Karbeschen Kindern krank, und den 5. Morgens sahe man eine Menge Pocken auf seinem Körper. Wolff hatte diese für ächte Pocken gehalten. Auch zwei kleine Kinder, Geschwister von dem Kinde, welches die Pocken schon gehabt, und mit dessen Pocken-Materie die Karbeschen Kinder inoculiert waren, hatten Pocken bekommen, die Wolff und Lehmann für natürliche Pocken hielten. Als ich ins Haus dieser Kranken kam, war alles voller Freude, die sich aber gar bald verlor, als ich mit Gewissheit behauptete, dass alle diese Pocken keine ächten, sondern blos Windpocken wären. Wolff hatte sich anfangs zwar sehr verwundert, dass ich diese Pocken nicht für ächte halten wollte, bei seinem 3. Besuch des Abends aber hatte er es endlich doch eingestehen müssen. Bei den Karbeschen Kindern hatte die Pocken-Materie an der Impfstelle nicht gefangen. Den 6. Junius hat auch der zweite Sohn vom O. A. Karbe die Windpocken bekommen. Den 7., als man den Selle, der die Kinder alle Tage besucht hatte, fragte, ob Wolff oder Heim in Anschauung der Pocken Recht hätten, hat er keine bestimmte

Antwort darauf geben wollen, sondern gesagt, man müsste es abwarten. Den 10. Junius hat Selle die Pocken für ächt erklärt und so auch Prof. Zenker. Den 12. hat sie der D. Pallas[20]) und Geh. Rat Fritze[21]) für ächte Pocken ausgegeben. Letzterer hat sogar gesagt, dass er Leib und Leben, Ehre und Vermögen zum Pfande geben und verlieren wolle, wenn es keine ächten Pocken wären. Geh. Rat Roloff[22]) hat gesagt, es wären Pocken entre deux. — Zu Ende Dezember 1798 hat der jüngste Sohn des Ober-Amtm. Karbe zu Chorin die ächten Pocken gut bekommen und überstanden, welches ein grosser Triumph für mich ist. (cf. Darstellung des Falls in Heims vermischten medizinischen Schriften p. 118 ff.)

[Die Inoculation der Menschenblattern, d. h. Übertragung des Krankheitsstoffes von einem Blatterkranken auf einen Gesunden, um ihn gegen Ansteckung zu schützen, ist wohl zu unterscheiden von der Jennerschen Kuhpocken-Impfung. Die Inoculation war schon seit langer Zeit in einzelnen Gegenden des Orients, namentlich bei den um die Schönheit ihrer Mädchen besorgten Georgiern und Tscherkessen üblich. Die Gemahlin des englischen Gesandten in Constantinopel, Lady Wortley-Montague brachte sie 1721 nach England mit, wo sie trotz lebhaften Widerspruchs rasch Verbreitung fand. In Frankreich wirkte der berühmte La Condanime, in Österreich Maria Theresia, in deren Familie die Blattern grosses Unheil angerichtet hatten, in Russland Katharina II. für die Inoculation. Friedrich der Grosse berief 1760 den englischen Arzt William Baylies nach Berlin, um hier die Inoculation einzuführen. Baylies schrieb über seine hiesige Thätigkeit „Nachricht von der Pocken-Inoculation in Berlin“. Übersetzt von J. G. Krünitz 1776. Die ersten Versuche wurden in der Charité gemacht. Dann impfte Meckel seine Kinder und viele andere mit dem glücklichsten Erfolge. Ein grosser Nachtheil der Inoculation war es, dass durch sie neue Blatternherde unter ganz gesunden Menschen entstehen konnten und dass zuweilen bei Inoculierten ein tödlicher Ausbruch der Blattern stattfand, wie in einem der angesehensten Häuser Berlins, wo von drei Söhnen, die inoculiert wurden, zwei starben. Als im Jahre 1789 die Herzogin Friedrich von Braunschweig an den Blattern starb, wurden auch den königlichen Kindern die Pocken durch den englischen Arzt Dr. Leoven (seit 1787 in Berlin) eingeimpft; sämtliche vier geimpften Prinzen (der Kronprinz, Prinzen Ludwig, Heinrich, Wilhelm) überstanden die Krankheit gut. Die meisten Ärzte inoculierten die Kinder erst im dritten Jahre. Sie impften am Oberarm an der Spitze des Deltamuskels oder in der Hand zwischen Daumen und Zeigefinger, einige auch an den Beinen. Girtanner hielt den Vorderarm, gleich hinter der Hand für die bequemste Stelle. Mit dem Faden wurde selten inoculiert, häufiger mit der Lanzette oder mit einer eigenen Impfnadel.

Auch wurde zuweilen ein kleines Zugpflaster aufgelegt und die von der Oberhaut entblösste Stelle mit frischem Pockeneiter bestrichen, ein Verfahren, das aber wenig Beifall fand.

Als ein guter Prophet hinsichtlich der Bekämpfung der Blattern erwies sich Formey in seiner Topographie: „Die Möglichkeit einer vollkommenen Ausrottung der Blattern lässt sich nicht bezweifeln. . . . Welche Wohlthat wäre es für die Menschheit, und welcher Vorteil für den Staat, wenn diese schreckliche Krankheit endlich wieder ausgerottet werden könnte! Der Gedanke allein schon erhebt das Herz und eröffnet die fröhlichsten Aussichten!“ [23]).]

1798.

23. Juli. Mit dem innigsten Vergnügen habe ich, nachdem ich seit einem Jahre und länger das Brownische System studiert hatte, die Kritik dieses Systems von Girtanner gelesen. In langer Zeit habe ich nichts so schönes, so richtiges, wahres und lichtvolles gelesen als eben diese Kritik, und hätte Girtanner nie etwas anderes als eben nur diese geschrieben, so würde er schon meine ganze Hochachtung und Verehrung verdienen. Durch diese Kritik hat er vielen Tausenden von Ärzten den Star gestochen, worunter freilich nun manche sein werden, die sich ärgern, dass sie bei hellen Augen die glänzenden phantastischen Bilder, die sonst vor ihren Augen schwebten und sie ergötzten, nicht mehr sehen.

[John Brown, ein schottischer Arzt, 1736 geboren, stellte in seinen „Elementa medicinae“ (Edinburg 1780, deutsch von Weikard 1795) ein ganz neues medizinisches System auf. Brown ist ein Schüler Cullens, der den Dualismus der Hallerschen Lehre von Irritabilität (Reizbarkeit) und Sensibilität (Empfindung) dadurch auszugleichen suchte, dass er sie als partielle Äusserungen einer vom Nervensystem ausgehenden, das ganze Leben beherrschenden „Nervenkraft“ auffasste und alle krankhaften Vorgänge von einer Störung dieser Nervenkraft ableitete. Brown verallgemeinerte den Hallerschen Begriff der Irritabilität zum Centrum des Lebensprozesses. Nach seiner Theorie unterscheiden sich die lebenden Körper von den leblosen dadurch, dass sie die Fähigkeit besitzen, durch Reize erregt zu werden. Den Sitz der Erregbarkeit (excitabilitas) bilden die Nerven und Muskeln, das „Nervensystem“. Reize sind alle Einflüsse, welche die Erregbarkeit in Wirksamkeit zu setzen vermögen. Sie zerfallen in äussere und innere; zu den letzteren gehören das Blut und die Säfte, geistige Thätigkeit, Affekte etc. Das Leben beruht lediglich also auf der Eigenschaft der organischen Körper, durch Reize erregt zu werden. Die Gesundheit ist bedingt durch eine mittlere Menge und Stärke der Reize und ein mittleres Mass der Erregbarkeit. Krankheit entsteht durch Vermehrung und Verminderung dieser. Zwischen

Gesundheit und Krankheit liegt nach beiden Seiten hin der Zustand der Krankheitsanlage oder „Opportunität“. Der Tod tritt ein durch übermässige Anhäufung der Erregbarkeit infolge des gänzlichen Fehlens der Reize oder durch Erschöpfung infolge einer übermässigen Einwirkung der Reize. Dabei kommt die qualitative Verschiedenheit der Reize nicht in Betracht. Zwischen den einzelnen Phasen der Erregung eines Organs finden nur quantitative Unterschiede statt. Dasselbe gilt von den durch Mangel oder Entziehung von Reizen bewirkten Abänderungen der Erregung. Die ersteren erzeugen den Zustand der Sthenie, letztere den der Asthenie.

Reize sind Wärme, Fleischnahrung, Gewürze, Alkohol, Moschus, flüchtige Laugensalze, Äther und Opium, ferner der Chylus (Milchsaft), das Blut, Leibesübungen, Geistesthätigkeit, Affekte, sowie manche Contagien und Gifte. Reizentziehend (asthenisierend) wirken Kälte, Hunger, Blut- und Säfteverluste etc. Hauptmittel des Brownschen Systems waren daher Aderlässe, starke Ausleerungen durch Brech-, Purgier- und schweisstreibende Mittel. Bei der Feststellung der Diagnose kommt es nur darauf an, ob das Uebel örtlich oder allgemein, sthenisch oder asthenisch ist und welchen Grad der Erregbarkeit der Kranke und dessen einzelne Organe darbieten, ferner in erster Linie auf die Dosis des Heilmittels. Brown räth, der Sicherheit wegen mehrere Heilmittel miteinander zu verbinden, ja, im äussersten Falle alle zugleich anzuwenden. Sämtliche Krankheiten können auf einer doppelten Skala untergebracht werden, die auf der einen Seite von 0 bis 80 Grad die Stufen der zunehmenden Erregbarkeit, auf der andern in umgekehrter Richtung die entsprechenden Masse der Erregung darstellt. Die Mittel beider Skalen entsprechen dem gesunden Zustande.

Den Hauptfehlern dieses „Systems“ der Verschwommenheit und Unklarheit, entspricht die Charakteristik seines „Erfinders“, welche die Geschichte der Medizin festgestellt hat. Brown war eine geistig begabte, talentvolle Persönlichkeit, aber ohne tiefere wissenschaftliche Bildung und praktische Erfahrung; zudem mangelte ihm sittlicher Ernst. In England selbst blieb er ohne jeden Einfluss; seine Haupterfolge fand er in Deutschland und Italien. Als seinen Vorläufer in Deutschland kann man Albrecht Thaer in Celle betrachten, der, damals noch nicht rationelle Landwirthschaft treibend, ein eifriger Verfechter der Hallerschen Irritalilitätslehre war.

Eine vernichtende Kritik der Brownschen Lehre giebt der schweizerische Arzt Christoph Girtanner aus St. Gallen in seinem Buche „Ausführliche Darstellung des Brownschen Systems der praktischen Heilkunde“ (1797/98). Girtanner war in England und namentlich in Edinburg damit bekannt geworden und gab es zunächst in der Abhandlung „Deux mémoires sur l'irritabilité considérée comme principe de vie

dans la nature organisée“ in Roziers journal de physique 1790 als eigene Erfindung aus; er führte die Erregbarkeit und ihre Anomalien auf die Verbindung des Sauerstoffs mit der thierischen Faser zurück. In einer Notiz in den „Göttinger Nachrichten“ erklärte er, seine Lehre hätte in Edinburg Aufsehen erregt und Beifall gefunden. Erst durch Weikard, den Übersetzer Browns, wurde der Betrug 1795 aufgedeckt, und durch die darauf folgende Polemik zwischen beiden wurde der Brownianismus in Deutschland genauer bekannt. Nun schrieb Girtanner seine Kritik, die mit den Worten schliesst „ . . . nachdem ich meinen mächtigen Gegner durch die Waffen der Vernunft bekämpft und ihn so zu Boden geworfen habe, dass er nicht wieder aufstehen kann, trete ich mit dem angenehmen Gefühl des Sieges vom Kampfplatze ab und hänge gleich den Gladiatoren des alten Roms meine Waffenrüstung auf.“

Eifrige deutsche Brownianer waren Joseph Frank in Wien, durch den diese Kurmethode offiziell in der österreichischen Armee eingeführt wurde und aufs glänzendste ihre Unbrauchbarkeit bewies. Innerhalb 21 Tagen starben unter den Händen eines Arztes von 600 auf diese Weise behandelten Kranken 200. Allerdings war die Kur sehr wohlfeil. Die „Heilung“ des Wechselfiebers erforderte nach der Angabe eines österreichischen Militärarztes nur für 8 Kreuzer Opium und für 32 Kreuzer Branntwein. Ferner sind noch zu nennen Weikard in Fulda und Markus in Arolsen. — In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts verhandelte die preussische Regierung längere Zeit mit Brown wegen dessen Uebersiedelung nach Berlin; der Plan führte aber zu keinem Ergebnis[24]).]

7. September. Den ganzen Vormittag in der Charité zugebracht. Der Charitéprediger Prahmer hatte in einer gedruckten Schrift eine Menge Fehler der Charité bekannt gemacht und dem König ein Exemplar davon zugeschickt. Der König hatte daher befohlen, dass von dem Vorsteher der Charité, dem Präsidenten v. Scheve mit Zuziehung einiger Ärzte genau untersucht werden sollte, ob die in dieser Schrift angeführten Klagen gegründet waren oder nicht. Der Dr. Bremer, Leibarzt Formey und ich wurden zu dieser Untersuchung aufgefordert. Leider fanden wir alle in der Schrift geführten Klagen gegen die Charité nicht allein gegründet, sondern wir entdeckten noch mehrere Mängel und Fehler, wovon wir dann unsere Anzeige und Gutachten aufzeichnen und abgeben werden.

[Die fragliche Schrift führt den Titel „Einige Worte über die Berlinische Charité zur Beherzigung aller Menschenfreunde“, Berlin 1798. Der Verfasser klagt über Mangel an Wartepersonal, über schlechtes und zu knappes Essen, über Mangel und Unsauberkeit der Wäsche und über den unglaublich schleppenden Geschäftsgang der Verwaltung. Der Schmutz in den Krankenstuben sei unbeschreiblich, die Luft verpestet.

Ein Wärter erhält 12 Groschen Lohn monatlich, die Küchenmädchen 4 Groschen; die Mädchen wären gewöhnlich venerisch oder krätzig gewesen. Infolge seines geringen Lohnes entzöge das Küchen- und Wartepersonal den Kranken das kärgliche Essen und triebe damit Handel. Hemden von Krätzigen seien ganz ungenügend gereinigt anderen Kranken gegeben worden; ja, man habe solche Hemden zu Charpie verwandt. Die Heizung geschehe nur nach dem Datum ohne jede Rücksicht auf den Zustand der Kranken. Auf Leben und Tod Operierte müssten auf dem Strohsack liegen; Matratzen würden trotz des Drängens der Ärzte nicht angeschafft. Die Beleuchtung dauere gewöhnlich nur bis 10 Uhr Abends. Als schlagendsten Beweis für das unglaubliche Sparsamkeitssystem der Charité-Verwaltung, die in den Händen der Armen-Direktion lag, führt Prahmer an, dass, als er Schreibmaterial für die Dienstsachen verlangte, ihm der Bescheid wurde, er solle sich in jedem einzelnen Falle, wenn er einen Tauf- oder Totenschein auszustellen habe, das Papier aus der Registratur der Charité reichen lassen! — Schon Formey hatte 1796 in seiner „Medizinischen Topographie von Berlin“ die Charité ungeschminkt dargestellt. Die Sterblichkeit war in der Anstalt so gross, dass beinahe jeder sechste Kranke starb. Von 1796 bis 1806 waren in der Charité 38 776 Kranke eingeliefert, von denen 6230 starben. In der Instruktion für den 2. dirigierenden Arzt vom 17. Januar 1798 § 8 wurde ihm die grösste Sparsamkeit zur Pflicht gemacht; er hatte nicht die Beschaffenheit der Speisen zu kontrolieren, sondern nur den Bedarf. Formey schreibt: „Die Armen haben mehrentheils eine solche Furcht vor dieser Anstalt, dass sie es eher als eine Strafe, denn als eine Wohlthat ansehen, darin aufgenommen zu werden“; aus diesem Grunde würden die meisten Kranken zu spät eingeliefert. Die Speisung der Kranken kostete nach ihm täglich ungefähr 2 Groschen für die Person. Die meisten Nationen hätten Preussen auf dem Gebiete der Krankenpflege übertroffen. „Jeder Fremde, welcher andere Lazarethe gesehen hat und die unsrigen besucht, verlässt sie voll schmerzhaften Erstaunens über die Mängel derselben.“

Dass übrigens trotz des sicherlich sehr wahrheitsgetreuen Berichtes, welchen die Kommission namentlich unter Heims Einfluss erstattet haben wird, die Zustände in den nächsten Jahren dieselben blieben, lehrt uns ein anderer Gewährsmann, der Predigtamtskandidat Moritz, der im Winter 1799/1800 lange Zeit in der Charité lag (als bevorzugter Kranker) und uns eine „Treue Erzählung meiner gehabten Schicksale in Berlin vor und nach der Aufnahme in der Charité etc.“ (1803) hinterlassen hat. Zwar ist der Verfasser dieses Büchleins im allgemeinen ein breiter Schwätzer; seine Darstellung der Krankenhauszustände aber deckt sich mit dem Bilde, welches Prahmer und Formey gaben, in sehr bedenklichem Masse, ab-

gesehen davon, dass sein schwülstiger Stil von deren klarer Form unvortheilhaft abweicht. Einige Proben mögen genügen. Als er die Krankenstube betrat, wähnte er, „die als grobe Missethäter nach Sibirien Verbannten könnten nicht mehr Ungemach zu ertragen haben, als ich in einen so üblen Dunstkreis versetzt, auszustehen mich würde gewöhnen müssen. Denn an den Wänden herum drängte sich eine Lagerstätte an die andere, nur in der Mitte der Stuben war noch Raum für eine Bettstelle übrig." Er theilt die allgemeine Klage über das Ungeziefer in recht drastischer und doch zarter Form: „Hier hätte ich mit Eisenblech über alle Teile des Körpers bepanzert sein müssen, um nicht hundertmal in einer Nacht von kleinen grausamen Wesen schmerzhaft verwundet zu werden." Die Verabreichung der Arzneien ging in folgender Form vor sich: „Der Chirurgus trägt den Oberkopf einer Tasse mit sich herum, die zu aller Mund passen muss und unausgespült, mit dem Bodensatze des verteilten ersten Mittels, das Geräth ist, woraus der Nachbar seine oft ganz heterogene Medizin empfängt." Und Horn, seit 1806 dirigierender Arzt, rügt auch noch später ganz dieselben Fehler, schlechtes Essen, Unsauberkeit, ungenügendes Wartepersonal, über das er schreibt: „Die Einkünfte eines Berliner Kutschers sind ungleich besser, als die eines Charité-Krankenwärters, obgleich es viel leichter, bequemer und gesunder ist, ein paar gesunde Pferde zu verpflegen, als einen ganzen Saal voll wichtiger Fieberkranker", und zu Horns Zeit erhielten die Wärter schon einen Thaler monatlich neben Verpflegung und Wohnung[25]).]

15. September. Mittags den D. Formey, D. Bremer, Pensionär[26]) Bonnes . . . zum Essen bei mir gehabt. Mit den 3 ersteren vieles von der hiesigen Charité gesprochen.

22. Mittags speisten D. Bremer und D. Formey und Hofrath Hiller bei mir. Vor Tische mit beiden ersteren von den Angelegenheiten der Charité gesprochen.

26. Einen weitläufigen Brief wegen der Charité an den Präsidenten v. Scheve geschrieben, der mir viel Mühe gemacht hat.

17. Dezember. Wurde bei Krausens das 50jährige Doktorjubiläum des D. Kurella gefeiert, wo an 160 Personen speisten, die entweder Ärzte oder Freunde des D. K. waren.

1799.

15. Januar. Den Abend bei D. Boehm[27]) zugebracht. Eine Gesellschaft von 6 Ärzten, nämlich der General-Chir. Goercke, Doctores Boehm, Wall, Boer, Welper[28]) und ich hat sich vorgenommen, alle Monate sich einmal zu versammeln, um sich über medizinische Gegenstände zu unterhalten. Mit der heutigen ersten Versammlung bin ich recht zufrieden gewesen.

2. April. Abends beim Hofmedikus Boer im medizinischen Klub gewesen, wohin ich auch den D. Fischer[29]) gebeten hatte.

7. Mai. Abends war die medizinische Gesellschaft nebst D. Grapengiesser[30]) bei mir. Bis nach 11 Uhr bei einander geblieben, und recht vergnügt gewesen. Gen. Chir. Goercke schlief indessen bei Tische ein, welches er auch konnte, da er überhaupt wenig spricht.

1800.

28. Januar. Heute besuchte ich den Geheimrath Fritz in der Charité, der dem Reichschen Mittel die grössten Lobsprüche ertheilte, und von seiner Fiebertheorie behauptete, dass sie die einzig wahre sei. Was kann ich hierzu sagen? Fritze muss unklug sein.

[Gottfried Christian Reich, 1769 geboren, seit 1794 Professor der Medizin zu Erlangen, behauptete, dass alle Fieber und fieberhaften Zustände im Körper vom Mangel des Sauerstoffs als des positiven und Vermehrung des Stickstoffs als des negativen Lebensprinzips herzuleiten seien und dass demzufolge die ihnen angemessene Heilart in der Anwendung von Säuren, besonders aus dem Mineralreich, in möglichst starken Dosen, bestehe. Seine Hauptmittel waren Salzsäure und Schwefelsäure. Ende 1799 wurde er von der preussischen Regierung nach Berlin berufen, um in der Charité Versuche mit seinem Mittel anzustellen. Da diese zunächst geheim gehalten werden sollten, entfesselte eine anonyme Besprechung der Reichschen Kur in der medizinisch-chirurgischen Zeitung 1800 eine heftige Fehde zwischen Reich und dem ungenannten Korrespondenten; dieser behauptete, dass bei den meisten Kranken durch das Mittel sich die Haut von den Lippen ablöse, auch der ganze Mund und Rachen blasig geworden sei. Ein Militärchirurg habe das im Lazareth verwandte Mittel untersucht und es als schwarzes, schmutziges Vitriolöl erkannt. Auch in der Charité halte man es für eine conzentrierte Säure. Wegen der Zerfressung der Lippen und der Zunge wollten verschiedene Kranke diese Arzenei nicht nehmen, sondern lieber sterben etc. Reich antwortete in der gleichen Zeitschrift in sehr erregtem Tone; er redete von Unwahrheiten, schändlichsten Insinuationen, Verdrehungen und Verleumdungen, meuchelmörderischen Angriffen, worauf der Anonymus nicht weniger grob replizierte: „. . . des Herrn Prof. Reich Schimpfen und persönliche Beleidigungen mit denen dieser Herr so freigebig ist, sind für jeden Gelehrten unanständig; und es zeigt den höchsten Grad von blinder Eigenliebe, und grobem Stolz, jeden mit Koth zu werfen, der nicht an des Wundermannes Kur glaubet“ und seine Behauptungen aufrecht hielt.

In seinem der zur Untersuchung des Mittels eingesetzten Kommission überreichten Promemoria behauptete Reich unter anderem: Alle fieberhaften Krankheiten werden schneller und glücklicher gehoben werden

können; selbst bisher für unheilbar oder äusserst gefährlich gehaltene Krankheiten werden glücklicher bezwungen werden können; epidemische Fieber werden künftig leicht und sicher, wohlfeil und einfach behandelt werden können; der Kostenaufwand sei im Vergleich mit ausländischen Arzneimitteln ein ganz geringer; „jeder Wechselfieberkranke vom Militärstand werde nicht mehr vier Wochen dienstuntauglich sein und mit Aufwand eines Thalers geheilt werden können, sondern in höchstens halb so langer Zeit und mit Aufwand eines oder einiger Groschen.“ Dieses Argument hatte er sehr geschickt gewählt und er sollte sich in seiner Wirksamkeit nicht getäuscht haben. Die Kommission zwar, aus Selle, Fritze, Richter und Formey bestehend, erstattete einen ziemlich diplomatisch gehaltenen Bericht: Sie könne aus den 28 von Reich behandelten Kranken noch nicht über den Werth des Mittels entscheiden, nimmt ihn aber gegen den Vorwurf der Charlatanerie in Schutz; es wirke schnell, helfe auch zuweilen schnell, doch seien auch von den 28 Fällen 3 tödlich verlaufen; bei Krankheiten im Felde werde es angewendet werden können, mache aber nicht alle anderen Mittel entbehrlich; seine Wohlfeilheit sei ein Vorzug, dass es theuere Mittel entbehrlich mache, bedürfe noch der Bestätigung; und Ende gut, alles gut: „die Arzneiwissenschaft wird durch die Bekanntmachung der Theorie und der Mittel des Herrn Reich gewinnen“.

Reich hatte am Schlusse seines Promemoria den nicht misszuverstehenden Wink ausgesprochen, ob der, der alle Vortheile, wozu ihm ein so wichtiges Geheimnis die schönsten Aussichten gab, hintansetzte und sie dem Wohle des Staates und der Menschheit zum Opfer zu bringen bereit ist, nicht „auf eine anständige Weise entschädigt zu werden verdient“. Er hatte nicht vergebens gewinkt. Der König befahl die Bekanntmachung des Reichschen Mittels durch den Druck und bewilligte seinem Erfinder eine Jahrespension von 500 Thalern. Ausserdem erhielt er unter Dispens von den herkömmlichen Prüfungen die Erlaubniss, in Berlin zu praktizieren und Vorlesungen zu halten. Reich liess sich noch 1800 in Berlin nieder. Bei Begründung der Universität wurde er ausserordentlicher Professor und begann seine Vorlesungen über Pathologie und Therapie im Wintersemester 1810/11. Er starb am 5. Januar 1848.

Über seine Fiebertheorie hat er eine ganze Reihe von Schriften veröffentlicht. Daraus seien genannt: „Beschreibung der mit meinen Mitteln behandelten Krankheitsfälle, 1. Bd.“ (1800), „Vom Fieber und dessen Behandlung überhaupt: Auf Sr. Königlichen Majestät von Preussen allergnädigsten Befehl vom Ober-Collegio medico et sanitatis bekannt gemacht“ (1800). Das Buch wurde ins französische, englische, holländische, dänische und portugiesische übersetzt. Ferner: „Erläuterung der Fieberlehre“ (1805), „Neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des

Scharlachfiebers" (1810). Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften bis 1825 findet sich im Gelehrten Berlin 1825 p. 207 ff[31]).]

9. Mai. Mit dem Betragen des D. Grapengiesser gegen mich nicht zufrieden gewesen . . . Er glaubt sich stark genug, um unter den hiesigen Ärzten ein Buonaparte zu sein.

1. Juni. Vor Tisch nach der Neuen Scheune und nach dem Quappenkrug zum Geh.-R. Selle geritten. Über eine halbe Stunde mich mit Selle in seinem Garten sehr angenehm unterhalten. Von Meckel[32]), seinem Schwiegervater, Voitus[33]) und Mursinna erzählte er mir vieles; auch sagte er mir, dass seine stärkste jährliche Einnahme 7000 Rthlr. gewesen wäre, und fand das sehr viel.

27. D. Jenners Schriften von der Kuhpocken-Inoculation mit dem grössten Vergnügen gelesen. Der Name dieses Mannes wird allen jetzigen und zukünftigen Ärzten theuer sein.

[Jenners Buch „An inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae or the cowpox" (London 1798, 1800, 1801) wurde von Ballhorn ins Deutsche übersetzt, Hannover 1799, ebenso „Further observations on the variolae vaccinae or cowpox" (London 1799) 1800. Die Schutzkraft der Vaccine gegen Blattern war schon längere Zeit vor Jenner Laien in Viehzucht treibenden Gegenden bekannt. In Holstein impfte 1791 der Schullehrer Platt die Kinder eines Pächters in Hasselburg bei Kiel mit Kuhpocken; sie erkrankten nicht an den Blattern. Schon 1765 hatten englische Ärzte die Beobachtung gemacht, dass die Inoculation bei Personen, die infolge Berührung der Kühe beim Melken Kuhpocken bekommen hatten, ohne Erfolg geblieben sei, dies aber nicht weiter beachtet. Dass die Kuhpocken, unregelmässige, mit einer rosenartigen Entzündung umgebene Pusteln an den Eutern der Kühe, oft auf die Hände des melkenden Gesindes übergehen, war vielfach beobachtet worden; auf ihre Immunisierungskraft war Jenner während seiner Lehrzeit in der Apotheke zu Sudbury bei Bristol durch eine Bäuerin aufmerksam gemacht worden. Er begann 1775 mit seinen Untersuchungen, zunächst nach Entstehung der Kuhpocken, die er in der Pferdemauke (grease) erblickte, einer ebenfalls mit Bläschenbildung auftretenden örtlichen Erkrankung an den Fesselgelenken der Pferde, die durch mangelhafte Reinlichkeit der die Pferde besorgenden Knechte auf die Kühe desselben Hofes übertragen wurde. Nach mehr als 20-jährigen Versuchen impfte Jenner am 14. Mai 1796 den Knaben James Philipps mit Vaccine von der Hand einer Melkerin; am 1. Juli wurde der Knabe mit Blatternmaterie geimpft, ohne darauf zu erkranken.

In Deutschland machte Strohmeyer in Hannover als erster erfolgreiche Versuche mit Vaccine. In Berlin erklärten sich Heim, Bremer, Zenker, Merzdorff, Grapengiesser, Meyer, Augustin, Schulz und Fliess bereit, unentgeltlich zu impfen. Es entstand hauptsächlich auf Betreiben

Heims nach dem Muster der Jennerian Society (des späteren National-Vaccine-etablishement) die Anstalt zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung. Schon im folgenden Jahre wurde das königliche Schutzblatternimpfungs-Institut begründet und am 31. Oktober 1803 ein Impf-Reglement erlassen.

Noch seien einige Zahlen zum Vergleich untereinander angeführt: Während in den 8 Jahren 1787—1795 5526 Personen in Berlin an den Pocken starben, erlagen von 1834—41 471 Personen dieser Krankheit. Die Pocken-Mortalität verhielt sich zu der allgemeinen im Durchschnitt der Jahre 1783—1797 wie 1 : 11 3/5, 1834—1841 wie 1 : 143. Seit Eintritt der Vaccination ist die absolute Mortalität in Berlin um beinahe 3/4 Proz. gefallen[34]).]

10. November. Gestern früh gegen 7 Uhr starb der Geh. Rath, Königl. Leibarzt Selle. Im ganzen war er immer ein Mann von vielen Kenntnissen — im Umgang äusserst angenehm — aber er hatte doch zuviel Eigendünkel. Er glaubte, ein grosser Philosoph zu sein; die eigentlichen Philosophen glaubten das aber nicht, sondern hielten ihn für einen grossen Arzt, und die Ärzte gestanden ihm letzteres nicht zu, sondern hielten ihn für einen grossen Philosophen. Ich habe ihn übrigens immer als einen talentvollen Mann geschätzt, und sein Tod ist mir sehr nahe gegangen.

5. Dezember. Abends waren D. Bremer und Prof. Zenker bei mir. Ersterer las mir einen Aufsatz über die Kuhpocken vor, den wir kritisch beurtheilten.

15. Mit dem grössten Vergnügen die Parallele zwischen dem Asklepiades und John Brown von Burdach gelesen[35]). Ackermanns Darstellung der Lebenskräfte hat mir nicht gefallen. Ich bin immer der Meinung, dass die chemischen Gesetze ganz und gar nicht auf unseren Körper und dessen Erscheinungen angewandt werden können. Animalisch-chemischer Prozess, chemia vitalis, die Krystallisierung der weiblichen und männlichen Fruchtigkeit zum embryo pp. sind Wörter, die keinen Sinn für mich haben[36]).

1801.

13. Februar. Vom D. Lobstein[37]) aus Strassburg besucht worden, einem Enkel vom grossen Anatomiker Lobstein.

10. April. Mittags beim Minister v. Schrötter in Gesellschaft mehrerer Gelehrter gespeist. Mit Nicolai vieles über die Kuhpocken-Krankheit, gegen welche er ist, gesprochen.

5. Mai. Abends im medizinischen Klub bei D. Wall gewesen, in welchem der Geh. Rath Hufland aufgenommen worden ist.

15. Juni. Nach Tische die Bandagen und Maschinen, die der König von Wolfsohn aus Wien für 1800 Rthlr. gekauft, auf der Ana-

tomie besehen, und sie mir von dem Wolfsohn, selbst zeigen und erklären lassen[38]).

20. Mit dem D. Formey wegen der vorjährigen sogenannten Influenza, von der er leugnete, dass sie in Berlin gewesen sei, mich etwas heftig herumdisputiert[39]).

August. Vor einigen Monaten hatte der Herr Hofrath Marcus Herz eine Schrift, in welcher er stark gegen die Kuhpocken-Impfung eiferte, und diese Brutal-Impfung nennt, herausgegeben mit dem Motto: Homo sum, non humana a me aliena esse puto[40]).

In einer der hiesigen Zeitungen stand folgendes, welches Beziehung auf diese Schrift hat, in welcher, was ich auch bemerken muss, Herz die Kuhpocken-Impfung einen wilden Versuch nennt:

An den Genius der Kuhpocken.
Tausend Herzen schlagen Dank und Segen
Dir dem Freunde Tausender entgegen
Doch — wenn Dich Millionen küssen
Tritt ein Herz Dich wild mit Füssen.

Eine Gegenschrift auf die Herzische hatte, um auch das Motto des letzteren lächerlich zu machen, zum Motto: Errare humanum est.

16. Oktober. Der Präsident v. Gerlach, ein sonst gescheidter und besonders frommer Mann, und so auch der Geh. Rath v. Raumer und was sonderbar genug ist, beide haben auch keine ohne Bildung erzogenen Frauen, allein alle 4 sind gegen die Kuhpocken und wollen ihre Kinder nicht die Kuh-, sondern die menschlichen Pocken einimpfen lassen — wozu ich mich aber kaum verstehen kann,

22. Abends beim Präsidenten v. Schleinitz im gelehrten Klub gespeist. Nicolai und Biester sind noch äusserst gegen die Kuhpocken. Hofrath Marcus Herz war auch hier.

26. Mittags beim Minister v. Heinitz gespeist, wo ich den Geh. Rath Rosenstiel, der gegen die Kuhpocken ist, für dieselben sich zu erklären, zu überreden versuchte.

1802.

23. Januar. Abends spät zum Assessor Ludolff gerufen worden, wo Wolff Arzt ist, und daselbst ein Kind in den heftigsten Krämpfen gesehen, dem man vor 9 Tagen, wie man versicherte, die Kuhpocken geimpft, nunmehr aber sicher die Menschenpocken bekommt. Kaum glaube ich aber, dass man dies Kind vacciniert habe.

24. D. Wolff scheint nicht Kuhpocken, sondern Menschenpocken bei Ludolffs Kind inoculiert zu haben, welches dem Wolff sehr nachtheilig sein würde.

25. D. Wolff hat wirklich dem Ludolffschen Kinde, wie es dessen Eltern verlangt haben, nicht die Kuh- sondern die Menschenpocken inoculiert, da Wolff ein grosser Feind der Kuhpocken ist. Der verblendete arme Wolff ist durch diesen Todesfall gewiss sehr gestraft.

22. April. Mittags beim Geh. Rath Formey in grosser Mannsgesellschaft, meistens Ärzte gespeist. Dem Hofrath D. Loder[41]) aus Jena wurde diese Fête zu Ehren gegeben.

8. Oktober. Abends in Begleitung des Professor Zenker vom Professor Curt Sprengel[42]) aus Halle besucht worden. Ihm meine Neuseeländischen Moose gezeigt, die ihn ganz in Erstaunen setzten.

9. Abends waren Professor Sprengel und Zenker nebst D. Kluge[43]) und Apotheker Lucae bei mir, denen ich den grössten Theil meiner Moose zeigte.

1803.

21. Januar. Gestern starb der Hofrath und Professor Marcus Herz, der sich durch seine Schrift von der Brutal-Impfung so berüchtigt gemacht hat, an der Schwindsucht. Es mag ihn doch sehr geärgert haben, dass man seine Schrift, auf die er einen so grossen Werth setzte, allenthalben so lächerlich und kleinlich fand. Er mag deshalb wohl der einzige sein, dem die Kuhpocken tödlich geworden sind.

3. Mai. Ein medizinischer Club von 6 Ärzten ist an und für sich eine vortreffliche Sache, so verschieden die Mitglieder auch immer sein sollten. Wären diese Mitglieder unter sich nun auch noch gute Freunde — könnte dies sein — was für eine herrliche Gesellschaft müsste das nicht sein! Mit Welper, Boehr und Goericke bin ich in jeder Hinsicht zufrieden, aber mit Boehm und Hufeland nicht; diese beiden haben zu viel arrogance und letzterer fast noch mehr als ersterer — da er unter uns 6 doch gewiss der schlechteste Practicus ist — aber freilich durch seine Schriften und als Königl. Leibarzt den grössten Ruf hat.

24. August. Mittags beim Gastwirth Boelke wurde das 50jährige Jubiläum seines Professorats in einer grossen Gesellschaft von Ärzten und Nichtärzten vom Collegio medico-chirurgico herrlich gefeiert, wozu ich vom Professor Zenker auch eingeladen war.

11. September. Mittags beim Gen. Chir. Goerike in Gesellschaft von D. Frank[44]), Mursinna und mehreren Chirurgie-Pensionärs pp. gespeist. Mursinna führte allein das Wort bei Tische, alle anderen mussten stillschweigen.

25. . . . halb 6 Uhr in Bellevue, wo ich die kleine Prinzessin Helene v. Radziwill, die gestern gestorben war, in Gegenwart des Geh. R. Stosch secierte. Bei dieser Gelegenheit habe ich mich aufs neue überzeugt, dass der Geh. R. Stosch ein sehr guter Hofmann, aber nur ein sehr mittelmässiger Arzt sei.

1804.

21. Januar. Abends beim Prof. Zenker in grosser Gesellschaft meistens von Ärzten gewesen, dem Geh. Med. R. Mogalla[45]) aus Breslau zu Ehren.

14. Mai. Abends von 6 bis 8 Uhr wurde das Kollegium bei D. Meyer über die Schädellehre des D. Gall geschlossen[46]). D. Meyer hat mir und allen, die diese Vorlesung mit anhörten, einen grossen Gefallen erzeigt. So schwankend diese ganze Lehre noch ist, so ist doch wohl gewiss viel Wahres in derselben enthalten.

24. Juni. Mittags vom Geh. Rath Fritze, Charité-Arzt, bei Kerstens im Thiergarten sehr gut bewirthet worden. Er sowohl als Prof. v. Koenen[47]) leugnen alle Schärfe im Körper als Ursache von Krankheiten — ich nehme die Schärfen in Schutz.

25. Nachmittags mit der Prinzessin Ferdinand über 2 Stunden im Waltherschen Kabinett[48]) gewesen, welches höchstderselben von den beiden Walthers u. Gen. Chir. Goerke gezeigt wurde.

20. September. Abends beim Prof. Zenker in einer grossen Gesellschaft von Ärzten, worunter der Prof. Horn[49]) die Hauptperson war, gewesen.

25. November. Wegen dem Professor Hecker[50]) zu Erfurt mir alle Mühe gegeben, dass er hierher an die Stelle des gestern verstorbenen Professors Gönner[51]) kommen möge. Ich habe deshalb mit dem Minister v. Schulenburg, Präsidenten v. Scheibler, Formey und Zenker gesprochen und an Beyme geschrieben.

1805.

23. Februar. Vom Ober-Collegio medico die grosse silberne Akademie-Medaille, für den Eifer, den ich bei der Vaccination bewiesen habe, erhalten.

24. März. Mittags beim Geh. R. Formey in kleiner Gesellschaft von Gelehrten, unter denen auch Gall aus Wien war, gespeist. Mit dem D. Gall mich viel unterhalten[52]).

25. Von 12 bis 2 Uhr das Collegium, welches der D. Gall über die Schädellehre giebt, mit beigewohnt, welches mir sehr gut gefällt und welches ich 12 Tage hintereinander täglich besuchen werde.

30. Mittags beim Geh. K. R. Beyme in Gesellschaft von D. Gall und v. Kotzebue gespeist.

5. April. Mittags beim Prinzen Ferdinand mit dem D. Stosch und Formey und Gall gespeist.

16. Nachmittags von 4—6 Uhr des D. Galls erste Vorlesung über die Struktur des Gehirns angehört, welche meinen vollen Beifall hatte.

17. Heute die letzte Vorlesung des D. Galls mit angehört. Ich verehre und schätze diesen Mann von ganzer Seele, und bin glücklich, von ihm soviel gelernt zu haben.

7. Mai. Gen. Chir. Goerke hat das Kränzchen verlassen und auch der Mitgliedschaft desselben entsagt, da Welper General-Stabs-Medicus zu werden sich brüstet.

4. Juni. War das Kränzchen bei Hufeland. Dieser las uns eine Abhandlung, die er zur Beurteilung der Gallschen Lehre aufgeschrieben hatte, vor, mit der ich recht zufrieden war. Boehm war es nicht, machte deshalb grosses Geschrei und er und ich oder vielmehr er allein wurde endlich recht böse auf mich und liess sein grosses Maul hängen. Am Ende wurde doch wieder Frieden, da ich und Hufeland ihm ernstlich sein unstatthaftes Betragen begreiflich machten.

2. August. Mittags zum Essen bei mir gehabt .... D. Schweigger[53]) aus Erlangen, D. Weitsch[54]), Prof. Hecker ... und vorzüglich den Gen. Chir. Mursinna.

1806.

1. April. Abends bei Geh. R. Hufeland im Kränzchen gewesen. Wegen dem D. Boehm kann mir diese Zusammenkunft nicht mehr so gefallen, als da noch Wall und Boehr lebten. Hufeland und Welper sind die ergebenen Diener und Bewunderer des Boehms, wozu ich mich aber keineswegens verstehe.

9. Juni. Nachmittags war beim Geh. R. Hufeland wegen der kranken Armen, die die Ärzte unentgeltlich besuchen werden, eine lange Konferenz.

1807.

10. Mai. Heute früh um 6 Uhr starb am Faulfieber mein alter Freund, der Prof. Zenker. Er war ein allgemein beliebter, sehr gefälliger Mann, ohne Falschheit und Betrug. Ein sehr geschickter Wundarzt. Berlin verliert viel an ihm, seine Familie noch mehr und bei allen seinen vielen Freunden wird er noch lange im Angedenken bleiben.

14. Oktober. Mittags speisten der D. Wolff[55]) aus Posen, der Chirurgien en chef Villaume und unsere Einquartierung Mons. Anglais bei uns.

26. Mittags beim Grafen v. Wartensleben in Gesellschaft des médecin en chef des Genettes[56]), der ein lustiger und unterhaltender Mann ist, gespeist.

4. November. In der Charité gewesen, wo mit der daselbst gebauten Drehmaschine für tolle und wahnsinnige Menschen die ersten Versuche gemacht wurden. Auf Empfehlung des englischen Arztes Cox, der sie bei manchem Wahnsinnigen vorzüglich gefunden hat, ist auf mein Anrathen die in der Charité gebaut worden.

[Erst im 18. Jahrhundert begann man die Irren als Kranke zu betrachten und entsprechend zu behandeln. 1793/94 erschien Chiarugis Werk: „Della Pazzia in genere e in spezie, trattato medico-analitico". Man überschätzte jedoch die Möglichkeit einer günstigen Einwirkung der „energischen Mittel" und richtete so manches Unheil an. Abführen, kalte Umschläge, Sturzbäder, Zwangsstellungen etc. waren ein verhängnisvoller Irrthum, aus dem sich bald ein ganzer Apparat von Marterinstrumenten entwickelte: der Sack, der englische Kasten, der Zwangsstuhl und das fürchterlichste Instrument, die Schaukel- oder Drehmaschine. Erasmus Darwin, der Grossvater von Charles Darwin hatte ihre Anwendung empfohlen, und die Verwendung der schaukelnden Bewegung in der Heilkunde war schon Ärzten des Altertums, wie Celsus und Asklepiades sowie dem berühmten Araber Avicenna nicht unbekannt. In seinem Buche „Practical observations on insanity" (London 1804, 2. A. 1806, deutsch 1811) giebt Cox eine eingehende Beschreibung der Schaukel und deren Anwendung. Ihre einfachste Form ist ein an allen vier Ecken aufgehängter, freischwebender Stuhl, auf dem der Kranke festgeschnallt und nun fortwährend um seine eigene Achse gedreht wird. Komplizierter ist folgende Vorrichtung: ein senkrechtstehender Balken ruht mittels Zapfen in dem Boden und der Decke des Zimmers; an ihm befindet sich ein horizontaler Arm, an dem ein kleines Bett aufgehängt werden kann; mittels zweier Winden wird diese Maschine in eine schnelle rotierende Bewegung versetzt. Was für eine Wirkung auf das Gehirn dadurch ausgeübt wird, beweist am besten die Thatsache, dass Professor Mendel einen ähnlichen Apparat benutzt, um bei Hunden experimentell Blödsinn und Lähmungen hervorzurufen. Allerdings wurden durch das Verfahren widerspenstige Geisteskranke sehr bald dem Willen des Arztes gefügig gemacht. Gewöhnlich trat ein seekrankheitsartiger Zustand ein, äusserste Ermattung, Schwindel, Übelkeit, Erbrechen; fast immer verfielen die Kranken nach Verlassen der Drehmaschine in tiefen Schlaf. Cox führt in seinem Buche sieben Fälle an, wovon bei fünfen die Anwendung der Maschine zu vollkommener Gesundung geführt hätte; bei vieren war die Krankheit jedoch nur Melancholie infolge Gemüthserregungen.

Reil hat zu dem Buche von Cox, d. h. zu dessen deutscher Übersetzung einen Anhang geschrieben, worin er im Gegensatz zu ihm für die Behandlung der Geisteskranken auf physischem Wege eintrat und in Cox' Lehre die Bestätigung des Satzes findet, dass die Mittel immer

nur den äusseren Impuls geben, hingegen der Lebensprozess das eigentliche Werkzeug ist, durch das alle Genesung zu Stande gebracht werden muss.

„Die jetzigen Irrenhäuser dienen fast allein zu einheimischen Deportationen solcher Geschöpfe, die der Gesellschaft lästig und beschwerlich sind. Sie sollen aber den Irrenden gesund erhalten, ihm alle Mittel zum Lebensgenuss bieten, dessen er fähig ist, und ihn zur Arbeit anhalten, es muss Ordnung herrschen und der Irrende darf keinen Schaden anrichten. Die Unterjochung der Irrenden muss auf dem nämlichen Wege wie die Zucht der Thiere und Kinder geschehen; jeder ist individuell zu behandeln. Die Verpflegung muss eine sorgfältige Diät beobachten, gute Luft, gesunde Räume. Das Haus soll in einer anmuthigen und gesunden Gegend liegen, Anhöhen, Büsche, Wasser, Gärten, Äcker und Ökonomien haben. Alle Zwangsmittel müssen vermieden werden. Das Vieh scheuert sich, wo es ihm juckt und für den Menschen ist eine gezwungene Stellung, in welcher er kein Glied zu rühren im Stande ist, die grösste Tortur."

Das sind gewiss philanthropische Ansichten, und trotzdem war auch Reil der Anwendung „körperlicher Reize" nicht abhold; er schlägt als solche vor: Hunger und Durst, starken Kitzel, unter Umständen durch Wanzen, Ameisen, Prozessionsraupen (!), Entziehung der Wärme und des Schlafes, Niesemittel; er empfiehlt, den Kranken in einen Kübel mit lebenden Aalen zu stecken, ohne dass er weiss, was darin ist (!) Ruthenstreiche, unvermuthetes Untertauchen in kaltes Wasser etc.. Erst im Jahre 1856 machte Conolly durch sein berühmtes Werk „On the Tractement of the Insane" dieser „heroischen" Behandlungsart ein Ende.

In Berlin wurde das in der Krausenstrasse belegene Haus des 1718 im Wahnsinn gestorbenen Kaufmanns Ernst Gottlieb Faber 1728 zu einem Irren- und Arbeitshause eingerichtet. Vorher hatte man Geisteskranke im Friedrichshospital (Stralauerstrasse), dann in dem bei dem Dorotheenhospital vor dem Königsthor belegenen Armen- und Krankenhause untergebracht. In der Krausenstrasse waren die Räume eng und überfüllt, die Atmosphäre verdorben und der Geruch unerträglich, namentlich im Winter, wo aus Ersparnisrücksichten die Kranken noch mehr zusammengepfercht wurden. Die Behandlung war dementsprechend. Die ganz „furieusen" Kranken wurden auf dem Hofe in „Dollkasten", auch betrübte Kasten genannt, gesperrt, Verschläge von starken Bohlen, die im Winter durch oberhalb gezogene Röhren erwärmt wurden. Abwartung und Verpflegung waren erbärmlich; für oft mehr als 100 Kranke waren ein „Zuchtmeister" und zwei Wärterinnen da. Ärzte der Anstalt waren von 1728 bis 1756 Ludolf, bis 1763 Lieberkühn, bis 1798, wo er

sein Amt freiwillig niederlegte, Geh. Rat Dr. Roloff. In demselben Jahre, am 2. September, brannte das Haus in der Krausenstrasse ab, worauf die Irrenanstalt nach der Charité verlegt wurde. Hier wurde es nicht besser; die Irrenanstalt enthielt in drei Abteilungen übereinander, die in unmittelbarer Verbindung standen, 9 einfenstrige, 15 zweifenstrige, 7 dreifenstrige Zimmer, 2 Kammern ohne Öfen, 6 kleine Zimmer mit Öfen; es waren gewöhnliche Krankenzimmer, nur mit eisernen Gittern vor den Fenstern. Die Aufsicht war sehr gering; weibliche Kranke konnten zu den männlichen kommen, die Zimmer waren nicht verschlossen, die Flure jedem zugänglich. Besucher der Charité wurden häufig von den auf den Korridoren umherlaufenden Irren belästigt. Verpflegungs-, Abwartungs-, Sauberkeitsverhältnisse waren genau so wie auf den übrigen Stationen.

Die 1807 in der Charité eingeführte Drehmaschine oder Schaukel ist ein ziemlich komplizierter Apparat, den Horn genau beschreibt. Eine Lagerstelle, auf welcher der Kranke mit den Füssen nach dem Mittelpunkt der Maschine, mit dem Kopf nach aussen gerichtet, in liegender oder sitzender Stellung befestigt ist, wird in schnellen Schwingungen um ihre Achse gedreht. Es liessen sich in der Minute bis 60 Umdrehungen erzielen! Auf dem Drehstuhl, der nach einigen Jahren auch eingeführt wurde, liess sich diese Leistungsfähigkeit bis auf 120 in dem gleichen Zeitraum steigern. Abbildungen dieser Vorrichtungen finden sich am Schlusse von Horns Rechenschaftsbericht. Jedoch sorgte Horn auch für geistige Beschäftigung der Kranken durch Lektüre, Spiele, Musik; es wurde regelmässiger Unterricht und Gottesdienst eingerichtet. Für regelmässige Bewegung im Freien, auch bei ungünstigem Wetter, liess er in dem für die Irren bestimmten Theil des Charitégartens eine bedeckte Bahn herstellen; er führte militärische Exerzitien für Männer und Frauen mit schweren hölzernen Gewehren ein. Ein Stundenplan für die verschiedenen Beschäftigungen findet sich ebenfalls in seinem Rechenschaftsbericht [57]).]

1808.

30. März. Mittags beim Geh. R. Formey in Gesellschaft des Prof. Henke [58]), Hofr. Horn, Ober-Med. R. Kleemann gespeist.

29. Juni. Vor Tisch in der Charité gewesen und einige maniaci und melancholici auf der Drehmaschine drehen sehen. Der erste Anblick davon erregt Schaudern.

21. Oktober. Abends lange beim Geh. R. Formey gewesen und mich mit ihm über Marcus Therapia specialis [59]) unterhalten.

28. Mittags speiste der D. Meyer [60]) bei mir. Mit dem Geh. R. Formey, der gegen den Gebrauch der Schellingschen Philosophie in der Medizin geschrieben [61]), war er sehr unzufrieden.

28. November. Vor Tisch mit dem Geh. R. Formey das Arbeitshaus auf Ersuchen der Armen-Direktion in Hinsicht der Kranken daselbst genau untersucht.

1809.

10. Juni. In der Charité gewesen und Horn mein Manuskript über die Falschen Blattern vorgelesen.

16. Mittags beim Geh. R. Formey in Gesellschaft des D. Huhn[62]) aus Livland und anderer Ärzte gespeist. Huhn scheint ein solider Mann zu sein.

29. August. Vor Tische in der Charité gewesen und im Beisein des D. Meyer, Merzdorff, Hof-Chirurgus Kepler durch den Pensionär Siebenschuh an 3 männlichen und 3 weiblichen, teils epileptischen, teils melancholischen Kranken Infusionen machen lassen.

8. Dezember. Mittags bei dem Geh. J. R. Ransleben gespeist. Neben dem Geh. R. Formey gesessen, der an dem Unterschied zwischen echten und falschen Pockennarben zweifelte, und selbst die Pocken-Geschichte der Karbeschen Kinder für ungewiss hielt. Sonderbar genug!

29. Beim Gouverneur v. L'Estoq gespeist. Hier lernte ich den Leibarzt Hieronymi[63]) aus Neu-Strelitz kennen.

1810.

15. Januar. Mittags beim D. Weitsch in Gesellschaft von Gen. Chir. Mursinna, Formey, Hofrath Schulz pp. gespeist. Erzählte uns Formey, dass der D. Kohlrausch[64]) ihn auf Pistolen herausgefordert habe.

26. Abends beim D. Grapengiesser mit Ärzten, Apothekern und Naturkundigen einer Zusammenkunft beigewohnt, die zum Zweck hatte, eine Gesellschaft, die dem alten Anatomier Walther[65]) zu Ehren die Waltherische heissen soll, zu Stande zu bringen.

1. Februar. . . . in die Hufelandsche medizinische Gesellschaft[66]) gegangen, wo des Hofmedikus Mühry Abhandlung gegen meine Diagnose der falschen Pocken vorgelesen wurde.

1. März. Abends in der medizinisch-praktischen Gesellschaft eine Abhandlung über den innerlichen Gebrauch des Arseniks im Wechselfieber vorgelesen, in welcher ich den Arsenik in Schutz nehme. Hufeland sprach auf eine impertinente Art gegen mich[67]).

12. April. Abends las Formey in der medizinischen Gesellschaft eine sehr gute Abhandlung über Krankheiten der Kinder als solche vor, die gedruckt zu werden verdiente[68]). Abends von Horn besucht worden, und über Marcus, dessen Buch vom Croup ich recensiert habe, vieles gesprochen, und über die Horn sich freute[69]).

24. Mai. In der medizinischen Gesellschaft einmütig zum Censor gewählt worden, weil ich derjenige sei, der jemandem etwas empfindliches sagen könne, ohne dass er sich beleidigt fühle.

2. August. Vormittags in der Pepiniere gewesen, wo Hofrath Hecker eine sehr gute Rede hielt. Goerke war in seinem Glanz[70]).

4. September. Abends in der Klaprothschen Gesellschaft gewesen, wo Mursinna über die Punktio der Urinblase durch den Mastdarm etwas vorlas.

12. Oktober. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, in der Reil[71]) und Grefe[72]) auch waren.

25. Klagte der Hofrath Horn mir seine Not, dass Kohlrausch in der Charité ihn auf alle Weise chikaniere. Jeder rechtliche Mann muss das Benehmen des Kohlrauschs, wie er sich in der Charité eingeschlichen hat, tadeln und ihn, da er dem Horn allen Verdruss macht, verachten[73]).

1811.

16. Februar. Mittags beim Ober-Bergrath Reil gespeist. Hatte Reil die Güte, mir an einer Menge Gehirne, die schon lange im S. vini gelegen hatten, vieles zu zeigen, was er selbsten entdeckt.

24. Heute früh die Leiche des Hofapothekers Meyer[74]) aus Stettin nach dem Hallischen Kirchhof begleitet. Meyer war . . . ein Mann von vielen Kenntnissen . . . Sein Buch über die Ärzte enthält viele Wahrheiten.

5. März. Mittags im grossen Komödiensaal gespeist, wo in einer Gesellschaft von 200 Personen das 50-jährige Dienstjubiläum des Herrn General-Chirurgus Mursinna gefeiert wurde[75]).

29. Abends in der Hufelandschen Gesellschaft eine Abhandlung über den Unterschied des Scharlachs, Rötheln und Masern vorgelesen.

14. Mai. Wurde im Englischen Hause dem Schutzblattern-Entdecker D. Jenner in England zu Ehren ein grosses Fest, bestehend aus fast allen hiesigen Ärzten und mehreren Freunden der Vaccination an der Zahl 112 gegeben. An diesem Tage nämlich 1796 vaccinierte Jenner zum ersten Mal ein Kind mit Kuhpockenlymphe. Der Staatsrath Hufeland hielt bei dieser Gelegenheit eine meisterhafte Rede. Meiner, als dem Ersten, der hier in Berlin die Vaccination eingeführt und mit vielem Eifer zu fördern gesucht hatte, wurde das verdiente Lob ertheilt. Im Monat Hornung 1800 habe ich hier das erste Kind vacciniert.

19. September. Abends in der Philomatischen Gesellschaft[76]) gewesen, wo der Professor Rudolphi[77]) alle die Gründe, die man für die Regeneratio equivoca hat, vortrug und sie für gültig erklärte. Ich fand keinen Grund für hinreichend und suchte ihn zu widerlegen.



8. November. Abends in der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, wo der D. Wohlfahrt eine Abhandlung über den thierischen Magnetismus uns vorlas.

[Karl Christian Wolfart, geboren den 2. Mai 1775 zu Hanau, war einer der eifrigsten Verfechter der Lehre Mesmers von der heilsamen Wirkung der durch Berühren, Streichen, ja, durch den blossen Willen auf den Kranken übertragenen magnetischen Kraft. Seit 1807 als Arzt in Berlin ansässig, seit 1810 Privatdozent an der neuerrichteten Universität, wirkte er eifrig für die Verbreitung dieser Lehre und suchte den thierischen Magnetismus wissenschaftlich und praktisch mit der gesamten Heilkunde zu verschmelzen. Er erreichte es, dass er 1812 von der preussischen Regierung nach Frauenfeld in der Schweiz gesandt wurde, wo Mesmer den Abend seines Lebens zubrachte, um sich unter dessen eigener Leitung mit dem thierischen Magnetismus eingehend bekannt zu machen. Als Ergebnis der Studien Wolfarts erschien 1814 das Werk „Mesmerismus, oder System der Wechselwirkungen, Theorie und Anwendung des thierischen Magnetismus.“ Diesem Buche folgten 1815 „Erläuterungen zum Mesmerismus.“ Wolfart gewann in Berlin bald einen grossen Anhängerkreis für das neue Heilverfahren. Er hatte eine magnetische Heilanstalt in der Behrenstrasse errichtet, wo täglich über fünfzig Kranke durch die „englischen Doktoren“, wie man in Berlin die Magnetisten nannte, behandelt wurden.

1817 erhielt Wolfart eine ordentliche Professur an der Berliner Universität, wodurch ein seit 1812 geführter Streit zwischen Anhängern und Gegnern des thierischen Magnetismus entschieden wurde, und zwar siegten vor dem wissenschaftlichen Richterstuhl die Gegner. Die zur Prüfung des Verfahrens niedergesetzte Kommission (Hufeland, Hermbstädt, Klaproth, v. Könen, Merzdorff und Kluge) fällte ein ungünstiges Urtheil; die medizinische Fakultät erklärte sich gegen einen Lehrstuhl für Magnetismus. Dass trotzdem die Ernennung Wolfarts erfolgte, hat er Hardenberg zu danken, den W. v. Humboldt unterstützte.

Einer seiner Assistenten, Lorinser, schildert Wolfart als eine zum Magnetiseur sehr geeignete Persönlichkeit. Er war ein kleines, zierlich gebautes Männchen mit blassem Angesicht, braunröthlichem Haar, gebogener Nase, dunkeln blitzenden Augen und von grosser Beweglichkeit. In seinem Wesen und Äussern lag etwas Ätherisches. Er war eine edle, poetische Natur, offen und wohlwollend, welche Eigenschaft allerdings durch die vielen Anfeindungen, die er von den meisten Berliner Ärzten zu erdulden hatte, allmählich in Misstrauen verwandelt wurde; ein unermüdeter Arzt, wohlthätig gegen die Armen, die vormittags in seiner Heilanstalt umsonst behandelt wurden, freundlich, milde und versöhnlich gegen seine Kollegen und der grössten Aufopferung

fähig. „Er gehörte zu den wenigen, die ihr Leben an eine Idee setzen und diese trotz aller Widersprüche, Schmachreden und Anfeindungen mit aller Begeisterung und einem ungebrochenen Muthe verteidigen.“

Wolfart hatte zur Verbreitung des thierischen Magnetismus auch einen mesmerischen Verein begründet, dessen Mitglieder ihn hoch verehrten. Die Zeitströmung nach den Befreiungskriegen einerseits, das in weiten Kreisen wieder erwachte religiöse Bewusstsein und andererseits die Fortschritte der Naturwissenschaft führten aber auch unter den Mesmeristen eine Spaltung herbei. Die einen huldigten unter dem Einfluss des Pietismus einem sich immer breiter machenden Hang zum Mystischen, fragten den Kranken nach seinem Glauben, wollten nur noch durch Gebet und Segen heilen, verwarfen alle magnetischen Mittel und hielten es schliesslich für sündhaft, ein Rezept zu schreiben. Einer von diesen sonderbaren Heiligen, Dr. Breuer, trieb es gar bis zum Anachoretenthum; er lebte längere Zeit in der Hasenhaide in einem Loch, das er in die Erde hatte graben lassen. Natürlich verfielen sie, namentlich in Berlin, sehr bald dem Fluche der Lächerlichkeit. Die anderen, Anhänger der rationalistischen Anschauungsweise, schieden aus dem Verein aus, da sie dieses Verfahren der Überfrommen lächerlich fanden. Sie sahen im Magnetismus nur eine Aufgabe für die Naturforschung, die Erfolge haben könne. So blieb Wolfart bald nur mit wenigen Getreuen übrig, an deren Spitze er bis an sein Lebensende am 18. Mai 1832 seine Sache verfocht; mit seinem Tode war sie aber auch verloren, denn seinen Anhängern fehlte die Intelligenz, um in seinen Wegen weiter zu wandeln. Ein Verzeichnis seiner Schriften steht im Gelehrten Berlin 1825 p. 306 [78]).]

1812.

17. April. Frau Geh. Rath Braun durch den D. Schmidt [79]) magnetisiert gesehen. Ich bin nun überzeugt, dass der thierische Magnetismus kein Unding sei. Ob auch Heilmittel? muss die Zeit lehren.

22. Mai. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen. Hofrath Bremer zeigte der Gesellschaft ein Kind, welches Kuhpocken hatte, wovon er die Materie von einer Viehmagd, die auf natürlichem Wege von einer Kuh, die diese Pocken hatte, beim Melken angesteckt worden war, genommen hatte [80]).

2. Juni. Mit dem Hofrath Bremer und D. Richter nach Weissensee und Malchow, wo wir Kühe mit Pocken untersuchten sowie eine Menge Kinder, die Bremer seit drei Wochen mit der Lymphe von den Kühen genommen vacciniert hatte.

5. Oktober. Heute früh den Staatskanzler besucht und ihm frei heraus gesagt, dass der Kohlrausch aus der Charité heraus müsse, da Kohlrausch im Vergleich mit Horn ein ganz unbedeutender Mensch sei.

21. November. Mittags beim Staatskanzler v. Hardenberg in Gesellschaft von Hufeland, Welper, Sack, Jordan, Gebel[81]) pp. gespeist . . . viel von Magnetismus animalis gesprochen.

1813.

19. Februar. Abends in der Hufelandschen Gesellschaft gewesen und dem D. Bremer mein Direktoriat übertragen[82]).

2. April. Vor Tisch nach der Charité geritten und mehr als 150 Nervenfieber-Patienten besehen.

26. April. Abends beim Geh. Rath Formey mit den Ärzten Bremer, Horn, Reich, Grappengiesser, Weitsch gewesen, wo wir uns berathschlagten, wie der ferneren Ausbreitung der jetzigen ansteckenden Nervenfieber Grenzen gesetzt werden? und wenn diese Krankheit demohnerachtet häufiger werden sollte, was in polizeilicher Hinsicht dabei geschehen könne[83]).

1814.

25. November. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, wo Dr. Hufeland eine sehr gut ausgearbeitete Abhandlung vorlas über den grossen Missbrauch der vielen ganz verschiedenen Namen, die ein und das nämliche Mittel in verschiedenen Ländern hat[84]).

26. Dezember. Vom D. Krückenberg[85]) besucht worden, der uns die angenehme Nachricht brachte, dass er Professor Therapiae zu Halle geworden sei. Ich wünsche seinen Schülern viel Glück dazu.

1815.

31. März. In Friederichs Vorlesungen[86]) des Abends für 8 ggr. gewesen, wo der D. Bandwurm und alle Ärzte tüchtig mitgenommen und lächerlich gemacht wurden.

1. September. Abends in der Hufelandschen Gesellschaft gewesen. D. Schweitzer[87]) las eine Abhandlung, die eine Erzählung aller der mit dem Magnetismus gemachten Kuren enthält, vor. Nachher fiel er über den D. Mangold und besonders über den Professor Reich, der gegenwärtig war, her, die gegen den Magnetismus und selbst über die Magnetiseurs übel gesprochen haben sollen pp. Ich glaube an die Existenz des Magnetismus, aber als Heilmittel kenne ich ihn noch gar nicht.

21. Vom Leibarzt des nunmehr vertriebenen Königs von Westfalen, D. Zadig[88]) besucht worden. Ich habe mich über ihn moquiert, Leibarzt von einem solchen König gewesen zu sein, da er doch ein Deutscher ist.

18. Oktober. Mittags beim Minister v. Schuckmann in Gesellschaft des neuangekommenen Geh. R. u. Prof. Berends[89]), Hufeland, Formey pp. gespeist.

1816.

3. März. Mittags wurde in der Stadt Paris der Stiftungstag der medizinisch-physikalischen Gesellschaft durch ein frohes Mahl gefeiert.

24. Mittags speiste ich in der Hufelandschen Gesellschaft auf der Börsenhalle zur Feier des Stiftungstages.

17. Mai. Abends in der Hufelandschen Gesellschaft, von der ich in Abwesenheit Hufelands Direktor bin, las der Geh. R. Behrens eine sehr schöne Abhandlung über die Wuth nach dem Biss toller Thiere vor.

24. August. Mittags beim Geh. R. Hufeland in sehr grosser Gesellschaft von Ärzten, dem D. Mallfatti[90]) aus Wien zu Ehren, gespeist.

27. Mittags beim Chirurgischen General Rust gespeist.

29. Abends bei Formey, wo Malfatti auch war, noch über eine Stunde geblieben, und mich über Formeys Kenntnisse und Urtheile herzlich gefreut.

18. Oktober. Im Gräfeschen Clinico die letzte Taliakotische Operation machen sehen. Die Ruhe und Sicherheit des Gräfe beim Operieren gefiel mir sehr gut.

[Die Operation gehört in das Gebiet der plastischen Chirurgie und bezweckt, die fehlende Nase durch Überpflanzung eines Hautlappens neu zu bilden. Vor Jahrtausenden schon waren solche Operationen in Indien bekannt, wo Verstümmelungen des Gesichts und der Nase noch heute als Strafen üblich sind. Die einzige anerkannte Quelle über altindische Heilkunde, Súsrutás Ayurvéda ist erst in neuester Zeit für diesen Zweck gehörig ausgenutzt worden; es hat sich daher ein förmlicher Sagenkreis um diese Operation gebildet. Die indischen Ärzte nahmen den Hautlappen zum Ersatz der Nase gewöhnlich aus der Stirn.

In Europa finden wir die Spuren dieser Operation zuerst im 15. Jahrhundert; ihre Kenntnis ist zweifellos aus Indien gekommen. Der Arzt Branca in Catania stellte verstümmelte Nasen durch Transplantation eines Hautlappens ex ore wieder her; sein Sohn Antonio benutzte die Armhaut zur Heilung von Gesichtsdefekten. Während des ganzen 16. Jahrhunderts beschäftigten sich Mitglieder der Familie Vianeo, später Bojani genannt, mit dieser Kunst, die sie mit dem Schleier eines dichten Geheimnisses umgaben. Nach Deutschland gelangte die Kunde davon schon vor 1460, wie die Bundt-Ertzney Heinrichs von Pfolspeundt beweist, der eine sehr deutliche Beschreibung des Verfahrens giebt.

Das Verdienst, diese wichtige Operation zuerst wissenschaftlich behandelt zu haben, gebührt dem Bologneser Professor der Anatomie und Chirurgie Gaspare Tagliacozzi, (1546—1599). In seinem 1597 zu Venedig erschienenen, übrigens sehr weitschweifigen Werke „De curtorum chirurgia libri duo etc." gab er eine genaue Beschreibung der Operation, zu der er nur die Armhaut benutzte und die in der Folgezeit den Namen der italienischen Methode erhielt. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Operation fast gar nicht ausgeführt; Grund dafür ist in der mangelhaften wissenschaftlichen Bildung der Wundärzte, in der Weitschweifigkeit des Buches Tagliacozzis und in den abenteuerlichen Ausschmückungen des Verfahrens zu suchen; die bedeutendsten Chirurgen behandelten es geringschätzig; die Pariser Akademie unter Dubois' Vorsitz bestritt die Möglichkeit überhaupt.

Da kam um die Wende des Jahrhunderts die Kunde von dem indischen Verfahren nach England. 1794 meldeten ein von J. Wales herausgegebener Kupferstich und die Zeitung von Madras von einer gelungenen Operation: gefangenen englischen Soldaten sowie einem Paria in englischen Diensten, denen Tippo Sahib von Mysore die Nasen hatte abschneiden lassen, waren sie durch einen Eingeborenen aus der Stirnhaut wieder ersetzt worden. Englische Chirurgen beschäftigten sich jetzt eingehend mit der Frage; 1814 und 1815 ersetzte Carpue in London zwei Offizieren die Nasen mit bestem Erfolge. Im folgenden Jahre veröffentlichte er seine Erfahrungen in „On account of two successful operations for restoring the lost nose etc.". 1817 wurde das Buch ins Deutsche übersetzt.

Inzwischen hatte Gräfe ohne Kenntnis der Operationen Carpues in Deutschland die ersten Nasenoperationen gemacht. Angetrieben durch das Studium des Werkes Tagliacozzis hatte er schon 1811 die fehlende Nasenspitze eines Mädchens aus den häutigen Seitentheilen wiederhergestellt; 1816 gelang ihm die vollständige Neubildung der Nase eines Mannes nach der italienischen Methode (aus der Armhaut), dem sie im Gefecht am Montmartre am 31. März 1813 abgehauen war; der ganze Prozess dauerte ein Jahr, doch gelang die Operation. Inzwischen lernte er die Schrift Carpues kennen und nahm 1817 eine Operation nach der indischen Methode an einer Frau ebenfalls mit glücklichem Erfolg vor; die Heilung vollzog sich binnen sechs Wochen. Endlich suchte Gräfe die Vorteile beider Methoden, die schnelle Heilung bei der indischen und das Vermeiden der Verunstaltung der Stirn bei der italienischen in einer dritten, die er die deutsche nannte, dadurch zu vereinigen, dass er den Hautlappen zwar aus dem Arm nahm, ihn aber nicht, was bisher bräuchlich war, vernarben liess — dieser Vorgang dauerte mehrere Monate — sondern ihn frisch transplantierte. Der Versuch wurde am 11. September 1817 gemacht und gelang; die so gebildete Nase ist nach

der Abbildung, die dem Bericht Gräfes beigegeben ist, die schönste der drei aufgeführten. 1818 erschien Gräfes „Rhinoplastik“ mit der ausführlichen Krankheitsgeschichte der drei gelungenen Operationen.

Das Verdienst, die plastische Chirurgie in Deutschland ins Leben gerufen zu haben, gebührt daher ohne Zweifel Gräfe; aus einer Verschönerungskunst zu einem wirklichen Zweige der Heilkunde ausgebaut hat sie sein grosser Nachfolger Dieffenbach, seit 1823 in Berlin. Dieffenbach kehrte wieder zur indischen Methode zurück, bildete aber später, um die hässliche Stirnnarbe zu vermeiden, die Nase aus der behaarten Kopfhaut und mit glücklichstem Erfolge. Seine künstlichen Nasen fallen nach den vorhandenen Zeichnungen durch ihre gefällige Form auf und beweisen, dass er erfüllt hat, was er vom Rhinoplastiker verlangt: „Der Chirurg muss in diesem Falle Bildhauer werden . . . ich glaube, derjenige Chirurg wird die beste Hautnase machen, der auch mit der Geschicklichkeit eines Bildhauers dieselbe aus unorganischer Masse zu formen im Stande ist“. Dieffenbach hat eine grosse Reihe von gelungenen Operationen ausgeführt, er giebt aber auch zu, dass jede einzelne Operation ein gewagtes Experiment ist. „Beispiele von wahrhaft glänzenden Heilungen sind noch sehr selten, weit grösser ist die Zahl derer, deren entstellte Physiognomie durch die neugeschaffene Nase nur um ein Geringes verbessert wurde; noch andere sind durch die Rhinoplastik ohne Widerrede noch weit mehr verunstaltet, als sie es vor der Operation waren.“ Diesem Urteil stimmt Otto Weber in Heidelberg bei, wenn er sagt: „Man muss froh sein, wenn das Kunstprodukt nicht zu abscheulich ausfällt“ [91]).]

1817.

1. Januar. Mittags beim Geh. R. Formey gespeist. Er las mir verschiedene schriftliche Aufsätze von ihm vor, über die er meine Meinung verlangte. Im ganzen war ich sehr wohl damit zufrieden, da Formey ein Mann ist, dem man Talent und medizinische Kenntnisse nicht absprechen darf, sondern die ich bei ihm verehre. Schade! dass er bei ganz ernsthaften Dingen witzig wird und sein kann.

8. Gestern hat die medizinisch-physikalische Gesellschaft, ohne zu ballottieren, mich einmütig zu ihrem Präsidenten, der sonsten Klaproth war, gewählt. Goerke schrieb mir heute einen lustigen Brief hierüber.

Februar. Als ich dem Herrn General-Chirurgus Rust [92]) sagte, er möchte sich bemühen, den stolzen und habsüchtigen Herrn Geheimrath Graefe etwas zu demüthigen, gab er mir zur Antwort: Das ist umsonst! Dieser würde immer oben bleiben, wer diesen von seiner Höhe herunter bringen will, der muss wenigstens, wo nicht noch schlechter, doch ebenso schlecht als er sein, und ein solcher Mann ist hier in Berlin nicht.

Von eben diesem Manne spricht einst die verstorbene Königin mit einer ihrer Damen, lobte seine Verdienste pp. und setzt endlich hinzu: Schade, dass er immer so schmutzig aussieht. Kaum hat sie das gesagt, tritt dieser Mann ins Zimmer. Die Königin scheint etwas verlegen zu sein, fängt aber gleich mit ihm von Kranken zu reden an und fragt ihn: Aber wie schützen Sie sich vor der Ansteckung der Nervenfieber? — Ihre Majestät, bloss durch Reinlichkeit! — Es ist der Königin und ihrer Dame sauer geworden, sich des Lachens zu enthalten[93]).

14. Mai. Bei Bandemer in grosser Gesellschaft meistentheils von Ärzten, dem Jenner zu Ehren das Vaccinationsfest gefeiert. Heute vor 21 Jahren (1796) hat Jenner das erste Kind vacciniert. Prinz Radziwill, durch dessen Frau Gemahlin ich Kuhpockenmaterie, die sie aus London bekommen hatte, erhielt, und womit ich den 1. Februar 1800 das erste Kind, den jetzigen Lieutenant Voigt, vaccinierte, waren so wie dieser, meine Gäste.

26. September. In der Hufelandschen Gesellschaft, wo ich heute, da Hufeland abwesend war, den Präsidenten machte, las der Prof. Kluge aus der Charité eine ganz vorzüglich gute Abhandlung über die Hunger- und Schmierkur vor. Nach seiner Erfahrung leistete sie bei Herpes nichts, bei Skropheln aber — so ja — wenn auch alle Geschwüre heilen, so erfolgt die Abzehrung und Fieber darauf und die Kranken sterben. — Bei Gicht thut sie herrliche Dienste sowie bekannt bei allen Venerischen. Letztere haben fast alle nach der Kur ein überaus seeliges Behagen in ihrem Körper, ein Wohlgefühl, desgleichen sie nie, auch in ihren gesundesten Tagen nie empfinden haben. Lob und Dank sei dem Gen. Chir. Rust gesagt, der uns Ärzte hier in Berlin zuerst mit dieser Kur recht bekannt machte und sie ausübte[94]).

16. Oktober. Mittags auf der Börsenhalle von sämtlichen Regimentschirurgen der preussischen Armee, in Gesellschaft von 280 Personen, die die Dienstführung von 50 Jahren des Gen. Chir. Goercke feierten, bewirthet worden. Alle hiesigen Minister und Generale und wohl an 30 Ärzte waren hier. Noch nie ist wohl ein Arzt so als Goercke öffentlich geehrt worden, und es auch mit so vielem Recht als er verdiente[95]).

5. Dezember. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, wo der G. R. Graefe drei Personen vorzeigte, denen er künstliche fleischerne Nasen angesetzt hatte. Zwei waren an der Stirnhaut gebildet und die eine von einem Stück der Ober-Armhaut. Schon nach acht Tagen war diese Haut an der Nase fest angewachsen, und die beste von allen, die ich je gesehen habe und dem Graefe alle Ehre macht[96]). Wie schade ist es nicht, dass dieser Graefe eine so niederträchtige Seele hat. Diese kommt mir als ein Gesicht ohne Nase vor, die aber noch viel mühsamer als seine künstliche zu heilen sein möchte.

1818.

4. Mai. Mittags bei Jagor in Gesellschaft mehrerer Ärzte gespeist. Eine Zahl von zwölf Ärzten haben sich vorgenommen, immer den ersten Montag des Monats bei einem Restaurateur des Mittags zusammen zu essen und sich freundschaftlich zu unterhalten. Heute waren hier: Hofrath Schulze[97]), Merzdorff, Weitsch, Rust, Horlacher[98]), Eberhard von Koenen, Hauck.[99])

14. Mittags im Thiergarten bei Kempfert in grosser Gesellschaft von Ärzten, die den Tag (den 14. Mai 1796), wo Jenner das erste Kind vaccinierte, feierten, gespeist.

1819.

2. August. Mittags beim Gen. Chir. Goericke in Gesellschaft von 40 Personen, fast lauter Ärzte und Chirurgen, gespeist. Nächst dieser Gesellschaft wurden auch noch 120 Eleven hier gespeist. Es wurde nämlich heute der 25. Stiftungstag der Pepiniere gefeiert. Vor Tische wohnte ich der Prüfung der Eleven bei. Rust examinierte vortrefflich, fast mehr für das zahlreiche Publikum und seiner selbst willen als für die Eleven. Der Lehrer Preuss hielt eine meisterhafte Rede, die mich für diesen Mann ganz eingenommen hat[100]).

6. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, wo Hufeland eine vortreffliche Abhandlung darüber vorlas, dass in allen Welttheilen im ganzen die Geburten der Knaben zu den Mädchen sich wie 21 zu 20 verhalten.

17. September. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, in der Reg. R. Neumann[101]) eine gute Abhandlung über die jetzigen epidemischen Fieber vorlas.

10. Dezember. In der Hufelandschen Gesellschaft las Rust eine sehr gute Abhandlung über die sogenannte egyptische Augenentzündung vor[102]).

1820.

3. März. Nachmittags bei Hufeland in Gesellschaft von 6 Personen Versuche, die der Prof. Kieser[103]), die Rhabdomantie und den Syderismus betreffend, beschrieben, nachgemacht, aber von 7 keinen einzigen bestätigt gefunden. Wäre ein ganz Fremder bei diesen Versuchen ins Zimmer, wo wir waren, gekommen, der hätte von uns glauben müssen, wir wären alle verrückt.

19. Mai. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, wo der Geh. R. Behrends eine gelehrte Abhandlung über zwei Hippokratische Aphorismen[104]) vorlas, zu denen ich nachher noch einige lustige Erläuterungen gab.

19. August. D. Hahnemanns Organon durchzulesen heute geendiget. Ich hätte etwas besseres thun können als meine Zeit damit zu ver-

schwenden. Auf einem Bogen hätte dieser arrogante Mann das Wesentlichste dieses Buches recht gut sagen können[105]).

18. November. Mittags beim Geh. R. Formey gespeist. Nach Tische mich mit ihm über medizinische Gegenstände sehr angenehm unterhalten. Unter den hiesigen Ärzten ist und bleibt er immer der, der den meisten Menschenverstand hat, richtig denkt und in wissenschaftlicher Beziehung ohne Vorurtheile ist.

1821.

26. Januar. In der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, wo es mir aber nicht gefiel, da der Geh. R. Hermstedt[106]) eine so schlechte Abhandlung vom Toback vorlas.

22. Februar. Zum Essen bei mir gehabt den Prof. Steglehner[107]) aus Bamberg, Formey, Reich etc. . . . Über die Bildung des sogenannten Hermaphroditen, wozu ein Präparat, welches ich von der Art habe, Gelegenheit gab, und welches ich vorzeigte, gab mir der Steglehner gute Auskunft.

17. März. Den Regierungsrath Prof. Weinhold[108]) aus Halle hier kennen gelernt.

6. November. Abends als Präsident figuriert[109]). Meyer las über den Katzenjammer eine schlechte Abhandlung vor, die Polarität sollte den Katzenjammer richtig erklären.

30. Abends in der Hufelandschen Gesellschaft gewesen, wo er einen guten Aufsatz über Erkenntnis der verschiedenen Ursachen der Taubheit und Heilmethoden vorlas.

1822.

3. Februar. Mittags in der Stadt Paris gespeist, wo der Stiftungstag der physikalisch-medizinischen Gesellschaft, wo ich der Präsident bin, gefeiert wurde. Zu meinen Gästen die sechs neuaufgenommenen Mitglieder, die Doktores Klaatsch[110]), Hecker[111]), Moldenhauer, Professor Eck[112]), Chirurgus eines Regiments Horlacher und Prosektor Schlemm[113]) . . . gehabt.

2. Juli. Mittags wurde bei Simon das 25. Doktor-Jubelfest des Heinrichs Meyer und Hofraths Schultz in Gesellschaft von mehr als 50 Personen gefeiert. D. Weitsch, Hauck und der Theater-Schultz hielten lustige Reden.

30. Oktober. Mittags im Thiergarten beim Geh. R. Formey gespeist. Die Ärzte Reg.-Rath Niemann[114]) aus Merseburg, der Prosektor Purkinje[115]) aus Prag, Hesse[116]), Welper, Horn und Staatsrath Hufeland, Maler Krüger waren hier.



1823.

1. März. Mittags im Monatsklub gespeist. Hofrath Schulze machte die Naturphilosophie fast zum Narren.

1. April. Abends als Präsident in Gesellschaft gewesen. Hofmedikus D. Kunstmann las eine Abhandlung über Schuppen vorzüglich der Fische vor, zeigte eine grosse Menge derselben und alle gefielen uns sehr wohl.

1824.

6. August. Mittags bei Kempfert zur Stiftungsfeier der Pepiniere vom Gen. Chir. Wiebel[117]) in Gesellschaft von 79 Personen sehr gut bewirthet worden. In der Pepiniere selbst die Rede des Prof. Kluge mit angehört, und daselbst auch den Prinzen Wilhelm, der mir sehr freundschaftlich seine Hand gab und den Prinzen von Mecklenburg gesprochen.

5. November. Lange in der Hufelandschen Gesellschaft . . . . Rust las die Verhandlungen vor, die man mit dem Wunderdoktor, oder, wie Rust ihn nannte, dem Pferdeknecht Grabe vorgenommen hatte.

[Grabe war ein Pferdeknecht im Alter von 29 Jahren aus dem Regierungsbezirk Merseburg, der sich den Magnetismusglauben der Zeit zu Nutze machte, um Wunderkuren auszuführen. Seine Heilkunst wollte er von einem Scharfrichterknecht gelernt haben. Er gab vor, Magnetiseur zu sein, war aber thatsächlich ein Beschwörer und Quacksalber, der alles behandelte, was ihm zulief, Menschen und Vieh. Er wurde im Sommer 1824 nach Berlin gebracht, um hier vor einer Ministerial-Kommission, an deren Spitze Rust stand, Proben seiner Heilkunst abzulegen, doch versagte er jämmerlich; von 85 Kranken, die ihm zur Behandlung übergeben waren, wurde nicht einer kuriert. Seine Behandlungsweise bestand im Betasten, sehr groben Streichen und Drücken und oft — Bespucken der kranken Körpertheile, wozu er die widersinnigsten Beschwörungsformeln murmelte. Am letzten Tage der Untersuchung machte er mit einer Gabel (!) einen Selbstmordversuch, der indessen nur ein Gaukelspiel war; er ritzte sich knapp die Haut. Er wurde in seine Heimath zurückgeschickt und ihm in Zukunft alles Kurieren verboten. Die Angelegenheit entfesselte einen wahren Zeitungskrieg, da die weitesten Kreise, Gebildete und Ungebildete an Grabes Wunderkraft glaubten und öffentlich für ihn eintraten[118]).]

7. Dezember. In der medizinischen Gesellschaft gewesen, wo der Hofrath Schulz eine unsinnige naturphilosophische Abhandlung vorlas.

1826.

12. Februar. Mittags bei Simon, wo der Stiftungstag der physikalisch-medizinischen Gesellschaft, von der ich Präsident und Rudolphi

Sekretär ist, gefeiert wurde, gespeist. . . . Vor Tische nach Schönhausen geritten, aber Prinzessin Auguste Solms nicht zu Hause getroffen. Auch D. Kranichfeld[119]) war nicht zu Hause. In seiner Wohnstube traf ich kein einziges medizinisches, aber eine Menge geistlicher Gebetbücher, unter denen mancher Schmöker war, an.

4. April. Abends in der grossen medizinischen Gesellschaft gesehen, welchen schlechten Vortrag der Professor Reich hat.

2. Dezember. Gestern Abend starb der Geh. R., D. und Prof. Berends, 74 Jahre alt. Er war kein Praktikus, aber Pedant und Charlatan, letzteres wohl mehr als ersteres; ein dicker, starker und dabei grober Mann, welche Stücke ihm eine starke Praxis und auch Ruf gaben.

15. Dezember. Gestern früh hatte unser guter König das Unglück, von einer Treppe zu fallen und beide Knochen des rechten Unterfusses zu zerbrechen. Die ganze Stadt nimmt an diesem Unglück wahren Antheil und so auch ich. v. Graefe, den man zum König hatte rufen lassen, war in Pantoffeln dahin gekommen. Man sagt, er habe sich die Stiefeln zu Hause erst ausgezogen, und ein solches Gerücht mag wahr sein[120]).

1828.

3. Januar. Mittags im medizinischen Klub gespeist und wurde D. Steinrück statt dem verstorbenen Medicinal R. Erhard[121]) zum Mitglied erwählt.

15. März. Starb der berüchtigte Doctor medicinae Boehm, den ich über zwanzig Jahre ganz genau gekannt habe. Als Arzt und Gelehrten fälle ich kein Urtheil über ihn, aber als Mensch war er einer der grössten Spitzbuben und Schurken, die ich je gekannt habe, der nicht ein- ja zehnmal den Staupbesen verdient hat. Ich bin stolz darauf, dass ich ihn gleich bei unserer ersten Bekanntschaft richtig erkannt und beurtheilt habe.

19. Mai. Morgens nach der Charité gefahren, wo der D. Jüncke[122]) in Gegenwart von zahlreichen Studenten und Professoren durch eine lange vom Geh. R. Rust gehaltene Rede als klinischer Augenarzt eingeführt wurde, für welche Auszeichnung nachher Jüncke dem Minister von Altenstein und dem Rust in einer noch längeren Rede ehrerbietigst dankte.

3. Juni. Abends in der physikalisch-medizinischen Gesellschaft gewesen, in der D. Krause eine gelehrte Abhandlung über die idiopathische Herz-Entzündung vorlas. Die so schmerz- und qualvolle Krankheit des so geistreichen D. Heinrich Meyer hat mich seit mehreren Tagen und auch heute sehr beunruhigt, und wenn ich vor ihm stand, dachte ich hodie tibi cras mihi.



1. Oktober. Mittags bei Jagor im medizinischen Klub gespeist. Wurde der Physikus Baretz[123]) an Stelle des verstorbenen Meyer zum Mitglied gewählt.

1830.

25. Mai. Von dem berühmten Hofrath Hedenus[124]) aus Dresden besucht worden. Der Geh. Rath v. Graefe ist sein Schüler.

1831.

1. September. Haben sich die ersten Cholerakranken gezeigt.

7. Starb der D. Kalow[125]) an der Cholera, nachdem er gestern noch einen an dieser Krankheit Verstorbenen seziert und dessen Blut gekostet hatte.

22. Nach Charlottenburg gefahren und daselbst gesehen, dass das ganze Schloss und Garten mit Schildwachen cerniert ist.

7. Oktober. Die Cholera liegt uns allen in den Gliedern. Es sind doch jetzt ganz erbärmliche Zeiten.

3. Dezember. Nach Charlottenburg gefahren und uns von dem Gastwirth Moscau, der dicht am Schloss wohnt, alle die Gebäude und Anstalten, die der König gegen die Cholera hatte treffen lassen, zu zeigen, und welches wir bewundern mussten. Da jetzt keine Cernierung mehr stattfindet, hat der König dem Moscau alle diese Gebäude und noch 1000 Rthlr. Miethe für dessen Haus und Garten geschenkt.

5. Ist der erste Tag vom 31. August an, wo kein Cholerakranker gemeldet worden, und befinden sich nur noch sechs Kranke in der Behandlung.

9. Heute ist an der Cholera keiner gestorben noch hinzugekommen.

1832.

19. Februar. In allen Kirchen wird Gott gedankt, dass die Cholera uns verlassen habe.

[Der erste offiziell konstatierte Cholerafall ereignete sich am 29. August in Charlottenburg bei einem Schiffer, am 30. erfolgte der zweite Fall in Berlin bei einem Schiffer auf einem Spreekahn; am 31. wurde die Seuche von der Gesundheits-Kommission für ausgebrochen erklärt.

Schon 1830 hatte man in Preussen begonnen, Vorkehrungen zu ihrer Abwehr zu treffen. Im Dezember d. J. war eine Kommission unter Führung des Medizinalraths Dr. Albers aus Gumbinnen nach Russland geschickt worden, um die Krankheit an Ort und Stelle zu beobachten. Die wissenschaftlichen Erörterungen leitete Rust; zur Bearbeitung der Angelegenheit in administrativer Hinsicht ward eine Kommission gebildet. In einer Sitzung der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen wurde die Kontagiosität der Krankheit als wahrscheinlich bezeichnet und es wurden dahingehende Massregeln

beschlossen, um die Einschleppung zu verhüten. Graefe schlug zur Abwehr die Einführung von Gesundheitspatenten, die Einrichtung einer Sanitäts-Aviso-Linie und die Organisation des provisorischen Gesundheitskordons vor. Im April 1831 erschienen die ersten Verordnungen, als: Instruktion über die zu ergreifenden Massregeln, Instruktion für die Kontumazbeamten, Anweisung über das Desinfektionsverfahren, Bekanntmachung betreffend Einführung der Gesundheitsatteste, Anweisung zur Erkenntnis und Heilung der Cholera, Anweisung zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung der Ansteckung. Am 31. Mai, nachdem seit dem 10. April die Seuche sich in ganz Polen ausgebreitet hatte, wurde die Ausführung der vorbereiteten Massregeln befohlen; die Grenzsperre durch einen Militärkordon sowie die Kontumazanstalten traten in Wirksamkeit, alles unter der Annahme der Kontagiosität der Krankheit. Rust war davon so überzeugt, dass er an Alexander v. Humboldt schrieb: „Sollte der Glaube an die Nichtkontagiosität der Cholera von Staatswegen(!) geboten sein, so kann ich als guter und folgsamer Staatsbürger nur ausrufen: Herr! Nimm mir den Verstand oder den Glauben!“ [126])

Bald aber erhoben sich Stimmen gegen die Kontagiosität; sie beriefen sich auf das schnelle Eindringen der Seuche in Preussen trotz Kordon und Kontumazen. Das Publikum erkannte bald die Nutzlosigkeit dieser höchst lästigen Massregeln und verlangte deren Beseitigung, doch umsonst. Die Regierung hatte diese Massregeln angeordnet, also wurden sie mit äusserster Gewissenhaftigkeit und Strenge des preussischen Beamtenthums durchgeführt. Die ersten, die die Kontagiosität wissenschaftlich angriffen, waren der Dr. Zoubkoff (Observations sur le cholera morbus) und der Bataillonsarzt Koch in Stettin (Über die cholera morbus). Ein gefährlicher Gegner erstand dem Kontagiositätsglauben in dem Medizinalrath Lorinser in Oppeln, der im Herbst 1831 auf Aufforderung der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin einige Choleraschriften recensierte und hierbei seine Ansicht entwickelte, dass die Cholera keine pestartige Krankheit und durch Kordons und Kontumazen nicht zu bekämpfen sei. Wider seinen Willen erschien diese Recension am 4., 5. und 6. Oktober in der „Staatszeitung“, wo bisher nur Kontagionisten das Wort geführt hatten, und entfesselte unter diesen einen Sturm der Entrüstung; dennoch aber wurden nun Kordons und Kontumazen endlich aufgehoben. Namentlich Rust und der Minister v. Altenstein waren auf Lorinser sehr böse; ihm wurde seine Pflicht als Beamter entgegen gehalten. Als er im März 1832 nach Berlin kam, musste er von Altenstein eine gewaltige Strafpredigt anhören und erst als er erklärte, dass seine Kritik ausschliesslich für ein wissenschaftliches Blatt bestimmt gewesen sei und er in seinen amtlichen Handlungen, allerdings gegen seine Überzeugung, die erlassenen Vorschriften streng befolgt habe, wurde der Minister wieder freundlicher. Die

öffentliche Meinung und die meisten Berliner Ärzte standen auf Lorinsers Seite; Hufeland und Wiebel dankten ihm lebhaft für seine rechtzeitig erschienene Schrift.

Die Frage nach der Entstehung der Krankheit reifte abenteuerliche Anschauungen. Bei ihrem ersten Auftreten in Europa vermuthete man in den „eigenthümlich gefärbten, nebelartigen Verdunkelungen der Luft“, die an mehreren Orten vor dem Ausbruch der Seuche beobachtet waren, dichte Schwärme niederer Organismen, „Cholera-Thierchen“, welche die Verbreitung vermitteln sollten. Diese Ansicht wurde durch Ehrenbergs Beobachtungen über die weitreichende Verbreitung von Infusorien durch den Wind unterstützt. Ehrenberg selbst erklärte später auf Grund von mikroskopischen Untersuchungen der der Luft beigemengten Stoffe in den von der Cholera arg heimgesuchten Häusern diese Hypothese für eine Faselei. Man begann nun die erkrankten Organe, das Blut, die Exkremente zu untersuchen, und hier hat Ludwig Böhm († 1. August 1869 in Berlin) als erster auf das Vorkommen kryptogamischer, den Gährungspilzen ähnlicher Körper in den Entleerungen und im Darmkanal aufmerksam gemacht.

In Berlin ging die Regierung beim Ausbruch der Seuche sehr energisch vor; es waren fünf Cholera-Lazarethe eingerichtet worden, ferner traten 61 in der Stadt vertheilte Gesundheits-Kommissionen zusammen, an denen 1500 Ärzte, Kommunal- und Polizeibeamte Theil nahmen und die an 100 000 Thaler ausgaben. Um das Publikum, das anfangs sehr beklommen war, mit wahren Nachrichten zu versehen und alle unnöthigen Aufbauschungen und Beunruhigungen im Keime zu ersticken, gab der Dr. Casper vom 24. September ab die jede Woche zwei- bis dreimal erscheinende Cholera-Zeitung heraus, die sämtliche Erkrankungs- und Sterbefälle meldete, Nachrichten aus den Lazarethen brachte und beherzigenswerthe Winke über die Behandlung der Krankheit und Massregeln zum Schutz gegen sie enthielt. Das Publikum wurde durch zahlreiche Anfragen eifriger Mitarbeiter an diesem Blatte; jede begründete Anfrage wurde eingehend beantwortet. Ein Überängstlicher fragte, ob man sich satt essen dürfe und erhielt die tröstende Antwort, dass man das sogar müsse. Ein anderer schlug vor, wie bei den Pocken das Cholera-Contagium einzuimpfen etc. Wissenschaftlich wurde die Krankheit in dem Cholera-Archiv behandelt, von dem drei Bände erschienen. Natürlich blühte eine ganze Cholera-Industrie auf; das Publikum, das einer ganz neuen Krankheit gegenüber stand, kaufte willig jedes angepriesene Präservativ; die Apotheker hielten eine goldene Ernte. Die Zeitungen wimmelten von Anpreisungen; Cholera-Essenzen, -Räucherungen, -Liköre, -Tabake, -Cigarren, -Leinwand, -Wolle, -Papier und zahllose andere Artikel gingen reissend ab. Da-

gegen machten Obsthändler, Restaurateure und Bierschenker ein schlechtes Geschäft.

Nach wenigen Tagen hatten alle Stadttheile Kranke; die höchste Ziffer der Erkrankungen wies der 22. Oktober mit 308 und an Sterbefällen der 1. Oktober mit 212 auf. Im ganzen erkrankten von Ende August bis Ende Januar 2335 und starben 1426 Personen. (Nach anderen Angaben erkrankten in 153 Tagen 2271). Die meisten Opfer forderte die Seuche in den wenig bemittelten Klassen; es erkrankten 711 Handwerker, 79 Schiffer, 112 Dienstboten, 327 Handarbeiter, dagegen aus den wohlhabenden Ständen nur 144. Das Militär wurde dank absoluter Absperrungsmassregeln fast gar nicht betroffen[127]).]

28. Oktober. Den Professor der Anatomie Rudolphi sehr elend an der Wassersucht gesehen, welches betrübte; er ist einer der gelehrtesten Männer und ein redlicher Mann[128]).

---

1) Ernst Gottfried Kurella, geboren den 12. März 1725 zu Neidenburg in Otspreussen, lebte als Arzt und Rath am Ober-Medizinal-Kollegium und Ober-Kollegium medicum et sanitatis in Berlin. Er hat das bekannte seinen Namen führende Brustpulver angegeben (Pulv. liquirit. compos.). Von seinen Schriften sind zu nennen: „Entdeckung der Maximen, ohne Zeitverlust und Mühe ein berühmter und reicher Arzt zu werden“ (1750), „Chemische Versuche und Erfahrungen“ (1756), „Das Leben des Menschen philosophisch und medizinisch betrachtet“ (1747). Er starb zu Berlin am 28. Juli 1799. (Gurlt und Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragendsten Ärzte Deutschlands III. 574. Mehring, Neuestes Gelehrtes Berlin 1795. I. 280).

2) Johann Georg Krünitz, Arzt und Encyklopädist, am 28. März 1728 zu Berlin geboren, lebte nach grösseren Reisen seit 1769 dauernd in Berlin und beschäftigte sich hier ausschliesslich mit litterarischen Arbeiten. Am bekanntesten ist die von ihm herausgegebene „Ökonomisch-technische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft“ (seit 1773). Das ganze Werk umfasst 242 Bände, von denen K. die ersten 73 verfasst hat. Seine sämtlichen Arbeiten sind kompilatorischen oder bibliographischen Charakters, so „Verzeichniss der vornehmsten Schriften von den Kinderpocken und deren Einpfropfung“ (1768), „Verzeichniss der vornehmsten Schriften von der Elektrizität und den elektrischen Kuren“ (1769). Er starb zu Berlin am 20. Dezember 1796. (Allg. deutsche Biographie XVII. 253, Gel. Berl. 1795 p. 256 ff.)

3) Friedrich von Wendt, geb. 1738, seit 1778 Professor der Medizin zu Erlangen. Er war der Begründer des dortigen klinischen Instituts, 1802 Erbauer des Krankenhauses und Präsident der deutschen Akademie der Naturforscher. Er starb 1818. (Biogr. Lex. VI. 238.)

4) Johann Goercke, General-Chirurgus, Begründer der Pépinière, war am 3. Mai 1750 zu Sorquitten in Ostpreussen geboren. Er machte die preussische Militär-Chirurgen-Laufbahn durch und wurde 1797 Nachfolger Thedens. Seine Hauptverdienste liegen auf sanitätsorganisatorischem Gebiete; er richtete in dem Kriege gegen Frankreich 1793 die fliegenden Feld-Lazarethe ein für je 1000 Kranke, brachte auf Federn ruhende Krankenwagen nach dem Muster eines von den Engländern auf ihrem Rückzuge in Holland zurückgelassenen in der preussischen Armee zur Anwendung, errichtete 1814 die Veliten-Kompagnien (Krankenträger-Abtheilungen). Als 1809 das seit 1724 bestehende Collegium medico-chirurgicum aufgelöst wurde, rief er es als medizinisch-chirurgische Akademie für das Militär 1811 wieder ins Leben. (Biogr. Lex. II. 508. Preuss, Goercke's Leben und Wirken (1817.) Zur Geschichte der Pépinière vgl. Preuss, das königlich-preussische Friedrich Wilhelms-Institut zu Berlin (1819) und neuestens Schickert, Geschichte des Friedrich Wilhelms-Instituts.)

5) Johann Gottlieb Zenker war seit 1789 Professor der Chirurgie beim Collegium medico-chirurgicum und trat bei Begründung der Pépinière in deren Lehrkörper über. (Preuss, Gesch. d. Fr. W.-Inst.)

6) Karl Wilhelm Stosch, Geh. Rath und Königlicher Leibarzt, gestorben 1810.

7) Johann Christian Anton Theden, erster General-Chirurgus, ein Mecklenburger, geboren am 13. September 1714, in der Barbierstube vorgebildet, begann seine Laufbahn als Eskadrons-Feldscheer 1737. Seine Hauptverdienste liegen auf chirurgischem Gebiete: die Thedensche methodische Einwicklung der Glieder zu verschiedenen Zwecken, das Thedensche Wund- oder Schusswasser für kalte Umschläge, aus Essig, Weingeist, Zucker und verdünnter Schwefelsäure bestehend; endlich ist sein Blutstillungs-Verfahren mittels kegelförmiger Tampons aus Charpie-Sindons, später Feuerschwamms und Druckverbandes zu nennen. Zur Verbreitung der Bleipräparate bei Behandlung chirurgischer Krankheiten hat er das Seinige beigetragen; wichtig sind endlich seine Erfahrungen über den Nutzen des kalten Wassers bei denselben Krankheiten. Unter seiner Leitung wurde das erste preussische Feld-Lazareth-Reglement erlassen. Er starb am 21. Oktober 1797. (Biogr. Lex. V. 642. Gel. Berl. 1795. 224 ff. Gurlt, die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preussen p. 26.)

8) Christian Ludwig Mursinna, geboren am 17. Dezember 1744 zu Stolp in Hinterpommern, war ebenfalls zuerst bei einem Bader in der Lehre. 1761 wurde er Lazareth-Chirurgus und studierte unter Cothenius und Theden. 1797 war er General-Chirurgus und bald darauf Professor der Chirurgie erst 1820 gab er als solcher seine Vorlesungen auf. Er war ein geschickter und glücklicher Operateur. Sein Tod erfolgte am 18. Mai 1823. (Biogr. Lex. IV. 322. Gel. Berl. 1795. II. 51.)

9) Christian Gottlieb Selle, Geh. Rath, Professor der Medizin und Arzt an der Charité, geboren am 7. Oktober 1748 zu Stettin, seit 1777 in Berlin. Nach dem Tode Muzells wurde er Leibarzt Friedrichs des Grossen und schrieb nach dessen Tode die „Krankheitsgeschichte des höchstseligen

Königs von Preussen, Friedrichs II. Majestät" (1786). Auch Friedrich Wilhelms II. Leibarzt wurde er; Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn 1798 zum 2. Direktor des Colleg. med.-chir. Seit 1786 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 3 Jahre lang Direktor der philosophischen Klasse; er starb am 8. (nach Heim 9. Siehe pag. 12) November 1800. Er gab heraus „Medicina clinica oder Handbuch der medizinischen Praxis" (1781), „Philosophische Gespräche" (1780), „Grundsätze der reinen Philosophie" (1788). Als Philosoph war er Gegner Kants. (Biogr. Lex. V. 356. Gel. Berl. 1795. II. 153, Harnack, Gesch. d. Akademie I, 546.)

10) Johann Ludwig Formey, geboren 1766 zu Berlin, wurde 1796 Kgl. Leibarzt, 1798 Professor am Colleg. med.-chir., starb am 23. Juni 1823 als vortragender Rath in der Medizinalabtheilung des Ministeriums des Innern. Sein bekanntestes Werk ist „Versuch einer medizinischen Topographie von Berlin" (1796); mit Klaproth bearbeitete er die Pharmacopaea Borussica. (Biogr. Lex. II. 406.)

11) Johannes Nepomuck Bremer aus Rügenwalde, Hofrath, geboren 1745, war 38 Jahre hindurch als Arzt in Berlin thätig. Er war ein warmer Freund der Armen und hat sich namentlich um die Schutzpocken-Impfung als erster Impfarzt in Berlin sehr verdient gemacht; er starb 1816. (Rudolphi, Index numismatum in virorum de rebus medicis vel physicis meritorum memoriam percussorum. 1825 p. 55.)

12) Georg Heinrich Boehr, Dr. med., Arzt in Berlin, geboren zu Freystadt in Nieder-Schlesien am 7. April 1757, war königlicher Hofmedikus und Arzt des Berlinischen Gymnasiums. (Gel. Berl. 1795. II. 289.)

13) Joh. Christoph Andreas Meyer, geb. 1747, war seit 1786 Professor der Botanik und materia medica beim Collegium medico-chirurgicum; schon vorher war er Professor der Anatomie bei diesem Institut gewesen, dann nach Frankfurt a. O. gegangen; er starb am 15. November 1801. Sein Nachfolger wurde L. E. von Könen. (Preuss, Gesch. des Friedrich Wilhelms-Instituts 162. 164.)

14) Christian Friedrich Richter, geboren 1744 zu Halle, liess sich 1770 als Arzt in Berlin nieder, starb dort als Geheimer Ober-Medizinalrath. Er schrieb: „Beiträge zu einer praktischen Fieberlehre" (1794). (Biogr. Lex. V. 17. Gel. Berl. 1825. p. 217.)

15) Alexander Koelpin, dänischer Chirurg, 1731 in Uetersen in Holstein geboren, Professor für Chirurgie in Kopenhagen. 1791 führte er durch eine unglückliche Trepanation den Tod des Konferenzrathes von Berger herbei, welcher Fall zu einer umfangreichen wissenschaftlichen Fehde Anlass gab. Hierauf scheint sich auch Heims Urtheil über K. zu beziehen. (Biogr. Lex. III. 518.)

16) Christian Wilhelm Hufeland, Heims berühmtester Kollege, geboren 12. August 1762 zu Langensalza, war erst Arzt in Weimar gewesen, wo er als ihr Arzt mit Wieland, Herder, Goethe, Schiller in Verkehr trat; seit 1793 Professor in Jena, schrieb er dort seine Makrobiotik, die 1796 zum ersten Male erschien unter dem deutschen Titel: „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Als Gegner des Brownschen Systems (siehe p. 4) hatte er eine

10 Jahre dauernde litterarische Fehde durchzufechten, die ihm viel Verdruss bereitete. Nach Selles Tode (1800) wurde er dessen Nachfolger, kgl. Leibarzt, Direktor des Colleg. med.-chir. und erster Arzt an der Charité. Hier hatte er mit seinen Kollegen Fritze und Horn heftige Kämpfe zu bestehen. 1810 wurde er zum Professor der speziellen Pathologie und Therapie an der Universität ernannt und eröffnete hier die medizinische Poliklinik, das erste Institut dieser Art für arme Kranke in Berlin. Er starb am 25. August 1836. Eingehenderes findet sich in der Biographie von Augustin, „Chr. W. Hufelands Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat und Menschheit". (1837). Ein Verzeichnis seiner Schriften ist im Gel. Berl. 1825. 117 ff. zu finden. (Biogr. Lex. III. 305. Allg. d. Biogr. XIII. 286 ff.)

17) Joh. Christian Wilh. Junker, geb. 1761 zu Halle, Professor für Pathologie und Therapie in seiner Vaterstadt. Seit 1794 entsagte er der ärztlichen Praxis, um die Pocken zu bekämpfen und wurde ein begeisterter Anhänger der Jennerschen Entdeckung. Er starb schon am 27. Dezember 1800. (Biogr. Lex. III. 430. Ersch. u. Gruber, Sekt. II. Bd. XXIX. 139.)

18) Marcus Herz, geboren am 17. Januar 1747 zu Berlin. Als Kaufmannslehrling in Königsberg begann er Kant zu hören, studierte dann in Berlin und Halle Medizin und liess sich in Berlin als Arzt nieder. Lange Jahre wirkte er als Arzt des Krankenhauses der jüdischen Gemeinde. Er hielt als Erster Vorlesungen über Experimentalphysik. 1787 wurde er zum Professor der Philosophie ernannt. Seine Gattin war Henriette Herz. Er starb am 20. Januar 1803. Unter seinen vielen Schriften seien genannt: „Versuch über den Geschmack, und die Ursachen seiner Verschiedenheit" (1776), „Briefe an Ärzte" (1777) „Versuch über den Schwindel" (1786). (Biogr. Lex. III. 180. Gel. Berl. 1795. I. 200.)

19) Georg Friedrich Mühry, geboren zu Hannover 1774, machte seit 1796 wissenschaftliche Reisen nach Berlin, Jena und Wien und liess sich dann in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, wo er 1848 als königlicher Leibarzt starb. Heim hatte später mit ihm und Stieglitz in Bremen einen langen Streit wegen der nach und trotz der Vaccination auftretenden Pocken, wo Heim erst seine Besiegung eingestand, als sein eigener, schon geimpfter Enkel von den ächten Pocken befallen wurde. Robert Willans Schrift über die Kuhpockenimpfung, aus dem Englischen übersetzt von Mühry, Göttingen 1808, ferner Mührys „Beobachtung einer nach vollkommener Vaccination erfolgten Blatterneruption etc." in Hufelands Journal März 1809 und Stieglitz' Recension des Willanschen Buches in der Hall. allg. Litteraturztg. No. 182 September 1807 hatten Heims Aufsatz: Über die Diagnostik der falschen Pocken etc." (Horns Archiv Bd. X. Heft 2 1809) veranlasst; Mühry antwortete in Hufelands Journal Febr. 1810 p. 128 und Stieglitz im Neuen Archiv für mediz. Erfahrung Bd. XI Heft 2. Heim schrieb darauf den Aufsatz: „Noch zwei Worte über das Vorkommen ächter Pocken nach vorhergegangenen ächten Kuhpocken" (Horns Archiv 1811 Bd. 2 p. 269) und 1825: „Meine jetzige Ansicht über den Einfluss der Schutzpocken auf Menschenblattern" (Archiv für med. Erfahrung). Heim erklärt, dass der Streit auf beiden

Seiten ein gerechter war (Heim, vermischte medizinische Schriften p. 109). (Biogr. Lex. IV. 468. Rohlfs, Klassiker der Medizin I. 500.)

20) August Friedrich Pallas, Sohn des Chirurgen Simon Pallas, geboren 5. September 1731 zu Berlin, war Professor am Colleg. med.-chir. und wie sein Vater ein namhafter Chirurg. Er starb 1812. (Biogr. Lex. IV. 468. Gel. Berl. 1795 II. 99.)

21) Johann Friedrich Fritze, geb. 3. Oktober 1735 zu Magdeburg, Professor der Chirurgie am Colleg. med.-chir., Arzt an der Charité, Direktor des 1789 gestifteten klinischen Instituts an der Charité und Geh. Rath. Er starb 9. April 1807. Seit 1791 gab er die „Annalen des klinischen Instituts zu Berlin" heraus. Biogr. Lex. II. 449. Gel. Berl. 1795. I. 138. Fritze, Nachrichten über ein klinisches Institut in Berlin.)

22) Christian Ludwig Roloff, Geh. Rath und königlicher Leibarzt, Dekan des Ober-Colleg. med. und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, war geboren am 26. Juni 1726 zu Berlin; er starb 1800. (Gel. Berl. 1795. II. 129.)

23) Haeser, Geschichte der Medizin II. 1069 ff. Formey, Topographie 164 ff. Wollheim, medizinische Topographie von Berlin 315 f. Biogr. Lex. III. 394. v. Raumer, Berlin in den Jahren kurz vor der franz. Revolution p. 89 in Berl. Kalender 1847. Blattern und Schutzimpfung, Denkschrift des Kaiserl. Gesundheitsamtes. 1896. p. 15.

24) Haeser, Geschichte der Medizin II. 750 ff. Biogr. Lex. II. 568. A. Hirsch, Gesch. d. Medizin 383 ff.

25) Ausser den angeführten Schriften von Prahmer und Moritz vgl. Formey, Topographie 264 ff., Horn, öffentliche Rechenschaft über meine Dienstführung als zweiter Arzt des Charité-Krankenhauses zu Berlin 1818 p. 83 ff.

26) Pensionäre waren diejenigen preussischen Kompagnie-Chirurgen, die zum unentgeltlichen Studium dem Colleg. med.-chir. überwiesen wurden. Es gab 16 solcher Stellen. Die beiden ältesten Pensionäre wurden zur Ausübung der ärztlichen Praxis in der Charité ausgebildet. (Formey, Topographie 255.)

27) Über Boehm war in den benutzten Nachschlagewerken etc. nichts zu ermitteln; vielleicht kann einer oder der andere Leser Mittheilungen über diesen bei Heim so schlecht angeschriebenen Berliner Arzt machen; ebenso über eine Reihe anderer von Heim mehrfach erwähnter mehr oder minder bekannter Ärzte, die Doktoren Laube, Sternemann, Wall, Wolff, Kleemann, Merzdorff (dieser war Stadtphysikus), Lehmann.

28) Georg Adolph Welper, geboren 1. Mai 1762 zu Kanden in Baden, liess sich als Arzt in Berlin nieder, starb 1842 als Geh. Rath im Kultusministerium. (Biogr. Lex. VI. 236. Callisen, medizinisches Schriftsteller Lexikon XX. 533.)

29) Christian Ernst Fischer, geb. 1772 zu Lüneburg, Arzt in seiner Vaterstadt. (Biogr. Lex. II. 371.)

30) Karl Joh. Christian Grapengiesser, geboren 1773 zu Parchim liess sich 1799 in Berlin als Arzt nieder, wurde 1803 Mitglied des Colleg.

med.-chir., dann Physikus und Leibarzt des Kronprinzen, starb 1813 am Typhus als Chefarzt eines Lazareths. Er schrieb: „Versuche, den Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten anzuwenden" (1801). (Blank, die mecklenburgischen Ärzte von den ältesten Zeiten etc. 1874. p. 110).

31) Biogr. Lex. IV. 690. Callisen XV. 424. XXXI. 391. Haeser, Gesch. d. Med. II. 740. Gel. Berl. 1825 207 ff. 1845. p. 282. Reichs Promemoria ist abgedruckt in Formeys medizinischen Ephemeriden Med.-chirurg. Ztg. III. No. 69 p. 289. Das Gutachten der Kommission steht in Hufelands Journal der Heilkunde X. 2. Stück p. 201.

32) Johann Friedrich Meckel, genannt der I., ältere oder Grossvater, grosser Anatom aus der Schule Albrecht von Hallers in Göttingen, geboren zu Wetzlar, 31. Juli 1714. Er promovirte mit der berühmten Arbeit „de quinto pari nervorum", worin die nach ihm benannte Entdeckung des Ganglion sphenopalatinum s. Meckelii sowie die des Ganglion submaxillare zum ersten Mal beschrieben wird. Seit 1748 lehrte er in Berlin; 1751 wurde er Professor für Anatomie, Botanik und Geburtshilfe, später erster Lehrer bei der an der Charité errichteten Hebammenschule. Er starb am 18. September 1774. Als Lehrer und Forscher vertrat er die deskriptiv-anatomische Schule im Geiste Hallers. Meckel ist der Stammvater einer berühmten Anatomen-Familie, die Generationen hindurch in Halle gelehrt hat. (Biogr. Lex. IV. 188. Allg. d. Biogr. XXI. 159. Haeser II. 557.)

33) Joh. Christoph Friedr. Voitus, geboren den 16. März 1741 zu Genthin, General-Chirurg. 1774 schickte ihn Friedrich der Grosse nach Frankreich, um neue Operationsmethoden, besonders der Mastdarmfistel zu erlernen. Auch Geburtshilfe studierte er dort eifrig und erlangte auf diesem Gebiete wie überhaupt eine umfangreiche Praxis. Er starb am 30. Januar 1787. (Biogr. Lex. VI. 148. Selle in Berliner Monatsschr. 1787. Stück III. 230).

34) Biogr. Lex. IV. 394. Haeser II. 1078. Formey, Topographie 164 ff. Wollheim, Topographie 315 f. Denkschrift des Kais. Gesundheitsamts 19 f.

35) „Asclepias und John Brown, eine Parallele" 1800. Der Verfasser, Karl Friedrich Burdach, 1776 zu Leipzig geboren, berühmter Anatom, war Dozent in Leipzig, dann Professor in Dorpat und Königsberg; er starb 1847. (Biogr. Lex. I. 622.)

36) Jakob Fidelis Ackermann, 23. April 1765 zu Rüdesheim geboren, gestorben 1815, war Professor der Anatomie und Chirurgie in Mainz, Jena und Heidelberg. Er suchte die Erscheinungen des organischen Lebens durch die Gesetze der Physik und Chemie zu erklären und betrachtete sie als langsame Verbrennung. Mit der Entdeckung des Sauerstoffs, des „Lebensäthers", hielt er ebenso wie Girtanner das Räthsel der Lebenskraft für gelöst. Sein Buch „Versuch einer physischen Darstellung der Lebenskraft organisierter Körper" (1793, 2. Aufl. 1800) ist das von Heim gemeinte. Er war einer der eifrigsten Bekämpfer der Gallschen Schädellehre. „Die Gallsche Hirn-, Schädel- und Organlehre etc." (1806) nimmt die erste Stelle unter den Urtheilen über die Kranioskopie ein; Ackermann spricht sich vom psychologischen Standpunkte dagegen aus. (Biogr. Lex. I. 47. Haeser II. 875. Hirch, Gesch. d. Med. 567.)

37) Johann Friedrich Lobstein, 1777 zu Giessen geboren, studierte in Strassburg und war dort Professor der Anatomie, später Direktor der pathologisch-anatomischen Klinik und Begründer des pathologisch-anatomischen Museums. (Haeser II. 881). Er ist nicht, wie Heim irrthümlich bemerkt, der Enkel, sondern der Neffe des berühmten Anatomen Johann Friedrich Lobstein, des Lehrers Goethes.

38) Siegmund Wolfsohn, Arzt und Mechaniker, Erfinder vieler chirurgischer Instrumente, lebte seit 1797 als Brucharzt und Inhaber einer k. k. privil. Fabrik chirurgischer Maschinen in Wien. Er erfand die metallenen Resonanzrohre für Schwerhörende, eine Kopfmaschine für solche, Gehörmuscheln, viele orthopädische Apparate. Der für Berlin gelieferte chirurgische Apparatkasten enthielt 313 Stücke; W. erhielt die goldene Medaille und 200 Dukaten dafür. (Würzburg, Biogr. Lexikon Oesterreichs Bd. 58 p. 47).

39) Die Influenza oder Grippe ist historisch nachweisbar im Jahre 1173 in Italien (Sigberti Chron. in Pertz Annal. VI. p. 414., Annal. Blandiniens. ib. V. 29), Deutschland (Godefridi annal. in Freheri rer. germ. script. I. 341, Menckenii Script. rer. germ. II. 438, Chron. Saxon. in Leibniz acces. hist. I. 310), England (Radulfus de Diceto in Troysden, Script. hist. angl. I. 310). Eine der ersten genauer beschriebenen Epidemien verbreitete sich 1510 von Malta aus über Europa. Im Februar 1800 war die Influenza in der Provinz Preussen (Metzger Litteratur zur Geschichte der Frühlingsepidemie im Jahre 1800, Altenburg 1801) im April in Wien und Posen (Ferro, med. Archiv von Wien im Jahre 1800. 22, Metzger), im Oktober in Lüneburg (Fischer in Hufelands Journal XIII. Heft 4. 29), im November in Altenburg (Winkler in Allg. med. Annalen 1801 Corresp.-Bl. 12), Paderborn (Ficker ib. 84), Donaueschingen, Siegmaringen, im Dezember in Stuttgart, (Hopfengärtner in Denkschr. schwäbischer Ärzte I. 120), im Januar 1801 in Görlitz (Knebel in Allg. med. Annal. Corr.-Bl. 77, Hirsch, hist.-geogr. Pathologie I. 5 ff.). Bei dieser zum Theil bedrohlichen Nähe war es wohl möglich (Posen, Altenburg, Lüneburg, Görlitz), dass auch in Berlin im Jahre 1800 Influenzafälle vorgekommen sind.

40) Die Schrift führt den Titel: „D. Marcus Herz an den D. Dohmeyer, Leibarzt des Prinzen August von England, über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen“, Berlin 1801. In der Vorrede zur 2. Auflage erklärt Herz die Bezeichnung „Brutalimpfung“, die so viel Staub aufgewirbelt hat. Er wollte damit nur ihre Abstammung vom Thiere andeuten (brutus) im Gegensatz zu der bis dahin üblichen Inokulation vom Menschen. Er habe keinen besseren Ausdruck finden können; „bekühen“ (vaccinieren) gefiele ihm noch weniger, da er das eigentliche Geschäft nicht bezeichne; „Schutzpocken“ sei zu umfassend. „Die Unterabtheilung des allgemeinen Begriffs Inokulation scheint mir in scientifischer Hinsicht die passendste und vollständigste, da sie einen spezifischen Theilungspunkt angiebt, der die wesentliche Verschiedenheit in der Operation ausmacht.“

41) Justus Christian von Loder aus Riga, 1773—1832, hervorragender Anatom, Professor in Jena, Halle und Moskau, war ein mit grossem Lehr-

talent begabter Arzt, dessen anatomische Abbildungen eine weite Verbreitung gewannen. (Haeser II. 559. Biogr. Lex. IV. 22. Allg. d. Biogr. XXX. 76.)

42) Kurt Polykarp Joachim Sprengel, geboren 1766 zu Anklam, zuerst Theologe, dann Mediziner, seit 1789 Professor in Halle, auch bedeutender Botaniker (als 14-jähriger Knabe schrieb er eine „Anleitung zur Botanik für Frauenzimmer"). Ein klassisches Werk ist sein „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" (1792—99) 5 Bde. Er starb 1833. (Biogr. Lex. V. 493. Callisen XXXII. 389 seine Schriften.)

43) Karl Alexander Ferdinand Kluge, 9. September 1782 zu Strausberg geboren, studierte auf der Pépinière, wurde 1814 ausserordentlicher Professor an dieser Anstalt, zweiter Direktor der chirurgischen Station und der Entbindungsanstalt in der Charité. 1821 wurde er Professor an der Universität, 1828 Direktor der Charité. Er starb am 26. Mai 1844. (Biogr. Lex. 499. Preuss, Friedrich Wilhelms-Institut 150.)

44) Gall hielt seine ersten öffentlichen Vorlesungen über seine Schädellehre 1786 in Wien; 1801 wurden sie durch ein eigenes Handschreiben des Kaisers Franz als religionsgefährlich verboten und nur in beschränkter Weise später wieder gestattet. Galls erste Schrift über die Phrenologie „des Herrn D. F. J. Gall Schreiben über seinen bereits geendigten Prodromus über die Verrichtungen des Gehirns der Menschen und Thiere an Herrn Jos. Fr. v. Retzer" erschien 1798 in Wielands neuem deutschen Merkur. (Biogr. Lex. II. 481.)

45) Joseph Frank, Sohn des berühmten Johann Peter Frank in Wien, Anhänger des Brownschen Systems. Er war Primärarzt an dem von seinem Vater geleiteten Wiener Krankenhause und machte 1803 eine Reise durch Frankreich, England und Schottland, wobei er Berlin berührte. Von 1804—1824 war er in Russland thätig und starb 1842 auf seiner Villa am Comersee. (Biogr. Lex. II. 429.)

46) Georg Philipp Mogalla, Oberbergarzt im schlesischen Knappschafts-Institute, hat sich um den Aufschwung der schlesischen Bäder, besonders von Reinerz, verdient gemacht; er schrieb „Die Mineralquellen und Heilbäder Schlesiens", 1802. (Biogr. Lex. IV. 255. Callisen XXII. 131. XXX. 406.)

47) Ludwig Ernst von Koenen, 13. Oktober 1770 zu Berlin geboren, seit 1797 Professor der medizinischen Encyklopädie am Collegium medico-chirurgicum, starb als Geh. Ober-Medizinalrath am 30. August 1853. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „Einige Bemerkungen über die Kuhpocken, bei Gelegenheit des Sendschreibens von Herz an Dohmeyer" (1801), „Leben und Turnen, Turnen und Leben" (1817). (Gel. Berlin 1825 p. 140. Callisen X. 309. XXIX. 303.)

48) Die Sammlung selbstangefertigter anatomischer Präparate des Professors Walter, ersten Professors der Anatomie beim Colleg. med.-chir. und Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, befand sich von 1803—1809 Unter den Linden 21. Am 18. Januar 1803 vom Staate für 100 000 Thaler angekauft, enthielt sie 3070 meist zur menschlichen Anatomie gehörige Präparate, die Walter selbst angefertigt hatte. Besonders ausgezeichnet waren die mit Wachs ausgespritzten Gefässe, Muskeln und Eingeweide, die



mit Quecksilber gefüllten Wassergefässe, sowie ganze Körper, in denen alle Gefässe, Muskeln, Eingeweide und Nerven ausgespritzt und ausgearbeitet waren. 1807 wollten die Franzosen die Sammlung nach Paris schicken, doch verhinderte dies der Chefarzt der französischen Armee, Baron Percy, ein aufrichtiger Verehrer Goerckes, der sich bei Friedrich Wilhelm III. in Tilsit mit den Worten melden liess: „Je suis le Goercke de l'armee française". Das Waltersche Kabinett bildete den Grundstock des anatomischen Museums der Universität. (Nicolai, Beschreibung von Berlin und Potsdam II. 823. Köpke, Gründung der Universität Berlin p. 268. Schickert, die militärärztlichen Bildungsanstalten p. 43. 65.)

49) Ernst Horn aus Braunschweig (1772—1848) liess sich 1805 in Berlin nieder. Er wurde hier Professor an der medizinisch-chirurgischen Militärakademie und 2. Arzt an der Charité (bis 1818). Seit 1821 war er Professor an der Universität. Zuerst Brownianer, ging er dann zu den Eklektikern über, die das Brauchbare jedes Systems am Krankenbett verwertheten. Als Lehrer für wissenschaftliche und praktische Psychiatrie schloss er sich Reil an. Über seinen Streit mit Kohlrausch in der Charité siehe weiter unten. Er war ein sehr fleissiger medizinischer Schriftsteller, vornehmlich Psychiater. (Biogr. Lex. III. 275. Gel. Berl. 1825. p. 112. Callisen IX. 126—147. XXIX. 51—53).

50) Die Bemühungen Heims waren von Erfolg gekrönt. August Friedrich Hecker, geboren 1. Juli 1763 zu Witten bei Halle, wurde 1805 als Professor an das Colleg. med.-chir. berufen, erhielt den Hofrathstitel und starb am 11. Oktober 1811. Er war ein Gegner der Erregungstheorie und der Schellingschen Naturphilosophie, die er in zahlreichen Kritiken bekämpfte. Seine vielen Lehrbücher auf den verschiedenen Gebieten der Medizin sind geschickte und gründliche Kompilationen. Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften findet sich in dem Heft 6 III. Bandes der von ihm redigierten Annalen der gesamten Medizin (Juni 1811). (Biogr. Lex. III. 100. Allg. d. Biogr. XI. 207.)

51) Friedrich Gebhard Theodor Gönner war seit 1788 Professor der Pathologie und Semiotik beim Colleg. med.-chir. (Preuss, Gesch. d. Fr. W.-Inst. 162.)

52) Nachdem Galls Thätigkeit in Wien lahm gelegt war, bereiste er seit März 1805 Deutschland, Dänemark, Holland und die Schweiz; er hielt überall Vorlesungen, die vielfach Anerkennung fanden. In Berlin trat neben Heim Hufeland zu seinen Gunsten auf; zwei Medaillen wurden hier auf ihn geschlagen. Über die Reise veröffentlichte er: „Meine Reise durch Deutschland, nebst pathognomischen Bemerkungen" (1806). 1808 liess er sich in Paris als praktischer Arzt nieder, wo er sein Hauptwerk schrieb: „Anatomie et physiologie du systeme nerveux en général et du cerveau en particulier avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leur tète (4 Bde. 1810—18). Er starb am 22. August 1828 auf seinem Landsitz Mourrège bei Paris. (Biogr. Lex. II. 481. Fossati Nouv. biogr. gén.).

53) August Friedrich Schweigger, Bruder des bekannten Hallenser Physikers Christoph Schweigger, geboren zu Erlangen 8. September 1783. Er studierte in Erlangen Medizin, Zoologie und Botanik und ging — Erlangen war damals preussisch —, nachdem er November 1804 promoviert hatte, nach Berlin, um hier den vorgeschriebenen praktischen medizinischen Kursus durchzumachen. Altenstein verschaffte ihm die Mittel zu einer Reise nach Paris, wo er sich bis 1809 aufhielt und namentlich mit Botanik und Mineralogie beschäftigte. Er wurde dann Professor der Botanik in Königsberg. Auf einer wissenschaftlichen Reise in Sizilien wurde er in der Grotta affumata bei Girgenti am 28. Juni 1821 ermordet und beraubt. (Allg. deutsche Biographie XXXIII. p. 332.)

54) Johann Christian Weitsch aus Aschersleben, geboren 1. April 1764, war zuerst Theologe, lebte als belletristischer Schriftsteller in Berlin, studierte dann in Erlangen Medizin und liess sich 1799 in Berlin als Arzt nieder. Zunächst Heims Assistent, bekam er bald selbst eine bedeutende Praxis, er starb als Ober-Medizinalrath am 10. September 1830. (Biogr. Lex. IV. 230. Callisen XXXII. 258.) In Hufelands Journal der Heilkunde 1818 Bd. 47 berichtet er über einen phänomenalen Trinker, der schon in seiner zarten Jugend seinen Vater in die Wirtschaften begleitete, „um sich dort an einem Glase Weissbier zu laben“. Schon als Knabe von 7 Jahren trank er 5 Quart täglich; sein Durst war bald unaufhörlich und schier unstillbar. Als Erwachsener trank er täglich 18, an heissen Sommertagen bis 25 Quart. Nach seiner eigenen Berechnung hat er 3000 Tonnen Weissbier vertilgt. Er war mittelmässig gross, von starkem Gliederbau, fleischig, aber nicht fett, ass mit gutem Appetit, war stets froh und witzig, gutmüthig und mit der ganzen Welt im Frieden. Krank war er nie. Im Alter von 60 Jahren starb er an der Wassersucht.

55) Dr. phil. Friedrich Wolff, geb. 1766 zu Lissa in Posen, war seit 1788 Lehrer der Physik und Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium, wurde 1820 Professor der Logik und Mathematik an der medizinisch-chirurgischen Militärakademie, sowie Direktor des schönwissenschaftlichen Unterrichts und Professor der Logik und Mathematik an der Pépinière. (Gel. Berl. 1825. p. 304.)

56) René Desgenettes, franz. Militärarzt, geboren 1762, machte bereits den ägyptischen und syrischen Feldzug Napoleons als médicin en chef der Orientarmee mit. 1804 wurde er Generalinspekteur des Sanitätswesens. 1812 fiel er in russische Gefangenschaft. (Biogr. Lex. II. 163.)

57) Cf. das citierte Buch von Cox, ferner Biogr. Lex. II. 97. Callisen IV. 380. Horn, Rechenschaftsbericht, Formey, Topographie, Ideler & Blankenstein, die städtische Irrenanstalt zu Dalldorf, Snell, Grundzüge der Irrenpflege 1897.

58) Adolph Henke, 1775 zu Braunschweig geboren, wurde 1806 als ausserordentlicher Professor nach Erlangen berufen; seine Anstellung verzögerte sich aber durch die kriegerischen Wirren bis 1816, wo er ordentlicher Professor für Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde wurde. In der Zwischenzeit schrieb er sein berühmtes „Lehrbuch der gerichtlichen Medizin“ (1812), welches 10 Auflagen erlebte. Anonym verfasste er eine „Darstellung

der Feldzüge der Verbündeten gegen Napoleon 1813—1815" in 4 Bänden (1814—1816). Er starb am 8. August 1843. (Biogr. Lex. III. 149. Callisen VIII. 337. XXVIII. 471).

59) Adalbert Friedrich Marcus aus Arolsen, geboren 1753, Direktor des gesammten Medizinalwesens sowie aller Hospitäler Frankens, vorher fürstbischöflicher Leibarzt zu Bamberg. Er war Brownianer und Naturphilosoph. Von seinen Schriften seien genannt „Prüfung des Brownschen Systems der Heilkunde durch Erfahrung am Krankenbette" (1797—99), „Magazin für spezielle Therapie" (1802—05), „Entwurf einer speziellen Therapie", 3 Bände (1805—12). Biogr. Lex. IV. 130. Baader, Lex. verst. bayr. Schriftsteller II. 180.)

60) Heinrich Meyer, Sohn des Hofapothekers Meyer zu Stettin (s. u.), 1767 geboren, war Anfangs Pharmazeut, studierte seit 1794 Medizin in Berlin und Halle, wirkte seit 1798 in Berlin als Arzt, wo er bald sehr hoch geschätzt wurde, hielt seit 1801 öffentliche Vorlesungen über Physiologie. 1813 wirkte er mit grosser Aufopferung in den Lazarethen. Er starb am 5. August 1828. (Biographisches Lexikon IV. 221. Meusel, gel. Teutschland im 19. Jahrh. V. 210.)

61) Gemeint ist anscheinend Formeys 1809 bei Amelang erschienene Schrift „Über den gegenwärtigen Zustand der Medizin, in Hinsicht auf die Bildung künftiger Ärzte".

62) Otto von Huhn, 1764 zu Mitau geboren, impfte als Arzt in Riga 1800 die ersten Schutzblattern. 1809 ging er als Gesandtschaftsarzt nach Paris, kehrte 1813 nach Russland zurück und starb 1832 als Direktor der Krankenanstalt Alexandershöhe zu Riga. Neben seiner ausgedehnten Praxis hat er viel geschrieben, geographisches und ethnologisches über Russland namentlich aber eine Reihe von populären Schriften zu Gunsten der Schutzpockenimpfung. (Biogr. Lex. III. 311. v. Recke u. Napiesky, allgem. Schriftst. u. Gel.-Lex. d. Prov. Livland, Esthland und Kurland.)

63) Johann Friedrich Heinrich von Hieronymi, geb. 1767, seit 1794 Leibarzt beim Herzog Karl von Mecklenburg in Neustrelitz, starb am 3. August 1836. Mit Heim zusammen behandelte er die Königin Luise in ihrer letzten Krankheit. Um die Einführung der Schutzblattern-Impfung in Mecklenburg-Strelitz hat er sich verdient gemacht. (Biogr. Lex. III. 201. Callisen VIII. 491. 92.)

64) Heinrich Kohlrausch, ein Hannoveraner, war durch Wilhelm von Humboldt nach Berlin gezogen worden, der ihn während Kohlrauschs Aufenthalt in Italien 1804—1808 kennen gelernt hatte; Kohlrausch hatte Humboldts Familie ärztlichen Beistand geleistet. Er habilierte sich im Winter-Semester 1810/11 als Privatdozent an der Universität und wurde zweiter Wundarzt an der Charité. 1815 trat er als Geheimer Medizinalrath in das Altensteinsche Ministerium ein. Seine Widersacher behaupteten, er wirke mehr durch seine imponierende Persönlichkeit als durch besonders gründliches medizinisches Wissen, mussten aber zugeben, dass er zu den glücklichen Ärzten gehöre. Jedenfalls gelangen seine Kuren meist und er erfreute sich einer ausgedehnten Praxis. Aus Italien hatte er ein reges

Kunstinteresse mitgebracht; er besass reiche Sammlungen. Über seinen Streit mit Horn siehe Note 73. (Ascherson, Urkunden zur Geschichte der Jubelfeier der Universität p. 234. Parthey, Jugenderinnerungen I. 62. II. 60 f).

65) Augustin Friedrich Walther, berühmter Anatom zu Leipzig, geboren zu Wittenberg 1688.

66) Die Hufelandsche Gesellschaft wurde in den beiden Versammlungen am 1. und 28. Februar 1810 als erste Gesellschaft zur Förderung der Medizin und Chirurgie in Berlin gegründet, nachdem Hufeland mittels eines Schreibens vom 5. Januar eine Auswahl der Ärzte und Wundärzte Berlins dazu eingeladen hatte. Ohne Zweifel hat die am 15. Januar 1799 von Heim, Goercke, Wall, Boer, Welper und Böhm begründete Gesellschaft, in die auch Hufeland nach seiner Übersiedelung nach Berlin aufgenommen wurde, ihm den Gedanken einer Vergrösserung und Verallgemeinerung dieses ärztlichen Vereins nahe gelegt, so dass man wohl den Sechs-Ärzte-Verein von 1799 als Urquell der Hufelandschen Gesellschaft betrachten kann. Die Zahl ihrer Mitglieder war nicht gebunden; Ehrenmitglieder gab es nicht, dagegen wurden korrespondierende Mitglieder ernannt, namentlich seit der Revision der Satzungen 1822. Zur Belebung des geistigen Verkehrs wurden ein Lesezirkel errichtet und eine Bibliothek begründet. Bei Hufelands Doktorjubiläum 1833 wurde der bis dahin geltende Name „Medizinisch-chirurgische Gesellschaft" in den jetzigen umgewandelt. Der Vorstand besteht aus dem Direktor, dem Vizedirektor, dem Zensor, (diese beiden Ämter bekleidete Heim), 3 Sekretären und dem Bibliothekar. Ausser den regelmässig alle 14 Tage stattfindenden Sitzungen feierte die Gesellschaft alljährlich ihren Stiftungstag (1. Februar) und das Jennerfest (14. Mai). Ausserdem wurden noch anfangs eine Zeit lang Harvey und Haller gefeiert. Die Versammlungen fanden Abends von 5—7 Uhr statt, als zu der für einen Arzt günstigsten Zeit; die Aufrechterhaltung der Ordnung lag dem Zensor ob. Gegenstände jeder Versammlung waren zuerst eine kollegialisch-praktische Diskussion, dem folgten eine litterarische Besprechung und ein oder mehrere Vorträge, die vorher angemeldet wurden. Am Begründungstage traten 60 Mitglieder bei, 1833 besass die Gesellschaft 522 Mitglieder, darunter 192 ordentliche und 330 korrespondierende. (Geschichte der Hufelandschen Gesellschaft 1833.)

68) Offenbar knüpft sich hieran die bekannte Anekdote, dass Heim, als Hufeland ihm vorhielt, wie er es dereinst vor Gott würde verantworten können, ein solches Gift als Arzt gebraucht zu haben, diesem entgegnete, er werde zum lieben Gott dann sagen: „Alter, das verstehst du nicht".

68) Dies geschah 1811 unter dem Titel: Allgemeine Betrachtungen über die Natur und die Behandlung der Kinderkrankheiten" (aus A. F. Heckers Annalen besonders abgedruckt).

69) „Über die Natur und Behandlungsart der häutigen Bräune; Versuch einer Beantwortung der auf Befehl des französischen Kaisers über diesen Gegenstand aufgestellten Preisfrage." Bamberg und Würzburg 1810. Die Rezension Heims erschien in Horns Archiv 1810, Bd. XII. p. 350 nebst einem Anhange, einige neuere Beobachtungen und Erfahrungen über den Croup



enthaltend. (Heims vermischte medizinische Schriften, herausgegeben von Paetsch p. 233.)

70) Stiftungsfest der Anstalt. Das Thema Heckers lautete: „Von dem Einflusse ächter und unächter Naturphilosophie auf die Wissenschaft und die Kunst in der Chirurgie". (Schickert, die militärärztlichen Bildungsanstalten 264. Über das Stiftungsfest selbst cf. Schickert p. 63 f.)

71) Johann Christian Reil aus Rheude in Ostfriesland, geboren am 28. Februar 1759, wurde 1788 Professor und Direktor der Klinik in Halle, 1810 als Professor für klinische Medizin nach Berlin berufen, starb am Typhus am 22. November 1813. Reil war der Hauptvertreter der Lehre vom Vitalismus, der sogenannten Lebenskraft, die er in geistreichster Weise in seiner Schrift: „Über die Lebenskraft" im Archiv für Physiologie 1796 I. II. auseinandersetzte. Alle Erscheinungen sind danach entweder Materie oder Vorstellungen; der letzte Grund leider ist unerforschlich. Der Grund aller Erscheinungen thierischer Körper, die nicht Vorstellungen sind, liegt in der thierischen Materie, in der ursprünglichen Verschiedenheit ihrer Grundstoffe und deren Mischung und Form. Diese sind die allgemeinsten Ursachen aller Erscheinungen der Körperwelt. Aus diesen Grundursachen der Materie gehen zunächst ihre Eigenschaften hervor. Kraft ist „das Verhältnis der Erscheinungen zu den Eigenschaften der Materie, durch welche sie erzeugt werden". Danach beruhen auch die Äusserungen der „Lebenskraft" durchaus auf materiellen Zuständen, welche sich vorläufig in Folge des unvollkommenen Zustandes der organischen Chemie und der Lehre von den Imponderabilien der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Da jeder Theil, jedes Gewebe und Organ des Körpers seine nur ihm eigenthümlichen Erscheinungen darbietet, besitzt auch jeder seine besondere Lebenskraft, Erregbarkeit, Krankheitsanlage etc. Durch sein Verlangen, diese Lehre wissenschaftlich zu begründen, wurde R. der Schellingschen Naturphilosophie in die Arme geführt. Er nannte schliesslich den Lebensprozess einen „potenzierten galvanischen Prozess", ohne weder das Wesen dieses Galvanismus, noch die Möglichkeit, die Art und den Grad dieser Potenzierung näher zu begründen.

Er theilte die Heilkunde in 1. die akologische, physisch-mechanische, chirurgische, 2. die chemische, dynamische, im eigentlichen Sinne medizinische, 3. die psychische. Systeme und enge Formen kannte er nicht; Brown hatte für ihn wenig anziehendes. Seine Diagnose war für jeden Fall eine besondere Kombination. Er suchte den Kranken nicht stückweise, sondern in der Totalität seines Daseins zu begreifen. Der praktischen Medizin wollte er durch ihre Verbindung mit der Physiologie eine wissenschaftliche Unterlage verschaffen, wozu ihn seine Genialität, sein Fleiss, seine Vertrautheit mit der Anatomie, Physiologie, der Chirurgie und Augenheilkunde in hervorragendem Masse befähigten. Wilhelm von Humboldt empfahl ihn mit folgenden Worten zum Professor der Therapie an der Berliner Universität: „Es ist wohl nur eine Stimme darüber, dass er zu den ersten Ärzten Deutschlands gehört; er hat unleugbar, vorzüglich in den letzten Jahren, dem medizinischen Studium als Lehrer und Schriftsteller eine entscheidende

Richtung gegeben. . . Er hat über die Einrichtung der medizinischen Studien Ideen, welche schon für sich sehr wünschenswerth machen würden, ihn für die neue Lehranstalt zu gewinnen, und er empfiehlt sich noch überdies durch seinen moralischen Charakter.“ Es sei mir noch gestattet, Rudolphis Urtheil über Reil hier anzuführen: „Man wird selten einen Mann finden, der die Fülle von Kenntnissen mit einem so hellen Blick und so vieler Heiterkeit verbindet. . . Reils Gesicht hat ausserordentlich viel Leben, und es ist auch alles an ihm Geist und Feuer, er hat für alles in seinem Fach Interesse und weiss alles, was man ihm giebt, veredelt zurückzugeben. Giebt es eine fruchtbare Ansicht der Physiologie, so ist es die seinige; ich kenne kein medizinisches System, das mir genügte, doch hoffe ich, dass wir auf dem Wege, den Reil gezeigt hat, dazu kommen werden, wenngleich nicht bei meiner Lebenszeit, da uns noch so viele positive Kenntnisse fehlen. . . Die luftigen Systeme der philosophisch genannten Ärzte sind Meteore, denen nur Schwärmer und Kinder nachjagen. Als wissenschaftliche Darstellungen können sie nicht gelten, weil sie fast ganz der Phantasie ihren Ursprung verdanken, und als Poesien können sie nicht reizen, weil sie zu schwerfällig sind. Doch ich schweige, denn alles, was itzt dagegen gesagt wird, ist fruchtlos, so fruchtlos, als alles, was gegen eine verderbliche Mode gesagt wird; die Zeit schwindet, und dieser Systeme, dieser Mode gedenkt niemand mehr.“ — Von Reils Schriften seien noch genannt: „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen“ (1803), worin er eine packende Schilderung von den erbärmlichen Zuständen der deutschen Irrenhäuser giebt, wie er überhaupt für psychiatrische Studien eine grosse Vorliebe hatte, ferner „Entwurf einer allgemeinen Pathologie“ und „Entwurf einer allgemeinen Therapie“, die beide erst nach seinem Tode, 1815 und 1816 erschienen. (Biogr. Lex. IV. 694. Haeser II. 782 f. Steffens, J. C. Reil, eine Denkschrift [1815], Rudolphi, Reiseerinnerungen p. 49. 50. Köpke, Gründung der Universität Berlin p. 72.)

72) Carl Ferdinand v. Graefe, geboren den 8. März 1787 zu Warschau, studierte in Dresden, Halle und Leipzig, wurde nach kurzem Wirken in Ballenstedt als Hofarzt des Herzogs Alexius von Anhalt 1811 als Professor für Chirurgie und Direktor des klinisch-chirurgisch-augenärztlichen Instituts nach Berlin berufen, wo er bald eine glänzende Praxis entwickelte. Bedeutendes leistete er während der Befreiungskriege als dirigirender Divisionsgeneralarzt in den Lazarethen. Im ganzen wurden 130 000 Kranke und Verwundete in die von ihm geleiteten Anstalten aufgenommen. Nach der Schlacht bei Grossbeeren brachte er 16 000 in 3 Tagen in Berlin unter. Während der Belagerung des vom Typhus heimgesuchten Torgau schrieb er im Lager die Schrift: „Die Kunst, sich vor Ansteckung bei Epidemien zu schützen. Ein ärztlicher Rath an Torgaus Bewohner“, die er unentgeltlich vertheilen liess. 1822 wurde er 3. General-Stabsarzt und Mitdirektor der militärärztlichen Bildungsanstalten. Seine Hauptleistungen liegen auf dem Gebiete der Augenheilkunde und der operativen Chirurgie; er erfand und verbesserte hier zahlreiche Instrumente. Er starb zu Hannover am 4. Juli 1840. (Biogr. Lex III. 628. Callisen VII. 329. Bernstein, Geschichte der

Chirurgie II. 568. cf. den Panegyrikus auf Graefe von Michaelis, C. F. v. Graefe in seinem 30jährigen Wirken für Staat und Wissenschaft.)

73) Eine genaue und aktenmässige Darstellung des Falles Kohlrausch-Horn findet sich in Bartels, Rechtfertigungsschrift für den Herrn Doktor Ernst Horn, nach den Akten verfasst Berlin 1812. Dr. Kohlrausch war im Juli 1810 zum Geheimen Medizinalrath und ordentlichen Mitgliede des Departements der allgemeinen Polizei ernannt worden, wodurch er Mitglied einer der Charité vorgesetzten Behörde wurde. Er hatte sich Juni 1810 erboten, die nähere Aufsicht über die Abtheilungen der äusseren Kranken und des Accouchements in der Charité zu übernehmen, welches Anerbieten die Sektion für das Medizinalwesen angenommen hatte. Horn als 2. dirigirender Arzt beschwerte sich über diesen Eingriff, wurde aber abgewiesen. Kohlrausch beschuldigte darauf Horn beim Ministerium des strafbaren Eigennutzes etc. Diese Reibereien dauerten das ganze nächste Jahr; Horn wurde auch mit seinen hierüber eingereichten Beschwerden abgewiesen. Namentlich legte ihm K. zur Last, den Tod einer Wahnsinnigen dadurch verschuldet zu haben, dass er sie in den Sack stecken liess. (Der „Sack“, ein Straf- und Bändigungsmittel der damaligen Irrenpflege, bestand aus loser Sackleinwand, so dass man jeden Gegenstand durch das Gewebe hindurch sehen konnte, war sechs Fuss lang und hatte einen Durchmesser von 16 Zoll. Das Kopfende war, um das Licht besser von dem Kranken abzuhalten, mit grober Wachsleinwand umgeben, die lose wie eine Gardine um den Kopf des Kranken hing. Die Athmung konnte selbst durch mehrere übereinander gezogene Säcke nicht gehindert werden.) Auf Grund dieser Denunziation liess der Polizeipräsident v. Schlechtendal die Angestellten der Anstalt gegen den dirigirenden Arzt vernehmen, und das Justiz-Ministerium befahl die Einleitung einer Untersuchung, aus der Horn auf Grund des Befundes der Oeffnung der betreffenden Leiche gerechtfertigt hervorging. Die angesehensten Berliner Aerzte waren für ihn eingetreten, wie Reil, Heim, Merzdorff etc (Bartels und Horn, Rechenschaftsbericht über meine 12jährige Dienstführung als 2. Arzt des Charitékrankenhauses in Berlin. 1818.)

74) Johann Karl Friedrich Meyer, Vater des Dr. Heinrich Meyer, geboren 1733 zu Stettin, gestorben 20. Februar 1811. (Poggendorff, II. 134, giebt als Sterbeort Stettin an, dies dürfte aber nach vorstehender Angabe Heims nicht möglich sein, sondern M. ist in Berlin gestorben.) Er war ein tüchtiger Chemiker, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. Die von Heim gemeinte Schrift führt den Titel: „Über Arzt- und Apothekerwesen“. (Poggendorf, II. 134. Callisen, XXX. 365.)

75) Zu diesem Tage erschien die Festschrift: Christian Ludwig Mursinna, der Jubelgreis. Ein Andenken des 5. März 1811 für seine Freunde und Verehrer. Im Deckerschen Verlage.

76) Die Philomathische Gesellschaft, im Herbst 1801 mit dem Chemiker Klaproth als Präses und dem Philosophen Bendavid als Sekretär begründet, nachdem sie als zwanglose Vereinigung schon vorher bestanden hatte, besass

einen ziemlich universellen Charakter; neben Gelehrten aus allen Gebieten der Wissenschaft gehörten ihr auch Künstler an. Da die Vorlesungen der einzelnen Mitglieder zu ungleichartig waren, als dass sie allgemeines Interesse hätten wecken können, wurden sie nur in kurzer Form gehalten, und dann traten Gespräche an ihre Stelle. Die Zusammenkünfte fanden wöchentlich im Englischen Hause in der Mohrenstrasse statt. (Rudolphi, Reisebemerkungen I. 52.)

77) Karl Asmund Rudolphi, ein Schwede, 1771 (14. Juli) zu Stockholm geboren, Schüler Hufelands in Jena, war seit 1793 Dozent in Greifswald. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts machte er Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Oesterreich, deren Erfahrungen er in den schon öfter zitierten Reiseerinnerungen 1804 niederlegte. 1810 wurde er als Professor für Anatomie und Direktor des anatomischen Instituts nach Berlin berufen, wurde hier Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb am 29. November 1832. Er schuf die Sammlungen für Histologie und vergleichende Anatomie. Seine Arbeit umfasste ein grosses Gebiet: Botanik, Zoologie, Anatomie (vergleichende und pathologische), Physiologie, Anthropologie Numismatik; auch als Kritiker und medizinischer Historiker war er thätig; eine Gedichtsammlung von ihm erschien 1798. Er war ein begeisterter Verehrer Hallers; in seinem Grundriss der Physiologie zeigt er sich als nüchternen, allem Hypothetischen, namentlich der Naturphisosophie, freilich auf der anderen Seite auch den Vivisektionen abgeneigten Forscher. Sein grosser Schüler Johannes Müller hielt ihm die Gedächtnisrede in der Akademie 1837. Er schrieb unter vielem anderen das klassische zoologische Werk: „Entozoorum sive vermium intestinalium historia naturalis“ (1808—1810). (Biogr. Lex. V. 112. Haeser II. 858. Gel. Berl. 1825 p. 224.)

78) Biogr. Lex. VI. 314. Callisen XXXII. 332. Haeser II. 784. Lorinser, Selbstbiographie. Köpke, Gründung der Universität Berlin.

79) Dr. Schmidt, Amanuensis Heims, war einer der ersten, die in Berlin magnetische Kuren ausführten. Sein Glaube an die Inspiration seiner Somnambulen ging so weit, dass er anderen Kranken, die er mit jenen in Rapport gesetzt hatte, die von den Somnambulen verordneten heftigsten Mittel ohne weitere Prüfung gab; „die Kranken wurden das Opfer, der ehrliche Schwärmer gelangte zur Erkenntnis seines Irrthums und starb selbst aus Gram und Gewissensvorwürfen“. (Köpke, Gründung der Universität Berlin. p. 256.)

80) Bremer hatte diese Pocken an Kühen am 14. Mai in Malchow entdeckt. (Gesch. d. Hufelandschen Gesellschaft. p. 28.)

81) Benedikt Gebel, geb. zu Reichenbach in Schlesien 1772, promovierte zum Dr. med. in Frankfurt 1794, war lange Kreis- und Stadtphysikus zu Frankenstein in Schlesien. Er gab heraus: „Aktenstücke, die Möglichkeit der gänzlichen Blatternausrottung betreffend“ (1802), „Bemerkungen über die Blatternepidemie zu Frankenstein 1799“ (1801). Nachdem er Medizinalrath und Landrath des Jauerschen Kreises geworden war, wurde er 1816 Regierungsdirektor in Erfurt. (Biogr. Lex. II. 512. Callisen III. 101.)

82) Während Hufelands Abwesenheit, der der Königlichen Familie nach

Schlesien gefolgt war, führte Heim den Vorsitz in der Gesellschaft. (Gesch. d. Hufelandschen Gesellsch. p. 31.)

83) Bei dieser Epidemie, die von Ende 1812 bis 1814 dauerte, führte Horn in der Charité das Absonderungsprinzip durch und es bewährte sich vortrefflich. Es gelang ihm, die Krankheit auf eine Reihe von Zimmern zu beschränken und ihren Uebergang auf andere Abtheilungen zu verhüten. (Horn, „Erfahrungen über das ansteckende Nerven- und Lazarethfieber etc.“ 1814.)

84) Hufeland schlug eine Vereinigung aller Aerzte vor, um die alten offizinellen Namen der Heilmittel beizubehalten. (Gesch. d. Hufelandschen Gesellschaft. p. 37.)

85) Peter Krukenberg, „der Kliniker“ (Rohlfs), geb. 1788 zu Königslutter, studierte in Göttingen und Berlin, Schüler Heims und Reils, machte die Befreiungskriege im Lützowschen Korps erst als Jäger, dann als Arzt mit, und wurde trotz noch nicht absolvierten Staatsexamens nach Halle berufen, um die medizinische Klinik zu leiten. Hier wurde er einer der Begründer des klinischen Unterrichts. 1816 richtete er die dortige Poliklinik ein. Er starb am 13. Dezember 1865. (Biogr. Lex. III. 560. Allg. d. Biogr. XVII. 237. Rohlfs, Klassiker I. 520.)

86) Th. H. Friedrich hielt in den Wintern 1813/14 und 1814/15 satirische Vorlesungen, in denen er die Zeitzustände in jeder Hinsicht scharf geisselte. Die Vorlesungen erschienen in Buchform unter dem Titel: „Satyrischer Feldzug mit humoristischen Abschweifungen“. 3 Bde. Berlin 1815/16. In Band II. 5. Vorlesung „Leben, Thaten, Denksprüche und höchst merkwürdige Schicksale eines Papagayen“ findet sich die Verspottung des Dr. Bandwurm und des Aerztestandes. Doktor Bandwurm, Arzt in einem grossen Krankenhause, wo er auch wohnte, besass den Papageien Pipu. Bandwurm hatte in dem Krankenhause den Brauch eingeführt, dass die für die Kranken bestimmten Arzeneien mit der Nummer des Bettes bezeichnet wurden, um Verwechselungen zu vermeiden. Eines Tages vergass er die Nummern seinen Rezepten hinzuzufügen und der Apothekergehilfe begab sich in des Doktors Wohnung, um ihn diese Bestimmung nachträglich treffen zu lassen. Die Thür war verschlossen, aber auf sein Klopfen hörte er den bekannten Ruf des Doktors, „Werda“, den der Papagei ausstiess. Bandwurm war abwesend. Der Gehilfe, der ihn im Zimmer wähnte, fragte nun durch die Thür, wer das Brechmittel erhalten sollte, und der Papagei, der zählen konnte, rief „Eins!“ Wer das Chinadekokt? „Zwei!“ u. s. w. So empfing er sämmtliche Nummern und liess danach die Arzeneien vertheilen. Natürlich wirkten alle falsch, entgegengesetzt der Absicht des Doktors, aber als dieser entsetzt ins Krankenhaus stürzte, um das Unheil noch abzuwenden, waren alle Kranken auf dem Wege der Besserung und wurden gesund.

87) Johann Schweitzer, geboren 1777 zu Danzig, Arzt in seiner Vaterstadt, liess sich nach den Befreiungskriegen in Berlin nieder. Als Anhänger des thierischen Magnetismus schloss er sich hier an Wolfart an, in dessen Jahrbuch er „Geschichte durch den Magnetismus gelungener und nicht gelungener



Kuren" schrieb. Er starb 1824 am 17. November. (Biogr. Lex. V. 323. Callisen XVII. 438. XXXII. 248.)

88) Abraham Zadig, geboren 1764 zu Breslau, liess sich 1802 taufen, wobei er den Namen August Theodor Zanth annahm. Als Jerôme 1807 mit seiner Gemahlin nach Breslau kam, wurde er deren Leibarzt. Er starb 1836 zu Polnisch-Lissa in Posen. (Biogr. Lex. VI. 353.)

89) Karl August Wilhelm Berends, geboren zu Anklam am 19. April 1759 (dem Gel. Berl. 1825 p. 16 zufolge 1754), war seit 1788 Professor der Medizin in Frankfurt, siedelte mit der Viadrina nach Breslau über und wurde 1815 als Professor der medizinischen Klinik nach Berlin berufen. Er stand als gründlicher Kenner des Hippokrates und überhaupt der älteren Medizin in hohem Ansehen. Am 1. Dezember 1826 starb er als Geheimer Medizinalrath. Von seinen Schriften seien hervorgehoben: „Vieles, nicht langes Leben ist des Menschen Bestimmung" (1792) Nach seinem Tode erschienen 1827—29 „Vorlesungen über die praktische Arzneiwissenschaft" und 1830 „Lectiones in Hippocratis aphorismos". (Biogr. Lex. VI. 345. Callisen XXI. 411. XXXIII. 353.)

90) Johann Malfatti, Edler von Monteregio, 1776 zu Lucca geboren, Arzt zu Wien. Während des Kongresses erfreute er sich grosser Beliebtheit bei den fremden Fürsten und Diplomaten. Er war Begründer und erster Präsident der K. K. Gesellschaft der Aerzte. (Biogr. Lex. IV. 105. Callisen XII. 147. XXX. 204.)

91) Bardeleben, Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre I. Haeser, Geschichte der Medizin I. II. v. Pitha u. Billroth, Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie III. 1. A. Abschn. III. v. Gräfe, Rhinoplastik. Fritze u. Reich, Die plastische Chirurgie in ihrem weitesten Umfange. Dieffenbach, Die operative Chirurgie I. und Chirurgische Erfahrungen besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers.

92) Johann Nepomuk Ritter v. Russ, am 5. Oktober 1775 auf Schloss Johannesberg zu Jauernig in Österr.-Schlesien geboren, wurde 1815 aus Österreich, wo er in Wien und Prag studiert hatte, nach Preussen berufen, und 1816 als Nachfolger Mursinnas Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an der medizinisch-chirurgischen Militär-Akademie, 1818 a. o. Professor an der Universität, 1821 Geh. Med.-Rath und vortragender Rath im Kultusministerium, nach Goerkes Tod 1822 General-Stabsarzt, 1824 ordentl. Professor. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn 1840 zum Königl. Leibarzt, doch starb er am 9. Oktober dieses Jahres. Er war ein guter Lehrer und Operateur, vor allem tüchtiger Medizinalbeamter. Als solcher beseitigte er die Trennung zwischen Civil- und Militärärzten und vereinigte die bisher in der Praxis geschiedene Medizin und Chirurgie. Sehr missliebig machte er sich 1831 durch seine geradezu widersinnigen Absperrungs- und Vorsichtsmassregeln gegen die Cholera, die man bei Streckfuss, Berlin im 19. Jahrhundert II. p. 360 ff. sehr ausführlich verzeichnet findet. (Biogr. Lex. V. 127. Callisen XVI. 439. XXXII. 53. Gel. Berlin 1825, p. 231 ff.)

93) Si non è vero, è ben trovato. Bekanntlich kam Graefe erst nach

dem Tode der Königin nach Berlin; auch das Auftreten als deus ex machina in der Anekdote beweist deren freie Erfindung.

94) Aufsätze von Russ über Hunger- und Inunctionskuren sind in den Jahren 1816, 19, 21, 40 in seinem Magazin für die gesammte Heilkunde oder in seinem theoretisch-praktischen Handbuch der Chirurgie etc. erschienen.

95) Als Festschrift erschien Preuss, Goerkes Leben und Wirken, 2. Aufl. 1818.

96) Nach dem Sitzungsbericht waren es sogar 4 Patienten. Das von Heim so gelobte Kunsterzeugniss stellte eine vollkommen wohlgebildete, mit Wärme und Gefühl begabte Nase dar. Es ist die von Gräfe nach der deutschen Methode gebildete. In seiner „Rhinoplastik" giebt Gräfe an, die Vorstellung sei am 7. November erfolgt; dem widerspricht wie hier Heims Tagebuch auch der Sitzungsbericht der medizinischen Gesellschaft, der im übrigen genau dasselbe Urtheil enthält, wie Heim es hier ausspricht. (Geschichte der Hufelandschen Gesellschaft. 50.)

97) Friedrich Wilhelm Ferdinand Schultz, geboren zu Perleberg 31. Juli 1775, war seit 1798 Arzt in Berlin, wurde 1800 Hofrath, brachte 1801 die Schutzpocken nach Petersburg. 1813—15 leitete er die Berliner Lazarethe. Er starb am 13. April 1831. (Biogr. Lex. V. 300. Callisen, XXXII. 322.)

98) Dr. Johann Karl Horlacher, preussischer Militärarzt. 1799 wurde er Oberarzt, 1806 Stabsarzt an der Pepinière, 1819 Regimentsarzt in Berlin. (Preuss, Friedrich Wilhelms-Institut, p. 149.)

99) Georg Gustav Philipp Hauck, Geh. Hofrath, geboren 25. Juni 1783 zu Berlin, war Schüler von Mursinna, Heim und seinem Vormund Ribke, widmete sich vorzugsweise der Geburtshilfe und war Direktor des Hebammeninstituts. (Biogr. Lex. III. 82.)

100) Preuss gab als Festschrift heraus: „Das Königlich preussische medizinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut, ursprünglich chirurgische Pepinière zu Berlin. Ein geschichtlicher Versuch zum 25. Stiftungstage desselben, dem 2. August 1819. Gedruckt in der Ungerschen Buchdruckerei."

Johann David Erdmann Preuss, geboren zu Landsberg a. W. am 1. April 1785, war seit 1816 ordentlicher Lehrer der Geschichte an der Pepinière. Ausser den schon genannten beiden Schriften gab er eine „Preussisch-Brandenburgische Geschichte unter den Königen" (1816) heraus und, auf ein ganz anderes Gebiet abschweifend, „Siona, Herzenserhebungen in Morgen- und Abendandachten der vorzüglichsten deutschen Dichter". (Gel. Berlin 1825, p. 202.)

101) Karl Georg Neumann, geboren zu Gera 13. März 1774, zuerst in sächsischen Diensten, wurde 1816 preussischer Regierungs-Medizinalrath in Stettin, 1819 dirigierender Arzt und Lehrer der medizinischen Klinik an der Charité, starb 1850 zu Aachen. Er war ein Hauptvertreter der naturphilosophischen Schule. (Biogr. Lex. IV. 359. Callisen XIII. 479. XXXI. 31.) Nach dem Sitzungsbericht (Gesch. d. Hufeland-Ges. 56) gab er in der nicht

von ihm selbst, sondern von Professor Osann vorgelesenen Abhandlung eine Übersicht der in dem letzten halben Jahre in der Charité behandelten Kranken, des allgemein herrschenden Krankheitscharakters und der in der Charité beobachteten merkwürdigsten Krankheitsfälle.

102) Die egyptische Augenentzündung herrschte zu der Zeit epidemisch in der preussischen Armee.

103) Dietrich Georg Kieser, einer der Hauptvertreter der naturphilosophischen Richtung, war Professor in Jena. 1847 übernahm er die psychiatrische Klinik in Jena und widmete von da an seine Thätigkeit den Geistes krankheiten. Als höchste Aufgabe der Heilkunde betrachtete er „die philosophische Konstruktion", aber keiner von den Anhängern Schellings hat es so wie er verstanden, eine Fülle empirischer Thatsachen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Krankheit ist ihm ein im gesunden Organismus entwickelter rückschreitender Lebensprozess, ein niederer (d. h. anf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung stehender) Organismus, der mit Recht eine Afterorganisation genannt werden könnte. Seine Arbeiten über die Entwicklungsgeschichte und die Anatomie der Pflanzen sichern ihm in der Geschichte der Naturforschung eine ebenso ehrenvolle Stelle, wie seine Elemente der Psychiatrik in der Medizin. Auch dem Mesmerismus war er nicht abhold; er schrieb ein „System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus" (1821—22). Mit besonderer Wärme nahm er sich auch des Gefangenen- und Irrenheilwesens an. (Biogr. Lex. III. 470. Haeser II. 821. Callisen X. 183. XXIX. 244. Hirsch, Gesch. d. Med. 416.)

104) Die Aphorismen sprechen von der schnellen Tötlichkeit einer in hitzigen Fiebern schnell entstehenden anginösen Affektion. (Gesch. d. Hufeland-Ges. 58.)

105) Gemeint ist Hahnemanns, des weltbekannten Begründers der Homöopathie „Organon der rationellen Heilkunde", Dresden 1810. Die zweite Auflage erschien 1819 unter dem Titel „Organon der Heilkunst". 374 Seiten stark. Es ist ins Französische, Englische, Italienische, Russische übersetzt. (Callisen VIII. 43.)

106) Siegismund Friedrich Hermbstädt, Dr. med. et phil., geboren zu Erfurt 14. April 1760, studierte Pharmakologie und Chemie, leitete in Berlin die Apotheke des verstorbenen Valentin Rose. Seit 1787 hielt er hier Privatvorlesungen über Chemie, Physik, Technologie und Pharmacie; 1791 wurde er Professor der Chemie und Pharmazie am Coll. med.-chir. und Leiter der Königlichen Hofapotheke. Er starb als Geh. Medizinalrath am 22. Oktober 1833. Seit der Stiftung der Universität war er auch Professor an dieser, seit 1792 Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde und seit 1803 der Akademie der Wissenschaften. (Biogr. Lex. III. 173. Gel. Berlin 1825 p. 313.)

107) Georg Steglehner, Dr. med., Prosektor am anatomischen Theater zu Bamberg. 1817 erschien von ihm: „De hermaphroditarum natura tractatus anat. physiol. pathologicus". (Callisen XVIII. 337.)



108) Karl August Weinhold, zu Meissen 1782 geboren (1783 nach Andreae, Chronik der Ärzte des Regierungsbezirks Magdeburg), trat in sächsische Militär-Sanitätsdienste, wurde 1815 preussischer Medizinalrath in Merseburg, 1817 ordentlicher Professor für Medizin und Chirurgie in Halle, wo er am 29. September 1829 starb. Er war ein tüchtiger Physiologe und Chirurg, aber Hypochonder und litt zeitweilig an Verfolgungswahn. Neben der Medizin war er auf vielen anderen Gebieten schriftstellerisch thätig; auf politischem in den Schriften „Arndt und Kotzebue als politische Schriftsteller" (1814), „Ermunterung zum Kampfe im Geiste der Zeit gegen den Geist der Finsternis. Ein Wort veranlasst durch die Feier des Krönungs- und Ordensfestes 1819." (1819). Das Gebiet der Volkswirthschaft berührt: „Das Gleichgewicht der Bevölkerung als Grundlage der Wohlfahrt der Gesellschaft und der Familien". Eine eigenthümliche Berühmtheit erlangte er durch seinen allen Ernstes gemachten Vorschlag, die Übervölkerung durch Infibulation beim männlichen Geschlecht zu verhüten. „Von der Übervölkerung in Mitteleuropa und deren Folge auf die Staaten und deren Civilisation. Dem preussischen Staatsministerium zur Beherzigung gewidmet". (Biogr. Lex. VI. 224. Andreae I. 239.)

109) In der medizinisch-physikalischen (Klaprothschen) Gesellschaft.

110) August Karl Friedrich Hermann Klaatsch, Dr. med., praktischer Arzt, geboren zu Berlin den 26. Dezember 1792, wurde 1825 Medizinalrath und starb schon 1829 am 16. Oktober. Die Feldzüge 1813—15 hatte er im aktiven Heere mitgemacht. (Biogr. Lex. VI. 879. Gel. Berl. 1845 p. 132. Callisen XXIX. 260.)

111) Justus Friedrich Karl Hecker, medizinischer Historiker und Epidemiograph, geb. 5. Januar 1795 zu Erfurt, studierte in Berlin, machte als Freiwilliger die Befreiungskriege mit, habilitierte sich 1817 hier als Privatdozent. Seine „Geschichte der Heilkunde" (deren 1. Band 1822 erschien) verschaffte ihm die Stelle eines a. o. Professors. 1827 wurde er Mitglied der Ober-Examinations-Kommission, 1834 o. Professor. Er starb am 11. Mai 1850. Hecker ist Begründer der historischen Pathologie; auf diesem Gebiete schrieb er: „Der schwarze Tod im 14. Jahrhundert" (1832), „Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter" (1832), „Der englische Schweiss, ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts" (1834), wofür er die preussische goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielt, „De peste Antonina commentatio" (1835), „Die Pest in Moskau 1770—71" (1838), „Die Kinderfahrten, eine historisch-pathologische Skizze" (1845), „Über Visionen, eine psychologische Studie zur Geschichte der Jeanne d'Arc" (1848). Diese sämtlichen Arbeiten hat Hirsch gesammelt unter dem Titel: „Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters" (1865). (Biogr. Lex. III. 101. Callisen VIII. 235. XXVIII. 424. Allg. d. Biogr. XI. 211.)

112) Wilhelm Eck, geboren 5. Januar 1795 zu Freistadt in Westpreussen, auf der Pepinière ausgebildet, war ärztlicher Begleiter der Prinzen Wilhelm und Karl von Preussen auf Reisen in Russland und der Schweiz, wurde 1829 a. o. Professor an der Universität Berlin, 1840 o. Professor, 1844 Generalarzt. Den zahlreichen Ämtern, die er bekleidete (Geh. Medizinalrath, Mit-

glied der wissenschaftl. Deputation für das Medizinalwesen, Examinator, Mitredakteur dreier medizinischer Zeitschriften — Cholera-Archiv, Rust's Magazin, Med. Ztg. d. Vereins f. Heilkunde) wusste er durch seine Unermüdlichkeit und geistige Lebendigkeit gerecht zu werden. Er starb plötzlich am 9. Dezember 1848. (Biogr. Lex. VI. 733. Callisen V. 509. XXVII. 415.)

113) Friedrich Schlemm, geboren zu Salzgitter in Hannover am 11. Dezember 1795, machte seine Studien in Braunschweig und Berlin, wo er sich 1820 (nicht 1823, wie Biogr. Lex. V. 235 steht) als Prosektor habilitierte. Seit 1833 war er ordentl. Professor der Anatomie neben Joh. Müller. Er war ein Meister der anatomischen Technik. Er starb am 27. Mai 1858. (Biogr. Lex. V. 235. Callisen XVII. 168. XXII. 154.)

114) Johann Friedrich Niemann, 1765—1841, seit 1816 Regierungs- und Medizinalrath in Merseburg, vorher in Halberstadt. (Biogr. Lex. IV. 370.)

115) Johannes Evangelista Ritter von Purkinje (Purkyně), Physiologe, geboren 1787 zu Libochowitz in Böhmen, wurde erst Mönch, studierte dann in Prag Medizin, gewann durch seine Dissertation „Beiträge zur Kenntnis des Sehens in subjektiver Hinsicht" (1819) die Freundschaft Goethes, wurde 1823 o. Professor der Physiologie und Pathologie in Breslau, welche Berufung er Goethe verdankte, der Humboldt auf ihn aufmerksam gemacht hatte, ging 1849 nach Prag zurück und starb 1869. Sein Spezialgebiet war die physiologische Optik und Entwicklungsgeschichte. Er entdeckte das Keimbläschen im Vogelei sowie die Flimmerbewegung. In einem 1837 auf der Naturforscherversammlung zu Prag gehaltenen Vortrage über „Die Magendrüsen und die Natur des Verdauens im Magen" sprach er 2 Jahre vor Schwann die Hauptidee von der Zellenlehre öffentlich aus. In Breslau begründete er das erste physiologische Institut, das Schrötter in seiner Gedächtnisrede auf P. „die Wiege der Histologie" nennt. (Biogr. Lex. IV. 369. Wurzbach, Biogr. Lex. Österreichs XXIV. 94.)

116) Johann Friedrich Wilhelm Hesse, 16. Februar 1782 zu Sandau an der Elbe geboren, war Zögling der Pepinière, verliess 1812 den Militärdienst, liess sich als Arzt in Berlin nieder und betrieb daneben die Zahnheilkunde. 1827 habilitierte er sich hierfür an der Universität. Er war Hofmedikus, Hofarzt des Kronprinzen und Leibarzt des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen ersten Kaisers. Er starb 1832. (Biogr. Lex. III. 186.)

117) Johann Wilhelm von Wiebel, 1. Generalstabsarzt und Chef des Militärmedizinalwesens, 1. Leibarzt des Königs nach Hufelands Tode, wurde geboren am 24. Oktober 1767 zu Berlin und begann seine Laufbahn als 17jähriger Kompagniechirurgus. Seine Hauptverdienste liegen auf dem Gebiet des Militär-Sanitätswesens. Er verbesserte die Ausbildung der Militärärzte, rief das Korps der Chirurgen-, jetzt Lazarethgehilfen ins Leben, erliess 1834 „Neue Vorschriften über den Dienst der Krankenpflege im Felde". Nachdem er 1834 sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, wozu seine Biographie erschien, starb er am 6. Juni 1847. Sein grösster Schüler, Rudolf Virchow, charakterisierte ihn als „einen Mann von mässigem Wissen, aber von grossem Takt und der das Herz auf dem rechten Flecke hatte". (Biogr. Lex. VI. 264. Callisen XXI. 128. W. Becher, Rudolf Virchow, 1891. p. 3.)

118) Russ, Ueber den sogenannten Wunderdoktor Grabe. (Magazin für die gesammte Heilkunde, Bd. XVIII. Heft 3.)

119) Friedrich Wilhelm Georg Kranichfeld, geboren 1789 in Thüringen, Augenarzt, war seit 1826 Professor in Berlin. Er hatte sich die Bekämpfung der Trunksucht zur Lebensaufgabe gemacht, wodurch auch sein Name am bekanntesten geworden ist, doch hatte er auf diesem Gebiet nur geringe Erfolge, weil sein excentrisches, mit dem Pietismus Hand in Hand gehendes Verfahren ihn lächerlich machte. 1868 legte er seine Professur nieder und verliess Berlin. (Biogr. Lex. III. 542. Callisen X. 368.)

120) Graefe erhielt für die Behandlung des Königs ein Honorar von 5000 Thalern in Gold.

121) Johann Benjamin Erhard, 1766 zu Nürnberg geboren, war in seiner Jugend Drahtzieher und Graveur. Als elfjähriger Knabe las er Wolffs mathematische und philosophische Schriften. Mit 21 Jahren begann er in Würzburg Mathematik, Sprachen, Naturwissenschaften und Medizin zu studieren, reiste dann durch Deutschland, verkehrte im Winter 1790/91 zu Jena im Schillerschen Hause, lernte in Königsberg Kant kennen. 1799 zog ihn Hardenberg nach Berlin, wo er sich eine glänzende ärztliche Praxis schuf. Er starb am 28. November 1827. Ausser medizinischen Büchern schrieb er: „Über das Recht des Volkes zu einer Revolution“ (1794), „Theorie der Gesetze, die sich auf das bürgerliche Wohl des Bürgers beziehen“ (1800) u. a. (Biogr. Lex. II. 296. Allg. d. Biogr. VI. 200.)

122) Johann Christian Jüngken, der berühmte Augenarzt. Er war am 12. Juni 1793 zu Burg geboren, wurde 1825 a. o. Professor in Berlin. Der Klinik für Augenheilkunde an der Charité hat er 40 Jahre vorgestanden. 1834 wurde er o. Professor der Chirurgie und Augenheilkunde, 1841 Nachfolger Rusts in der Leitung der chirurgischen Klinik in der Charité. Als einer der ersten hat er das Chloroform angewandt. 1868 legte er seine Direktion nieder und starb am 8. September 1875. Eine ausführliche Biographie von ihm befindet sich aus der Feder Gurlts in der Allg. d. Biogr. XIV. 727. (Biogr. Lex. III. 422.)

123) Stephan Friedrich Baretz, geboren 30. August 1790. Nach beendetem Studium liess er sich als Arzt in Berlin nieder, wo er Förderer an Formey und Heinrich Meyer fand. 1820 habilitierte er sich an der Universität, wurde Stadt- und Kriminalphysikus, 1831 Direktor der Station für Kinderkrankheiten an der Charité; er starb als Geh. Ober-Medizinalrath und vortragender Rath im Kultusministerium am 12. Januar 1856. (Biogr. Lex. I. 291. Callisen I. 421. XXVI. 148.)

124) Johann August Hedenus, geboren zu Langensalza 11. August 1760, zuerst Pharmazeut, dann Mediziner, war schliesslich sächsischer Hofrath und erster Leibarzt des Königs Anton.

125) Dr. Kalow, Mitglied des ärztlichen Vereins van Swieten-Stollia, der nach Heims Tode den Namen Heimia annahm, starb als eins der ersten Opfer der Cholera am 7. September, nachdem er noch am Tage vorher Choleraleichen seciert und im Eifer des lebhaft entbrannten Streites für und



gegen die Kontagiosität Cholerablut gekostet hatte. (Buch der Heimia 1884. p. 8.)

126) Cholera-Archiv Bd. I p. 76.

127) Cholera-Archiv, Cholera-Zeitung, Wollheim, medizinische Topographie von Berlin, Hirsch, Geschichte der epidemischen Krankheiten, Lorinser, Selbstbiographie.

128) Rudolphis Nachfolger wurde Johannes Müller aus Bonn als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie, Director des anatomischen Theaters und des anatomisch-zootomischen Museums. Müller, der zum Beginn des Sommersemesters 1833 nach Berlin kam, wurde hier mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen. „Die hohen Beamten hoffen von ihm eine kräftige Erschütterung im akademischen Leben und namentlich im Studium der Medizin, welches bisher hier so schläfrig und handwerksmässig betrieben wurde." (Merkel, Biographie Jakob Henles p. 103.)

II.

Andere Wissenschaften, Litteratur etc.

1796.

5. April. Mittags beim Minister v. Hardenberg gespeist, und sehr wohl von ihm behandelt worden. Mit den Herren von Humboldt sehr viel gesprochen. Sie sind beide ein paar sehr liebenswürdige Menschen, die ich sehr schätze[1]).

6. Mai. Den ältesten v. Humboldt, Prof. Zenker, Prediger Fiedler aus Spandau, Doctores Bremer, Wall und Grapengiesser zum Essen bei mir gehabt. Nach Tische mit den Fröschen galvanische Versuche gemacht.

12. Nach Tisch den D. Bremer besucht, wo wir mehrere galvanische Versuche machten.

15. Abends mit meinen beiden ältesten Töchtern beim D. Bremer Versuche mit der Elektrizität gesehen.

12. August. Lavaters Reise nach Kopenhagen mit grosser Verwunderung und die Parodie darauf Reise nach Fritzlar von Knigge mit vielem Vergnügen gelesen. Lavater hat viel geistlichen Stolz und Eitelkeit nebst einer Einbildungskraft, die ihn oft irre führt[2]).

20. Mittags von Madame Bergius im Thiergarten bewirthet worden. Mit dem Kirchrath Meierotto[3]) vieles gesprochen.

25. Mittags speisten Prof. Klaproth[4]), Apotheker Rose[5]) und Maler Klotz bei mir.

19. Oktober. Starb einer der vortrefflichsten Männer von Herz und Geist, der Kirchenrath Lipten[6]).

1798.

25. Februar. Bei D. Wolff gespeist. Es wurde hier der 73. Geburtstag des Professors Ramlers in zahlreicher Mannsgesellschaft herrlich gefeiert[7]). Ich sass neben dem Konsistorialrath Zoellner[8]), der mich sehr gut unterhalten hat.

1800.

9. April. Beim Minister Schrötter in grosser Mannsgesellschaft gespeist. Zoellner, Biester[9]), Nicolai[10]), Fichte[11]), Fessler[12]), v. Goecking[13]) etc. waren hier.

24. September. Starb der Kirchenrath Meierotto, ein sehr gelehrter und rechtschaffener Mann.

1801.

9. April. Mittags beim Professor Unger[14]) in Gesellschaft von Hufeland, Teller[15]), Zoellner, Gedicke[16]), Schlegel[17]) pp. gespeist.

15. Mai. Mittags zu Friedrichsfelde beim Professor Spalding[18]) gespeist.

27. Mittags speiste der Direktor v. Schlechtendal[19]), D. Heimbach und Hofmeister Lentz aus Hamburg bei mir. Nach Tisch zeigte ich ihnen mehrere von meinen Moosen, und gab ihnen auch einige.

23. Dezember. Mittags beim Oberst v. Reitzenstein in Gesellschaft des Konsistorialraths Ermann[20]) gespeist.

30. Mittags beim Buchhändler Sander[21]) in grosser Gesellschaft, in der sich auch der berühmte von Kotzebue befand, gespeist, und sehr gut bewirthet worden.

1803.

24. März. Abends beim Geh. Tribunalsrath v. Lamprecht im Gelehrten-Kränzchen recht vergnügt gewesen. Den gelehrten Prediger Jenisch[22]) kennen gelernt.

3. Dezember. Mittags beim Domherrn v. Rochow gespeist. Der Dichter Hiller[23]) aus Cöthen war auch hier, mit dem ich viel sprach. Es machte mir Vergnügen zu sehen, dass die ganze Gesellschaft diesen sonst gemeinen Menschen ehrte, welches er wirklich verdient.

1804.

7. Mai. Beim Geh. J.-Rath Grafen von Hagen in Gesellschaft mehrerer gespeist. Der berühmte v. Schiller[24]) sollte auch hier sein, er war aber krank geworden.

26. Dezember. Starb der Prof. Unger an der zuckerigen Harnruhr (Diabetis mellitus).

1805.

7. Februar. Mittags beim Professor und Färber Manfredi in Gesellschaft des Prinzen v. Radziwill, des österreichischen und holländischen Gesandten pp. gespeist.

18. März. Abends wurde im englischen Haus, im Montagsklub in Gegenwart von fast 100 Menschen, fast lauter Gelehrten, der

73. Geburtstag des berühmten Nicolai gefeiert, wobei ich als Gast des Geh. Raths v. Massenbach zugegen war.

4. August. Mittags beim Geh. Rath Hufeland in kleiner Doktoren-Gesellschaft gespeist. In dieser Gesellschaft mich sehr laut gegen den v. Kotzebue[25]) erklärt, da ich ihn wo nicht für einen schlechten, so doch für einen sehr leichtsinnigen Mann halten muss.

1806.

13. Januar. Mittags beim Geh. Kabinettsrath Lombard in kleiner Gesellschaft von Gelehrten gespeist. Unter diesen befand sich auch der berühmte Reisende v. Humboldt, den ich heute nach seiner langen Reise zum ersten Mal wieder gesehen habe[26]). Er war noch ebenso freundschaftlich gegen mich, als er es sonsten immer war, und erinnerte sich noch mit Vergnügen daran, dass ich ihm als Kind den ersten Unterricht in der Botanik, und dadurch Lust zur Naturkunde gegeben hatte. Mich sehr gut und lange mit ihm unterhalten.

6. Februar. Beim Minister v. Hardenberg in grosser Gesellschaft gespeist. Ich sass zwischen dem berühmten v. Humboldt und Minister v. Wittgenstein.

18. September. Mittags beim Minister v. Hardenberg gespeist. Der Kriegsrath Scharnweber erzählte grosse Dinge von seiner Thaerischen Landwirthschaft[27]). Nach der Theorie mag er recht haben, doch muss man erst die Praxis davon abwarten, ehe man es nachahmt. Sein Gut kostet ihm 35 000 Thaler, 30 000 Thaler hat er seit 2 Jahren hineingesteckt, und verlangt jetzt 150 000 Thaler.

23. Abends in der Versammlung der naturforschenden Freunde gewesen, wo ich recht sehr vergnügt war. Seit 1773 ist diese Gesellschaft etabliert, und nach Aussagen der jetzigen Mitglieder bin ich der einzige und erste Berliner, der in dieser Gesellschaft gewesen ist ohne nicht Mitglied oder Fremder zu sein. Grosse Ehre für mich.

[Die erste Idee zur Begründung der Gesellschaft naturforschender Freunde gab der im Jahre 1778 verstorbene Arzt Dr. Martini. Die sieben Begründer der Gesellschaft am 9. Juli 1773 waren Martini, Hofstaatsholzschreiber Ebel, der Astronom Bode, Apotheker Robelt, Rendant Siegfried, Kriegsrath Reimari und Dr. Bloch (Ichthyologe). Es wurden wöchentliche Zusammenkünfte beschlossen; zugleich wollte man in schriftlichen Verkehr mit auswärtigen Gelehrten treten. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder sollte höchstens 12 sein. Der Zweck der Gesellschaft ist im Namen deutlich ausgesprochen. Alle folgenden ordentlichen Mitglieder nach den Begründern wurden durch Wahl aus

den ausserordentlichen Mitgliedern aufgenommen. 1779 wurde ein Direktorat eingerichtet, welches alle Monate unter den ordentlichen Mitgliedern wechselte. Die Korrespondenz über speziell wissenschaftliche Gegenstände wurde nach den Materien unter alle Mitglieder vertheilt. Die Gesellschaft entwickelte von Anfang an eine rege Thätigkeit, wurde schnell bekannt und berühmt, erfreute sich bald reichhaltiger Sammlungen. In den ersten 25 Jahren ihres Bestehens gab sie 16 Bände Schriften heraus, 4 Bände „Beschäftigungen“ mit Kupfern 1775—79, 11 Bände „Schriften“ mit Kupfern 1780—94, 2 Bände „Neue Schriften“, endlich ein Universalregister. Berühmte Mitglieder dieser Zeit waren neben den schon genannten Klaproth, der Entomologe Heress, Geh. Forstrath v. Burgsdorf, der Botaniker Wildenow. Besonderer Gunst erfreute sich die Gesellschaft bei Friedrich Wilhelm II. Er schenkte ihr das Haus Französischestr. 29 zur Aufbewahrung der Materialien, Instrumente und der Bibliothek, dessen Inschrift „Friedrich Wilhelm den Naturforschern MDCCLXXXVI“ noch heute seinen Zweck verkündet. Neben der Wissenschaft wurde auch Geselligkeit als zweiter Theil der Zusammenkünfte gepflegt, deren Genuss „einen so wesentlichen Einfluss auf die Stimmung des Menschen hat, dass die Urbanität schwerlich so oft unter den Gelehrten würde vermisst worden sein, wenn sie nicht zu häufig über die Kultur der Wissenschaften die Pflichten der Geselligkeit versäumt hätten“. So sprach Karsten in seiner Festrede zum 25 jährigen Bestehen der Gesellschaft im Jahre 1798, und wenige Jahre später schildert Rudolphi eine Sitzung gelegentlich seines Berliner Besuchs: „. . . . nachdem die Gesellschaft ihre Ökonomica besorgt hat, werden Vorlesungen gehalten, und interessante Neuigkeiten mitgetheilt, Naturprodukte vorgezeigt u. s. w., und den Beschluss macht ein Liebesmahl, im wahren Sinne des Wortes. Der Gelehrte macht hier dem Menschen Platz, und es ist, als wenn Brüder versammelt wären; ich habe hier meine schönsten Abende verlebt, und es waren mir Feiertage, wenn die Gesellschaft zusammentrat“ [28]).]

1807.

3. April. Mittags zu Lichtenberg beim Kriegsrath Scharnweber in Gesellschaft des Geh. F.-R. v. Faudel, Ministers v. Buchholz, Ifland, Geh. R. Schüler, Minister v. Thümmel aus Gotha nebst seinem Bruder, dem berühmten Schriftsteller gespeist[29]).

1. Mai. Mittags beim Minister v. Reden in Gesellschaft von v. Humbold und seinem Reisegefährten Bonplan[30]) gespeist.

9. August. Starb der Apotheker Rose, ein sehr geschickter Mann, dessen Tod mir recht nahe geht, an der Cholera.

1808.

19. Dezember. Mittags beim Grafen v. Hagen in Gesellschaft des berühmten Naturkundigen v. Hoffmannseck[31]) gespeist.

1809.

Juli. Der Taschenspieler Schuar hatte mehreren Gelehrten allhier weis gemacht, er könne in 1/4 Stunde in Wasser zuvor eingeweichte Erbsen in einer besonders dazu präparierten Erde zu mehreren Zoll Höhe wachsend machen, und er würde sich auch billig finden lassen, dies Geheimnis anderen zu lehren. Ich schäme mich fast es zu schreiben, dass fast Jedermann, besonders Gelehrte, solchen Unsinn glaubten, und deshalb selbst mehrere Versuche anstellten. Klaproth, Hermstädt, Wildenow[32]), Karsten[33]) waren unter diesen Gelehrten.

1810.

17. März. Mittags auf der Börsenhalle in Gesellschaft vieler gespeist. Den Prof. Schneider[34]) aus Frankfurt und den berühmten v. Buch[35]) daselbst kennen gelernt.

5. Juli. In der Philomatischen Gesellschaft gewesen, wo der D. Lichtenstein[36]), der sich lange in Afrika aufgehalten, uns vieles von Buschmännern, Kaffern und Hottentotten erzählte, und sehr schöne von ihnen verfertigte Sachen vorzeigte.

26. September. Mittags beim Geh. R. Formey in grosser Gesellschaft von Ärzten gespeist und zu frei über die jetzige Einrichtung der Universität gesprochen.[37])

1811.

30. Oktober. Mittags beim Feldmarschall Grafen Kalkreuth gespeist. Prof. Bode[38]) der Astronom unterhielt uns alle sehr angenehm.

1814.

27. August. Mittags beim Hofrath Parthey[39]) gespeist und in Gesellschaft des Direktors Bellermann[40]), Prof. Stein[41]) etc. sehr vergnügt gewesen.

1815.

7. November. Abends in der Klaprothschen Gesellschaft, wo das Stück Haut und Haare von verschiedenen Theilen des Körpers vom Mammuth, die der Russische Kaiser an unseren König geschenkt hat, vorgezeigt wurden.

1816.

7. Mai. Abends in der Klaprothschen Gesellschaft gewesen, in der Professor Link[42]) eine gute Abhandlung über Krankheiten der Pflanzen vorlas.

1818.

22. Juni. Mittags beim französischen Gesandten Marquis de Bonnet mit dem Prof. Link und D. Stosch gespeist. Vor und nach Tische kryptogamische Pflanzen besehen.

5. Dezember. In der gesetzlosen Buttmannschen Gesellschaft gespeist. Wurde der Geburtstag des Prof. Buttmann von mehr als 100 Personen auf dem Börsenhause gefeiert und ihm ein grosser silberner Pokal zum Geschenk gemacht.[43])

[Die gesetzlose Gesellschaft wurde am 4. November 1809 gestiftet oder, wie sich ihr Begründer Buttmann in den „pragmatischen Statuten" ausdrückt, „sie setzte sich am 4. November 1809 vierzehn Personen stark". Auch über die Art und Weise, wie man Mitglied wurde, lassen wir füglich diese Statuten selbst sprechen: „Jedes Mitglied ist Mitglied, sowie die übrigen sich überzeugt haben, dass er es ist. So oft also die Mittheilung einer solchen Anerkennung an ein bis dahin noch unbekanntes Mitglied ergeht, so verbittet man sich von jedem die etwaige Verweigerung, als eine baare Absurdität." Die Zusammenkünfte der Gesellschaft fanden alle 14 Tage des Sonnabends in einem jedesmal vorher bestimmten anderen Lokale statt, um zu Mittag zu speisen; Zeit und Ort wurden durch einen mittels Boten herumgehenden Zettel bekannt gemacht, der zwei Kolumnen enthielt, Aderunt und Viderunt; unter jener trugen die sich ein, die kommen wollten (nebst etwaigen Gästen), unter dieser die, „bei denen diese Meinung sich noch nicht ausgebildet hat". Als Lohn erhielt der Bote von jedem einen Groschen. Frauen und Kinder konnten weder Mitglieder noch Gäste sein.

Die Seele der Gesellschaft war Buttmann, dessen hochgesellige, humorvolle Natur und schlagfertiger Witz ihn zu ihrem Haupte vorzüglich geeignet machten. Im Gegensatze zur Gesetzlosigkeit nannte er sich stets den Tyrannen oder Zwingherrn; dieser Titel wurde für den Vorsitzenden offiziell. Buttmann verwuchs mit seiner Gesellschaft derartig, dass er die Theilnahme an ihr gleichsam als die Bedingung zu einem ruhigen Tode ansah; als Iffland starb, schrieb er neben dessen Namen: „Kam nie und starb doch". Sein Ton theilte sich der ganzen Gesellschaft mit; es herrschte in ihr ein gemüthlicher Witz, der treffend war, ohne verletzend zu wirken. Ein hoher Festtag war der 5. Dezember, der Buttmannstag. Einige Stellen aus Rühs' Festrede vom 5. Dezember 1817 seien hier citiert:

Ein Proteus steht er da in mancherlei Formaten,
Bereit der Jugend erst, dem Alter dann zu rathen.
Der Knabe schleppt ihn mit, in Schweinsfell angethan,
Und lernet, dass es raucht, sein τύπτειν und τιμᾶν,
Und seufzt, saust ihm die Faust des Rektors um die Ohren:
„Der kleine Buttmann, ach! wär der im Land der Mohren!“
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Weit sichrer strahlt sein Ruhm, erhabener und schöner,
Als er die Zeitung schrieb für Haude und für Spener;
Wie manchen deutschen Mann hat nicht sein Kiel ergetzt,
Mit Kunden aus Paris und der Türkei ergetzt.
Damals war goldne Zeit; es hatten die Censoren
Noch nicht wie heut' zu Tag' die leidig feinen Ohren.
Wie ist die Zeitung kahl, beschnitten, ängstlich, matt!
Hingegen seine las sich wie ein Extrablatt.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Leben sollst du, treue Seele.
Gott erhalte deine Kehle,
Schreit sie uns das Ohr auch wund.
Magst du lange fröhlich grünen
Frisch und frei mit Karolinen!
Darauf trink' ich aus den Grund.

Dergestalt war der Humor, der in der Gesellschaft herrschte. Man zögerte nicht, des Mitmenschen Schwächen zu geisseln, aber in einer Form, die nicht verstimmte; und wie den Einzelnen, so zögerte man auch nicht, öffentliche Zustände einer Kritik zu unterziehen.

Der Gesetzlosen Gesellschaft gehörte alles an, was Berlin an geistigen Grössen aufzuweisen hatte; mögen die Namen für sich selbst sprechen: Schleiermacher (3. Zwingherr), Professor Spalding, Wildenow, Biester, der Buttmann einmal folgendes Räthsel aufgab: „Das Erste sind Sie nicht, das Zweite ist Ihre Frau nicht, und das Ganze sind Sie doch“. Buttmann rieth sehr bald richtig (Butt-mann) und revanchierte sich sofort: „Das Erste sind Sie (Biest), das Zweite ist Ihre Frau nicht (er), und das Ganze sind Sie auch“. Ferner sind zu nennen der nachmalige Minister v. Eichhorn, Heim, W. v. Humboldt, Iffland, Minister v. Klewitz, Buchhändler Reimer, Geh. Staatsrath v. Stägemann, Professor Zelter, Niebuhr, Reil, v. Savigny, Lichtenstein, Böckh, Marheineke, Ober-Bürgermeister Büsching, Prof. Rühs, Achim v. Arnim, Kons.-Rath Ritschl, Direktor Spilleke vom Friedrich Wilhelms-Gymnasium, Oberst v. Pfuel, Link, Rust, Schinkel, Leopold v. Gerlach, Wiebel, Gneisenau, Ober-Präsident v. Schön, Präsident v. Vincke, Mühler, Graf Nostiz, Hofrath Parthey, Rauch, Hegel, Bildhauer Tieck, Hofprediger Sack, Kammerherr v. Hertefeld auf Liebenberg, Beuth, General v. Boyen,

Hitzig (der Kriminaldirektor), der spätere Minister Rother, Leopold v. Raumer, Karl Ritter, Prof. Waagen, Lachmann, Maler Wach, Encke, Begas, Generaldirektor der Museen v. Olfers, Direktor August vom Köllnischen Gymnasium, Neander, Thaer, Dr. Parthey, Inhaber der Nicolaischen Buchhandlung, Ranke, Hofbuchdrucker Decker, der Archäologe Gerhard, Twesten, Trendelenburg, Cornelius, Pertz.

Ihr 25 jähriges Bestehen feierte die Gesellschaft im Jahre 1834 nicht am Stiftungstage, sondern in pietätvoller Erinnerung an den schon vor fünf Jahren dahingeschiedenen „Zwingherrn“ am Buttmannstage. Clemens Klenze verfasste eine Festschrift, die eine Geschichte der Gesellschaft sowie eine vortreffliche Schilderung des in ihr herrschenden Humors enthielt und als Manuskript für die Mitglieder bei Reimer gedruckt wurde. Ihr sind auch vorstehende Angaben entnommen.[44])]

1818.

7. April. Abends in einer Gesellschaft gewesen und daselbst den Professor Nasse[45]) aus Halle und D. Hornschu[46]) einen Moos-Kenner, kennen gelernt.

2. Mai. Bei Moritz Robert[47]) in kleiner Gesellschaft, in der auch der so gerühmte grosse 18-jährige Gelehrte Dr. D. Witte[48]) war, gespeist. Dieser Witte ist ein artiger bescheidener Mann.

1819.

10. Juli. Gestern starb der berühmte Professor und Philosoph Kiesewetter[49]), den ich sehr verehrt und lieb gehabt habe.

1820.

10. Juni. Vor Tische machte ein Professor Auspach Experimente mit seinen arcanis, das Eisen und den Schwefel zu Bädern so aufzulösen, als sie sich in den Mineralquellen finden.

1822.

16. Mai. Speisten bei mir Buttmann, Bornemann[50]), Theaterdichter Schulze[51]) pp. Buttmann war sehr munter und witzig, sprach sehr laut, wie es sich für das Oberhaupt einer grossen gesetzlosen Gesellschaft gar wohl geziemt.

1823.

11. Januar. Beim Minister v. Humbold gespeist. Mit seinem Bruder Alexander mich angenehm unterhalten. Sein Ruf als Gelehrter und thätiger Mann ist gewiss ebenso gross, als es in politischer Hinsicht der von Napoleon war und noch ist.

1824.

5. Januar. Zu Hause gespeist mit dem Botanikus Beyerich[52]), der vor kurzem aus Brasilien zurück gekommen ist und uns vieles von diesem Lande erzählte.

14. November. Mittags beim Kaufmann Wagener[53]) zu Gevatter gestanden. Bei Tische mit dem Propst Neander[54]) viel gesprochen. Er und seine Frau gefallen mir gut.

24. Mittags beim Professor Buttmann, in Gesellschaft des Prof. Steffens[55]) aus Breslau, Prof. Lichtenstein, D. Stosch jun. pp. gespeist..

1825.

25. Januar .... war ich heute zum ersten Mal in der Gesellschaft naturforschender Freunde, und zwar beim Prof. Reich.

24. Juni. Beim Feldmarschall v. Gneisenau in grosser Gesellschaft gespeist. Ich gratulierte ihm zum Feldmarschallstitel, und er antwortete: Und ich mir, dass ich Ihr Kollege geworden bin. Der Geh. Rath Thaer war auch hier. Dieses Jahr hat er für 14600 Thaler Böcke und 3000 Wolle verkauft.

1826.

3. April. Mittags in der medizinischen Montagsgesellschaft bei Jagor gespeist. D. Ehrenberg[56]), der sich 6 Jahre lang in Egypten aufgehalten hat, war auch hier und unterhielt uns alle auf das angenehmste von seinem dortigen Aufenthalt.

19. September. Abends auf der Hochzeit der Fräulein Tochter des Finanzministers v. Motz mit dem Leutnant v. Hiller gewesen. Der Hofprediger Strauss[57]), wie man sagt, ein Frömmler, aber sicher ein grosser Schreier, traute sie.

7. Oktober. Mittags beim Ofenfabrikanten Feilner in Gesellschaft des berühmten Apothekers und Schriftstellers Trompdorff[58]) aus Erfurt und mehrerer talentvoller Männer gespeist.

14. November. Während dem Essen besuchte mich Alexander v. Humbold, ein Schüler von mir in der Botanik, und fand in der Gesellschaft allgemeine Achtung und Beifall.

1827.

4. Oktober. Mittags beim Fürsten v. Wittgenstein in Gesellschaft von v. Humbold, Ehrenberg und v. Camptz gespeist. Humbold unterhielt uns alle auf das genehmste.

1828.

18. September. Mittags im Exerzierhaus in Gesellschaft von 4—500 Menschen gespeist. Von den fremden Naturforschern und Ärzten sind an 300 hier. Vormittags in der Sing-Akademie eine vor-

treffliche Rede in Gegenwart von ungefähr 600 Menschen von Alexander v. Humboldt halten gehört[59]). Abends im Schauspielhaus gab Humboldt der ganzen Gesellschaft einen Thee mit Musik und Gesang.

19. Mittags im Exerzierhaus gespeist und Abends in der Hufeland-Gesellschaft gewesen.

20. Mittags im Exerzierhaus gespeist und mich mit mehreren ausländischen Naturforschern sehr angenehm unterhalten.

21. Mittags im Exerzierhaus gespeist. Abends gab Rust auf seinem Landhaus einen Thee, wo ich eine Menge von den fremden Naturforschern und Ärzten vorfand.

22. Mittags im Exerzierhaus gespeist und mir genehme neue Bekanntschaften gemacht. Vor Tische meine liebe Frau die Ess- und Kochanstalt im Exerzierhaus sehen lassen.

[Die 7. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (die erste wurde 1822 durch Oken veranlasst), fand in den Tagen vom 18. bis 25. September auf Humboldts Betrieb in Berlin statt; Humboldt und Ehrenberg hatten die geschäftliche Leitung. Anwesend waren nach dem gedruckten Verzeichnisse 464 Theilnehmer, darunter 195 Berliner. Die preussischen Behörden kamen den fremden Gästen sehr entgegen, sie wurden sogar von der Berliner Polizei unbehelligt gelassen! Die allgemeinen Sitzungen wurden im Saale der Singakademie abgehalten, die Sektionssitzungen — eine Neueinrichtung Humboldts — im Café Royal Unter den Linden 45, das überhaupt zum allgemeinen Sammelpunkte diente. Als Speisesaal für die Versammlung hatte der König das neu erbaute Exerzierhaus in der Karlstrasse bewilligt, das zu diesem Zwecke eingerichtet und durch Gropius entsprechend dekoriert worden war. An jedem Tische machte ein Berliner die Honneurs, jeder Tisch hatte eigene Bedienung und eigenes Buffet. An der Tafel erschienen ausser den Frauen und Töchtern auswärtiger Mitglieder keine Damen; daher musste Frau Geheimrath Heim sich mit einer Besichtigung der „Ess- und Kochanstalt“ begnügen.

Die Eröffnung der Versammlung erfolgte am 18. September vormittags 10 Uhr durch die erwähnte Rede Humboldts. Das Fest am Abend dieses Tages fand im Konzertsaale des Schauspielhauses statt und dauerte von 6 bis 9 Uhr. Vom Hofe waren der König, der Kronprinz und Prinz Albrecht anwesend. Der Universität, den Gymnasien, der Artillerie- und Ingenieurschule war eine Anzahl Einlasskarten bewilligt worden. Die dem Eingang gegenüberliegende Säulenhalle war durch azurblaue Zwischensätze ausgefüllt, auf denen man in einem Strahlenhalbkreise auf drei Feldern mit goldener und silberner Schrift die Namen grosser deutscher Männer las, welche die Naturwissenschaften würdig gefördert haben. In den Seitenfeldern rechts und links

prangten die Namen Schiller und Goethe mit Versen, die auf dies Fest passten; unter Goethe:

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln
Nur scheinbar stehts Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen,
Denn alles muss in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein verharren will.

Und bei Schiller:

— es entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Grosses wirket ihr Streit, Grösseres wirket ihr Bund.

Die ganze Dekoration hatten Schinkel und Gropius angeordnet. Die Gegenstände der Gesamt- und Sektions-Verhandlungen finden sich in dem amtlichen Berichte aufgezeichnet, der auch am Schlusse die faksimilierten Namen der Mehrzahl der Theilnehmer enthält. Auch eine Denkmünze war auf die Versammlung geprägt worden. Sie zeigt auf dem Avers die Isis und vor ihr eine Sphinx mit der Umschrift: Certo digestum est ordine corpus, auf dem Revers: In Memoriam Conventus Naturae Scrutatorum totius Germaniae septimi celebrati Berolini MDCCCXXVIII Mense Septembri[60]).]

24. Oktober. Mittags speisten bei mir der Professor der Botanik Walberg aus Upsala, Professor Ehrenberg u. a. Vor Tische von halb 2 bis halb 4 Uhr meine Moossammlung an den Walberg gezeigt; er ist ein guter Mooskenner.

2. Dezember. Abends in der physikalisch-medizinischen Gesellschaft gewesen, wo D. Ehrenberg eine Abhandlung von der Myrrha vorlas und einige Zweige von dem Baume, von dem sie kommt vorzeigte.

1830.

9. Mai. Habe ich mir des Ober-Superintendenten Bretschneider Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage, ob evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben, wie v. Gerlach, Prof. Hengstenberg gegen die Hallischen Professoren Gesenius und Wegscheider wünschen, vorlesen lassen. Für mich und alle Vernünftigen ein äusserst wichtiges Sendschreiben.

1831.

15. Mai. Des General-Superintendent Bretschneider beide Sendschreiben, die Denunziation des Juristen v. Gerlach und D. Hengstenbergs wegen der Lehre des Rationalismus vorlesen lassen. Beide Sendschreiben habe ich schwarz einbinden lassen, mit vergoldetem Schnitt

und auswendig mit goldenen Buchstaben drucken lassen: Erläuterung zur Bibel.[61])

1832.

29. Januar. Vom Botanicus Thiele besucht worden, der trotz aller seiner vortrefflichen Mooskenntnis nur 10 Rthlr. monatliches Gehalt hat zur grössten Schande des Ministers v. Altenstein und Prof. Link.

26. März. Den 22. starb Goethe, 83 Jahre alt. Hodie tibi, cras mihi.

28. Juli. Von Alexander v. Humboldt ein Schreiben bekommen, das sehr unleserig geschrieben war. Doch konnte ich daraus ersehen, dass er mir seinen Lehrer und Freund nennt.

15. Oktober. Habe ich einen Vorleser des Abends angenommen, Wackernagel[62]), der mir heute das erste Mal vorgelesen hat, und bin ich mit ihm wohl zufrieden. Sein Name ist Wackernagel und hat Philologie studiert.

21. Hat Herr Hering[63]) mir seinen Roman Cabanis in 5 schön eingebundenen Bänden geschenkt.

9. Dezember. Vormittags ... auf dem Universitätsgebäude gewesen und daselbst die Fossilknochen der Vorwelt gesehen und bewundern müssen. Prof. Weisse[64]), der uns herumführte, sagte uns mit vieler Höflichkeit manches wichtige davon, welches desto mehr meine Aufmerksamkeit auf sich zog, da ich vor kurzem Cuviers Schrift darüber gelesen hatte.[65])

1834.

15. Februar. Wurde der Professor Schleiermacher, ein sehr verdienstvoller berühmter Gelehrter und sehr geachteter und beliebter Prediger, begraben. Er starb im 65. Jahre an der Lungenschwindsucht. Die Leiche wurde von Studenten getragen, 125 Kutschen, worunter viele prinzliche und alle hiesigen Geistlichen, auch die katholischen nicht ausgenommen, und mehrere 1000 Menschen begleiteten die Leiche.

---

1) Wilhelm v. Humboldt, 29 Jahre alt, hatte in dieser Zeit, 1794—96, seinen Aufenthalt in Jena, wohin er um Schillers willen gezogen war; Alexander, 27 Jahre alt, damals beim Berliner Bergdepartement angestellt, war beurlaubt; beide Brüder fesselte die Krankheit ihrer Mutter an Berlin; am 14. November starb sie. (Gabriele v. Bülow p. 1.)

2) Über die „Reise nach Kopenhagen“ (1793) urtheilt Franz Muncker in der Allg. deutschen Biographie: „Durch die Herausgabe seines entsetzlich weitschweifigen Tagebuchs der Reise nach Kopenhagen bot Lavater selbst seinen Gegnern nicht unbegründeten Anlass zum Spott.“ (A. d. B. XVIII. 792.) Knigges „Reise nach Fritzlar“ (1794 erschienen) parodiert übrigens

nicht die Reise nach Kopenhagen, sondern die im Sommer 1786 von L. unternommene und ebenfalls ausführlich geschilderte Reise nach Bremen. (Erich Schmidt in Allg. d. Biogr. XVI. 290.)

3) Johann Heinrich Ludwig Meierotto, der bekannte und berühmte Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Kirchen- und Oberschulrath, Professor der Beredsamkeit, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Künste und mechanischen Wissenschaften. Er war zu Stargard in Pommern am 22. August 1742 geboren, stammte aus einer Schulmännerfamilie. Sein ganzes Leben hindurch war er mit Berlin und dem Joachimsthalschen Gymnasium verbunden; auf ihm vorgebildet, studierte er in Frankfurt Theologie. Fünf Jahre war er Erzieher der Söhne des Bankiers Schickler; 1771 trat er als Professor der Beredsamkeit in das Lehrerkollegium beim Joachimsthal ein. Er fand die Schule im Zustande völliger Verwilderung vor; die Leitung hatte das Concilium professorum, 5 an der Zahl, in dessen Sitzungen es oft sehr stürmisch zuging. Ostern 1775 übernahm M. das Direktorat und führte eine vollkommene Reformation durch. Die Lehrordnung des Joachimsthalschen Gymnasiums (Fachsystem an Stelle des Klassensystems, Entfernung von Naturrecht, Moralphilosophie, Metaphysik und Statistik, Aufnahme des naturwissenschaftlichen Unterrichts) wurde in der Königlichen Kabinettsordre vom 5. September 1779 als Vorbild für die preussischen Gymnasien hingestellt. Auch die Einführung der Maturitätsprüfungen hat M. angeregt. Er musste wiederholt dem König Vortrag über die Schulangelegenheiten halten. Als Oberschulrath hatte er das Schulwesen von Pommern und Preussen zu bearbeiten. (Allg. d. Biogr. XXI. 213. Gel. Berl. 1795. II. 14.)

4) Martin Heinrich Klaproth, geboren den 1. Dezember 1743 zu Wernigerode. Von Beruf Apotheker, kam er 1771 zu dauerndem Aufenthalte nach Berlin und war hier zuerst in der Roseschen Apotheke, dann selbstständig thätig. 1787 wurde er Professor der Chemie beim Königl. Feldartilleriekorps, Rath und Mitglied beim Oberkollegium medicum et sanitatis, 1810 Professor der Chemie an der neubegründeten Universität. Er starb am 1. Januar 1817. Seit 1787 war er Mitglied der Akademie der Künste, seit 88 der Akademie der Wissenschaften, ebenso Mitglied der Pariser Akademie. Die Chemie verdankt ihm eine Reihe von epochemachenden Entdeckungen, so des Aran (1789), der Zirkonerde (1789), des Cer, von ihm Ochroit genannt (1803), gleichzeitig auch von Berzelius entdeckt; ferner wies er die Eigenthümlickeit der Strontianerde (1793), des Titans (1794) und des 1782 von Müller von Reichenstein entdeckten Tellurs (1798) nach. Wilhelm v. Humboldt empfahl ihn bei Begründung der Universität 1810 für die Professur in der Chemie mit folgenden Worten: „Er hat seine Wissenschaft durch wahre Entdeckungen bereichert und sich dadurch auch im Auslande einen Namen erworben, indem sich nur sehr wenige Gelehrte in Preussen mit ihm vergleichen können. Ich würde geglaubt haben, eine meiner ersten Pflichten zu versäumen, wenn ich nicht gesucht hätte, einen solchen Mann auf eine Weise hier zu fixieren, die ihm eine sorgenfreie Beschäftigung mit seinen Wissenschaften verstattete.“ (Poggendorf I. 1266 ff. Seine Schriften ebenda. Köpke, Gründung der Universität Berlin p. 73.)

5) Valentin Rose, Apotheker, geboren zu Berlin 31. Oktober 1763. Seit 1797 war er Assessor beim Ober-Medizinal-Kollegium. Er war ein eifriger Chemiker, Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde, Besitzer der Apotheke „zum weissen Schwan“ in der Spandauerstrasse. Hier war Klaproth sein Gehilfe. (Poggendorf II. 687. Pagel, Entwicklung der Medizin in Berlin 1897. p. 29.)

6) Heinrich Karl Jakob Lipten, Kirchenrath des reformierten Kirchendirektoriums, Domkirchen- und Joachimsthalschen Schuldirektoriums, geboren 22. November 1737 zu Alt-Landsberg. (Gel. Berl. 1795. I. 289.)

7) Ramler, Der „deutsche Horaz“ und schonungslose Kritiker, lebte seit 1745 in Berlin, wo er von 1748—90 maître de la philosophie am Kadettenkorps war. Bekannt ist seine Thätigkeit als Mitdirektor des Nationaltheaters neben Engel von 1786 an, bis ihn 1796 Iffland ablöste. Er starb am 11. April 1798. (Allg. d. Biogr. XXVII. 213.)

8) Johann Friedrich Zoellner, Probst von Berlin, Pastor an St. Marien und Nikolai, Oberkonsistorialrath. Zoellner war Universalgelehrter, Theologe, Philologe, Historiker, Naturforscher; er hielt Vorlesungen über Technologie, in denen Alexander v. Humboldt sein Zuhörer war. Zoellner war Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft naturforschender Freunde. Von seinen zahlreichen Schriften seien genannt das berühmte „Lesebuch für alle Stände“ (seit 1781), „Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner“, die er zusammen mit J. S. Lange seit 1784 herausgab; „Geschichte des heutigen Europa vom 5. bis zum 18. Jahrhundert“ 1785 ff. Geschadet hat es mit vollem Recht ihm im Urtheile der Nachwelt, dass er Friedrich Wilhelm II. Julie von Voss als zweite Frau zur linken Hand antraute. Er ist geboren zu Neudamm in der Neumark am 24. April 1753. (Gel. Berlin 1795. II. 280.)

9) Johann Erich Biester, geb. 17. November 1749 zu Lübeck, hatte in Göttingen Litteraturgeschichte, Sprachen, Geschichte studiert. 1777 kam er als Privatsekretär des Ministers v. Zedlitz nach Berlin und wurde 1784 von Friedrich dem Grossen persönlich zum Bibliotheker an der königlichen Bibliothek ernannt, die er während seiner Amtsdauer bedeutend förderte. Mit Gedicke gab er die Berlinische Monatsschrift seit 1783 heraus, wodurch er sich die Abneigung des Ministers v. Wöllner zuzog, derentwegen er auch nicht Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde; Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn sofort nach seinem Regierungsantritte dazu. (Gel. Berlin 1795 I. 39. Allg. d. Biogr. II. 632).

10) Über Nicolai sei verwiesen auf Allg. d. Biogr. XXIII. 580 ff. v. Goeckingk, Friedrich Nicolais Leben und litterarischer Nachlass, Berlin 1820, Jacob Minor, Lessings Jugendfreunde in Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bd. 72 p. 275—323; ein schätzenswerther Beitrag zur litterarhistorischen Darstellung Nicolais ist Altenkrüger, Friedrich Nicolais Jugendschriften, Berlin 1894.

11) Am 3. Juli 1799 war Fichte nach Berlin gekommen, nachdem er infolge des durch seinen Aufsatz „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltanschauung“ (1798 im Philosophischen Journal erschienen)

entstandenen „Atheismusstreites“ am 29. März seine Entlassung aus Weimarischem Staatsdienst erhalten hatte. Die kursächsische Regierung hatte auf Grund einer anonymen Denunziation „Sendschreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn über den Fichteschen und Forbergscheu Atheismus“ das Philosophische Journal konfisciert und die Bestrafung der Herausgeber gefordert. In Weimar wollte man den ganzen Handel mit einer verweisenden Massregel ohne jeden Eingriff in die Lehrfreiheit beilegen; Fichte erklärte jedoch in einem Schreiben an den Kurator der Universität Jena, dass er einen Verweis nicht annehmen werde, und drohte mit seiner Demission und dem Weggange der bedeutendsten Dozenten von Jena. Darauf erfolgte der Verweis und Fichte erhielt seine Demission; auch Goethe hatte nun im Staatsrathe gegen ihn gestimmt. Durch Altenstein erhielt er eine Stellung an der damals preussischen Universität Erlangen, doch sollte er dort nur im Sommer lesen und im Winter in Berlin Vorlesungen halten. Nur im Sommer 1805 hat er in Erlangen gelesen. 1810 trat die Universität Berlin ins Leben, deren erster gewählter Rektor er war (1811/12). (Allg. d. Biogr. VI. 763.)

12) Ignaz Aurelius Fessler, geboren 18. Mai 1756 zu Zurány an der Leitha in Niederungarn, ursprünglich Kapuziner, unterrichtete 1784 Kaiser Josef II. von den geheimen Missbräuchen der Klosterdisziplin, wodurch eine strenge Untersuchung aller Klöster des österreichischen Staates veranlasst wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit, besonders sein Trauerspiel „Sidney“, worin er den Papismus Jakobs II. von England stark geisselt, zog ihm 1788 einen fiskalischen Prozess zu, vor dem er nach Schlesien floh. 1791 trat er zur lutherischen Kirche über. Von 1796 bis 1809 lebte er in Berlin als Schriftsteller, wo er namentlich auf freimaurerischem Gebiete thätig war; es erschienen: „Sämtliche Schriften über Freimaurerei“ (1801). 1809 ging er nach Russland als Professor der orientalischen Sprachen und Philosophie an der Alexander-Newsky-Akademie zu Petersburg, wurde jedoch bald als Atheist verdächtigt und siedelte nach Saratow über. 1815 schloss er sich der Herrnhuter Gemeinde an, wurde streng gläubig und starb schliesslich als General-Superintendent und Kirchenrath der lutherischen Gemeinde in Petersburg 1839. Eine Selbstbiographie „Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft“ ist 1824 in Breslau erschienen. (Allg. d. Biogr. VI. 723.)

13) Leopold Friedrich Günther von Goecking wurde 1793 als Geheimer Ober-Finanzrath nach Berlin berufen, nachdem er vorher in Halberstadt, Ellrich und zuletzt als Land- und Steuerrath der Grafschaft Wernigerode thätig gewesen war. In Halberstadt trat er mit dem Gleimschen Kreise in Verbindung; er ist einer der wenigen Finanzmänner, an dessen Wiege die Musen, weniger aber die Grazien gestanden haben. Einer wirklichen Vertiefung in seinen Dichtungen stand seine breite, gemächliche Natur im Wege; selbst seine berühmten „Lieder zweier Liebenden“ (1777), die den Beifall von ganz Deutschland fanden, und denen ein wirkliches Liebesverhältnis zu Grunde lag, sind innerlich kalt und nüchtern. (Vergl. Pröhle, Über Goeckings Lieder zweier Liebenden Voss. Ztg. Sonntagsbeilage 1894 No. 42 f.) Am besten lag ihm die Epistelpoesie. Er war betheiligt an der Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs von Bürger sowie an dem von

J. H. Voss begründeten Almanach (1780). 1807 trat er in den Ruhestand, lebte von 1814 bis 1826 wieder in Berlin und starb am 28. Februar 1828 zu Wartenberg in Schlesien. Geboren war er in Grüningen bei Halberstadt am 13. Juli 1748. (Gel. Berlin 1825 p. 76. Allg. d. Biogr. IX. Goedecke, Grundriss zur Gesch. d. dtsch. Dichtg. IV. 379. Vergl. auch Parthey, Jugenderinnerungen.)

14) Friedrich Gottlieb Unger, Professor der Holzschneidekunst und Mitglied der Akademie der Künste, war 1753 zu Berlin geboren. Er war Lehrling bei Decker, wandte sich aber dann dem Formenschneiden (Holzschnitt) zu und erreichte hier grosse Erfolge. Bekannt sind die von ihm erfundenen Ungerschen Lettern, bei denen die Ecken weggeschafft wurden und der Druck an Helle und Deutlichkeit gewann. Auch dem Kartendruck wandte er seine Aufmerksamkeit zu; 1791 erschien sein „Vorschlag, wie Landkarten auf eine sehr wohlfeile Art können gemeinnütziger gemacht werden". Er vertrat eine entschieden freisinnige Richtung; gegen Wöllners Censur- und Religionsedikt machte er energisch Front. Als Verleger trat er zu Schiller und Goethe in Beziehungen, doch hatte er geschäftlich viele Misserfolge. (Gel. Ber. 1795 II. 245. Allg. d. Biogr. (Geiger) XXXIX 291.)

15) Wilhelm Abraham Teller, geboren zu Leipzig, 9 Januar 1734, gestorben zu Berlin am 8. Dezember 1804 als Ober-Konsistorialrath und Propst von Kölln. Seit 1767 (dem Gel. Berlin 1795 II 204 zufolge 1768) wirkte er in Berlin und war hier neben Zöllner Hauptvertreter der Aufklärung, auch während des Woellnerschen Regiments, welche Hallung ihm 1792 eine dreimonatliche Amtsenthebung und Einbehaltung seines Gehalts kostete. Dennoch blieb er seiner Überzeugung treu. Als einige jüdische Hausväter in einem offenen Sendschreiben ihn fragten, ob zum Übertritt zum Christenthum die Taufe nöthig sei, nicht vielmehr die Annahme der Vernunftwahrheiten der christlichen Lehre und Lossagung vom mosaischen Gesetz genüge, antwortete Teller, dass er weder Taufe noch ein formelles Glaubensbekenntnis für nothwendig halte. In seinem „Lehrbuch des Glaubens" hatte er schon 1764 seine anti-orthodoxe Stellung so offen dargelegt, dass das Buch in Sachsen konfisziert wurde. (Allg. d. Biogr. XXXVII 556. Geiger, Geschichte der Juden I 119.)

16) Friedrich Gedike, D. theol., Ober-Kirchen- und Schulrath, Direktor des vereinigten Berlinischen und Köllnischen Gymnasiums und der davon abhängigen Schulen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Künste. G., geboren zu Boberow in der Prignitz am 15. Januar 1754, ist einer der hervorragendsten Schulmänner des 18. Jahrhunderts. Wie Meierotto am Joachimsthal, führte er zuerst am Friedrichswerderschen Gymnasium das Fachsystem durch, führte Censuren ein. Zusammen mit Meierotto veranlasste er das Edikt über die Maturitätsprüfungen vom 20. Dezember 1788. In den alten Sprachen sorgte er für Gleichstellung des Griechischen mit dem Lateinischen; 1781 erschien die erste Auflage seines griechischen Lesebuches. Als Mitglied des 1787 eingerichteten Ober-Schulkollegiums konnte er seine reformatorische Thätigkeit auch auf die Provinz ausdehnen; in demselben Jahre begründete er das Seminar für gelehrte Schulen. Vergl. seine Biographien von H. Schmidt (1803) und Franz Horn (1800) sowie

Heidemann, Geschichte des grauen Klosters (1874). Er starb am 2. Mai 1803. (Allg. d. Biogr. VIII. 487. Gel. Berl. 1795. I. 141.)

17) August Wilhelm Schlegel, der im Februar 1801 nach Berlin gekommen war, eröffnete im November 1802 Vorlesungen über schöne Künste und Litteratur, die unter dem Titel „Über Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters" in seiner Zeitschrift „Europa" 1803. II. p. 3 erschienen; im Sommer 1803 setzte er sie fort, und im Winter 1803/4 las er „Geschichte und Charakteristik der eigenthümlichen Poesie der Hauptnationen des heutigen Europa". Seinem „kritischen Schreckenssystem" im „Athenäum" folgend, erklärte er schonungslos den Berlinern, die sich darob entsetzten, „die Deutschen besässen noch keine Litteratur, seien nur exzentrisch in der Dummheit, die sogenannte Wissenschaft der Gegenwart beruhe auf Unkunde der Vergangenheit, und die gepriesene Aufklärung und Denkfreiheit laufe auf Halbheit, Missverstand und geistige Schwäche hinaus". (Köpke, Die Gründung der Universität Berlin p. 28.) April 1804 entführte Frau von Staël den eitlen Mann als Hauslehrer ihrer Kinder mit einem Gehalt von 12 000 Frcs. nach Coppet.

18) Georg Ludwig Spalding, Sohn des Propstes an St. Nikolai Johann Joachim S., geboren zu Barth in Pommern 8. April 1762. Auf dem Grauen Kloster vorgebildet, studierte er in Göttingen und Halle Theologie und Philologie, bereiste Frankreich, England und Holland, wurde Erzieher beim Prinzen Ferdinand von Preussen und 1787 Professor am Grauen Kloster. Das Hauptwerk seines Lebens ist die Bearbeitung der Institutio oratoria des Quintilian, deren erster Band 1798 erschien. Band 4 wurde erst nach seinem Tode von Buttmann (1816), Band 5 von Zumpt (1829), Band 6 von Bonnell (1834) herausgegeben. Das Werk brachte Spalding die Mitgliedschaft der Berliner und Münchener Akademie der Wissenschaften. Er starb am 7. Juni 1811 auf seinem Landgute in Friedrichsfelde bei Berlin. Die Gedenkrede in der Akademie hielt ihm Buttmann am 3. Juli 1814. (Allg. d. Biogr. XXXV. p. 29. Gel. Berl. 1795. II. 183. Abh. d. Akad. Physik.-mathemat. Klasse 1814. p. 24 ff.)

19) v. Schlechtendal kam 1798 als Stadtgerichtsdirektor nach Berlin, nachdem ihn die Eroberung des linken Rheinufers durch die französischen Heere aus seiner Heimath Xanten vertrieben hatte. (Allg. d. Biogr. XXXI. 351.)

20) Johann Peter Erman, Ober-Konsistorialrath und Prediger bei der französischen Gemeinde des Friedrichs-Werder, war geboren zu Berlin am 1. März 1735. Die Familie stammt aus dem Elsass und hiess ursprünglich Ermendinger. Seit 1766 war E. auch Direktor des französischen Gymnasiums, ferner war er langjähriges Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Eins seiner Hauptwerke ist: Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés François dans les états du roi (mit Reclam bearbeitet). 1782 ff. 8 Bde. stark. (Gel Berl. 1795. I. 108 ff. Allg. d. Biogr. VI. 227.) Bekannt ist Ermans muthvolles Auftreten gegen Napoleon, als dieser im Oktober 1806 in Berlin Schmähungen gegen die Königin Luise ausstiess. Entrüstet trat der greise Geistliche auf den Imperator zu, ergriff ihn beim Ärmel und rief: „Sire, ce n'est pas vrai!" Am 9. Dezember 1804 hatte er unter allgemeiner Theilnahme sein 50jähriges

Predigerjubiläum gefeiert, bei welcher Gelegenheit ihm S. H. Catel eine biographische Skizze widmete.

21) J. D. Sander, zuerst Schulmann (Philologe), dann Inhaber der Vossischen Buchhandlung. Sehr böse war er auf Schiller und Goethe, als der Musenalmanach von 1796 mit den Xenien erschien, ebenso 1797 auf den „gestiefelten Kater" von einem „gewissen Ludwig Tiek", die Satire auf Iffland und das Berliner Publikum. Als 1797 „Hermann und Dorothea" bei Voss gedruckt wurde, las S. die Korrektur. Er hatte manches an Goethes Versen auszusetzen. 1800 las er auch zu Goethes grosser Zufriedenheit die Korrektur von dessen neuesten Gedichten, die bei Unger gedruckt wurden, und in demselben Jahre lernte er auf einem Besuche in Weimar bei dem dortigen Gymnasialdirektor Böttiger den Dichter persönlich kennen. (Beaulieu-Marconnay, Berliner Skizzen und „Im neuen Reich" 1876. II. p. 65 ff.)

22) Daniel Jenisch, Prediger an St. Nicolai, geboren am 2. April 1764 zu Heiligenbeil in Ostpreussen. Er war in der That sehr gelehrt, übersetzte den Agememnon des Aeschylos, schrieb über Aristoteles, Kant, Mendelssohn, machte Gedichte, übersetzte englische Philosophen (Spencer, Harris, Campbell), schrieb Vorlesungen über den Stil, besang in dem zweibändigen Epos „Borussias" den siebenjährigen Krieg etc. (Gel. Berl. 1795. I. 222.)

23) Gottlieb Hiller, Naturdichter, geboren am 15. Oktober 1778 zu Landsberg in Sachsen, kam nach dem Tode seines Vaters jung nach Köthen. Schon als 10jähriger Knabe machte er kleine Lieder, welche die Kinder auf der Strasse sangen. Erst mit 12 Jahren besuchte er die Elementarschule. Nach der Konfirmation erwarb er sich seinen Unterhalt als Fuhrmannsknecht und Tagelöhner, las dabei fleissig, namentlich Wieland. Allmählich erschienen einzelne Gedichte im Druck und fanden Beifall. 1805 erschien eine Sammlung mit Selbstbiographie und Bildnis Hillers. Selbst Goethe nahm die Gedichte mit „billigem Urtheil" auf. H. starb zu Bernau am 9. Januar 1826. (Allg. d. Biogr. XII. 420.)

24) Bekanntlich sollte Schiller dauernd an Berlin gefesselt werden. Iffland und Beyme, der sich schon seit 1802 mit den Plänen einer hier zu begründenden Universität trug, forderten ihn auf, seine Bedingungen zu stellen; er that dies auch, reiste aber am 18. wieder ab; Herzog Karl August bewilligte ihm die gewünschte Gehaltserhöhung, womit der Gedanke an eine Übersiedelung nach Berlin endgiltig aufgegeben wurde. Auch als Mitglied der Akademie der Wissenschaften hatte man ihn zu gewinnen versucht. Natürlich besuchte Schiller in Berlin auch Henriette Herz, die zu ihrem Erstaunen ihn als einen sehr lebensklugen, in seinen Äusserungen vorsichtigen Mann kennen lernte, während sie sich ihn als eine Art Posa vorgestellt hatte. Aber diese Zurückhaltung half ihm nicht viel. Die neugierigen Residenzler verstanden sehr gut, das, was er ihnen verschweigen wollte, aus seiner gewandt gestellten Fragen weniger gewappnet gegenüberstehenden Frau herauszuholen, so seine Ansicht über die damals brennendste Tagesfrage im Theaterleben Berlins, ob Madame Fleck, die spätere Madame Schröck die Thekla „richtig" spiele; Lotte Schiller verrieth bald, dass sie ihm gar nicht behage. Über Frau v. Staël klagte er, sie besitze zu wenig Weiblichkeit; in Jena

habe sie in einem Hause gewohnt, das wegen eines Spuks anrüchig war und sich sehr gerühmt, dass dieser Spuk sich während ihrer Anwesenheit nicht bemerkbar gemacht habe. Schiller schloss seine Erzählung mit den Worten: „Aber hätte denn selber ein Geselle Satans mit der zu schaffen haben mögen?“ (Fürst, Henriette Herz. Köpke, Gründung der Universität Berlin.)

25) Man vergleiche hiermit Schleiermachers Urtheil über die Kotzebuesche, von dem Publikum vergöttert gewesene Muse: „Der Kotzebue ist doch ein niederträchtiger Kerl. Er hat auch nicht die mindeste Vorstellung von wahrer Sittlichkeit und selbst, wo er edlere Charaktere aufstellen will, verdirbt er sie auf die gemeinste, ekelhafteste Art, und man schämt sich ordentlich und ärgert sich, wenn man sich bei einzelnen Situationen rühren lässt, was mir ehrlichem Hunde doch hier und da begegnet.“ (Streckfuss, Berlin im 19. Jahrhundert I. 49.) Ähnlich schreibt Rahel Varnhagen 1812 an ihren Bruder Ludwig Robert über Kotzebues „Cora“: „Dass letzteres Stück, wie es dasteht, gegeben wird, macht den Sitten der Deutschen echte Schande; dass es überhaupt gegeben wird, zeigt von der groben Rohheit des grösseren Publikums unserer Nation; dass Kotzebue es machte, von der Stümperhaftigkeit seiner Begriffe und der völligen Plattheit seiner Gesinnungen.“ (Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde II. p. 60.)

26) Humboldts grosse Reise nach Süd- und Mittelamerika hatte über 5 Jahre gedauert; am 5. Juni 1799 war er auf einer spanischen Fregatte von Coruña abgesegelt, am 3. August 1804 in Bordeaux ans Land gestiegen. Dann hatte er sich in Paris aufgehalten, um die Herausgabe seines Reisewerkes zu betreiben, war im März 1805 mit Gay-Lussac nach Italien gegangen, hatte den Bruder Wilhelm in Rom wieder begrüsst und war im Herbst mit Gay-Lussac und Leopold v. Buch, den er in Neapel getroffen hatte, nach Berlin zurückgekehrt, wo ihn Friedrich Wilhelm III. zum Kammerherrn ernannte und ihm eine Pension aus den Fonds der Akademie aussetzte. Als Mitglied dieser las H. im Jahre 1806 eine Reihe von Abhandlungen, die den Grundstock zu den 1807 veröffentlichten „Ansichten der Natur“ bildeten.

27) 1806 hatte Albert Thaer in Möglin die erste höhere landwirthschaftliche Lehranstalt Preussens begründet.

28) Festschrift zum 50jährigen Stiftungsfeste der Gesellschaft naturforschender Freunde am 9. Juli 1823. Rudolphi, Reisebemerkungen p. 51.

29) Moritz August v. Thümmel, der Verfasser von „Wilhelmine“, „Die Inokulation der Liebe“, der 10bändigen „Reise in die mittaglichen Provinzen von Frankreich“.

30) Aimé Bonpland, Humboldts Reisegefährte auf seiner amerikanischen Reise. Er war 1773 am 22. August zu La Rochelle geboren und hatte Medizin studiert, sich dann der Botanik gewidmet. Humboldt lernte er in Paris kennen, als B. 1798 dorthin kam, um sich an der geplanten Weltreise des Kapitäns Baudin zu betheiligen. Da die Expedition verschoben wurde, schloss er sich an Humboldt an. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er namentlich der Schützling der Kaiserin Josephine, die mit ihm die Leidenschaft für Blumen theilte; er wurde Gartenintendant zu Malmaison. Nach der Trennung Napoleons von der Kaiserin, der er treu ergeben blieb, erblich

sein Stern. Nach Napoleons Sturz ging er auf immer nach Südamerika und starb am 4. Mai 1858 zu Santa Anna in Paraguay, nachdem er viele Schicksalsschläge erfahren hatte, die zum Theil auch eines romantischen Hauchs nicht entbehren. Seine Biographie schrieb A. Brunel, Paris 1872, 3. Aufl. Seine Schriften sind fast ausschliesslich botanischen Charakters. (Nouv. Biogr. gén. VI. 651.)

31) Auf Anregung des Grafen Johann Centurius Hoffmannsegg beschloss Friedrich Wilhelm III. die Einrichtung eines zoologischen Kabinets, des Grundstocks zum jetzigen zoologischen Museum. Graf H. schenkte hierzu eine Sammlung von brasilianischen Säugethieren, Vögeln und Amphibien (über 1000 Exemplare). Seine Insektensammlung, aus 18 504 Arten in 55 000 Exemplaren bestehend, wurde 1819 vom Staat für 22 000 Thlr. angekauft. (Köpke, Gründung der Universität Berlin).

32) Karl Ludwig Willdenow, Botaniker, geboren zu Berlin am 22. August 1765, war seit 1801 Vorsteher des botanischen Gartens, der unter seiner Leitung sehr gehoben wurde, wie Rudolphi von ihm rühmt; er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft naturforschender Freunde. (G. B. 1795. I. 264 ff. Pagel, Entwicklung der Medizin Berlin 54.)

33) Dietrich Ludwig Gustav Karsten, Mineraloge, geboren 8. April 1768 zu Bützow in Mecklenburg, gestorben 20. Mai 1810 in Berlin. Er wurde als Berg-Assessor 1789 dorthin berufen und durchlief sehr schnell die verschiedenen Grade des Bergfachs bis zum Staatsrath und Leiter des gesamten preussischen Bergwesens. Er hielt Vorlesungen über Mineralogie, die von Männern aus allen Kreisen lebhaft besucht wurden. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft naturforschender Freunde sowie von 14 fremden gelehrten Körperschaften. Leopold v. Buch sagte in seiner Gedächtnisrede auf Karsten in der Akademie am 3. Juli 1814: „Er war es, von dem man in Deutschland zuerst lernte, wie man Mineralien unterscheiden müsse; er war es, der zuerst bekannt machte, was Mineralien sind.“ Er war der Begründer des mineralogischen Kabinets in Berlin. Königin Luise sagte von ihm: „Mineralien darf man nur mit Karsten sehen; denn nur Karsten weiss die Steine lebendig zu machen.“ (Abh. d. Akad. Phys.-math. Kl. 1814/15.)

34) Johann Gottlob Schneider, „Saxo“, wie er sich nach seiner Heimath nannte, am 18. Januar 1750 zu Kollmen in Sachsen als Sohn eines armen Maurers geboren, wurde in Schulpforta erzogen, studierte in Leipzig Philologie; nach einem Aufenthalt in Strassburg nahm er 1776 einen Ruf an der Universität Frankfurt a. O. an, der er auch nach ihrer Verlegung nach Breslau bis an seinen Tod am 12. Januar 1822 angehörte. Bekannt ist sein griechisches Wörterbuch (1795—97); mit besonderer Vorliebe bearbeitete er die Naturgeschichte der Alten; unter vielen anderen gab er die Thiergeschichte des Aristoteles (1811), die physikalischen Briefe des Epikur (1813), Theophrast (1818—21), die römischen Schriftsteller über Landwirthschaft (1794—97) heraus. (Allg. d. Biogr. XXXII. 125.)

35) Leopold v. Buch, geboren 26. April 1774 auf Schloss Stolpe bei

Angermünde, gestorben 4. März 1853 zu Berlin. Humboldt nennt ihn im Kosmos den grössten Geognosten unserer Zeit. Er war Schüler Werners auf der berühmten Bergakademie Freiberg in Sachsen. Von seinem 16. Lebensjahre an hat er fast alle Theile Europas geognostisch und mineralogisch durchforscht. Den Vulkanismus studierte er in Italien, wo er mit A. v. Humboldt und Gay-Lussac in Neapel 1805 ein grossartiges Erdbeben und einen Ausbruch des Vesuv erlebte; in Skandinavien erforschte er auf einer Reise, die sich bis zum Nordkap und den Grenzen Finlands ausdehnte, den Granit und legte seine epochemachenden Resultate in seiner „Reise durch Norwegen und Lappland" (1810) nieder; er kehrte von ihr als „Reformator der ganzen geognostischen Wissenschaft" zurück. Dann wurden die Alpen durchforscht, die canarischen Inseln besucht und neue Hypothesen über die vulkanischen Inseln aufgestellt (Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln 1825), die bis in die neueste Zeit Geltung hatten, nämlich dass die vulkanischen Inseln nicht durch Aufschüttung, sondern durch Erhebung ihre auffallende Gestalt erhalten hätten. Um dieses Erhebungsprinzip weiter zu beweisen, besuchte er die Hebriden und wieder die Alpen. Über ein Menschenalter hindurch blieben Buchs Theorien unbestritten. (Allg. d. Biogr. III. 464.)

36) Martin Heinrich Karl Lichtenstein, geboren 10. Januar 1780 zu Hamburg, studierte Medizin, ging 1802 als Hausarzt und Erzieher der Kinder des holländischen Gouverneurs nach dem Kaplande, machte dort als Bataillonschirurg den Krieg gegen England mit; nach seiner Rückkehr nach Deutschland veröffentlichte er 1810 „Reisen im südlichen Afrika". In demselben Jahre wurde er Privatdozent an der Universität Berlin, dann Professor der Naturgeschichte und Direktor des zoologischen Museums, das 1810 auf seinen Vorschlag gegründet worden war und dem er bis zu seinem Tode am 3. September 1857 unermüdlich vorstand. Ebenso hat er sich um den zoologischen Garten hoch verdient gemacht, den er begründen half; ihm zu Ehren haben Lichtenstein-Allee und -Brücke ihren Namen erhalten. (Biogr. Lex. III. 702. Gel. Berl. 1825. p. 153. 1845. p. 213.)

37) Die Begründung einer Berliner Universität war wie schon erwähnt, seit Anfang des 19. Jahrhunderts eine der Lieblingsgedanken Beymes gewesen. Bereits im Jahre 1802 hatte er Johann Jakob Engel beauftragt, einen Entwurf für eine höhere Lehranstalt auszuarbeiten. 1807 wurde der Gedanke wieder aufgenommen und in ernsthafte Erwägung gezogen; es musste Ersatz für Halle und die kurze Zeit preussisch gewesene Universität Erlangen geschaffen werden; am 4. September 1807 bereits erfolgte die königliche Kabinetsordre an Beyme zur Errichtung einer höheren Lehranstalt in Berlin. Die folgenden beiden Jahre sind mit Verhandlungen über die finanzielle Fundierung und die Heranziehung von Dozenten ausgefüllt, wobei namentlich W. v. Humboldt und Schleiermacher hervortraten. 1809 am 22. September erging die Kabinetsordre zur Gründung der Universität, am 28. September 1810 ernannte der König den ersten Rektor (Schmalz) und die ersten Dekane (Schleiermacher, Biener, Hufeland, Fichte), und am 6. Oktober wurden die 6 ersten Studierenden immatrikuliert, darunter Heims Sohn Wilhelm, der erste stud. med. der Berliner Universität. Die Gründungsgeschichte, und darin auch die

Widerwärtigkeiten, die der Eröffnung vorhergingen, und auf die sich Heims „zu freie“ Sprache bezieht, theilt Köpke mit in seinem Buche: Die Gründung der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin.

38) Johann Elert Bode, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und von 1787 bis 1825 Direktor der Berliner Sternwarte, stammte aus Hamburg, wo er am 19. Januar 1747 geboren wurde. 1772 wurde er als rechnender Astronom nach Berlin berufen, wo er die von der Akademie herausgegebene Sammlung astronomischer Tafeln bearbeitete, die alles auf die beweglichen Körper des Sonnensystems, wie auch der festen Punkte des gestirnten Himmels Bezügliche enthielten (1776). Seit 1777 bearbeitete er das Berliner astronomische Jahrbuch. Von seinen eigenen Arbeiten sei der grosse Himmelsatlas genannt in seiner „Uranographia“ (1797—1801), aus 20 Sternkarten und Titelkupfer im grössten Format bestehend; er stellte darin die bis dahin unerreichte Zahl von 17 240 Sternen fest. Bode nimmt unter den astronomischen Autoren des 18. Jahrhunderts den ersten Rang ein. Als Entdecker und Beobachter konnte er nicht viel leisten, da die Berliner Sternwarte auf dem Dache des Akademiegebäudes trotz des von ihm veranlassten Anbaues und ihre mässigen Instrumente ihm hier keine genügende Grundlage boten. Die Gedächtnisrede in der Akademie (er starb am 24. November 1826) hielt ihm sein Nachfolger Encke. (Poggendorff I. 217. Gel. Berl. 1825. p. 25. Abh. d. Akad. 1837.)

39) Daniel Friedrich Parthey ist geboren im Jahre 1745 zu Frankenberg in Sachsen; er hat sich vom Leineweber bis zum Hofrath im General-Finanzdirektorium hinaufgearbeitet, war Schwiegersohn Fr. Nicolais, Vater Gustav Partheys, des Inhabers der Nicolaischen Buchhandlung. Nachdem er in Leipzig vornehmlich Musik studiert hatte, wurde er Lehrer im Hause des Grafen Medem in Kurland; hier schloss er mit dessen ältester Tochter, Elisa von der Recke, Freundschaft fürs Leben. Durch Göckingk wurde Parthey in Berlin eingeführt. (cf. Gustav Parthey, Jugenderinnerungen I.)

40) Dr. theol. et phil. Johann Joachim Bellermann, geboren zu Erfurt am 23. September 1754, wurde 1804 zum Direktor des Grauen Klosters berufen. Seit 1810 las er an der Universität, 1816 wurde er zum a. o. Professor ernannt. Sein Direktorat legte er 1828 nieder, seine Vorlesungen setzte er bis an seinen Tod im Jahre 1842 fort. Neben Philologie, Philosophie und Theologie beschäftigte er sich lebhaft mit Naturwissenschaften und Musik; seinem Einflusse ist es zu danken, dass der Gesangunterricht auf den preussischen Gymnasien wieder eingeführt wurde. (Allg. d. Biogr. II. 307. Gel. Berl. 1825. p. 13 [Schriften].)

41) Christian Gottfried Daniel Stein, Dr. phil., geboren zu Leipzig 1771, Professor am Grauen Kloster. (Gel. Berl. 1825. p. 275.)

42) Heinrich Friedrich Link, geboren 2. Februar 1767 zu Hildesheim, gestorben 1. Januar 1851 zu Berlin, wurde 1815 als Mitglied der medizinischen Fakultät und Direktor des botanischen Gartens nach Berlin berufen, nachdem er vorher in Rostock und Breslau gelehrt hatte. Link war Universalgelehrter. Er war von Beruf Mediziner, doch mit besonderer Bezugnahme auf die Naturwissenschaften; hier war er auf allen Gebieten heimisch, als Zoologe,

Botaniker, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker; in der Pflanzenanatomie und -Physiologie hat er hervorragendes geleistet. Er hat hier als Erster die Selbständigkeit der pflanzlichen Zelle hervorgehoben. Der Berliner botanische Garten hat sich unter seiner Leitung namentlich durch die Arbeit des Garten-Inspektors Otto so gehoben, dass er damals als der reichste Garten Europas dastand. (Allg. d. Biogr. XVIII. 714. Gel. Berl. 1845. p. 214 [Schriften].)

43) Philipp Buttmann, geboren zu Frankfurt a. M. am 5. Dezember 1764, Verfasser der berühmten griechischen Grammatik, die 1792 in erster Auflage erschien, lebte seit 1789 in Berlin, Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, deren thatsächliche Leitung er seit Biesters Tode 1816 hatte, obwohl er die ihm angebotene Stelle des ersten Bibliothekars ausschlug. 1806 wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede, von 1800 bis 1808 war er Professor am Joachimsthalschen Gymnasium. Vorher war er neun Jahre lang in der Redaktion der Haude- und Spenerschen Zeitung thätig. Er starb am 21. Juni 1829. Die Gedächtnissrede in der Akademie hielt ihm Schleiermacher am 8. Juli 1830. (Allg. d. Biogr. III. 656. Gel. Berl. 1825. p. 41. Lowe, Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrter. 1806.)

44) Klenze, Buttmann und die Gesetzlosen. 1834. Als Manuskript für die Mitglieder gedruckt.

45) Christian Friedrich Nasse, Schüler Reils, Professor der Medizin und Direktor der medizinischen Klinik in Halle, Physiologe.

46) Christian Friedrich Hornschuch, Botaniker und besonders Moosforscher. Er ist geboren zu Rodach im Coburgischen 1793, wurde nach mehrjährigen Forschungsreisen 1818 als Demonstrator für Botanik nach Greifswald berufen und 1820 zum Professor für Naturgeschichte und Botanik ernannt. (Allg. d. Biogr. XIII. 158.)

47) Bruder von Ludwig Robert und Rahel Varnhagen.

48) Karl Witte, Jurist, Wunderkind, geboren 1. Juli 1800 zu Lochau bei Halle. Er zeichnete sich durch ein unglaubliches Sprachentalent aus. Mit zehn Jahren wurde er in Leipzig immatrikuliert, 1814 promovierte er in Giessen mit einer Schrift über die Konchoide des Nikomedes, eine Kurve des vierten Grades. Sein Studium erstreckte sich auf alte und neue Sprachen, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften. 1816 wollte er sich zu Berlin habilitieren, wurde jedoch wegen seiner Jugend noch nicht zugelassen und machte nun mit Staatsunterstützung eine Reise nach Italien, wo er sich hauptsächlich dem Studium der italienischen Kunst und Literatur widmete, besonders mit Dante beschäftigte. Er übersetzte später auf dieser Grundlage die divinia commedia in mehreren Ausgaben, weitere Werke Dantes und Boccaccios Dekameron. 1823 wurde er a. o., 1829 o. Professor der Rechte in Breslau, später ging er nach Halle. Er ist Begründer der deutschen Dante-Gesellschaft.

49) Johann Gottfried Karl Christian Kiesewetter, geboren 1766 zu Berlin, war Professor der Logik am Collegium medico-chirurgicum seit 1792. Er hat viel philosophische Schriften hinterlassen, darunter „Erste Anfangsgründe der reinen Mathematik“ (1799). (Poggendorff I. 1255.)

50) Johann Wilhelm Jakob Bornemann, General-Lotterie-Direktor, geboren zu Gardelegen. Er schrieb 1811 „Über die turnerischen Übungen

in der Hasenheyde", gab heraus „Plattdeutsche Gedichte", 2 Bde. (3. A. 1820). (Gel. Berlin 1825. p. 33.)

51) Friedrich Schulz, geboren 1769, genannt „Theater-Schulz", ein Sonderling ersten Ranges, war ursprünglich Jurist, brachte es aber nur bis zum Justitiar, da ihn seine Theaterleidenschaft alle Termine und Geschäfte versäumen liess; sein Universitätsgenosse Stägemann verschaffte ihm darauf eine Hilfsarbeiterstellung in seinem Ministerium (er sollte die Geschäfte bei dem projektierten Plenum der technisch-wissenschaftlichen Deputation führen) und liess ihn, da er auch hier nicht zu brauchen war, frei sowie sein geringes Gehalt für Lebenszeit behalten, „als ausgezeichnet durch Unbrauchbarkeit". Schulz war nun glücklich; seine Thätigkeit beschränkte sich nur auf den Verkehr mit Schauspielern sowie auf Rezensionen für die Berliner Blätter; zuletzt war er Kritiker der Spenerschen Zeitung. Dass er viel Sachkenntnis besass, beweist Goethes kleiner Aufsatz: „Die Berliner Dramaturgen". Typisch war bei ihm die vielen alten Hagestolzen eigene Abneigung gegen Sauberkeit. Als er Friederike Bethmann, deren unbedingter Verehrer er war, einst fragte, in was für einer Maske er auf die Redoute gehen sollte, um nicht erkannt zu werden, entgegnete sie: „Lieber Schulz, ziehen Sie reine Wäsche an, da kennt Sie kein Mensch!" (F. W. Gubitz, Erlebnisse I. 213 ff.)

52) Heinrich Karl Beyrich, Botaniker, ist am 22. März 1796 zu Wernigerode geboren. A. v. Humboldt, der ihn in Paris kennen lernte, verschaffte ihm 1822 einen Auftrag der preussischen Regierung zu einer Reise nach Brasilien, um aus den Urwäldern seltene Pflanzen für den Garten auf der Pfaueninsel und den Berliner botanischen Garten zu sammeln. Nach seiner Rückkehr Ende 1823 stand er 10 Jahre lang dem botanischen Garten vor, ging dann auf eine neue Forschungsreise nach Nord-Amerika und erlag am 15. September 1834 zu Fort Gibson im damaligen Indianergebiet einem Gallenfieber. (Allg. d. Biogr. II. 605.)

54) Daniel Amadeus Neander, nicht zu verwechseln mit seinem berühmten Namensvetter August Neander, geboren zu Lengefeld in Sachsen am 17. November 1771, war seit 1823 wirklicher Ober-Konsistorialrath und Mitglied der ersten Abtheilung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten in Berlin, zugleich Propst und Pfarrer an St. Petri als Nachfolger Hansteins. 1829 wurde er Generalsuperintendent der Kurmark und Direktor des Konsistoriums, 1830 Bischof der evangelischen Kirche. (Gelehrtes Berlin 1825. p. 254.)

55) Heinrich Steffens, geboren am 2. Mai 1773 zu Stavanger, seit 1804 auf Reils Betreiben Professor für Naturphilosophie, Physiologie und Mineralogie in Halle. Nach dem Zusammenbruch des preussischen Staates verliess er Halle, kehrte 1808 dorthin zurück, gerieth aber infolge seiner preussisch-patriotischen Gesinnung bald mit der französischen Polizei in Konflikt, so dass ihm eine Berufung nach Breslau sehr willkommen war. Vorher, im Jahre 1810 bemühten sich Schleiermacher, Froriep und Reil sehr, aber vergeblich, ihm einen Ruf an die neue Universität Berlin zu verschaffen, um ein wissenschaftliches Gegengewicht gegen Fichte hier zu haben. Bekannt ist seine auch im Bilde verewigte, zum Freiheitskampfe auffordernde Rede im

Februar 1813 in Breslau und seine Theilnahme als 40jähriger Mann und Familienvater an den Befreiungskriegen. Er besuchte Berlin im November 1824 auf der Rückkehr von einer Reise in die Heimath. 1832 endlich wurde er auf Veranlassung des Kronprinzen nach Berlin berufen, wo er noch 13 Jahre, bis zu seinem Tode am 13. Februar 1845, wirkte. (Allg. d. Biogr. XXXV. 555. Köpke, Gründung der Universität Berlin p. 79.)

56) Christian Gottfried Ehrenberg, geboren zu Delitzsch bei Leipzig am 19. April 1795, gestorben zu Berlin am 27. Juni 1876 als Professor der Naturwissenschaften und Geh. Medizinalrath. E. ist einer der bedeutendsten Naturforscher des 19. Jahrhunderts, vor allem Mikroskopiker. Gemeinschaftlich mit seinem Freunde Hemprich nahm er 1820—25 an der Expedition des Generals von Minutoli zur antiquarischen Erforschung der Nilländer als Naturforscher Theil. Ägypten, Nubien, Dongola, Arabien und Syrien wurden durchreist und durchforscht. 1827 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und a. o. Professor, 1839 ordentlicher Professor. 1829 begleitete er mit Gustav Rohr A. v. Humboldt auf seiner Reise nach dem Altai. In der folgenden Zeit beschäftigte er sich vornehmlich mit Infusorienforschungen. Epochemachend ist hier sein Werk „Die Infusorien als vollkommene Organismen“ (1838). Reiche Auszeichnungen blieben nicht aus. In London wurde er zum master of arts proklamiert, die Pariser Akademie ernannte ihn als Nachfolger Humboldts zum auswärtigen Mitgliede. Bekannt sind seine Forschungen über das Meeresleuchten, seine Erklärung des mittelalterlichen „Wunderbluts“ durch ein zeitweise zuchtbares Infusorium und die des blutigen Regens und Schnees aus demselben Grunde. cf. seine Biographie v. J. Hanstein 1877.

57) Gerhard Friedrich Abraham Strauss, Oberhofprediger, geboren zu Iserlohn am 24. September 1786, gestorben zu Berlin am 19. Juli 1863. Er wirkte seit 1822 am Dom, zugleich als Professor der praktischen Theologie an der Universität. Aus einem pietistischen Pfarrhause stammend, stand er zeitlebens in dessen und des Mysticismus Bann. Er hat wesentlich beigetragen zu dem kirchlichen Ton in dem Berlin der 30er und 40er Jahre, wobei ihm seine Eigenschaft eines trefflichen Kanzelredners sehr zu statten kam. (cf. Allg. d. Biogr. XXXVI. 532. Selbsterinnerungen 1868.)

58) Johann Bartholomäus Trommsdorff, Apotheker und Professor der Chemie in Erfurt, Reformator des Apothekenwesens, aus dem er den mittelalterlichen Unfug der „Milch des Mondes“, der getrockneten Kröten, des Hundsdrecks endlich beseitigte und an ihrer Stelle die wissenschaftliche Chemie zur Gesetzgeberin der Pharmazie machte. Nach Klaproths Tode sollte er dessen Nachfolger in Berlin werden, lehnte aber ab. Auch Begründer einer der ersten chemischen Fabriken, der berühmten Trommsdorffschen Fabrik in Erfurt ist er gewesen. (Allg. d. Biogr. XXXVIII. 641. Poggendorff II. 1136. Schriften.)

59) Die Rede ist abgedruckt im „Amtlichen Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Berlin im September 1828. Erstattet von A. v. Humboldt und H. Lichtenstein“. 1829.

60) Vergl. den amtlichen Bericht und die Berichte Rellstabs in der Vossischen Zeitung.

61) Die beiden Flugschriften des Gothaischen Generalsuperintendenten Bretschneider richteten sich gegen die Anklage, die der damalige ultraorthodoxe Hallenser Gerichtsdirektor Ludwig von Gerlach gegen die rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius erhoben hatte, und die der gleich orthodoxe Wilhelm Hengstenberg, der nachmalige Oberhofprediger in Berlin, in die Evangelische Kirchenzeitung aufnahm; zur Formulierung der Anklage waren Kollegienhefte von Studenten benutzt worden! Der Fall erregte lebhafte Entrüstung; in Berlin trat Neander deshalb von der Mitarbeit an der Evangelischen Kirchenzeitung zurück, eine Anzahl von Geistlichen erliess eine Erklärung gegen Hengstenberg.

62) Es ist Wilhelm Wackernagel, geboren 1806, der, nachdem er nach beendetem Studium $1^1/_2$ Jahre in Breslau auf Hoffmanns von Fallersleben Anregung als Literat gelebt hatte, von 1830 bis zu seiner Berufung als Professor für deutsche Sprache und Literatur nach Basel im Frühjahr 1833 sich in Berlin mit Korrigieren, Übersetzen, Stundengeben und Vorlesen durchschlug.

63) Willibald Alexis.

64) Christian Samuel Weiss, geboren 1786 zu Leipzig, seit 1810 ordentlicher Professor der Mineralogie in Berlin und Direktor des Mineralienkabinetts. Er starb am 10. Oktober 1856. (Gel. Berl. 1845. p. 30.)

65) Wahrscheinlich Recherches sur les ossements fossiles des Quadrupèdes etc. 2. A. Paris 1821 ff. 7 Bde.

III.

Theater und Kunst.

1795.

16. Dezember. Unter Tisch meiner Frau mein von Melchior gemaltes Bildniss geschenkt.

1796.

18. Januar. Speiste der Ober-Baurath Berson[2]) bei mir.

1797.

4. August. Bei Unger im Thiergarten den Schauspieler Ifland[3]) kennen gelernt.

1798.

24. Januar. Im Opernhause die Musik der Opera „Brennus“ mit angehört, die mir nicht wohl gefallen hat.[4])

1799.

11. März. Beim Minister v. Hardenberg in Gesellschaft des Geh. J. R. Koch und Schauspielers Ifland gespeist. Ifland, den ich nie auf dem Theater habe spielen sehen, sahe ich hier spielen.

1800.

18. Dezember. Die grossen Kinder gingen gleich nach 2 Uhr ins Komödienhaus, um gute Plätze zu bekommen, da heute Fleck[5]) sich nach seiner Krankheit zum ersten Mal wieder auf dem Theater zeigte.

1801.

3. April. Meine Frau, Christiane und Caroline waren Nachmittags in der Graunschen Passion[6]), wo Christiane als Mitglied der Sing-Akademie[7]) gleichfalls mitgesungen hat.

1802.

1. Januar. Auf kurze Zeit im neuen Schauspielhaus gewesen, in welchem heute zum ersten Mal ein Stück aufgeführt wurde.[8])

14. Februar. Abends im Opernhaus im Konzert die 4 Jahreszeiten von Haydn gewesen, aber nur kurze Zeit, — da solche Musik nicht für meinen Geschmack ist.[9])

4. August. Abends beim Kupferstichhändler Schiavonetti[10]) in einer grossen Gesellschaft zur Kindtaufe gewesen.

13. Abends in der Komödie mit meiner Frau und mit meinen 4 ältesten Kindern gewesen. Es wurden 3 Stücke: 1. Das neue Jahrhundert, in dem Herdt und Unzelmann und Madame Fleck, 2. Die Übereilung, wo Madame Meyer, Dlle. Doebbelin und Herr Kaselitz und endlich 3. Die beiden kleinen Savoyarden, wo ganz allein Madame Unzelmann ganz vortrefflich spielte, gegeben.[11])

27. Dezember. Abends im Schauspiel gewesen und das 2te Stück Alexis mit angehört und gesehen.[12]) Madame Unzelmann hatte heute ihr Benefiz und hatte mir ein Loge-Billet zu 6 Personen umsonst gegeben.

1803.

13. November. Mittags beim Fürsten Radziwill in Gesellschaft des Kapellmeisters Himmel[13]) gespeist.

1804.

4. Februar. Mittags beim v. Quast, Liebhaber der Madame Unzelmann gespeist.[14])

14. Mittags beim Minister v. Hardenberg in kleiner Gesellschaft gespeist. Beyme, Lombard, v. Kotzebue, Ifland, Schadow[15]) etc. waren hier.

30. Oktober. Abends in der Sing-Akademie gewesen, wo das arme Amen sehr mitgenommen wurde in Klopstocks Vater Unser.[16])

1805.

16. Oktober. Abends in der Komödie gewesen, wo der Puls und das Lager von Wallenstein gegeben wurde. Beide Stücke haben mir gefallen.[17])

1806.

9. Februar. Mittags beim Ofen-Fabrikanten Feilner[18]) in grosser Gesellschaft von Künstlern und Bauleuten gespeist.

21. Mittags beim Schauspieler Bethmann in kleiner Gesellschaft, näml. Direktor Ifland, Geh. R. Koels, Kapellmeister Reichardt[19]) gespeist.

29. August. Beim jüdischen Bankier Levi jun. in grosser Gesellschaft gespeist. Der berühmte Kupferstecher Bause[20]) aus Leipzig war auch hier.

1807.

18. Februar. Mittags beim Geh. R. v. Faudel, in Gesellschaft vom Schauspieler Ifland gespeist und recht vergnügt gewesen. Ifland war besonders munter und erzählte von Juden manche Anekdote.

1810.

11. April. Beim Prinzen Radziwill in kleiner Gesellschaft, unter welcher der lustige Kapellmeister Himmel war, recht gut gespeist und sehr vergnügt gewesen.

10. Oktober. Auf der Ausstellung gewesen, wo ich das Gemälde unserer verstorbenen Königin von Schadow gemalt mit vielem Wohlgefallen sahe.[21])

1814.

8. Juni. Starb der Kapellmeister Himmel.

1815.

16. August. Um 1 Uhr des Morgens starb die Schauspielerin Bethmann, ein sehr grosser Verlust für das Theater.

1816.

28. Juli. Die Giustinianische Gemälde-Sammlung besehen.[22])

31. Juli. Vor Tische nach Charlottenburg geritten und daselbst die vom Bildhauer Rauch so schön gearbeitete Statue der verstorbenen Königin in Augenschein genommen.[23]) Wollte Gott, sie lebte jetzt, diese so herzensgute Königin. Damals war es nach meinem Dafürhalten sehr gut, dass sie starb.

1819.

28. Juli. Beim Bildhauer Schadow die in Erz gegossene kolossalische Statue des Fürsten Blücher bewundert. An seinem Geburtsort Rostock soll sie zu stehen kommen.[24])

31. Oktober. Zu Hause gespeist mit dem Maler Schadow[25]), der sich 10 Jahre in Rom aufgehalten und vieles von der Kunst sprach und davon ebenso eingenommen war, als ich es von den Moosen bin. Wer von beiden nichts versteht, dem sind dies gar gleichgültige Dinge.

1820.

31. August. Bei Sr. Excellenz dem Justiz-Minister v. Kircheisen gespeist. Von Genies und Künstlern waren hier Rauch, Tieck[26]), Schadow, Schinkel.

1822.

3. November. Mittags beim Ofen-Fabrikanten Feilner in grosser Mannsgesellschaft von Künstlern gespeist.



1823.

30. April. Heute hat der Schauspieler Stich, der den 1. Hornung von dem Lieut. Grafen v. Blücher mit einem Dolch gestochen worden war, zum ersten Mal wieder gespielt, und ist mit grossem Beifall aufgenommen und herausgerufen worden.[27])

12. Mai. Wurde die Schauspielerin Stich, die vor einigen Tagen sehr ausgepocht wurde, mit dem Beifall aller belohnt.[28])

5. November. Abends mit den Meinigen im Theater gesessen und die Stücke Hermann und Dorothea und den Magister Quadrat spielen sehen.[29]) Da dies das erste Mal war, dass ich dies Theater besuchte, machte es viel und einen guten Eindruck auf mich. Die Stich und Madame Wolff[30]) haben mir Thränen gekostet.

1824.

3. Oktober. Starb der Schauspieler Stich.

4. Bei der Obduktion der Stich'schen Leiche erfuhr man, dass das Blutbrechen, an dem der Stich starb, keineswegs eine Folge des Blücher'schen Stichs gewesen ist.

27. November. Bei den Gebrüdern Bohrer, in Gesellschaft des berühmten Klavierspielers Muschles gespeist, und nach Tische ihn mit Vergnügen spielen gehört.[31])

1825.

28. Januar. Starb wider mein Erwarten die Schauspielerin v. Holtey[32]), welcher Tod mir sehr nahe gegangen ist.

16. Mai. Beim Ofen-Fabrikanten Feilner in grosser Mannsgesellschaft von lauter grossen Künstlern gespeist, z. B. Schinkel[33]), Beuth[34]), Rauch, Tieck[35]), 3 Schadow etc. und von 3—7 Uhr zu Tische gesessen.

25. September. Beim Bankier Ebers jun. gespeist. Die jetzt so berühmte Sängerin Sontag war auch hier. Sie ist recht hübsch, aber gar nicht so hübsch, als man sie mir geschildert hatte.[36])

7. Dezember. Gab die Schauspielerin Sontag ein Konzert, das die halbe Stadt in Bewegung setzte.

1826.

28. Dezember. Nach Tische zum Geh. Rath Beuth, den ich sehr schätze, gefahren und ihm zu seinem heutigen Geburtstag Glück gewünscht.

1827.

23. April. Mittags auf der Hochzeit der Schauspielerin Madame Stich mit dem Kaufmann Crelinger gewesen, und zwar in kleiner Gesellschaft von Schriftstellern und Theaterfreunden. Madame Stich sah allerliebst aus und der Bräutigam hat mir auch sehr gut gefallen.[37])

Weder sein Vater noch seine Brüder waren hier, aber Professor Raubach.[38])

10. Oktober. Abends lief Alt und Jung und mein lieber Sohn an der Spitze ins Theater, um die Sontag singen zu hören.

12. Abends waren fast alle wieder im Theater, um die Sontag zu hören. Fast möchte ich jeden Bettler, dem ich etwas gebe, bitten, dafür Gott anzurufen, die Sontag doch bald aus Berlin zu entfernen.[39])

14. Abends wie gewöhnlich lief alles ins Theater, um die Sontag singen zu hören.

27. Nach Tische eilte fast die ganze Familie zur Sontag hin.

1828.

6. März. Beim Bankier Wagener[40]) in grosser Gesellschaft von Künstlern gespeist. Rauch, Tieck, Schinkel, Beuth etc. waren hier.

1832.

15. Mai. Heute starb an Entzündung des Unterleibes der berühmte Musiklehrer Professor Zelter, einige 70 Jahre alt. Er war einmal sehr ärgerlich auf mich, weil ich das Vater Unser von Naumann lächerlich machte. Einige Jahre darauf gab er mir recht und seit dieser Zeit, an 15 Jahre her, hat er es niemals wieder singen lassen.[41])

1833.

4. Juni. Heute hat der Maler Hübner[42]) aus Düsseldorf mein Porträt zu malen geendigt. 5 Tage lang habe ich täglich 3 bis 5 Stunden lang vor ihm sitzen müssen.

---

1) Heinrich Anton Melchior, geboren um 1765, Bildhauer und Maler, starb zu Berlin 1796. Unter anderem malte er das von Uhland besungene „Mahl zu Heidelberg" (von Hess in Kupfer gestochen); eine Allegorie auf den Basler Frieden 1795 trug ihm den Preis der Berliner Akademie ein. Sein Porträt König Friedrich Wilhelms II. musste 27mal kopiert werden.

2) Geh. Ober-Baurath Philipp Bernhard François Berson, geb. 1754 zu Berlin, trat 1775 als Kondukteur bei den Kgl. Immediatbauten in den Staatsdienst. 1787 wurde er Assessor beim Ober-Bau-Departement. (Gel. Berl. 1825. p. 19.)

3) Iffland war am 14. November 1796 als Direktor des Berliner Königlichen Nationaltheaters engagiert worden.

4) „Brenno" von Johann Friedrich Reichardt, dem bekannten Kapellmeister der Königlichen Oper von 1775 bis 1794. R. hat diese Oper selbst für sein bestes Werk erklärt. Eine epochemachende Neuerung hatte er dadurch eingeführt, dass er zum ersten Male hier eine Basspartie in die grosse



Oper einführte; die Partie des „Brennus“ war für den berühmten Bassisten L. Fischer geschrieben; seine Arie „Roma superba“ wurde das Lieblingsstück der Berliner. Die Ouverture erhielt sich lange auf dem Konzertrepertoire. „Brenno“ wurde zum ersten Male zum Geburtstage des Königs am 16. Oktober 1789 in prachtvoller Ausstattung (sie soll 15 000 Thaler gekostet haben) aufgeführt.

5) Nach manchen Fahrten, — Leipzig, Hamburg — debütierte Fleck am 12. Mai 1783 bei Doebbelin in Berlin und blieb hier bis zu seinem Tode. Helden und komische Rollen gab er mit gleicher Meisterschaft. Seine beste Leistung war Wallenstein. Er hat im ganzen 202 Rollen gespielt; Shakespearesche Charaktere verkörperte er mit seltener Vollkommenheit. Mit seinem grossen, wenn auch nicht unmittelbaren Nachfolger Ludwig Devrient theilte er die Vorliebe für den Wein, so dass er manchmal — wie Iffland sich ausdrückte — „wie ein Säugling lallte und tändelte“. Sein Wiederauftreten am 18. Dezember 1800 eröffnete leider nur noch eine kurze Spielzeit; 45 Jahre alt starb er am 20. Dezember 1801.

6) Der Tod Jesu. Das Werk wurde regelmässig bis in die neueste Zeit hinein und wird auch jetzt noch zuweilen zur Passionszeit aufgeführt.

7) „Die Mitglieder bestehen aus Herren und Damen, mehr als hundert an der Zahl, und alle aus der gebildeten Klasse. Sie tragen die Unkosten gemeinschaftlich und versammeln sich alle Dienstage, um sich, blos aus Liebe zur Kunst, im Singen zu üben, zu welchem Zwecke solche Sachen, welche nur der Begleitung eines Flügels bedürfen, einstudiert werden. Zuhörer werden nur wenige, auf Billets von Herrn Zelter, zugelassen. Oeffentlich hat sich die Singakademie bey einigen grossen Konzerten und Kirchenmusiken hören lassen, und den vollkommensten Beyfall eingeärndtet.“ (Gedicke, Lexikon v. Berlin, 1806. p. 673.)

8) Die Eröffnungsvorstellung in dem neuerbauten, 1817 abgebrannten Schauspielhause (offiziell noch Nationaltheater genannt) waren Kotzebues „Kreuzfahrer“; das alte Komödienhaus war mit der „Jungfrau von Orleans“ geschlossen worden.

9) Der 14. Februar 1802 ist das Datum der ersten Aufführung von Haydns „Jahreszeiten“ in Berlin, nachdem sie am 24. April 1801 ihre überhaupt erste Aufführung im Schwarzenbergschen Palais in Wien erlebt hatten. Die Aufführung, die zum Besten der Königlichen Kapelle stattfand, leitete der Kammermusikus Gürrlich, den Simon sang Fischer, den Lukas Hurka, die Hanne Madame Schick. Über Einzelheiten der Aufführung berichten die Nummern 14, 15, 16, 18, 20 der „Voss. Ztg.“ 1802. Die von Zelter geschriebene Rezension steht in der „Allg. musikal. Ztg.“. (Rintel, Die ersten Aufführungen der Jahreszeiten von Haydn in Leipzig und Berlin, Sonntagsbeilage zur „Voss. Ztg.“ 1891. No. 22.)

10) Das Geschäft von J. R. Schiavonetti befand sich Unter den Linden No. 19. (Gedicke, Lexikon 341.)

11) „Das neue Jahrhundert“, Posse in 1 Aufzug von Kotzebue. „Die Übereilung“, Lustspiel in 1 Akt nach dem Englischen von Prof. Meier. „Die beiden kleinen Savoyarden“, Singspiel in 1 Akt, Musik von d'Alcyrac. — Herdt, zugleich Sänger, wirkte am Kgl. Theater bis zu seiner Pensionierung

1817. Unzelmann, ebenfalls Schauspieler und Sänger — er sang den Leporello bei der ersten Aufführung des „Don Juan" in Berlin am 20. Dezember 1790, den Papageno bei dem gleichen freudigen Ereignisse der „Zauberflöte" am 12. Mai 1794 — hat von 1775 bis zu seiner Pensionierung 1823 mit zwei Unterbrechungen 1781—83 in Hamburg und 1784—87 in Frankfurt a. M., wo er von der Frau Rath sehr verzogen wurde, und Mainz der Berliner Bühne angehört. 1821 feierte er sein 50jähriges Schauspielerjubiläum. Seine Gattin Friederike Flittner war wie er gleich gross in Schauspiel und Oper; rauschenden Beifall erntete das Ehepaar als Figaro und Susanne in „Figaros Hochzeit". Nach 18jähriger Ehe trennten sie sich 1803; Friederikes zweiter Gatte war Bethmann. — Demoiselle Doebbelin, die Tochter Theophil Doebbelins, gehörte ebenfalls seit 1775 dem Berliner Theater an, dem sie 50 Jahre treu blieb. Kaselitz war von 1787 bis zu seinem Tode 1818 am Schauspielhause thätig; auch er war zugleich Sänger.

12) „Alexis", Singspiel in 1 Akt, aus dem Französischen von Herklots, Musik von d'Aleyrac.

13) Heinrich Himmel, der Komponist von „Fanchon", geboren am 20. November 1765 zu Treuenbrietzen, anfänglich Theologe („er liebte es später, diesen ersten Theil seines Lebens in Dunkel zu hüllen", schreibt Rob. Eitner in der Allg. d. Biogr. XII. 435). Er widmete sich dann der Musik und wurde Schüler Naumanns. 1795 berief ihn Friedrich Wilhelm II. zum Nachfolger des in Ungnade gefallenen Reichardt. Für seine Kompositionsweise ist „Fanchon" das Charakteristikum: leicht, gefällig tändelnd, und so schildert ihn auch Zelter als jovial, gemüthlich, einen Freund des Weins. Von seinen Liedern werden noch heute einige gesungen. Er starb am 8. Juni 1814 an der Wassersucht. Einen ansprechenden Beitrag zu dem Kapitel Himmel bietet Th. Fontane in dem 4. Bande seiner Wanderungen in dem Abschnitt: „Berlin in den Tagen der Schlacht von Grossbeeren."

14) Wolf Ludwig Friedrich von Quast, der „tolle Quast" der Gendarmen. Quast war bei aller „Tollheit" ein begabter, gebildeter, belesener Offizier, in dem ein Stück Genie steckte. Bekannt ist sein Buch „Das Reitpferd", das 1809 und 1815 in zweiter Auflage erschien. Er starb am 2. Mai 1812, 43 Jahre alt, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. — Nach dem eigenen Geständnis Friederike Unzelmanns an Fr. W. Gubitz war Quast ihre einzige Liebe, die sie völlig überwältigte. Er trennte sich später von ihr. Nach seinem plötzlichen Tode war wochenlang „mit der Bethmann kaum zu sprechen; sie kam in den ersten Tagen nicht aus dem Weinen heraus". (Fontane, Wanderungen I. 328. Gubitz, Lebenserinnerungen I. 212.)

15) Gottfried Schadow, der „alte Schadow". Auch ihm hat Fontane in dem 4. Bande der „Wanderungen" in dem Kapitel „Saalow" ein Denkmal gesetzt.

16) Die berühmteste Komposition Johann Gottlieb Naumanns.

17) „Der Puls", Lustspiel in 2 Akten von Babo. „Wallensteins Lager" wurde am 28. November 1803 zum ersten Male aufgeführt.

18) Die Ofenfabrik von J. G. Höhler und Feilner befand sich in der Hasenhegerstr. (der heutigen Feilnerstrasse) No. 4. Sie beschäftigte 1803 52 Arbeiter und lieferte namentlich Ofenaufsätze sowie Figuren von gebranntem Thon, ferner Badewannen aus diesem Material, Einrichtungen zu

Dampfküchen, tragbare Küchen, Baustücke zu Gesimsen auf Häusern (so für die Werdersche Kirche), endlich grosse Thonplatten zu Basreliefs. Auf solchen führte Schadow die Verklärung der Königin Luise aus. Ursprünglich vom Töpfermeister Höhler mit 4 Arbeitern betrieben, führte Tobias Christian Feilner aus Weyden in der Oberpfalz, der 1793 als Töpfergeselle in Berlin einwanderte und 1797 Werkmeister bei Höhler wurde, ihren hohen Aufschwung herbei. In Hermbstädts und Karstens Vorlesungen bildete sich Feilner wissenschaftlich aus. Er erfand 1804 die enkaustische Malerei (die Methode, gebrannter Thonerde Gemälde aufzutragen und diesen mittels einer farblosen Glasur Reinlichkeit und Feuerbeständigkeit zu geben). Er wurde dann Miteigenthümer der Fabrik; seit 1812 war er alleiniger Besitzer. (Berlin wie es ist p. 237. Rumpf, Berlin und Potsdam I. 567 ff.)

19) Reichardt, der nach seiner Entlassung in Berlin einen Posten als Salzinspektor bei Schönebeck in Halle erhalten hatte, kehrte nach dem Tode Friedrich Wilhelms II., der ihm stets gewogen geblieben zu sein schien, nach Berlin zurück und brachte hier wieder verschiedene Opern zur Aufführung. 1806 musste er vor Napoleon flüchten, dessen Unwillen er durch eine mit Schlabrendorf verfasste politische Schrift: „Napoleon und das französische Volk unter seinem Konsulat“ erregt hatte.

20) Johann Friedrich Bause, geboren 1738 zu Halle, gestorben 1814 zu Halle. Von armer Herkunft, war er vornehmlich auf Selbststudium angewiesen. Sein Hauptgebiet ist das Porträt, namentlich stach er nach A. Graffs Bildnissen. Er war Professor an der Leipziger Kunstakademie.

21) Im Katalog der Kunstausstellung 1810 findet sich kein Bild der Königin Luise von einem Schadow; es ist ein Pastellporträt von Henschel und ein Miniaturporträt von Marquardt vorhanden.

22) Die Giustinianische Gemälde-Galerie war zum Theil von Friedrich Wilhelm III. in Paris angekauft worden und wurde in einigen Sälen der Universität aufgestellt. Die Galerie war von dem Marchese Giustiniano in seinem auf den Trümmern der Bäder des Nero in Rom erbauten Palaste gesammelt worden und wurde 1807 von den Franzosen nach Paris entführt. Der Marchese hat ein grosses Kupferwerk über seine Sammlungen Galleria Giustiniana, 2 Bde. 1631, herausgegeben. (Parthey, Jugenderinnerungen II. 278.)

23) Das in Carrara und Rom 1812—14 hergestellte Grabdenkmal der Königin, das am 10. August 1814 in Livorno nach Hamburg eingeschifft wurde, gelangte erst nach vielen Fährlichkeiten an seinen Bestimmungsort. Das englische Schiff, das es trug, wurde von einem amerikanischen Kaper aufgebracht. Erst am 22. Mai 1815 traf das Monument in Berlin ein und wurde am 30. Mai im Mausoleum aufgestellt.

24) An der Entstehung dieses vorletzten grossen plastischen Werkes Gottfried Schadows hat Goethe Antheil gehabt. Über das von Schadow gewählte Phantasiekostüm urtheilt der Dichter: „Das Bild steht wie auf dem Scheidepunkte älterer und neuerer Zeit, auf der Grenze einer gewissen konventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst, selbst wider ihren Willen, an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet.“

Das Denkmal wurde von Lequine gegossen, von Coiié ciseliert und im August 1819 zu Rostock errichtet. Eine kleine Wachsskizze aus dem Jahre 1816 befindet sich in der Nationalgalerie.

25) Wilhelm v. Schadow-Godenhaus, zweiter Sohn Gottfried Schadows, geboren am 6. September 1789 zu Berlin, seit 1826 Direktor der Akademie zu Düsseldorf. Der römische Aufenthalt währte von 1810 bis 1819; S. schloss sich hier den sogenannten Nazarenern an und trat unter dem Einfluss Overbecks zum Katholizismus über. In Gemeinschaft mit Overbeck, Cornelius und Ph. Veit malte er die sieben Fresken in der Casa Bartholdy, die sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie befinden. Die „Klage Jakobs“ und „Josephs Traumdeutung im Gefängnis“ sind seine Werke. Ferner stammen aus der römischen Zeit eine Reihe von Porträts, darunter von Mitgliedern der Familie Wilhelm v. Humboldts, sowie ein grösseres Gemälde, worauf er Thorwaldsen, seinen älteren Bruder Rudolf und sich selbst zu einer Gruppe von Halbfiguren vereinigte, ebenfalls in der Nationalgalerie. Endlich ist noch zu nennen eine „heilige Familie“, im Auftrage des Kronprinzen Ludwig von Baiern gemalt und in der neuen Pinakothek in München. Wie sein Vater war er Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite. (Allg. d. Biogr. XXX. 515. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV. „Saalow“.)

26) Vom Bildhauer Tieck ist die Heim zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum von den Berliner Ärzten gestiftete Büste angefertigt.

27) Es handelt sich um das bekannte Renkontre zwischen dem Schauspieler Stich, dem Gatten der schönen Auguste Stich, geborenen Dühring, nachmaligen Crelinger und dem Leutnant Grafen Franz von Blücher, dem Enkel des Feldmarschalls. Stich, aus dem Theater heimkehrend, traf den Leutnant, auf den er Anlass zur Eifersucht hatte, im Zivilanzuge auf dem Flur seines Hauses an, stellte ihn zur Rede und wurde von ihm mit einem Dolche verwundet. Der Fall machte sehr böses Blut in Berlin und veranlasste eine scharfe Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III.

28) Bei ihrem ersten Auftreten nach der Katastrophe (am 11. Mai als Thekla) hatte ihr das Publikum, dessen erklärter Liebling sie sonst war, einen sehr üblen Empfang bereitet; sie wurde mit einem fürchterlichen Lärm empfangen, der es ihr anfangs unmöglich machte, zu spielen.

29) „Hermann und Dorothea“, idyllisches Familiengemälde von C. Töpfer (nach Goethe). „Magister Quadrat“, Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen von C. Blum.

30) Die Frau des Schauspielers und Dichters Pius Alexander Wolff, des Verfassers von Preciosa. Der Intendant Graf Brühl hatte das Paar 1816 von Weimar nach Berlin gerufen. Berühmt war Madame Wolffs Iphigenie. Sie gehörte bis zu ihrer Pensionierung 1842 dem Schauspielhause an.

31) Ignaz Moscheles kam im Jahre 1824 zum ersten Male nach Berlin, um hier ein Konzert zu geben. Die erste Einladung, die er hier erhielt, war von Frau Lea Mendelssohn-Bartholdy, der Mutter von Felix. Zugleich bat sie ihn, ihrem Sohne Klavierunterricht zu geben; aus diesem Unterricht entwickelte sich ein inniges Freundschaftsband zwischen Lehrer und Schüler. Für unsere heutige Musikwelt interessant sind die Angaben über die damaligen Berliner Konzertverhältnitse aus einem Auftreten Moscheles' in Berlin

im Jahre 1832. Der vornehmste Konzertsaal war der Saal des Schauspielhauses; die Kosten, Zettel, Wagen etc. mit eingerechnet, betrugen 40 Louisd'or; die Singakademie kostete wenig mehr als die Hälfte. Die Einnahme betrug 903 Thlr. (Karpeles, Aus dem Berliner Musikleben vor 50 Jahren im Bär. 1889. Heft XIV. p. 178.)

32) Luise Rogée, die Gattin Karl von Holteis, Schülerin von Friederike Bethmann. 1814 debutierte sie in Berlin und wurde sehr bald der Liebling des Publikums. Begeisterung erregte ihr „Käthchen von Heilbronn“, die letzte Rolle vor ihrem Tode. Ihre Herkunft ist dunkel, sie ist am 1. Dezember 1800 zu Wien geboren, vielleicht das Kind einer Schauspielerin. Von 1820 bis 24 blieb sie Berlin fern. Ihr früher Tod erregte allgemeine Trauer.

33) Schinkel war damals mit dem Bau des alten Museums beschäftigt, dessen Plan am 12. Januar 1824 vom König genehmigt worden war, sowie mit dem der Werderschen Kirche, deren Entwurf in das Jahr 1825 fällt. (Waagen, Carl Friedrich Schinkel im Berliner Kalender. 1844.)

34) Wilhelm Beuth, der Begründer des Gewerbeinstituts, der Provinzial-Gewerbeschulen und des Vereins für Gewerbefleiss in Preussen.

35) Rauch schuf in dieser Zeit seine beiden Erzdenkmäler Blüchers für Breslau und für Berlin, ferner verschiedene Genien für das Kreuzbergdenkmal, die mit den Gesichtszügen der Königin Luise, der Kaiserin Alexandra Feodorowna (Prinzessin Charlotte von Preussen) und Blüchers. — Friedrich Tieck war bis 1829 mit dem bildnerischen Schmuck des Schauspielhauses beschäftigt, aussen modellirte die Gruppen auf der Freitreppe, Apollo auf dem von Greifen gezogenen Wagen, den Pegasus, die Reliefs am Fries (Niobe), im Innern die 16 Karyatiden im Konzertsaal sowie die sitzende Statue Ifflands.

36) Henriette Sontag trat am 3. August 1825 in Rossinis „Italienerin in Algier“ zum ersten Male in Berlin im Königstädtischen Theater auf. Sie sang von 1825 bis 1827 in der „Italienerin“ 40 mal, im „Schnee“ von Auber 30 mal, in „Aschenbrödel“ von de Melle 23 mal, in der „Weissen Dame“ von Boieldieu 22 mal und sonst noch in 12 anderen Opern. Im Mai 1827 reiste sie auf einige Monate nach Paris, wo sie für die grosse Oper engagiert wurde. Vergeblich bot man ihr in Berlin 12 000 Thaler, wenn sie bleiben wollte; sie blieb fest und wurde zur Strafe bei ihrem ersten Wiederauftreten am 11. September als Italienerin ausgezischt. Freilich verwandelte sich das Zischen bald in jubelnden Beifall. Am 7. November verliess sie Berlin. Von ihrer hinreissenden Schönheit, die merkwürdigerweise unsern Heim nicht befriedigte, können wir uns nur einen schwachen Begriff machen, da die wenigsten ihrer Bilder gelungen und alle durch die dicken Lockenwülste an den Schläfen entstellt sind.

37) Otto Crelinger, der älteste Sohn des Bankiers Crelinger. Auguste Stich war damals 32 Jahre alt. Sie betrat nun ihr drittes Künstlerinnen-Stadium; nach Rellstab war Auguste Dühring die angenehmste Erscheinung, Auguste Stich die gefeiertste und Auguste Crelinger die grösste Künstlerin.

38) Ernst Raupach hat die meisten Frauenrollen seiner Dramen für die Crelinger geschrieben.

39) Diesen Sontagtaumel, der auch 1825 herrschte, den Rellstab in seiner Satire „Henriette, die schöne Sängerin" verspottete und dafür mit Gefängnishaft büssen musste, schildert uns ergötzlich Fr. Tietz in einer Skizze „Der rothe Wagen". Den rothen Wagen, eine Miethskutsche des Fuhrherrn Gentz, Unter den Linden 64, benutzte die gefeierte Sängerin bei ihren Fahrten in Berlin. „Rief einer auf der Strasse „der rothe Wagen kommt!" so wurden plötzlich alle Hälse länger, alle Brillen abgewischt, alle Lorgnetten flogen zum Auge, — die „alte Garde" nahm den letzten Athem zusammen, um wenigstens einen Moment wieder jung und kraftvoll zu erscheinen. Die „junge Garde" fuhr mit der Hand durch die gekräuselte Haartolle und zupfte die spitzen Vatermörder um einen halben Zoll weiter aus der steifen Kravatte. Nante richtete sich an der Ecke höher empor und schüttelte sich gewaltsam aus seinem perpetuierlichen Branntweintaumel auf, der Holzhauer, der, damals noch ungestört, sein Atelier auf der Strasse eingerichtet, liess einen Augenblick Axt und Säge ruhen, um einen schwärmerischen Blick in den Wagen werfen zu können, . . . Die Ellen in den Modeläden wurden länger, die Pfunde in den Butterkellern schwerer, die Maasse der Hökerinnen in den Buden weiter für alle, die da kauften in dem glücklichen Moment. . . Die Vorfahren unserer Konstabler, damals Gendarmen genannt, hoben die Säbel unter den Arm, damit ihr Klirren Sie nicht erschrecken sollte, und manches uniformierte pommersche junge Blut, das soeben als Schildwache „fleissig war", senkte betrübt den Blick, weil es so gern das Gewehr präsentiert hätte und doch nicht durfte. Hätte es damals schon Daguerrotypisten und Photographen gegeben, wir glauben, die Herren wären mit ihrem Apparat neben dem rothen Wagen hergelaufen, um Ihr Bild zu stehlen."

40) Der Begründer der Wagenerschen Gemäldesammlung, die den Grundstock zur Berliner Nationalgalerie bildete. Wagener begann seine Gemäldesammlung im Jahre 1815, und zwar beschränkte er sich lediglich auf Bilder von zeitgenössischen Malern. Das erste Bild war Schinkels „Ansicht einer in gothischem Styl auf einem Felsen am Ufer des Meeres erbauten Kirche". Von Schinkel befinden sich im Ganzen elf Gemälde, theils Kopien, in der Sammlung. Sämmtliche Berliner Maler jener Zeit sind vertreten, dann die Münchener Schule der 20er Jahre (Rottmann, Hess, Adam, Wagenbaur), und vornehmlich seit 1828 die Düsseldorfer. In den 40er Jahren beginnt das Interesse für die Ausländer, geweckt durch das Auftreten Gallaits und de Biefves auf der Berliner Kunstausstellung; neben den Franzosen (Horace Vernet) treten vor allen die Belgier hervor. Vermittelst Testaments vom 16. März 1859 vermachte Wagener seine Sammlung, die 262 Nummern aufwies und die einen Werth von über 100 000 Thlr. darstellte, dem Prinz-Regenten. Mit dankbaren Worten nahm sie König Wilhelm nach Wageners Tode Anfang 1861 an und bestimmte ihre vorläufige Aufstellung in der Akademie; am 22. März 1861 wurde sie dem Publikum zugänglich gemacht. (Waagen, Verzeichnis der Gemäldesammlung des Konsuls Wagener.)

41) Zelter, nach Fasch Dirigent der Singakademie, der Freund Goethes. Er wurde am 11. Dezember 1758 zu Berlin geboren, war ursprünglich Maurer, entwickelte sich aber daneben zu einem tüchtigen Violinisten, Dirigenten und Komponisten. 1786 wurde in der Garnisonkirche eine Trauerkantate

auf den Tod Friedrichs des Grossen aufgeführt; in Rellstabs (des Vaters Ludwig Rellstabs) Liebhaberkonzerten war er Vorgeiger. 1800 übernahm er die Direktion der Singakademie. 1809 entstand die Liedertafel und damit eine neue Aera des Männergesangs; im selben Jahre wurde Zelter zum Professor ernannt. 1819 begründete er das Königliche Institut für Kirchenmusik. Sein Briefwechsel mit Goethe erschien 1833-36 in 6 Bänden. Am bekanntesten und volksthümlichsten wurden seine Lieder und Männerquartette. — Sein von Heim hier angeführtes Urtheil über Naumanns Meisterwerk, das Vater Unser, dürfte ziemlich vereinsamt dastehen. C. M. v. Weber z. B. empfiehlt dieses Werk einem Fachgenossen zur Aufführung mit folgenden Worten: „Vorschlagen könnte ich Ihnen das jetzt im Stich erschienene Vater Unser von Naumann. Ein herrliches Werk!“ und bei dem zur Verherrlichung von Klopstocks 100. Geburtstag in Quedlinburg veranstalteten Musikfeste am 1., 2. und 3. Juni 1824, das Weber dirigierte, stellte er es an die Spitze der aufzuführenden Werke.

42) Julius Hübener, geboren 27. Januar 1806, gestorben 7. November 1882, war Schüler Wilhelm Schadows in Düsseldorf, wo er einer der Begründer der Malerschule wurde; bis 1839, wo er sich in Dresden niederliess, lebte er abwechselnd in Düsseldorf und Berlin.

IV.

Geschichte.

1796.

10. April. Beim Minister v. Hardenberg gespeist, und recht vergnügt gewesen. Mit ihm wie mit meinesgleichen gesprochen. Er ist ein munterer, angenehmer und geselliger Mann. [1])

1798.

16. Februar. Beim Geh. Tribunalsrath v. Hermmsdorff in grosser Mannsgesellschaft, wo mehrere Minister, auch der berüchtigte Minister v. Woellner waren, gespeist. [2])

1799.

9. Mai. Beim Minister v. Hardenberg alle die eingesandten Nachrichten aus Rastadt wegen der Ermordung der französischen Gesandten Bonnier und Roberjot mit vieler Rührung gelesen. [3])

15. Dezember. Beim Feldmarschall v. Möllendorff in grosser Gesellschaft gespeist. Der Adjutant des Generals v. Buonaparte Mons. Duroc war auch hier und habe ich mit ihm gesprochen. [4])

1801.

4. April. Der Tod des russischen Kaisers, den wir heute erfuhren [5]) — dass die Engländer vor Kopenhagen sich befinden und es bombardieren [6]) — dass der grosse Buonaparte Gefahr gelaufen hat, vergiftet zu werden [7]) — das alles erfuhr ich heute.

28. August. Mittags beim Grafen v. Carmer mit meiner Frau und 2 ältesten Töchtern gespeist und zwar in grosser Gesellschaft. Mit dem Gross-Kanzler v. Goldbeck [8]) vieles von der vorigen Regierung und den damaligen Favoriten des Königs gesprochen. Bei dieser Gelegenheit äusserte Sr. Excellenz, dass ein kluger Mann die Farbe des Zeitalters tragen müsse, wenn er nicht unbekannt bleiben wolle.

11. Oktober. Mich sehr gefreut, dass zwischen England und Frankreich Friede sei, wie ich heute aus dem Munde des französischen Gesandten Beurnonville diese Nachricht selbst erfahren habe.[9])

1802.

3. Juni. Beim Minister v. Hardenberg gespeist, in kleiner Gesellschaft, ohne seine Madame.[10])

27. November. Mittags speisten D. Weitsch, Hofr. Schulz, Chr. Kessler und ein schlesischer Kaufmann Löhnig bei mir. Letzterer hat, da man ihn beim russischen Kaiser Paul eines Verbrechens wegen angeklagt hatte, 175 Knutenhiebe erhalten, man hat ihm die Nasenlöcher aufgerissen und an der Stirn brandmarken lassen, und ist nach Sibirien geschickt worden. Weil seine Unschuld bekannt war, ist er von dem jetzigen Kaiser in Freiheit gesetzt worden. Dieser Mann hat uns vieles erzählt.

1803.

1. August. Mittags beim Kriegsrath Ruckmann gespeist. Den grossen Buonaparte einem andern zum Ärger tüchtig gelobt.

1805.

10. Oktober. Abends beim Präsidenten v. Scheve im Kränzchen gewesen, wo von nichts als dem bevorstehenden Krieg gegen die Franzosen gesprochen wurde.[11])

14. November. Mittags beim Geh. Rath Beyme gespeist, und zwar ganz allein. His manner of judjing others I dont like at all. He has too much arrogance and thinks himself too wise.[12])

15. Oktober. Mit dem Krieg in Deutschland und mit unseren politischen Verhältnissen zu demselben unzufrieden gewesen. Bei uns geht alles so nachlässig und indolent zu.

19. Oktober. Gestern zogen die Regimenter v. Goetz und v. Winning und die Husaren und heute v. Larisch und v. Arnim ab.

24. Oktober. Den ganzen Tag von nichts, als von der grossen Niederlage der Österreicher durch die Franzosen reden gehört.[13]) Gott weiss, wem man eigentlich Glück beim jetzigen Krieg wünschen soll. Ich besuche meine Patienten ordentlich — mag es gehen wie es will mit dem Krieg — da ich nichts ändern kann. Den grossen Napoleon verehre ich, nicht sowohl als Kaiser, aber als den ersten Menschen in der Welt.

25. Oktober. Nachmittags gegen 2 Uhr kam der russische Kaiser Alexander hier an. Der Auflauf von Menschen war dabei gross.[14])

1806.

Vor dem Titelblatt: Monsieur Bonaparte, né le 15 Aout 1769, taille quatre pieds dix pouces, dix lignes, a fini sa quatrième année — a bonne

constitution, santé excellente, caractère soumis, honnête et reconnaissant; s'est toujours distingué par son application aux mathématiques; il sait très-passablement son histoire et sa géographie; il est assez foible dans tous les exercices d'agrement et pour le latin, où il n'a fait que sa quatrième classe — sera un bon marin.

31. August. Gestern ist das hiesige Husaren-Regiment und die Gensd'armes, und heute das Regiment v. Möllendorff und das Grenadier-Bataillon von hier ausmarschiert. Ob wirklich Krieg, und zwar gegen Napoleon werden wird? weiss kein Mensch bestimmt. [15])

20. September. Vor Tische nach Charlottenburg geritten. Unterwegs den König und die Königin gesprochen. Ersterer sagte mir zuletzt: „Morgen reise ich ab, leben Sie wohl, lieber Heim!“ Nach Tische nach Steglitz gefahren und von Beyme Abschied genommen.

28. Beim Minister v. Hardenberg zu Tempelberg 7 Meilen von hier gespeist. — Von Politik ist viel gesprochen worden. Ich schwieg zu allen diesen Reden stille.

13. Oktober. Beim Prinzen Ferdinand in der Stadt gespeist. Kein Prinz und Prinzessin waren mit zu Tische. Alle und sämmtliche Gäste waren in Trauer über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand, der den 10. dieses bei Saalfeld in einer Affäre mit den Franzosen erschossen worden. [16]) Aller Wahrscheinlichkeit nach stehen Preussen noch weit wichtigere Begebenheiten bevor, die noch schlimmer sein können.

14. Von unserer Armee nicht die besten Nachrichten gehört.

15. Wie es mit dem König und der Armee steht, hat man heute nicht das Mindeste mit Gewissheit erfahren.

16. Oktober. Nach allen Nachrichten, die wir aus Sachsen erhalten, ist das Bernadottesche und Soultsche Korps geschlagen worden, welches uns allen grosse Freude verursachte. [17])

17. Der 14. dieses ist der unglückliche Tag gewesen, wo die Hauptarmee des Königs bei Naumburg [18]) total geschlagen worden ist. Heute war über dieses Unglück jedermann in der grössten Bestürzung. Ich, der ich die Ungewissheit aller menschlichen Dinge recht gut kenne, mich hat dieser Vorfall nicht aus meiner gewöhnlichen Verfassung gebracht. Ich bedaure nur unsern braven, ehrlichen und rechtschaffenen König und sein ganzes Haus und die vielen Wittwen, die durch den Tod ihrer Männer es geworden sind.

19. Erfuhr man die unangenehme Nachricht, dass das Korps des Prinzen Eugen von den Franzosen geschlagen sei [19]), und dass die Franzosen nun selbst bald in Berlin sein würden. Alle Menschen sind in Ängsten, und mehrere flüchten. Ich fürchte mich keineswegs für die Franzosen. Ich werde sie gut aufnehmen — für sie bezahlen und damit gut.

20. Die Lage Preussens ist traurig genug. Den grössten Theil seiner Länder wird es sicher verlieren, dazu ist aller Anschein.

21. Dem Vernehmen nach kommen morgen die Franzosen, 5000 an der Zahl, hierher.

22. Noch ist kein feindlicher Franzose hier.

24. Heute sind endlich ungefähr 200 Mann Franzosen hier eingerückt. Alle sehen sehr martialisch aus.

25. Heute sind an 20 000 Franzosen hierher gekommen, einige davon sind hier geblieben, die meisten nach Oranienburg marschiert, um dem Korps des Prinzen von Hohenlohe zuvor zu kommen, der nach Küstrin geht.[20])

26. Heute ist der Kaiser Napoleon noch nicht hier angekommen. Mehrere 1000 Mann Franzosen gingen durch die Stadt. — Seit gestern ist mir aller Muth gesunken und es ist traurig, dass Preussen so gedemüthigt wird. Mein einziger Trost ist, dass die Franzosen muthige Krieger sind und dass uns ein grosser Held und erfahrene Krieger überwunden haben. Die armen Landleute sind nur recht sehr zu bedauern. Allenthalben, wo die Franzosen hinkommen, plündern sie, nehmen alles mit sich und ruinieren Häuser und meubles. Doch das sind nothwendige Folgen des Krieges.

27. Heute Nachmittag um 3 Uhr ist endlich Napoleon wirklich hier angekommen und auf dem Schloss abgetreten.[21]) Mehrere Regimenter Kavallerie sah ich vor unserer Wohnung vorbeireiten. So gut diese auch aussahen, so hat mich ihr Anblick doch betrübt.

28. Den grossen Kaiser Napoleon zum ersten Mal und zwar zu Pferde gesehen. Unsere Noth in Berlin ist geringer im Verhältniss mit der der Landleute. Abends . . . unter den Linden und im Lustgarten bei hellem Mondschein und dem schönsten Wetter spazieren gegangen, und so viele Menschen auch allenthalben waren, so hörte man keine menschliche Stimme — alles war ganz stille.

29. Hat sich bei Prenzlau das Hohenlohesche Korps den Franzosen ergeben. Die Gensd'armes und Garde du Corps sind darunter begriffen. Kam Prinz August Ferdinand als Gefangener hierher.[22]) Graf Schmettau ist todt am Schlagfluss, wie man sagt, sicherer aber ist es, dass er sich erschossen hat.[23])

30. An die Franzosen wird man täglich mehr gewöhnt. Ein trauriger Anblick war es für mich, das ganze Regiment Gensd'armes ohne Offiziers als Gefangene zu Fuss marschieren zu sehen.[24])

4. November. Fünf schöne Kavallerie-Regimenter sah ich heute hier einrücken. In Frankreich diese zu sehen, würde mir viel Vergnügen gemacht haben. Hier nicht.

9. Magdeburg hat sich ergeben sowie das Blüchersche Korps sich heute gefangen nehmen lassen.[25])

10. Vom Gensd'armen-Offizier Pourtalès besucht worden, der sich, wie ganz billig ist, schämte.

13. So wie ich leiden kann, dass man übel von den Franzosen spricht, so bin ich heute sehr getadelt worden, dass ich zu viel Gutes von ihnen und zu viel Nachtheiliges von den Preussen rede. Ich werde also schweigen müssen.

25. Heute früh um 3 Uhr ist der Kaiser von hier nach Küstrin abgereist. Nur einige 1000 Franzosen sind noch hier.

29. Über das traurige Schicksal des Preussischen Staates bin ich betrübt; mein Verstand ehrt und schätzt Napoleon, mein Gefühl hasst ihn.

8. Dezember. Dass der Kaiser Napoleon den Schatz von 18 Millionen Rthlr. des Kurfürsten von Hessen und die Kostbarkeiten des Grünen Gewölbes zu Dresden, die ebenso viel werth sein mögen, in Besitz genommen, ist mir sehr auffallend gewesen. Wie viel tausend Thränen der Unterthanen dieser Herren mögen wohl auf diesen Schätzen ruhen![26])

16. Beim Prinzen Ferdinand gespeist. Die Offiziers, die mit an Tafel sassen, waren alle in Zivilkleider gekleidet.[27])

24. Hat der Prinz August von Napoleon den Befehl bekommen, in einer Stunde von hier nach Nancy abzureisen. Vor 4 Uhr ist er auch sogleich in Begleitung zweier französischer Offiziers abgefahren.

1807.

17. Februar. Die Nachricht, dass nun auch die Franzosen in Königsberg wären, hat mich erschreckt und traurig gemacht.[28]) Ich bin übrigens weit entfernt, dem Napoleon Böses zu wünschen, da ich vor wie nach ihn als einen grossen Mann verehre, und von ihm überzeugt zu sein glaube, dass er endlich auch die Menschen glücklich machen werde.

2. März. Beim Prinzen Ferdinand gespeist. Mehrere kriegsgefangene preussische Offiziers waren in bürgerlicher Kleidung hier, die deshalb komisch genug aussahen. So sehr ich diese Herren bedaure, so hat im ganzen das Militär eine solche Demüthigung und Züchtigung verdient, da vor dem Kriege die Anmassung und eitle Dünkel desselben ohne Grenzen waren.

7. Beim Geh. Rath Formey ganz allein gespeist. Er erzählte mir manches, welches er vom Minister v. Stein gehört hatte, von unserer Regierung des Kabinets.[29])

30. Mai. Die Übergabe von Danzig an die Franzosen ist mir und allen Bewohnern Berlins ebenso unerwartet als höchst unangenehm gewesen. Jedermann sprach gestern und heute fast von nichts als von diesem Unglück.[30])

22. Juni. Die so unangenehme Nachricht gehört, dass die Franzosen die Russen geschlagen und den 16. d. in Königsberg eingerückt wären.[31])

Mit unserm König ist es nun bald ganz vorbei! Sein Schicksal bedaure ich von ganzem Herzen.

1. Juli. Es ist Waffenstillstand![32])

19. Wurde von den Franzosen wegen des Friedens ein Tedeum in der katholischen Kirche gesungen, die Komödie gratis gegeben, und Abends mussten alle Häuser illuminiert sein. Da ich die Friedensbedingungen nicht weiss, so habe ich mich auch nicht gefreut.

20. Wegen dem Verlust so vieler Provinzen, die unser König hat abtreten müssen, um den Frieden von Napoleon zu erhalten, sehr missvergnügt gewesen. Die 46 Talglichte, die ich zur Illumination wegen des Friedens habe verbrennen lassen, hätte ich ersparen können.[32a]) Unsere schwache Regierung ist indessen an allem Unglück schuld. Nicht allein unser König, sondern vielmehr sein Vater hat den Grund dazu gelegt.[33])

31. Der Verfall unserer Monarchie, der Mangel des Geldes, die Noth so vieler Armen, das Heer der fremden Truppen, die das wenige, was wir haben, aufzehren und auf dem Lande plündern und stehlen und alles ruinieren — die grosse Hitze — alles dieses hat mir nicht gefallen.

3. August. Vom Minister v. Massow[34]) im Thiergarten, der den Geburtstag des Königs feierte, in grosser Gesellschaft bewirthet worden.

24. Trotz der schlimmen Zeiten waren heute ebenso viele Menschen wegen des Stralauer Fischzuges auf den Beinen wie gewöhnlich. Sonst war dies des Vergnügens wegen, heute mag mancher dahin gegangen sein, um sich die Grillen und den Hunger zu vertreiben.

11. November. Gestern ist der Prinz August Ferdinand aus seiner Gefangenschaft von Frankreich zurückgekommen, zur grossen Freude seiner Eltern.

1808.

7. März. Beim Prinzen Ferdinand gespeist. Der Minister Stein war auch hier.[36])

5. Mai. Beim Kommissar Bodart[37]) in Gesellschaft von 7 Franzosen gespeist. Wenigstens an 24 Gerichte wurden nach und nach aufgetischt. Diese Menschen nähren sich vom Fett des Landes und wir Teutsche müssen Hunger leiden.

28. Abends von 9 bis 11 auf einem grossen Ball, den die Franzosen der Frau Marschallin Victor Herzogin von Bellune[38]) gaben, gewesen. Alles, was ich hier sahe und an Musik hörte, war vortrefflich. Aber der Gedanke, die Herren Franzosen hier so hausen zu sehen, war sehr niederschlagend für mich und hat mich bis ins Innere meiner Seele betrübt.

9. Juli. Von Madame Wiesel[39]), die sich jetzt beim Ordonnateur Joinville aufhält, einen schönen Bienenkorb mit gläsernen Wänden zum Geschenk bekommen.

20. August. Ist der Ordonnateur Joinville mit Madame Wiesel von hier abgereist, ohne mich als ihren Arzt zu bezahlen.

11. September. Abends nach 8 Uhr nach Charlottenburg gefahren, wo ich auf den Ball, den der Marschall Soult, Duc de Dalmatie[40]) gab, ging, eine Stunde daselbst blieb und dann wieder zu Hause fuhr. Ich fand daselbst mehrere Franzosen von meiner Bekanntschaft, besonders Herrn und Madame Daru[41]), die mir meinen Aufenthalt daselbst angenehm machten. Die Musik gefiel mir besonders wohl. Traurig bleibt es indessen immer, die Franzosen hier so hausen zu sehen!

7. Oktober. Beim Geheimrath Meinhard in grosser Gesellschaft gespeist. Nach Tische wurden Studentenlieder gesungen, die ich mitsang. — Mehr als sonsten vergnügt gewesen, da man mehr als je Hoffnung hat, dass uns die Franzosen verlassen werden — vielleicht noch diesen Monat.

2. Dezember. Heute ist der Marschall Davoust abgegangen.[42])

3. Heute früh um 9 Uhr hat der Commandant la place Saint-Hilaire[43]) dem Prinzen Ferdinand die Schlüssel der Stadt Berlin überreicht — und alle französische militärische Gewalt allhier hat ein Ende. Nur sehr wenige Franzosen sind noch hier.

5. Heute ist endlich der französische Kommandant von hier abgereist und nun ist Berlin wieder blos preussisch. Kein Mensch freut sich dessen aber besonders.

6. Heute war es in der Stadt fast so stille als auf dem Lande. Wenig Menschen, wenige Wagen auf den Strassen.

10. Bei Sr. Excellenz dem Gross-Kanzler Beyme zu Steglitz gespeist.[44]) Heute sind unter vielem Jubel einige 1000 preussische Soldaten des Childischen Korps hier eingerückt.[45])

17. Dem Minister v. Stein meine Aufwartung gemacht.[46])

18. Den Minister v. Hardenberg, der gestern Abend hierher kam, besucht. Über 2 Jahre sind es, dass ich diesen braven und liebenswürdigen Mann nicht gesehen habe. Er freute sich ebenso sehr als ich über unsere Zusammenkunft.[47])

1809.

5. Februar. Mittags beim Bankier Alberthal in grosser Gesellschaft, meistens Gelehrten, gespeist. Geh. Rath Schmaltz[48]), der auch hier war, war nicht so vorlaut wie gewöhnlich, welches man den Franzosen zu verdanken hat.

12. Beim Grafen v. Moltke in Gesellschaft des Prinzen v. Solms, Maj. v. Horn, des berühmten Majors v. Schill und mehrerer Offiziers gespeist.

15. März. Bei Doktor Wolff in grosser Gesellschaft gespeist und sehr gut bewirthet worden. Recht vergnügt ist man aber doch nicht bei solchen Festen, da die allgemeine Noth sehr gross ist.



29. April. Heute wurde allenthalben viel davon gesprochen, dass der Major Schill mit seinen Husaren Berlin heimlich verlassen habe.[49])

21. Dezember. Beim sächsischen Gesandten General v. Thiollatz in Gesellschaft des Obristen Prinzen Michael v. Radziwill und Kapitän v. Cichocki gespeist. Beide stehen in Cüstrin in Garnison, und letzterer ist Capitaine des voltigeurs du 5me Régiment d'Infanterie de Ligne. Schlimm genug, dass wir noch solche Menschen in unseren Landen haben! Doch tröste ich mich damit, dass wir bei der Besitznehmung von Polen es noch ärger mit den Polen gemacht haben, als es jetzt diese und die Franzosen mit uns machen.

23. War die ganze Stadt in Bewegung. Gegen 2 Uhr Nachmittags kam endlich unser guter König mit der Königin, nach einer Abwesenheit von 3 Jahren und 2 Monaten, wieder hier an. Beim Kaufmann Nitze sah ich und meine Familie den ganzen Einzug und die Versammlung so vieler Menschen mit an. Mir war das Weinen näher als die Freude. Den Abend war die Stadt erleuchtet. Mittags speisten der König und die Königin beim Prinzen Ferdinand. Als ich Abends nach 6 Uhr dahin kam und auf dem Flur stand, kam die Königin bei mir vorbei, der ich eine tiefe Verbeugung machte. Ohnerachtet sie schon einige Schritte an mir vorbeigegangen war, kehrte sie wieder um, da sie mich erkannt hatte, gab mir die Hand und frug mich: Wie gehts, lieber Heim. Gleich darauf kam der König, der mich gleich erkannte, mich sehr gnädig und freundlich ansahe und mir auch die Hand gab und sich zu freuen schien, mich wieder zu sehen. Prinz Radziwill war sehr vergnügt, als er mich sahe, und sie die Prinzessin Louise[50]) war ernsthaft — weinte — und mir standen auch die Thränen in den Augen. Sie sprach nichts — auch ich nicht.

1810.

7. Juni. Dass gestern der Gross-Kanzler v. Beyme ihm und der ganzen Stadt unerwartet den Abschied bekommen, hat mir leid gethan.[51])

1811.

25. April. Abends im Opernhaus, wo der französische Gesandte Graf St. Marsan wegen der Geburt des Königs von Rom[52]) eine grosse Fête gab, gewesen. 2500 Billets waren dazu ausgetheilt. Kaum konnte man gehen, so viele Menschen waren hier versammelt. 2200 Menschen und überdem noch 112 Bedienten sollen hier gewesen sein.

30. August. Beim gewesenen Gross-Kanzler Beyme zu Steglitz gespeist und sehr wohl von ihm aufgenommen worden. 14 Monate lang ist er von hier abwesend und auf Reisen gewesen.

30. September. Ob unser Land von Napoleon bekriegt werden wird oder nicht, hat mich diesen Monat oft beunruhigt. Aller Wahrschein-

lichkeit nach werden wir wenigstens vor der Hand Frieden behalten, aber unser König thut recht, zum Kriege bereit zu sein.[53])

1812.

29. Februar. Vorgestern haben die Franzosen Preussisch-Pommern besetzt!!!

28. März. Heute rückten 14000 Mann Franzosen hier ein. Ich bekam einen Hauptmann zu logieren, der, als ich ihn besuchte, sehr unhöflich und mit seinem Quartier nicht zufrieden war. Der Saal war ihm viel zu gross.

13. Mai. Beim Fürsten v. Hatzfeld gespeist. Heute Abend reist dieser nach Dresden ab, um daselbst den Napoleon zu komplimentieren.[54])

13. Juli. Beim französischen Gesandten St. Marsan gespeist und gut bewirthet worden. Dieser Mann wird hier allgemein geschätzt, und er verdient es auch.[55])

3. August. War der Geburtstag unseres guten Königs. Des Abends waren fast alle Häuser der Stadt erleuchtet, und so auch meine von mir bewohnten Zimmer, denn über die 3 Stuben, die der Franzose (Colonel le Courturier) bewohnt, habe ich kein Recht.

25. September. Heute Abend die Nachricht erfahren, dass Napoleon den 14. dieses seinen Einzug in Moskau gehalten habe.[56]) Gott! Wie unglücklich mögen daselbst die Menschen nicht sein! Für uns Preussen ist es mindestens recht gut, wenn die Franzosen gute Fortschritte in Russland machen. Wären sie doch schon alle in der Türkei!

27. Wurde in der katholischen Kirche von den Franzosen wegen der Einnahme von Moskau ein Tedeum gesungen, wobei alle unsere Ober-Behörden zugegen sein mussten.[57])

30. Oktober. Beim Staatskanzler v. Hardenberg in kleiner Gesellschaft gespeist. So sehr dieser Mann als Mensch und als Gesellschafter mir gefällt, so wenig kann ich ihn als Geschäftsmann achten. Er ist doch, trotz aller seiner vielen Kenntnisse und Talente, ein gar zu schwacher Mann, der nach keinen soliden Grundsätzen handelt. Wollte Gott, ich hätte hier Unrecht![58])

Am Ende des November:

Auf den Mann, den fast alle fürchten: Jesaias Kap. 14. V. 10—20.[59])

15. Dezember. Die unerwartete Nachricht erfahren, dass Napoleon Russland und seine grosse Armee verlassen und den 12. dieses durch Glogau ohne Gefolg, als in Begleitung des Duroc und Caulaincourt passiert sei, um sich nach Paris zu seinen Kindern zu begeben.[60])

1813.

17. Januar. Mittags beim Fürsten v. Wittgenstein[61]) in Gesellschaft des Generals v. Jominy gespeist. Letzterer hat uns vieles von

allen den Unglücksfällen, die die französische Armee in Russland erlitten, erzählt. Unglaublich ist es fast, was diese Armee ausgestanden hat.

25. Beim Grafen v. Zichy[62]), der morgen nach Breslau abreist, in Gesellschaft des französischen Gesandten Grafen St. Marsan, der gleichfalls nach Breslau abgeht, gespeist.[63])

Am Ende des Monats:

Er reiste schnell von Russland nach Paris, um sich daselbst en miniature malen zu lassen.

Wie das Glück ihm doch immer günstig ist! Als er in Russland keine Fourage mehr hatte, hatte er auch keine Pferde mehr zu füttern.

Von unserm König hat er gesagt: Il a de l'esprit, et il ne croit pas, und vom Römischen Kaiser: Il est un sot, mais il ne le sait pas.

Als er nach Russland ging, versprach er seinen Soldaten gute Winterquartiere. Dies Versprechen ging aber nur halb in Erfüllung, nämlich Winter haben sie genug gehabt, aber keine Quartiere.

Nequissimus, **A**trocissimus, **P**rimus **O**mnium **L**atronum **E**x **O**rco **N**atus.

6. Februar. Abends vom Mons. Angles Directeur général des postes besucht worden, der in Russland, sowie viele, grosse Leiden ausgestanden, von denen er nicht genug erzählen konnte.[64])

12. Beim Marschall d'Augereau gespeist.[65])

16. Beim Marschall d'Augereau gespeist, und sehr gut von ihm behandelt worden.

20. War grosser Lärm, wegen einiger Kosaken, die in die Stadt kamen hier. Es wurde geschossen, und alles war in Aufruhr. Dies geschah des Mittags und Abends war alles stille.[66])

21. In der Stadt war alles ruhig, die Thore aber verschlossen und kein Mensch weder heraus- noch hereingelassen. An vielen Orten waren Kanonen aufgepflanzt und Soldaten standen in Menge unter dem Gewehr.[67])

25. Reiste in aller Stille der Marschall v. Augereau Duc de Castiglione von hier ab.

Am Ende des Monats:

Avant la naissance du roi de Rome.

Le sexe de l'enfant, éspéré de la patrie
Même pour l'Empereur est encore un secret.
C'est la seule fois dans sa vie
Qu'il n'a pas su ce qu'il faisoit.

Après la naissance.

Le sexe de l'enfant espéré de la patrie
Pour l'univers entier cesse d'être un secret
L'Empereur a donc su, en dépit de l'envie
Faire toujours ce qu'il vouloit.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es doch nur ein untergeschobenes Kind, und Bonapart hat recht gut gewusst, was er macht.

4. März. Heute ganz früh verliessen endlich die Franzosen mit Sack und Pack unsere Stadt, und gleich darauf zogen mehrere 1000 Kosaken hier ein. Die ganze Stadt war in Bewegung. Mehrere Franzosen, die sich verspätet hatten, wurden zu Gefangenen gemacht. Abends war die Stadt erleuchtet. Mögen die Russen ganz Deutschland von den Franzosen befreien und diese nie wieder nach Berlin kommen!

11. Kam das Wittgensteinsche Korps an, Abends war die Stadt erleuchtet.

13. Abends war im Komödienhaus grosser Ball, allen russischen Offiziers zu Ehren. Jeder hiesige Herr bezahlte dazu 15 Sgr. Courant.

17. Das Preussische Yorksche Korps, mehrere 1000 Mann stark, rückte hier zur allgemeinen Freude in die Stadt, welche deshalb des Abends erleuchtet war, ein.[68])

23. Beim gewesenen Gross-Kanzler, jetzigen Civil-Gouverneur von Pommern, Beyme in Steglitz gespeist.[69])

24. Heute kam unter grossem Jubel unser rechtlicher König hier an. Abends war die ganze Stadt erleuchtet, und Jedermann war froh und guten Muths. Trotz dem Verbot, nicht zu schiessen auf der Strasse und aus den Fenstern, wurde doch tüchtig geschossen.[70])

27. April. Heute sind die Franzosen aus der Festung Spandau mit allen Ehren abgezogen. Warum? begreife ich nicht, da sie sich noch lange hätten halten können. Dem Himmel sei aber gedankt, dass sie fort sind.[71])

4. Mai. Nach Spandau gefahren. Mit Bedauern den Brand in der Stadt und die Zerstörung der Festung gesehen!

5. War die ganze Stadt wegen einer vorgefallenen Schlacht bei Lützen in Bewegung und in banger Besorgniss, ob Vortheil für uns oder die Franzosen daraus erfolgen werde.[72])

6. Vergangene Nacht, wegen der Besorgniss, dass die Franzosen nach Berlin kommen möchten, wenig geschlafen.[73])

8. Den ganzen Tag über auch wegen unserer kritischen Lage, in der wir uns mit Napoleon befinden, geängstiget. Die Franzosen sollen in Leipzig sein und Miene machen, nach Wittenberg und hierher zu gehen. Abends spät kam endlich die höchst erfreuliche Nachricht an, dass Östreich und Sachsen (?) sich auch gegen Frankreich erklärt hätten.[74])

9. Heute wieder laute beunruhigte Nachrichten von unserer Lage erhalten. Ich reise mit meiner Familie ab; — bleibe aber auch gerne hier.

10. Heute waren die Nachrichten von unserer Armee wieder günstig.



11. Wegen der Franzosen, die nach Berlin kommen möchten, in nicht geringer Unruhe gewesen.

12. Etwas ruhiger wegen der Franzosen gewesen.

14. Auch heute wegen der Franzosen ruhig gewesen.

16. Sehr beunruhigende Nachrichten wegen der Franzosen gehört, und den ganzen Tag von nichts gesprochen, ob meine Frau mit allen oder einigen ihrer Kinder von hier abreisen sollte? Ich bin der Meinung, dass wir alle zusammen hier bleiben coute qu'il coute.[75])

18. Die Alliance mit Östreich und Schweden ist ungewiss, und kommt diese nicht zu Stande, so ist Preussen verloren, wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach.

19. Die Furcht, dass die Franzosen nach Berlin kommen könnten, verschwindet immer mehr und mehr, da sie sich zurückziehen.

21. Die Franzosen, die sich in unserer Nähe befanden, ziehen sich nach Wittenberg zurück; wollte Gott, bis Frankreich.

22. Nach Tische an 50 Menschen, ob sie sich zum Landsturm tüchtig genug befinden oder nicht, untersucht.[76]) In banger Erwartung gewesen, ob wir die Schlacht, die vorgestern bei der grossen Armee stattfand, gewonnen oder verloren haben möchten?[77])

24. Dem General v. Bülow giebt man Schuld, dass er sich als ein . . . . . betragen habe, indem er sich für das Vaterland seiner weit stärkeren Truppenzahl, als der Feind war, nicht gehörig bedient habe.[78])

27. Die Schlachten vom 19. 20. und 21. sind zwar nicht zu unserem Vortheil, doch aber auch zu keinem grossen Nachtheil für uns ausgefallen.[79]) Vor einigen Tagen waren wir wieder sehr besorgt, der Feind könne nach Schlesien kommen, heute glaubten wir es nicht.[80])

29. Die Nachrichten von unseren Truppen lauten bald ungünstig, bald günstig. 2 mal haben wir gesiegt und sind rückwärts gegangen; ein witziger Kopf hat gesagt: er wünsche nun, dass wir geschlagen würden und vorwärts gingen.

1. Juni. Mittags beim Grafen v. Zichy gespeist. Da dieser gar nicht aufgeräumt war, so schliesse ich daraus, dass Östreich nichts für uns thun will, und dass Frankreich über uns siegen wird, wenn uns nicht auf eine andere Weise Hilfe geschieht. Preussen thut jetzt alles, was in seinen Kräften steht, seine Freiheit wieder zu erhalten — sollten wir sie doch verlieren, so verlieren wir sie wenigstens mit Ehre.

3. Den 30. v. M. sind Dänen und Franzosen in Hamburg eingerückt.[81])

4. Juni. Ohnerachtet man allgemein sagt, dass Östreich uns beigetreten sei, so kann ich es doch noch nicht recht glauben, so sehr ich es wünsche.

9. Der bekannt gemachte Waffenstillstand scheint für Preussen sehr nachtheilig zu sein, und man ist, Gott weiss ob mit Recht oder Unrecht, unzufrieden damit.[82])

10. Juni. Weg! mit der Politik!

25. Juli. Abends um 11 Uhr ist der Kronprinz von Schweden hier angekommen und auf dem Schloss abgetreten.[83])

14. August. Abends den Major v. Knobelsdorff besucht, und bei einer Bouteille Rheinwein ein paar Stunden politisiert. Der Staats-Kanzler v. Hardenberg, dem ich sonsten gut bin, kam dabei schlecht weg.

15. Vor Tische nach dem Templower Berg geritten und die Verschanzungen besehen.

16. Leider! ist heute der Waffenstillstand zu Ende, und die Feindseligkeiten fangen von neuem an. Indessen besser ist die Fortsetzung des Krieges, als ein schlechter Friede.[84])

19. Dass der französische General v. Jonimy den Napoleon verlassen und zum Moreau übergegangen sei hat mich sehr gewundert.[85])

22. Die Nacht um 1 Uhr gingen alle unsere Soldaten weg. Wenig geschlafen wegen des grossen Lärms auf den Strassen. Die Franzosen stehen nur 4—5 Meilen von hier und sollen entschlossen sein, alles zu wagen, um nach Berlin zu kommen. Von Trebbin her haben sie deshalb einen Versuch gemacht, aber es ist misslungen. Einige Dörfer in jener Gegend haben sie abgebrannt und haben sich nach Zossen und Mittenwalde zu gezogen.[86]) Heute den ganzen Nachmittag hat man hier beständig kanonieren gehört. Die ganze Stadt ist in Unruhe.

23. Ohnerachtet heute viel kanoniert worden ist, so ist doch keine ordentliche Schlacht vorgefallen und wir leben alle noch in Besorgniss.[87])

24. So unangenehm mir und der ganzen Stadt der gestrige Tag war, so vergnügt, ja recht seelenvergnügt war uns allen der heutige. Die Franzosen sind geschlagen worden und fliehen. 32 Kanonen hat man ihnen abgenommen[88]), und mehrere 1000 sind als Gefangene hier eingebracht worden. Ich habe mich kaum der Thränen enthalten können, die Unglücklichen zu sehen, so elend sehen sie aus. Aus ganz Schlesien sind die Franzosen verjagt, und mehrere 1000 zu Gefangenen gemacht worden. — Die ganze Stadt war voll Freude! Aus einem Fischzug, den sonst an diesem Tage die Stadt zu Stralau feierte, ist hier ein Franzosenzug gefeiert worden![89])

25. Noch lauten alle Nachrichten von unseren Truppen günstig.

26. Nach Tische mit dem Geh Rath Formey nach Grossbeeren, 2½ Meile von hier, geritten und das Schlachtfeld besehen. 10—15 Todte lagen noch unbegraben daselbst und mehrere Pferde. Das gewährte einen schaudervollen Anblick.

29. Heute vor acht Tagen hatte ich einen der unangenehmsten

Tage in meinem Leben, da die Franzosen unsere Truppen bei Trebbin geschlagen und nur noch 2 Meilen von hier entfernt waren. Der heutige war desto erfreulicher für mich und die ganze Preussische Monarchie. Seit dieser Zeit sind die Franzosen allenthalben geschlagen worden, und allem Anschein nach hat weder Berlin noch die Mark Brandenburg etwas mehr von ihnen zu fürchten.

31. Noch immer ist uns das Kriegsglück günstig. Dresden, wo sich Napoleon befinden soll, wird bombardiert.[90]) Etwas freier holen wir in Berlin wegen der Franzosen jetzt Athem, aber so lange sie noch so viele Festungen in Deutschland in Besitz haben, kann man sich noch nicht der Freude, sie los zu sein, überlassen. Doch ein guter Anfang dazu ist gemacht, welches wir dem Moreau und dem Kronprinzen von Schweden zu verdanken haben. Unsere Truppen sind gewiss brav — aber die meisten unserer Generale sind mittelmässig — wissen wenigstens nicht recht, was sie thun oder lassen sollen.[91]) Sie werden nicht von einer Intelligenz regiert.

8. September. Wegen der vielen Blessierten, die ich heute sahe, traurig gewesen.[92]) Und das Morden muss doch noch kein Ende haben! Eine klägliche Zeit für die Menschheit!

9. In der am 6. vorgefallenen Schlacht haben wir an 5- bis 6000 Todte und Verwundete gehabt, doch der Feind mehr. Wir haben über 12 000 Gefangene gemacht, 80 Kanonen und 400 Munitionswagen erobert.[93]) Moreau lebt noch! wie man sagt.[94])

12. Wurde ein Siegesfest gefeiert.

19. Die angenehme Nachricht erhalten, dass der General Pecheur vom Davoustschen Korps geschlagen bei Lüneburg, wo wir 1500 Gefangene gemacht und 8 Kanonen erobert haben.[95])

21. Wie sehr bedaure ich bei dem beständigen Regenwetter nicht die im Felde stehenden Truppen, besonders die unsrigen. Könnte man ihnen doch ledige Häuser schicken.

27. Nach Tische auf den Tempelhofer Berg, der ganz verschanzt wird geritten.

30. Haben wir unser Silber und andere Sachen von Werth, die wir im März aus Furcht vor den Franzosen der Prinzessin Ferdinand in Verwahrung gegeben hatten, bei uns zurückbringen lassen, da wir uns schmeicheln, dass nun nicht ein feindlicher Franzose wieder so leicht nach Berlin kommen wird.

13. Oktober. War die ganze Stadt wieder in Unruhe und Angst, wegen der Nachricht, dass ein grosses Korps Franzosen auf dem Marsch hierher wäre.[96])

14. Die Furcht vor der Hierherkunft der Franzosen ist verschwunden! General v. Tauenzien hat es verhindert. Alles ist froh!

15. Kam der General v. Tauenzien hierher in grösster Eile.

Man nimmt ihm dies sehr übel, dass er ohne alle Ursache hierher kommt und seine Soldaten so abmattet. Viele sagen, dass er verdiene kassiert zu werden, so dumm zu sein und wegzulaufen, da die Franzosen nur schwach gewesen wären und er sie wohl hätte schlagen können.[97])

16. Tauenzien soll doch Befehl vom Kronprinzen gehabt haben nach Berlin zu gehen und ist dies so thut man ihm sehr unrecht so zu tadeln als von vielen geschieht.[98])

20. Heute Abend die höchst erfreuliche Nachricht erfahren, dass die vereinigte grosse Armee bei Leipzig die französische geschlagen habe. Die ganze Stadt war deshalb erleuchtet, Kanonen abgefeuert, und das Schiessen auf den Strassen hatte kein Ende. Wollte Gott! Napoleon wäre nun todt! Denn so lange dies Ungeheuer lebt, ist an keine Ruhe in der Welt zu denken.

21. Ein Kurier vom König, begleitet von 26 Postillonen, der Nationalgarde zu Pferde, brachte heute Nachmittag die Nachricht, dass wir bei und in Leipzig einen vollkommenen Sieg über die Franzosen erfochten hätten. 14 Generale, 35 000 Mann sind gefangen, 180 Kanonen und über 1000 Munitionswagen sind erobert worden. Heute früh schon wurde in allen Kirchen Gott für diesen Sieg öffentlich gedankt.[99])

22. Über den herrlichen Sieg bei Leipzig mich sehr gefreut. 25 Generale sind gefangen worden. Dass der Marschall Augereau ertrunken bedaure ich — er war ein sehr vortrefflicher Mann, den ich sehr geschätzt habe.[100])

23. Bei Kösen hat Blücher aufs neue die Franzosen geschlagen, und ihnen 50 Kanonen abgenommen. Allenthalben wird der fliehende Feind verfolgt. Nein, nicht bei Kösen, sondern bei Weissenfels hat Blücher den Franzosen 10 Kanonen abgenommen und 2000 Mann zu Gefangenen gemacht.[101])

24. Hatten wir das grosse Glück, unsern braven König zu sehen, der mit grossem Jubel empfangen wurde. Abends war die Stadt erleuchtet.

25. Kam die Königl. Familie mit dem König von Sachsen als Gefangene hierher.[102])

26. Mir die Ehre gegeben, dem König meine Aufwartung zu machen Ihm über das Glück seiner Waffen meine Freude zu bezeigen. Er war sehr gnädig und freundlich gegen mich — und mit grosser Zufriedenheit verliess ich Ihn, den braven Mann.[103])

5. November. Kam unser König von Breslau zurück.

9. Napoleon ist bei Mainz mit dem Rest seiner Armee über den Rhein gegangen.[104])

18. Ein Theil unserer Truppen sind über den Rhein gegangen und vermuthlich werden ihnen mehrere folgen. Napoleon ist in Paris.[105]) Wie mag diesem Infamen wohl jetzt zu Muthe sein! Gott hat ein grosses

Strafgericht über ihn und seine Nation verhängt. Die unglücklichen Einwohner Frankreichs bedaure ich.

27. Torgau hat sich nun auch an die Preussen ergeben. 200 Kanonen haben wir nun mehr.[106])

1814.

26. Januar. Mich sehr gefreut, dass unsere Truppen Nancy besetzt haben.[107])

13. Februar. Sehr vergnügt gewesen, dass Blücher den Napoleon hinter Chalons geschlagen und ihm 75 Kanonen abgenommen hat.[108])

17. Alle Nachrichten aus Frankreich lauten günstig für unsere Kriegsoperationen.

28. Einen Brief von meinem Sohn aus Chalon erhalten, wohin unsere Truppen, nachdem sie schon 5 Meilen hinter diesem Ort waren, von den Franzosen zurückgetrieben worden sind.[109])

10. März. Über die Nachricht, dass unsere Truppen in Frankreich wieder vorwärts marschieren und Blücher schon wieder in Meaux sei, sehr vergnügt gewesen.

30. März. Der Friedenskongress ist auseinander gegangen[110]), und nun soll noch auf Leben und Tod gestritten werden! O Elend und Jammer!

10. April. Heute früh die frohe Nachricht erfahren, dass den 31. v. M. unsere Truppen in Paris eingerückt sind. Alexander, der Russische Kaiser und unser König waren an ihrer Spitze. Die ganze Stadt war voller Freude, und des Abends ward illuminiert. Bonaparte ist nun wohl als verloren anzusehen. Gott sei aus der Fülle meines Herzens gedankt, dass wir von der Tyrannei dieses Bösewichts befreit sind.

11. Alle Menschen reden jetzt fast von nichts als dem grossen Glück, dass Bonaparte fast alle seine Macht verloren hat, und wir von ihm wohl nichts mehr zu fürchten haben.

14. Die höchst erfreuliche Nachricht erhalten, dass Napoleon Bonaparte vom Senat des Thrones für verlustig erklärt worden sei. Der Feld-Marschall Marmont ist mit 15 000 Mann zur neuen Ordnung übergegangen.[111])

25. Aller Menschen Freude ist unbeschreiblich, dass wir und die Welt wieder frei sind. Bonaparte soll am Nervenfieber krank sein.

Gott muss ich und die ganze Welt danken, dass der Unmensch Bonaparte endlich überwunden worden ist und den Thron verloren hat. Der Krieg wird nun ein Ende haben, und wir können wieder frei und ruhig leben. — Dass der Bonaparte sich es so hat gefallen lassen, abgesetzt zu werden, zeugt von seiner grossen Erbärmlichkeit und schlechten Denkungsart.

7. Juni. Kam Unter den Linden der Kurier, Graf v. Stollberg, unter Vorreitung von Gensdarmen und Postillonen mit der Unterzeichnung des allgemeinen Friedens unter dem Zulauf einer grossen Menge Menschen hier an.

4. Juli. Kamen die Garden der freiwilligen Jäger zu Fuss und zu Pferde zur Stadt, und wurden auf das feierlichste empfangen und mit Blumenkränzen geschmückt.

30. Gestern Nachmittag ist der Fürst Blücher hier angekommen. Heute Vormittags rückte die Berliner Landwehr unter grossem Jubel des Volks hier ein. Nicht ohne Rührung sah ich die Landwehrmänner alle bekränzt hier zurückkommen. Wer hätte das vor einem Jahr sich träumen lassen!

31. Heute habe ich dem Feldmarschall v. Blücher, Fürsten v. Wahlstadt, meine Aufwartung gemacht und mich gefreut, diesen Helden so munter zu finden.

7. August. Heute früh gleich nach 8 Uhr kam der König mit seinen Garden in Pomp hier an, viel früher als man erwartet hatte. Abends war die ganze Stadt und mehrere der vornehmen Häuser prächtig erleuchtet. Gott sei gedankt, dass wir einen solchen Tag erlebt und noch haben feiern können.

15. Sind die Russischen und unsere Garden an 300 Mann stark im Lustgarten und Unter den Linden auf Kosten des Königs gespeist worden, welches ein grosser Jubel für die ganze Stadt und auch für mich war.[111a])

November.

Celui qui forma de grands bataillons
Qui nageait dans le sang, qui vécut dans le crime
Maintenant pour pension n'a que six Millions
Ce qui ne fait pas un sol pour victime.

1815.

Januar. Die grossen Herren auf dem Kongress zu Wien:

Der Russische Kaiser liebt für alle.
Der König von Preussen denkt für alle.
Der König von Bayern spricht für alle.
Der König von Dänemark trinkt für alle.
Der König von Württemberg isst für alle.
Der Kaiser von Oesterreich bezahlt für alle.[112])

17. Februar. Endlich sind die Beschlüsse des Kongresses zu Wien bekannt geworden. Was Preussen an Ländern verliert und wiedererhält, wurde gestern Abend durch ein Extrablatt bekannt gemacht, und die ganze Stadt hörte mit dem innigsten Vergnügen die Strassenjungen

schreien: Extrablatt! Extrablatt! welche Töne uns im letzten Kriege oft eine ganz unbeschreibliche Freude verursachten.[113]).

13. März. Dass der Napoleon den 26. v. M. von der Insel Elba entflohen sei, erregte hier allgemeines Erstaunen. Die Frauen setzte dies Ereigniss in Furcht, und mehrere Männer freuten sich darüber, weil sie glauben, dass durch Napoleon die jetzigen Beherrscher der Völker wieder etwas vernünftiger werden sollen.[114])

15. Napoleon ist in Frankreich im Departement de Var gelandet.[115])

18. Napoleon soll in Toulon sein.

21. Beim General v. Tauenzien gespeist. Die ganze Gesellschaft, die aus Offizieren bestand, war gar nicht munter wegen Napoleons Fortschritte.

26. Wie man sagt, ist es sehr wahrscheinlich, dass Napoleon wieder Meister über Frankreich werden wird. Ob alsdann auch wohl über andere Länder und über Deutschland?

27. Abends die unangenehme Nachricht erhalten, dass Napoleon den 20. in Paris feierlich eingezogen sei. O! Dummheit unserer Monarchen!

22. April. Abends kam der Präsident v. Knoblauch zu uns, um meinen Kindern die erfreuliche Nachricht zu bringen, dass Friede sei, da die französische Nation sich für die republikanische Regierung erklärt habe, von der Lucian Bonaparte Konsul, und Napoleon Generalissimus sein solle. Wir alle waren gegen solchen Frieden, der nicht anders als sehr erbärmlich für uns wäre.[116])

3. Juni. Sind unsere Garden zur Rheinarmee abmarschirt.[117])

23. Heute die ersten Nachrichten von einer wichtigen Schlacht, die den 16. und 17. bei Fleury stattgefunden hat, eingetroffen. Noch weiss man nichts ganz gewisses hierüber, wie viel wir dabei verloren haben, doch soll unser Verlust nicht gering sein.[118])

24. Heute früh um 5 Uhr, da ich mein Pfeifchen in Ruhe rauchte, kam der Landwehr-Lieutenant Nerst als Kurier zu mir gefahren und brachte mir die höchst erfreuliche Nachricht, dass den 18. d. M. der Napoleon bei Belle-Alliance von Blücher total geschlagen worden sei. Allen meinen Hausgenossen musste sogleich diese frohe Nachricht bekannt werden. Jeder von uns eilte zum Hause hinaus, um diese Nachricht unsern Freunden und Bekannten kund zu thun. Wir alle waren für Freude ausser uns und konnten unser Glück kaum fassen . . . . Abends waren meine Zimmer illuminiert, und meine Frau konnte die Zeit nicht abwarten zu illuminieren.

29. Erhielten wir die Nachricht, dass Blücher in Laon sei.

Mit sehr frohem Herzen endiget sich dieser Monat. Napoleons so furchtbare Herrschaft scheint ein Ende zu haben. Es freut uns be-

sonders, dass ohne Russen, ohne Oesterreicher und Bayern bloss Preussen und Engländer diesen stolzen Mann bezwungen haben.

3. Juli. Man weiss gewiss, dass Napoleon dem Throne entsagt habe.[119])

11. Endlich nach vielen Besorgnissen die höchst erfreuliche Nachricht erhalten, dass den 3. unsere Truppen von Paris Besitz genommen haben. Welch' Glück für Preussen und fast für die halbe Welt! Vivat Blücher! Vivat Wellington! Beide verdienten den Dank, den höchsten Dank aller, die Napoleon unglücklich gemacht hat und sicher noch hätte unglücklich machen können.[120])

26. Endlich die Nachricht erhalten, dass Napoleon nebst mehreren Generalen sich den Engländern freiwillig als Gefangener übergeben hatte. Am besten ist es wohl, dass ihn die Engländer in ihre Gewalt bekommen haben. Er ist und bleibt ein Avanturier erster Grösse.[121])

15. Dezember. Die erfreuliche Nachricht erfahren, dass den 7. dieses der Feldmarschall Ney erschossen worden sei.[122])

1816.

14. Januar. Bei dem Kaufmann Caspari in grosser Gesellschaft gespeist, in welcher sich auch der von den Tugendbundfreunden jetzt so verachtete Schmaltz befand.[123])

14. Februar. Die jetzt so bekannte Auguste Krüger des Mittags bei uns zu Hause gebracht, die die Bewunderung aller der Meinigen auf sich zog. Sie ist zwar nicht gross, aber ein untersetztes, breitschulteriges Frauenzimmer, 24 Jahre alt. Als freiwilliger Jäger machte sie den vorletzten und den letzten Feldzug als Unteroffizier im Kolbergischen Infanterieregiment mit. Bei Dennewitz erstürmte sie eine Batterie, wurde zweimal stark blessiert und erhielt das eiserne Kreuz. 17 Schlachten hatte sie beigewohnt und sich immer brav erhalten und während der 3 1/2 Jahre ihres Soldatenstandes einen ganz unbescholtenen Lebenswandel geführt.[124])

Oktober. Mit grossem Vergnügen habe ich durch unseren gewesenen englischen Gesandten Jacobi, der eben von London hierhergekommen ist, erfahren, dass Napoleon Bonaparte äusserst missvergnügt zu St. Helena lebe. Er soll so stark und fett geworden sein, dass er nur mit viel Mühe ein Reitpferd besteigen kann, und dabei soll sein Gesicht voll rother, grauer und schwarzer Flecke sein, so dass man glaubt, er werde nicht mehr lange leben.[125])

Am Ende des Jahres: Napoleon, Josephus, Hieronymus, Joachimus (Murat?), Ludovicus. Der erste hat die Hölle im Herzen und das Chaos im Kopfe.

Je lègue aux enfers mon génie
Mes exploits aux avanturiers
A mes partisans l'infamie
Le grand livre à mes créanciers.
Aux François l'horreur de mes crimes
Mon exemple à tous les tyrans
La France à ses rois légitimes
Et l'hopital à mes parens.

1817.

16. Dezember. Zum erstenmal in meinem neuen Wagen gefahren, weil heute der Geburtstag des Fürsten Blücher war — ja diesem zur Ehre.

1818.

5. April. Beim Kammerherrn Geh. Polizeirath v. Kamptz in grosser Mannsgesellschaft gespeist. Gegen das Turnen steht in der Bibel Maccabaeer Buch 2 Kapitel 4 Vers 12 etc.[126])

1819.

31. März. Gestern die Nachricht erfahren, dass der so bekannte August v. Kotzebue den 23. d. Nachmittags um halb 6 Uhr von einem Stud. Theologiae Namens Sand meuchelmörderischer Weise erstochen worden sei.[127])

Juli. Die Spenersche Zeitung brachte am 13. folgenden Artikel, den Heim ausschnitt und ins Tagebuch klebte: Berlin. Die an mehreren Orten, sowohl im Preussischen, als in anderen Ländern, in den letzten Tagen stattgefundenen Massregeln zur weiteren Ausmittelung der entdeckten geheimen demagogischen Verbindungen und Umtriebe sind durch erhaltene, höchst wichtige und vollständige Beweise über die Existenz und revolutionäre, selbst hochverrätherische Tendenz derselben veranlasst; man hat selbst den vollständigen, mehrmals berathenen Entwurf der dem deutschen Vaterlande zugedachten republikanischen Verfassung in Beschlag genommen. Es geht hieraus von selbst hervor, dass diese Massregeln nicht in den beschränkten Gesichtspunkt einer gegen Studenten und Studentenverbindungen beschlossenen Verfügung gehören, indem nur einige derselben mehr oder minder dabei impliziert und daher von jenen Massregeln mitbetroffen sind. Über die ausgebreiteten und tief eingreifenden Verzweigungen jener demagogischen Umtriebe kann, ohne dem so höchst wichtigen und wohlthätigen Zweck selbst nachtheilig zu werden, begreiflich das Nähere noch nicht jetzt zur öffentlichen Kenntniss kommen.

Darunter steht:

Grosses hat er gethan und weit mehr als seines Amts — Kamptz;
Kreisen lässt er den Berg und lockt die fürchterliche Maus — raus.[128])

31. Dezember. Heute haben die Minister v. Beyme und v. Humboldt ihren Abschied erhalten. Vor einigen Tagen haben der Kriegsminister v. Boyen und der General v. Grolman den Abschied gefordert und erhalten, und Grolman hat sich dabei alle Pension verbeten. Hat letzterer wohl weislich gehandelt? Wenn tüchtige Männer den König verlassen und sich von ihm beleidigt finden, so geben sie dadurch Gelegenheit, dass schlechte und unbrauchbare Menschen auf den König wirken können.[129])

1820.

19. Oktober. Den 15. Abends um 10 Uhr starb zu Leipzig unter den Händen des grossen Charlatans D. Hahnemann der Fürst v. Schwarzenberg. Er hat verordnet, auf dem Schlachtfeld bei Leipzig, wo er im Jahre 1813 die österreichische Armee kommandierte, begraben zu werden.[130])

1821.

12. Juli. Die offizielle Nachricht erhalten, dass (mit rother Tinte geschrieben) den 4. Mai Napoleon gestorben sei.[131]) Quiescat in pace! Er mag viel Böses in der Welt gethan haben — aber auch gewiss viel Gutes. Unser besseres Militär hat ihm dies Glück zu verdanken — doch wohl ohne seinen Willen.

1822.

17. März. Während dem Essen hatte wegen der Gewerbe-Freiheit und dem jetzigen so niedrigen Getreidepreis das Disputieren und Schreien kein Ende.[132])

11. Juli. Mittags zum Essen bei mir gehabt . . . . v. Caprivi, der 4 Monate wegen demagogischer Umtriebe im Gefängniss gesessen und relegiert ist.

November. Den 26. dieses starb zu Genua mein seit mehr als 30 Jahren gewesener Freund und Gönner der Staats-Kanzler Fürst v. Hardenberg am Schlagfluss. Sein Tod ist mir sehr nahe gegangen. Solch ein liebenswürdiger und kenntnissreicher Mann, als er war, wird wohl selten zu finden sein. Er war einer der arbeitsamsten Männer von der Welt. Aber 3 sehr grosse Fehler hatte er. Einmal kannte er keine schlechten Menschen, er hielt alle Menschen für gut, weshalb er meistens nur schlechte Menschen zu seinem Umgang hatte. Zweitens kannte er nichts vom Werth des Geldes — 10, 100, 1000, 10 000 Rthlr. alle Summen waren ihm gleich. Feine Liebe kannte er auch nicht, sondern die grasseste von der Welt. Dicke feiste Menschen waren ihm am liebsten, und denen gab er sich ganz hin, wenn sie ihn auch auf das schlechteste behandelten und betrogen.[133])

1824.

12. März. Abends beim General v. Jürgass[134]) Champagner getrunken und vieles mit ihm von Bonaparte gesprochen, den er ebenso wie ich für einen der grössten Lügner hält.

24. April. Nachmittags nach Cöpenick gefahren, einen Kranken besucht und auch in Begleitung des Regierungsraths Krause den auf dem Schloss gefangenen D. Petsch gesehen. 30 junge Leute, meistens Studenten, sitzen wegen demagogischer Grundsätze hier gefangen und werden von 100 Soldaten bewacht. Verdienen solche junge Leute, die sich demagogischer Umtriebe schuldig gemacht haben, solche strenge Aufmerksamkeit? Oder wäre es vielleicht besser, sie loszulassen und die, die sie hierhergebracht haben, hier einsperren zu lassen?[135])

12. Oktober. Mittags beim Fürsten v. Wittgenstein mit dem Grafen v. d. Reck nebst dem Demagogenjäger v. Kamptz gespeist.

1825.

7. März. In Cöpenick beim Regierungsrath Krause, dem Inquisitor der daselbst in Gefangenschaft sitzenden Demagogen, jetzt an der Zahl nur noch 15, gespeist. Mit dem Kriminaldirektor Schmidt fuhr ich dahin und zurück. Der Schmidt ist ein grundehrlicher und rechtschaffener Mann, der mich wegen der Demagogen gut unterrichtet hat, und die ganze Sache für sehr unwichtig hält. Diese wenigen Gefangenen werden von 150 Mann Soldaten und 5 Offizieren bewacht.

13. Dezember. Sagte man allgemein, der Kaiser von Russland sei gestorben. Ist dies Gerücht wahr, so ist er gewiss keines natürlichen Todes gestorben.

18. Constantin soll nun gewiss Kaiser der Russen sein.[136])

1826.

18. Februar. Abends in der Opera gewesen, um Wellington zu sehen, und ich sahe ihn auch, aber wie alt und mager sieht er nicht gegen unsern König, der ein Jahr älter als er sein soll, aus.[137])

25. April. Hat durch den Minister v. Motz der Ladenberg Exc. die Staats-Kontrole verloren.[138])

Wir waren lang mit Gottes Zorn beladen,
Schon lag er auf uns wie ein Berg,
Wir sponnen lange keinen seidnen Faden,
Nur schlechtes Zeug vom ordinärsten Werg.
Die Form gebot! — Dem bessern Geist zum Schaden.
Sie schor nach einem Mass den Riesen wie den Zwerg.
Fort ist die Last! Es schlägt die Brust nun freier,
Und mehr als je ist mir mein guter König theuer. (Schmidt.)

6. November. Der Präsident Sethe[139]), der in Westfalen von Napoleon häufige Kränkungen aller Art an sich und anderen erfahren hatte, nannte ihn einen mathematischen Despoten, dem alle Mittel, um seinen Zweck zu erreichen, recht waren.

1827.

3. Mai. Den Minister v. Stein, einen alten Bekannten von mir, gesprochen.[140])

25. September. Beim Minister v. Motz in grosser Gesellschaft ganz vortrefflich bewirthet worden. Von den Demagogen vielleicht etwas zu frei und laut gesprochen.

1828.

20. Juni. Bei Sr. Excellenz dem Gross-Inquisitor der armseligen Demagogen gespeist. Gott mag mir die Sünde verzeihen, dass ich schlecht von diesem Kamptz denke.[141])

11. November. Mittags beim Fürsten Wittgenstein in Gesellschaft vom General v. Nostiz .... der uns vieles von Russen und Türken zu erzählen hatte, gespeist.[142])

1830.

26. Juni. Endlich haben den 14. d. M. die Franzosen auf Algier zu meiner grossen Freude gelandet. Mögen sie dem Dey mores lehren![143])

14. Juli. Heute Vormittag die ebenso wichtige wie höchst erfreuliche Nachricht gehört, dass die Franzosen Algier erobert haben. Nun will ich den Franzosen gerne den Namen einer grossen Nation geben, den sie unter Napoleon nie verdienten. Damals waren sie eine Spitzbuben- und Räubernation und Napoleon ihr Anführer, einer der niederträchtigsten Menschen, der friedliebende, ruheliebende Nationen ohne die geringste Veranlassung unglücklich gemacht hat, bloss um seinen Ehrgeiz zu befriedigen und seiner Familie Throne zu geben. Alle Leiden, die er auf der Insel Helena ausgestanden, hat er 10fach als Krieger verdient, aber als Vater habe ich oft bedauert, dass er seinen Sohn nicht sehen konnte.

5. September. Von den Unruhen in Brüssel und Aachen wurde viel gesprochen.[144])

1831.

11. September. Den 7. Abends hat Warschau kapituliert und die Russen die Stadt eingenommen. Ich bedaure die Polen, doch für Preussen ist dies schon gut und für den so gutmüthigen Kaiser von Russland.[145])

1832.

9. Februar. Endlich ist heute Abend der Kammerherr v. Kamptz zum Justizminister creirt worden. Tandem mala causa triumphat. Dies Glück haben ihm die Demagogen verschafft.[146])

1834.

24. April. Die Unruhen in Lion liegen mir immer im Sinn. Dass man mit den republikanisch Gesinnten streng verfährt, ist nothwendig und recht, ja wenn alle Einwohner erschossen und die ganze Stadt der Erde gleich gemacht würde, müsste ich es billigen.[147])

11. Juni. Vormittags nach Steglitz und Minister v. Beyme, der gestern sein 50jähriges Jubiläum verlebte besucht. Seit 15 Jahren ist er nicht mehr im Dienst.

---

1) Hardenberg war im Jahre 1791, nachdem er vorher in hannöverschen und braunschweigischen Diensten gestanden hatte, in den preussischen Staatsdienst getreten, und zwar übernahm er die Verwaltung von Ansbach-Bayreuth, nachdem der letzte kinderlose Herzog Alexander seine Lande an Preussen abgetreten hatte.

2) Am 11. März 1798 wurde Wöllner entlassen. Er verlebte seine letzten Jahre bis zu seinem Tode am 10. September 1800 auf seinem Gute Gross-Rietz bei Beeskow, das ihm seine Frau, eine geborene v. Itzenplitz zugebracht hatte.

3) Nachdem die Verhandlungen des Kongresses zu Rastatt abgebrochen waren und das österreichische Kabinett den Kongress für aufgelöst erklärt hatte, hatten alle Bevollmächtigten mit Ausnahme der Reichsdeputation und der französischen Gesandten Roberjot, Bonnier und Jean Debry die Stadt verlassen, der die Neutralität von österreichischer Seite entzogen war. Am 28. März rückten Szeckler Husaren des Obersten Barbaczy ein (Erzherzog Karl hatte die im südwestlichen Deutschland stehenden französischen Truppen unter Jourdan über den Rhein getrieben), besetzten die Thore und liessen niemand heraus. Nur die französischen Gesandten, von denen Bonnier sich durch sein übermüthiges, grobes Benehmen besonders verhasst gemacht hatte, erhielten die Erlaubniss, abzureisen und thaten dies noch an demselben Abend. Fast vor den Thoren der Stadt wurden sie von einem Trupp Husaren überfallen und zusammengehauen; Bonnier und Roberjot starben sogleich, Debry stellte sich todt und entkam nach Frankreich. Die Wagen wurden ausgeplündert, die Gesandtschaftspapiere in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl abgeliefert. Die Anstiftung zu diesem Verbrechen, das in ganz Deutschland als Schandfleck auf der nationalen Ehre betrachtet wurde, ist wahrscheinlich vom österreichischen Kabinett ausgegangen. Österreich wollte Bayern besetzen; dies konnte es thun, wenn sich eine Verbindung

des Kurfürsten Max Joseph mit Frankreich nachweisen liess. Nach einem französischen Bericht habe Graf Lehrbach, der in Rastatt gewesen war und sich von da ins Hauptquartier des Erzherzogs Karl begeben hatte, auf die Nachricht von dem Morde ausgerufen: „er habe dem Obersten nur den Auftrag gegeben, dem frechen Bonnier einige Stockschläge versetzen zu lassen". Dieser Auffassung stimmt auch H. v. Sybel zu. Die Untersuchung wurde in Wien geführt und verlief im Sande. Man nannte das Verbrechen einen „leidigen Verfall" (v. Ompteda, Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten p. 50), stellte schliesslich das Weitere der Weisheit kaiserlicher Majestät anheim und sprengte das Gerücht aus, die Mörder seien als Husaren verkleidete französische Emigranten oder schwäbische Räuber gewesen.

4) Duroc war in Folge seiner diplomatischen Gewandtheit nacheinander Gesandter in Berlin, wo er Napoleons Erhebung zum ersten Consul ankündigte, in Stockholm, Wien und Petersburg. Seine ritterliche Erscheinung, seine angenehmen Manieren verschafften ihm am preussischen Hofe eine gute Aufnahme; zwar kam das von Napoleon angebotene Bündniss nicht zustande, doch blieb Preussen auch ferner neutral.

5) In der Nacht zum 12./24. März 1801 wurde bekanntlich Zar Paul I. durch eine Verschwörung, an deren Spitze die Grafen Panin und Pahlen, General Bennigsen, Platon Subow, der letzte Günstling Katharinas II. standen, in seinem Schlafgemache ermordet.

6) Dänemark, das dem vom Kaiser Paul geschaffenen Neutralitätsbunde Russland, Preussen, Schweden beigetreten war, der den englischen Seedespotismus brechen sollte, hatte sich dadurch den Unwillen Englands zugezogen. Im März 1801 segelte eine englische Flotte unter Parker und Nelson nach dem Sunde, und Nelson erschien am 2. April mit einem Theile davon vor Kopenhagen, durchbrach unter grossen Verlusten die armierten Blockschiffe, mit denen die Dänen die „Königstiefe", die einzige Zufahrt gesperrt hatten und erzwang dadurch den Austritt Dänemarks aus dem Bunde und die Anerkennung des englischen Seerechts. Parker hatte während des Kampfes das Signal zum Rückzug gegeben; allein Nelson setzte das Fernrohr an sein erblindetes Auge und sagte, er könne keine Rückzugsflagge bemerken.

7) Durch den Staatsstreich des 18. Brumaire (9. November) 1799 hatte Napoleon eine ganze Reihe von Angriffen auf sein Leben heraufbeschworen, von denen am bekanntesten die Explosion der Höllenmaschine in der Strasse St. Nicaise ist, am 24. Dezember 1800, als der erste Consul in die Oper fuhr. Über den von Heim aufgezeichneten Vergiftungsversuch, der in den März 1801 fallen musste, findet sich weder in Thiers, histoire du consulat etc., noch in Lanfrey, histoire de Napoleon I., den Pseudomemoiren Fouchés, den Memoiren Savarys irgend eine Spur. Ebenso geben die gerade über die Attentatsperiode nach dem 18. Brumaire sehr ausführlichen Artikel „Fouché" in der Biogr. universelle und Nouv. Biogr. gén. keinen Anhalt. Höchst wahrscheinlich war dies Attentatsgerücht von der französischen Polizei selbst in die Welt gesetzt, um das äusserst gewaltthätige Vorgehen gegen die Republikaner weiter zu rechtfertigen, wie man ja auch allgemein behauptete,

dass die meisten Anschläge auf das Leben des ersten Konsuls „provocations de la police“ waren und in Fouché ihren intellektuellen Urheber hatten. „Il fit lui-même aux conjurés les moyens d'éxécution qui servirent ensuite à les convaincre,“ schreibt z. B. die Nouv. Biogr. Gén. XVIII 269 über das Complott Arenas.

8) Heinrich Julius von Goldbeck und Reinhart wurde 1789 Justizminister, 1795 ernannte ihn Friedrich Wilhelm II. als Nachfolger Carmers zum Grosskanzler. Goldbeck wurde unfreiwillig der Veranlasser einer berühmten Kundgebung Friedrich Wilhelms III. Er schlug als Nachfolger für den verstorbenen Regierungspräsidenten v. Toerne in Magdeburg den bürgerlichen Regierungsdirektor Vangerow vor und gab ihm das Zeugniss eines geschickten und rechtschaffenen Beamten, der die Stelle verdiene. Da aber der Magdeburgische Adel nicht gewöhnt sei, einen bürgerlichen Präsidenten zu haben, so überlasse er es Sr. Majestät, ihn in den Adelstand zu erheben. Der König antwortete, er könne nicht glauben, dass der Magdeburgische Adel noch so weit in der Aufklärung zurück sei, um zu verlangen, dass ein Präsident, der die erforderlichen Fähigkeiten besitze, auch noch ein Edelmann sein solle. ((v. Cosmar u. Klaproth, der wirkl. Geh. Staatsrath etc. p. 504. Beaulieu-Marconnay in „Im neuen Reich“ 1876 II.)

9) Es sind die Präliminarien zu dem am 27. März 1802 abgeschlossenen Frieden von Amiens, die am 1. Oktober 1801 festgestellt wurden. — Der Marquis Beurnonville, Marschall von Frankreich, hatte sich in den Revolutionskriegen ausgezeichnet. Ein eifriger Anhänger Napoleons und Helfer beim Staatsstreich, wurde er vom ersten Consul zur Belohnung als Gesandter nach Berlin geschickt. Er erreichte hier die Verhaftung einiger französischen Emigranten, die sich nach Bayreuth geflüchtet hatten und unter denen sich auch Pichegru befand; dieser soll durch die Bemühungen der Königin Luise und Hardenbergs Gelegenheit gefunden haben, sich zu retten. Die Papiere der Verhafteten wurden der französischen Regierung ausgeliefert und unter dem Titel „Papiers saisis à Bareuth“ 1800 in Paris gedruckt.

10) Die Frauen bildeten bekanntlich den dunklen Punkt im Leben Hardenbergs. Als junger Mann liebte er eine Schwester des späteren Ministers von Stein, verliebte sich aber „mit gleicher Wärme“, wie H. v. Sybel sagt, in die ihm vom Vater bestimmte Braut, eine Gräfin Reventlow und heirathete sie. Mit dieser knüpfte, als sie sich in England aufhielten, der Prinz v. Wales (Georg IV.) ein Liebesverhältniss an, das zu einem grossen Zeitungsskandal führte und die Veranlassung wurde, dass H. in braunschweigische Dienste treten musste; in Braunschweig setzte seine Frau ihre üble Aufführung fort. Es kam zur Scheidung, und unmittelbar darauf heirathete Hardenberg eine andere Dame, die sich, wie es scheint, seinetwegen von ihrem Manne hatte scheiden lassen. Die Folge davon war wieder eine Ortsveränderung; er ging nach Preussen. Die „Madame“ ist ebenfalls eine geschiedene Frau, Charlotte Langenthal, geborene Schönemann, eine Schauspielerin, die er am 19. Juni 1807 heirathete. Ungebildet, nicht einmal schön, übte sie eine unbedingte Herrschaft über den Minister aus, die sie dazu benutzte, niedrigen Kreaturen, die ihr schmeichelten, Staatsstellungen zu verschaffen. Sie musste übrigens das Herz Hardenbergs

noch mit anderen Geliebten theilen. (cf. Streckfuss, Berlin im 19. Jahrhundert I. 33.)

11) Ursache zu dieser kriegerischen Stimmung in Preussen, wo der König lange zwischen dem Anschluss an Frankreich und Russland geschwankt hatte, gab die französische Neutralitätsverletzung, der Marsch des Bernadotteschen Corps durch Ansbach, um sich mit den Bayern zu vereinigen.

12) Beyme werden wir in den Heimschen Aufzeichnungen noch verschiedentlich begegnen. — Das Urtheil Heims ergänzt die über Beyme bestehende Meinung, dass er beim besten Willen, Grosses zu leisten, sich von seiner Sucht, eine allgemein leitende Stelle im Staatsleben einzunehmen, verleiten liess, in allen Gebieten herumzudilettiren und sein Spezialfach, die Justizverwaltung, vernachlässigte.

13) Die Kapitulation des Generals Mack in Ulm am 20. Oktober.

14) Das Ergebniss dieses Besuches des Zaren in Berlin war die Potsdamer Übereinkunft am 3. November, die zwischen ihm, Friedrich Wilhelm III. und dem Erzherzog Anton abgeschlossen wurde. Danach verpflichtete sich der König von Preussen, falls Napoleon nicht in die Herstellung des Friedens durch einen europäischen Congress auf Grund des durch den Frieden von Luneville (1801) festgesetzten Besitzstandes willige, sich Russland und Österreich anzuschliessen. Der Vertrag wurde durch die Scene am Sarge Friedrichs des Grossen besiegelt; durch den vom Grafen Haugwitz nach der Schlacht von Austerlitz abgeschlossenen Vertrag von Schönbrunn, wozu Haugwitz geheime Weisungen hatte, zwang Napoleon Preussen, seine Verbündeten ihrem Schicksale zu überlassen.

15) Die Mobilmachung der preussischen Armee war am 9. August angeordnet worden. „Bis zum letzten Augenblick wurden die preussischen Kriegsvorbereitungen lässig betrieben; . . . während die französischen und Rheinbundstruppen schon im weiten Bogen Preussen und Sachsen umspannten . . . . während Napoleon schon an der Grenze stand, erging (am 25. September 1806) noch einmal ein preussisches Ultimatum, worin die Räumung Süddeutschlands und die Zulassung des norddeutschen Bundes gefordert wurde.“ (Weber, Weltgeschichte XIV. 218.) Eine treffliche Illustration zu dieser Darstellung ist die Bemerkung Heims.

16) Prinz Louis Ferdinand wurde bekanntlich nicht erschossen, sondern fiel auf der Flucht seiner Truppen im Handgemenge mit französischen Husaren. Der Prinz hatte die aus Preussen und Sachsen bestehende Vorhut des Hohenloheschen Corps kommandiert. Einige Tage vor seinem Tode hatte er nach Berlin geschrieben: „Ich hoffe, dass Ihr den 10. oder 12. Nachrichten erhalten werdet und dass vielleicht die ersten Schüsse gefallen sind . . . Nicht ohne lebhafte Bewegung kann ich an die nahenden Augenblicke denken und an den Kampf, der sich vorbereitet. Ich würde ihm ruhiger und heiterer entgegensehen, wenn die, denen die wichtigsten Sorgen anvertraut sind, mir mehr Vertrauen einflössten.“

17) Eine gleiche falsche Nachricht von einem preussischen Siege verzeichnet auch die Gräfin Voss in ihrem Tagebuche unter dem 15. Oktober,



als die Königin bereits auf der Rückreise über Braunschweig und Tangermünde nach Berlin war. „Nicht die geringste Nachricht von den Truppen. Plötzlich kam ein Postsekretär geritten und schrie überlaut, die Schlacht sei gewonnen.“ (Neunundsechzig Jahre am preussischen Hofe, p. 252.)

18) Schlacht bei Auerstädt. Auerstädt liegt zwischen Naumburg und Weimar, ungefähr 15 km von Naumburg entfernt.

19) Am 17. Oktober schlug Bernadotte die 11 000 Mann starke preussische Reservearmee unter dem Herzog Eugen von Württemberg bei Halle und zersprengte sie vollständig.

20) Dies gelang. Am 28. Oktober kapitulierte Hohenlohe mit seinem 10 000 Mann starken Korps bei Prenzlau.

21) Gustav Parthey erzählt in seinen Jugenderinnerungen: „Ich stand an der Hand meines Vaters vor dem K. Palais, wo die neugierigen Zuschauer in sehr geringer Anzahl sich versammelt hatten. Mehrere Regimenter zu Fuss und zu Ross zogen dicht gedrängt dahin. Da entstand ein leerer Raum: ein kleiner Mann auf einem weissen Pferde, gefolgt von einem Reitertrupp in glänzenden Uniformen, ritt langsam gegen das Schloss hin, nach allen Seiten sich lebhaft umsehend. Das ist der Kaiser Napoleon, sagte mein Vater.“ (I. 67.)

22) Prinz August, zweiter Sohn des Prinzen Ferdinand, hatte versucht, sich an der Spitze eines Grenadierbataillons durchzuschlagen, musste sich aber ergeben, als seine Leute im Morast stecken blieben und keine Patronen mehr hatten.

23) Generalleutnant Graf Schmettau war Divisionskommandeur und befehligte bei Auerstädt die Vorhut des Herzogs von Braunschweig. Beim Angriff der Preussen auf Hassenhausen wurde er durch eine Kartätschenkugel verwundet, verbarg aber diese Wunde, bis ihn eine zweite Kugel traf: Er starb am 18. Oktober zu Weimar. Da er zu den Führern der Kriegspartei in Berlin gehört hatte und die Denkschrift vom 2. September, worin der König zum Losschlagen aufgefordert wurde, mit unterzeichnet hatte, erklärt sich das Gerücht von Selbstmord, nachdem der Krieg eine unglückliche Wendung genommen hatte.

24) „Welch ein Anblick, als das glänzende Regiment der Gensdarmes, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, in jammervollem Zustande wie eine Viehherde die Linden hinabgetrieben wurde“, schreibt Treitschke in seiner deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert, I. p. 250.

25) Am 8. November übergaben die Grafen Kleist, 73 Jahre alt, und Wartensleben, der älteste von 19 Generalen in Magdeburg, die von 24000 Mann mit 600 Geschützen vertheidigte, mit Proviant und Munition reichlich versehene stärkste Festung Preussens an den Marschall Ney. Blücher kapitulierte nach heldenmüthigem Widerstande in Lübeck am 7. November bei Ratkau, weil er kein Brod und keine Patronen mehr hatte, wie er unter die Kapitulation schrieb. Der vorwurfsvolle Ton Heims ist bei ihm nicht angebracht.

26) Dem Kurfürsten von Hessen hatte seine Neutralität nichts genützt. Am 1. November waren französische Truppen in Kassel eingerückt, hatten die hessische Armee entwaffnet, die Kassen mit Beschlag belegt, die Ge-

mäldegalerie geplündert. Der Kurfürst war erst nach Dänemark, dann nach Prag geflohen, „während seine schmachvoll erworbenen Schätze in Rothschilds Kellern in Frankfurt geborgen wurden" (Webers Weltgeschichte XIV. 226). Das verdiente Schicksal dieses zweideutigen und feigen Monarchen wurde allgemein mit Genugthuung begrüsst. — Sachsen, das sofort nach Auerstädt Preussens Sache verlassen hatte, musste bis zum Friedensschlusse am 11. Dezember sich die grössten Erpressungen gefallen lassen; die Königskrone war nur eine platonische Entschädigung dafür, wurde aber im ganzen Lande mit Jubel begrüsst; stand man doch nun dem verhassten Preussen gleich. Die Stadt Leipzig veranstaltete am Neujahrstage 1807 ein prächtiges Fest, dem die Sonne Napoleons bei der Illumination den Typus aufdrückte.

27) Jede preussische Uniform war in Berlin verboten worden; auch die pensionierten Offiziere mussten ihren geliebten blauen Rock ablegen.

28) Diese Nachricht erwies sich nachher als falsch. Königsberg, das General Bennigsen als Erholungs- und Sammelpunkt für die preussisch-russische Armee halten zu müssen glaubte, gerieth noch nicht in französische Hände. Nach einigen für die Verbündeten glücklichen kleineren Gefechten vor Königsberg ordnete Napoleon in einer seiner üblichen pomphaften Proklamationen am 16. den Rückzug hinter die Passarge an, um in die Kantonierungen zurückzukehren, nachdem der Feind „80 Lieues weit mit dem Degen in den Rippen verfolgt" worden sei. „Wer es wagt, die Ruhe derselben (der Kantonnierungen) zu stören, wird es bereuen!" (v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, III. p. 285.)

29) Stein war am 27. Oktober 1804 Nachfolger des am 17. Oktober verstorbenen Ministers v. Struensee im Departement des Accise-, Zoll-, Fabriken-, Manufakturen- und Kommerzienwesens beim Generaldirektorium geworden. Im April 1806 verfasste er seine Denkschrift an den König „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz", worin er dem Kabinett vorwarf, ihm fehle gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung. Nachdem er die drei Kabinettsräthe Beyme, Lombard, Graf Haugwitz aufs schärfste verurtheilt hat, fordert er eine unmittelbare Verbindung des Königs mit den obersten Staatsbeamten, schlägt 5 Ministerien (Krieg, Auswärtiges, allgemeine Landespolizei, Einkommen, Rechtspflege) vor und schliesst mit der Prophezeihung, dass der Preussische Staat, falls der Einfluss des Kabinetts weiter dauere, entweder sich auflösen oder seine Unabhängigkeit verlieren werde. An den General v. Rüchel, der die Denkschrift dem König übergeben sollte, schrieb er: „Der höchste Grad des Unverstandes ist, das Werkzeug der Verworfenheit anderer zu werden". Da Rüchel, der in Hannover befehligte, nicht nach Berlin kam, wurde die Denkschrift dem Könige durch die Königin übergeben. Stein war entschlossen, im Ablehnungsfalle seine Entlassung zu nehmen; darauf bezieht sich obige Äusserung. Der König, der die ausserordentlichen Schritte nicht liebte, ging auf Steins Vorschlag nicht ein; die Sache blieb vorläufig ein Geheimniss. Erst im November theilte Stein seinen Schritt dem Grafen Schulenburg (dem Manne, der Ruhe für die erste Bürgerpflicht erklärte) mit. Schulenburg antwortete mit richtigem Einsehen: „Wäre

man Ihrer Denkschrift im Mai gefolgt, so würden wir jetzt nicht sein, wo wir sind.“ (Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, I. p. 331 ff.)

30) Am 12. März hatte der Marschall Lefebvre (nachmals Herzog von Danzig) die Festung eingeschlossen; am 25. Mai kapitulierte der Feldmarschall Graf Kalkreuth nach tapferer Vertheidigung, nachdem Mangel an Lebensmitteln und Munition eingetreten war und die fortwährend verstärkte Belagerungsarmee mit einem allgemeinen Sturme drohte, während zwei Drittel der Garnison kampfunfähig geworden waren. Am Hofe glaubte man allerdings, dass sich Kalkreuth noch länger hätte halten können. (Gräfin Voss, p. 297.)

31) Schlacht bei Friedland am 14. Juni.

32) Am 21. war ein Waffenstillstand zwischen Russland und Frankreich, am 25. zwischen Preussen und Frankreich abgeschlossen worden, und am 7. Juli wurde der Friede mit Russland, am 9. der mit Preussen unterzeichnet.

33) Ein Kaufmann stellte folgendes Transparent an sein Fenster:

Ich kenne zwar den Frieden nicht,
Doch aus Gehorsam und befohlner Pflicht
Verbrenn ich auch mein letztes Licht.

Bekannt ist der illuminierte Sarg eines Tischlers, mit der Aufschrift: „Hier ist der wahre — bekannte und unbekannte Frieden.“ (Pertz, Stein I. 451.)

34) In seiner oben erwähnten Denkschrift schrieb Stein dem Könige: „Friedrich Wilhelm II. regierte unter dem Einfluss eines Favoriten, seiner Umgebungen; sie traten zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber.“ (Pertz I. p. 332.)

35) Eberhard Julius v. Massow war der Nachfolger Wöllners geworden. Am 28. August 1807 erhielt er seinen Abschied.

36) Am 3. Januar 1807 war Stein vom Könige, da er in der Kabinettsregierungsfrage nicht nachgab, ungnädig entlassen worden; nach Abschluss des Tilsiter Friedens wurde er nach der von Napoleon erzwungenen Entlassung Hardenbergs zurückgerufen. Obwohl krank, folgte er sofort und traf am 2. Oktober in Memel ein. Inzwischen hatte er im Juni ein Programm „Über die zweckmässige Bildung der obersten und der Provinzial-Finanz- und Polizeibehörden in der Preussischen Monarchie“ entworfen. Der König übertrug ihm jetzt die oberste Leitung aller Civilangelegenheiten. Die frühere Art der Kabinettsregierung hörte auf. — Stein war nach Berlin gereist, um mit Napoleons Generalintendanten Daru endgiltig wegen der Räumung der preussischen Provinzen durch die französischen Truppen zu verhandeln. In dem Entwurfe vom 9. März wurde Preussens Kriegsschuld auf 101 Millionen Franken festgesetzt. Die Oderfestungen sollten bis zur Tilgung in französischen Händen bleiben, die übrigen Truppen 30 Tage nach Ratifizierung des Vertrages abziehen.

37) Bodart de Tezay, französischer Lustspieldichter und Verwaltungsbeamter. Er war lange Zeit Generalkonsul in Genua.

38) Marschall Victor, Herzog von Belluno, Sohn eines Portiers, begann 1781 seine Laufbahn als gemeiner Soldat; 1807 wurde er Marschall. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er Gouverneur von Berlin und blieb dort bis zum August 1808, wo ihn Napoleon auf den spanischen Kriegsschauplatz

schickte. Seine Frau war eine Holländerin, Julie Vosch d'Avesant, Palastdame der Kaiserin.

39) Pauline Cesar — so lautet der Mädchenname dieser Geliebten des Prinzen Louis Ferdinand — wurde um 1777 in Berlin geboren. Ihr Vater war Rath in Diensten des Prinzen Louis Ferdinand; er starb früh. Wunderbar schön, aber ohne alle Erziehung und Bildung, hat sie niemals sittlichen Halt besessen. Als junges Mädchen hatte sie bereits ein Verhältniss mit einem Russen Schuwalow; sie bezog bis an ihren Tod eine Pension von 2000 Frcs. von der Familie Schuwalow in Petersburg. Um 1800 vermählte sie sich mit dem Ordensrathe Wiesel, der alle ihre Liebeslaunen geduldig ertrug. Das Paar reiste nach Paris, der Schweiz, Wien, immer von Anbetern Paulines begleitet. Heimgekehrt lebten sie getrennt, Wiesel im Gasthause, sie bei ihrer Mutter. Den Prinzen lernte sie auf einem Balle kennen; er liebte sie leidenschaftlich, wahnsinnig, wie aus seinen glühenden Briefen hervorgeht; sie benahm sich, wie alle galanten Damen und behandelte ihn nach Laune, bald schlecht, bald gut. Seinen Tod hat sie bald verschmerzt. (Büchner, Briefe des Prinzen Louis Ferdinand an Pauline Wiesel.)

40) Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, mit Napoleon gleichaltrig, war mit 16 Jahren Soldat geworden, hatte es aber unter dem ancien régime nur bis zum Corporal gebracht.

41) Graf Daru, Staatsminister und Generalintendant des Kaiserlichen Hauptquartiers, war General-Commissar während des Feldzuges in Preussen und hatte die Finanzverwaltung während der Okkupation zu leiten, wobei er auf Napoleons Befehl mit äusserster Härte verfuhr. Er berechnete bekanntlich 154½ Million Franken Kriegsentschädigung. Als im Jahre 1815 der Seinepräfekt in Paris Blücher auf dessen Forderungen Schwierigkeiten machte und um Schonung bat, entgegnete ihm der Feldmarschall: „Fragen Sie Se. Excellenz den Grafen Daru, zu welchen Mitteln er in Berlin gegriffen hat, um uns das finden zu lassen, was wir nicht besassen."

42) Davoust, der Sieger von Auerstädt, der rücksichtsloseste der französischen Marschälle. Er behandelte die Völker wie Soldaten, die Banken als militärischen Schatz, die Handelshäuser als Hauptquartiere und betrachtete das Glück als Maitresse, sagt ein französischer Schriftsteller von ihm.

43) General Graf Saint-Hilaire wurde im österreichischen Feldzuge 1809 bei Esslingen verwundet und starb an den Folgen der Wunde in Wien.

44) Beyme, den Friedrich Wilhelm III. trotz der Aussöhnung mit Stein und der Beseitigung der Kabinettsregierung nicht fallen lassen wollte und der von Stein und namentlich von Hardenberg hart angegriffen wurde, hatte sich, als es ihm nicht gelang, eine Verständigung mit Hardenberg herbeizuführen, im Juni 1808 freiwillig vom Hofe entfernt und lebte bis Ende des Jahres in Steglitz.

45) Schill, einer der Helden von Kolberg, durfte zur Belohnung für sein Verhalten während des Krieges als erster in die befreite Hauptstadt einrücken. (cf. Wilh. Griebenow, Erlebnisse.)

46) Sobald Österreich anfing zu rüsten und Spanien sich gegen Napoleon erhob, suchte Stein den König zum Anschlusse an Österreich und

England zu bewegen. Das ganze Jahr 1803 hindurch arbeitete er planmässig daran, einen Bruch mit Frankreich herbeizuführen. Da wurde ein Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein, worin er seinen Plänen Ausdruck gab, von der französischen Behörde in Berlin aufgefangen und von Napoleon im Moniteur officiel veröffentlicht. Stein erbat sofort seine Entlassung, in die der König zunächst nicht willigte, die er aber, als Napoleon zuerst indirekt, dann immer deutlicher darauf drang, auf Hardenbergs Rath am 24. November annahm. Am 12. Dezember kam Stein nach Berlin, wo er mit seiner Familie zusammentraf, aber nicht lange bleiben durfte, denn am 16. bereits hatte Napoleon von Madrid aus den „nommé Stein" geächtet und verlangte von der preussischen Regierung seine Auslieferung. Durch den französischen Gesandten St. Marsan, der seinen Posten nicht antreten sollte, solange Stein noch auf preussischem Boden weile, gewarnt, verliess er in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1809 Berlin und begab sich nach Österreich.

47) Hardenberg, am 24. April 1806 auf Betreiben Napoleons, der ihn für den Haupturheber des Potsdamer Vertrages vom November 1805 hielt und im Moniteur öffentlich beschimpft hatte, entlassen, hatte trotzdem weiter im Geheimen Antheil an den Staatsgeschäften behalten und war am 10. April 1807 wieder zum leitenden Minister ernannt worden. Napoleon wollte jedoch nicht mit ihm verhandeln und verfügte seine Verweisung vom Hofe auf eine Entfernung von 40 Stunden. Hardenberg schlug Stein als Nachfolger vor, ging nach Riga und schrieb dort seine grosse Denkschrift über die Reorganisation des preussischen Staates, unterstützt durch Altenstein und Niebuhr. Inzwischen aber führte Stein zum Glück seine Reformen durch. Im Frühling 1808 kam Hardenberg nach Preussen zurück und lebte auf seinen Gütern, vielfach auch in Tempelberg in der Mark in völliger Zurückgezogenheit.

48) Heinrich Schmaltz war seit 1803 Rechtslehrer in Halle, nachdem er vorher in Königsberg gewirkt hatte. 1808 legte er wegen der Einverleibung der Stadt und Universität in das Königreich Westfalen seine Ämter nieder, ging zu Friedrich Wilhelm III. nach Memel und erhielt von ihm das Versprechen baldiger Anstellung, die jedoch erst bei Gründung der Universität Berlin erfolgte, deren erster vom König ernannter Rektor Schmaltz wurde; vorher schon (1809) war er als Rath im Ober-Appellationssenat des Kammergerichts angestellt worden; bis dahin hatte er in Berlin als Privatmann gelebt.

49) Am 28. April hatte Schill an der Spitze seines „2. Brandenburgischen Husaren-Regiments" Berlin verlassen und seinen „unglaublichen" Zug, wie Friedrich Wilhelm III. die That bezeichnete und was sie trotz alles Patriotismus auch war, angetreten, der so tragisch in Stralsund enden sollte.

50) Prinzessin Luise Radziwill.

51) Am 25. November 1808, also unmittelbar nach Steins Entlassung, dessen Nachfolger der schwankende Minister Altenstein wurde, war die Ernennung Beymes zum Justizminister und Grosskanzler erfolgt. Stein hatte Beyme allein für fähig gehalten, das Werk der Reformen durchzusetzen und ihn dem Könige empfohlen. Aber Beymes Thätigkeit (er sollte die Auf-

hebung der Patrimonialgerichtsbarkeit durchführen) erlahmte sehr bald; zudem schloss er sich in der äusseren Politik dem schwachen Altenstein an, der Schlesien für den Rest der Kontribution abtreten wollte. Das führte seinen Sturz nnd Hardenbergs Wiedereintritt in das Ministerium herbei, der sich durchaus nicht bemühte, Beyme zu halten. Mit einer lebenslänglichen Pension von 3000 Thalern erhielt er am 4. Juni 1810 seine Entlassung; Friedrich Wilhelm III. bewilligte sie schweren Herzens. Hardenberg blieb nun bis 1822 an der Spitze der preussischen Staatsgeschäfte.

52) Am 16. Dezember 1809 war Napoleons Scheidung von Josephine erfolgt; am 2. April 1810 fand zu Paris die Vermählung mit Marie Luise, der „Tochter der Cäsaren" statt; am 20. März 1811 wurde der „König von Rom" geboren und durch ganz Europa, von Danzig bis Cadix, mit prunkvollen Festen begrüsst.

53) Das Eintreten Napoleons für Polen sowie die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg, dessen Herrscherfamilie zum Zarenhause in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen stand, in das französische Kaiserreich hatten Russland verstimmt; am 15. August 1811 erklärte Napoleon bei dem Gratulationsempfange, er werde in Polen keine Spanne abtreten (Russland hatte das Grossherzogthum Warschau als Entschädigung für den Herzog von Oldenburg vorgeschlagen), und da man eine Schadloshaltung in Deutschland ausschlage, so beweise das, dass man den Krieg wünsche. Preussen musste bei der immer bedrohlicher werdenden Lage Stellung nehmen, zumal Napoleon nur noch schwankte, ob er ihm vor oder nach dem russischen Kriege den Gnadenstoss geben sollte. Scharnhorst war für Anschluss an Russland, Hardenberg dagegen. Erst im Sommer überzeugte er sich von Napoleons feindlichen Gesinnungen gegen Preussen. Man entschloss sich zu Rüstungen. Der Landsturm sollte aufgeboten werden, die Krümper wurden in aller Stille einberufen; gegen Ende August standen 75 000 Mann bereit. Rechtzeitig aber noch erkannte der König, dessen vorsichtige Natur hier einmal am Platze war, dass Preussen allein in wenigen Wochen vernichtet sein musste, dass ohne einen Bund mit Russland und Österreich nichts zu erreichen sei. Scharnhorst ging im September nach Petersburg, wo er aber die Antwort erhielt, Russland könne für Preussen nichts thun. Da auch Österreich den Kampf nicht aufnehmen wollte, wurde am 24. Februar 1812 zu Paris das Bündniss mit Frankreich abgeschlossen, das der Kaiser nun, da die Kriegsaussichten näher traten, selbst wünschte und durch militärische Massregeln erzwang.

54) Vom 16. bis 29. Mai weilte Napoleon mit der Kaiserin und einem prunkvollen Hofstaate in Dresden, wo der Kaiser von Österreich und der König von Preussen sowie alle Rheinbundfürsten sich einfanden, um den Gebieter Europas zu begrüssen.

55) Graf St Marsan war von 1809 bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten Gesandter Napoleons in Berlin und verstand sich auf diesem Posten infolge seines Gerechtigkeitsgefühls allgemeine Anerkennung zu erwerben, auch beim Könige.

56) Schon an demselben Abend brach an verschiedenen Stellen der

Stadt Feuer aus; am 15. schlugen an allen Ecken und Enden die Flammen auf; sieben Tage und Nächte wüthete die Feuersbrunst, die neun Zehntel der Stadt in Asche legte.

57) „Die in grösster Galla versammelten hohen französischen und preussischen Autoritäten vom Militär- und Civilstande, das vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eingeladene Corps diplomatique, das in der Kirche paradierende Militär, die herrliche Musik machten einen imposanten Eindruck und erregten in den Gemüthern aller Anwesenden eine feierliche Stimmung. Beim Eintritt Sr. Excellenz des Herrn Reichsmarschalls Herzogs von Castiglione und des Staatskanzlers Freiherrn v. Hardenberg Excell. begann nach etlichen Takten militärischer Musik die pompöse Symphonie von Mozart, welche mit Feuer und Leben von dem ganzen Königl. Orchester exekutiert wurde. Die Priester erschienen am Altare; Pauken und Trompeten ertönten, und das ganze Orchester, vereinigt mit allen Solosängern und einem stark besetzten Chor, begann ein Tedeum von Haydn, welches mit eben der Präcision und Energie, wie die vorerwähnte Symphonie, vorgetragen wurde. Nach geendigter Musik wurden die Responsorien gesungen und vom Chor beantwortet. Unter Pauken- und Trompetenschall entfernten die Priester sich wieder vom Altare, und unter einer rauschenden militärischen Musik verliessen Se. Excellenz der Herr Reichsmarschall Herzog von Castiglione, nebst den übrigen Autoritäten vom Militär- und Civilstande die Kirche. Während Absingung des Tedeums wurden die Kanonen im Lustgarten gelöst. Nachher war im Lustgarten grosse Parade. Mittags war grosse Tafel bei Sr. Excellenz dem Herrn Reichsmarschall Herzog von Castiglione, zu welcher des Staatskanzlers Freiherrn v. Hardenberg Excellenz und die fremden und hiesigen hohen Militär- und Civilbehörden eingeladen waren.“ (Bericht in der Vossischen Zeitung.)

58) Man vergleiche Treitschkes Urtheil: Je länger der Staatskanzler im Sattel sass, um so offenkundiger wurden seine bureaukratischen Neigungen. Ohne feste Grundsätze, wie er in Verwaltungsfragen immer war, fand er den aufreibenden Kampf mit dem trotzigen Landadel (wegen Einführung der Steinschen Reformen) bald unbequem und beschloss den festen Grund der ritterschaftlichen Macht, die Gutsherrschaft zu zerstören . . . auf gut napoleonisch-westphälische Art durch die Verstärkung des Beamtenthums. . . . Welch ein Gegensatz doch: die Gesetze Steins und die Experimente Hardenbergs! . . . In Hardenbergs Geist kommen und gehen die Gedanken und Einfälle wie die Nebelbilder in einem Zauberspiegel. Dort alles planvoll, tief, gediegen und darum auch alsbald in vollem Ernste durchgeführt; hier ein unsicheres Schwanken zwischen radikalen Doktrinen und despotischen Neigungen . . . und mitten in diesem unfertigen dilettantischen Treiben doch einige hochwichtige Reformen, des grössten Staatsmannes würdig, eine Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte, die dem Staate nachher ermöglicht hat, die Wunden eines fürchterlichen Krieges auszuheilen. (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, I. p. 379, 381.)

59) Die Stelle passt sehr gut; sie lautet: „Du bist auch geschlagen, gleich wie wir, und gehet dir wie uns. Deine Pracht ist herunter in die Hölle gefahren, sammt dem Klange deiner Harfen; Motten werden dein

Bette sein, und Würmer deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Wie bist du zur Erde gefället, der du die Heiden schwächtest? Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will mich setzen auf den Berg des Stifts, an der Seite gegen Mitternacht, ich will über die hohen Wolken fahren und gleich sein dem Allerhöchsten. Ja, zur Hölle fährst du, zur Seite der Grube! Wer dich siehet, wird dich schauen und ansehen (und sagen): Ist das der Mann, der die Welt zittern und die Königreiche beben machte? der den Erdboden zur Wüste machte, und die Städte darinnen zerbrach, und gab seine Gefangenen nicht los? Zwar alle Könige der Heiden mit einander liegen doch mit Ehren, ein jeglicher in seinem Hause; du aber bist verworfen von deinem Grabe wie ein verachteter Zweig, wie ein Kleid der Erschlagenen, so mit dem Schwerte erstochen sind, die hinunterfahren zu den Steinhaufen der Hölle, wie eine zertretene Leiche. Du wirst nicht wie dieselbigen begraben werden; denn du hast dein Land verderbet und dein Volk erschlagen; denn man wird der Boshaftigen Stimmen nimmermehr gedenken."

60) Die Vossische Zeitung brachte diese Nachricht am 17.; am gleichen Tage theilte sie einen Tagesbefehl des französischen Gouverneurs von Königsberg, Cardineau, mit, worin dieser einen französischen Sieg (!) bei Bereczina am 28. November bekannt macht. Die Russen hätten 8 Fahnen, 12 Kanonen, 8000 Gefangene verloren. „Die Armee kehrt nach Wilna zurück, wo sie sich bei den zahlreichen Magazinen von den erduldeten Strapazen erholen wird" (!!).

61) Fürst Wittgenstein, Oberkammerherr und Staatsminister, der Vertraute Friedrich Wilhelms III., am Hofe und in Berlin bekannt durch seine zahllosen Orden und ebenso zahllosen Schulden, seine spitze Zunge und seine losen Streiche, deren bevorzugtes Ziel die Gräfin Voss war und von denen sie selbst und Gubitz in seinen Erinnerungen viel erzählen.

62) Stephan Graf Zichy-Vásonykeö, geboren 1780, war von 1810 bis 1827 österreichischer Gesandter in Berlin. (Würzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserthums Österreich, LX. p. 30.)

63) Am 23. Januar war der König nach Breslau gegangen, um in seinem Handeln unabhängiger von der französischen Besatzung Berlins zu sein. In Berlin hatte sich das Gerücht verbreitet, Napoleon hätte beabsichtigt, ihn gefangen zu nehmen und als Geisel für das Wohlverhalten Preussens nach Frankreich abführen zu lassen. „Ob dieser Gewaltstreich Erfolg gehabt hätte, wurde stark bezweifelt; denn so treu das Volk auch zu seinem Könige hielt, so war es doch entschlossen, die Befreiung des Vaterlandes auch ohne ihn zu versuchen." (Parthey, Jugenderinnerungen I. 338.)

64) Angles war während der französischen Okkupation im Heimschen Hause einquartiert gewesen und hatte sich durch sein liebenswürdiges und heiteres Wesen Aller Freundschaft erworben.

65) Der Marschall Augereau hatte im Jahre 1812 das Kommando des 11. Korps, das Napoleon zu seiner Rückendeckung bestimmt hatte. Sein Hauptquartier war Berlin. Als die ersten Kosaken in Berlin erschienen, soll er in seinem Quartier von Volkshaufen angegriffen worden sein; folgende

grusliche französische Darstellung — zugleich ein Pröbchen französischer Geschichtschreibung und Geographie — sei dem Leser nicht vorenthalten: „En arrivant à Berlin à la fin de la fatale retraite de Russie (stimmt nicht; Augereau war während des ganzen Winters in Berlin), en 1813, il vis le premier les Prussiens rompre la neutralité et fut assailli par des troupes ivres et furieuses dans une maison où il fut descendu. Il s'y barricada et s'y defendit, à l'aide de quelques compagnies françaises avec un bonheur inouï et comme s'il était battu à Eylau; il repoussa les assaillants et sortit de Berlin sans avoir ou entamer sa troupe. Il se retira à Frankfort sur l'Oder (!!), dont il fut nommé (le 9 avril 1813) gouverneur général. L'Empereur lui conféra aussi le gouvernement du grand-duché de Wurtzbourg." Natürlich ging er nach Frankfurt a. Main. Die Berliner Zeitungen, die sich, so lange die Franzosen in Berlin waren, die grösste Reserve auferlegen mussten, erwähnten den Vorfall gar nicht; die Vossische brachte am 23. nur eine Bekanntmachung der Ober-Regierungskommission, worin die Bevölkerung zur Ruhe ermahnt wird. Diese Aufforderung bezog sich aber nur auf den weiter unten erwähnten Kampf zwischen Bürgern und Franzosen an der langen und Schleusenbrücke. Augereau versicherte der Regierungskommission am 21., dass er die besten Absichten für Ruhe, Ordnung und Wohlfahrt der Hauptstadt habe. Auch Streckfuss, der in Band 1 seines „Berlin im 19. Jahrhundert" eine sehr ausführliche Darstellung jener Tage giebt, erwähnt nicht eines Angriffs auf Augereau. Das genügt wohl, um die Haltlosigkeit der allerdings höchst poesievollen Darstellung der „Nouv. Biogr. Gén." nachzuweisen.

66) Schon am 18. war es bei Werneuchen, 2 Meilen nordwestlich von Berlin, zu einem ernsthaften, für die Franzosen nachtheiligen Gefechte gekommen. Am 20. schossen sich die Kosaken unter Tschernitschew und Tettenborn mit den Franzosen an den östlichen Thoren Berlins herum und drangen in die Stadt ein. Der junge Alexander von Blomberg, der sich ihnen mit mehreren Deutschen angeschlossen hatte, fiel dabei als erstes Opfer des Befreiungskrieges.

67) Eine von diesen Kanonen wurde von den Berlinern erbeutet und bei der Schleusenbrücke in die Spree geworfen. Eine anschauliche Schilderung des Kampfes an der langen Brücke giebt Streckfuss, Berlin im 19. Jahrhundert II. 32 f. (Parthey, Jugenderinnerungen I. 339.)

68) Die Schätzung ist etwas zu niedrig; Yorks Korps war 12 000 Mann stark und hatte 70 Geschütze. — Streng und finster streifte der Blick des „Mannes von Tauroggen" über die hochaufjubelnden Massen. (Treitschke.)

69) Beyme führte dieses Amt 15 Monate lang; den Zeitverhältnissen entsprechend widmete er seine Hauptthätigkeit den militärischen Verhältnissen.

70) Parthey erzählt in den schon öfter zitierten Jugenderinnerungen (I. 341), dass der König sich am 20. März auf der Parade im Lustgarten gezeigt habe; „ich kann aber nicht sagen, dass ihm ein ausserordentlicher Enthusiasmus entgegen gekommen sei". Diese Datierung ist nicht richtig; der „Voss. Ztg." zufolge reiste der König am 21. von Breslau ab, war am 22. Nachts in Potsdam, begab sich am 24. von da nach Charlottenburg und

ritt am Mittag dieses Tages von dort durch das Brandenburger Thor mit den Prinzen und der Generalität nach dem Schlosse. Die russischen und preussischen Truppen bildeten auf dem Wege Spalier. (Voss. Ztg. vom 25. März 1813.)

71) Spandau, das mehrere Wochen hindurch von den Preussen unter Thümen belagert wurde, kapitulierte am 25. April, als durch eine Bombe das Pulvermagazin auf der Zitadelle in die Luft gesprengt wurde. Näheres über die Belagerung und das Aussehen von Stadt und Festung nach der Kapitulation erzählt sehr ansprechend Parthey, I. 349 ff., vgl. auch Streckfuss.

72) Schlacht bei Lützen (Grossgörschen) am 2. Mai, in der Scharnhorst seine tödtliche Wunde erhielt.

73) Grund zu der Besorgniss bot der im russischen Hauptquartier beschlossene Rückzug der Verbündeten über die Elbe durch Sachsen nach Schlesien. Zum Schutze Berlins wurde der Landsturm unter die Picke gerufen. Auch hierüber erzählt Parthey vieles.

74) Der Beitritt Österreichs zum russisch-preussischen Bündnisse erfolgte erst am 27. Juni zu Reichenbach. Am 10. April hatte Napoleon in Wien eine Theilung Preussens (Österreich sollte Schlesien erhalten) unter Österreich, Sachsen und Westfalen vorgeschlagen. Österreich lehnte es ab und verlangte im Mai von Napoleon die Auflösung des Rheinbundes, des Herzogthums Warschau, die Herausgabe der französischen Erwerbungen zwischen Ems, Weser und Elbe, sowie die Herstellung Preussens. — Statt Sachsen muss es natürlich Schweden heissen; am 30. April meldete der preussische Gesandte in Stockholm, von Tarrach, der Vertrag mit Schweden sei vereinbart, und er hoffe auf seine Ratifikation. Vollzogen wurde er erst am 22. Juli. (Geschichte der Nord-Armee im Jahre 1813 — Beiheft zum Militärwochenblatt I.)

75) In diesen Tagen der Furcht vor einer neuen französischen Okkupation fand eine förmliche Auswanderung aus Berlin statt; viele flüchteten nach Schlesien. Die Furcht war begründet; während Napoleon dem Heere der Verbündeten folgte, sollte Ney einen Vorstoss gegen Berlin unternehmen, wurde aber zurückgerufen, da Napoleon seine Streitkräfte zum Angriffe bei Bautzen sammelte.

76) Der Berliner Landsturm exerzierte sehr ernsthaft, blieb aber von dem Berliner Witze nicht verschont. Man hatte herausgefunden, dass in der Wilhelmstrasse Falstaffs Rekruten beisammen waren. Schatte war der blasse Direktor Zeune, Vorsteher der Blindenanstalt, Schwächlich der unansehnliche Niebuhr, Warze der etwas verwachsene Schleiermacher, Bullenkalb der dicke Buchhändler Reimer, Schimmelig der sehr blasse und sehr blonde Franz Horn. (Parthey I. 360.)

77) Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai. Die Verbündeten wichen weiter bis Schlesien zurück, obwohl sie einen moralischen Erfolg davongetragen hatten.

78) Bülow hatte am 2. Mai Halle genommen; am 4. erhielt er aus dem Hauptquartier Wittgensteins die merkwürdige Nachricht, dass die Schlacht bei Lützen gewonnen sei; die Verbündeten zögen sich jedoch hinter die Elbe zurück, General Kleist bis Wurzen. Wittgenstein forderte ihn auf, wenn es nöthig sei, sich ebenfalls auf das rechte Elbufer zurückzuziehen, der König

befahl ihm das gleiche unter dem 3. Mai von Prag aus, falls der Feind die Marken angreifen werde; er solle dann Landwehr und Landsturm organisieren. Bülow nahm nun mit Recht an, dass die Schlacht bei Lützen verloren sei, setzte sich mit dem Gouvernement von Berlin in Verbindung und ging am 5. bei Rosslau auf das rechte Elbufer. Die Franzosen unter Ney hatten sich in der That nach Norden in Bewegung gesetzt; die Korps Ney und Lauriston marschierten von Leipzig gegen Torgau, Victor und Sebastiani waren bis Bernburg und Calbe vorgedrungen. Am 8. ernannte der König Bülow zum Oberbefehlshaber in den Marken. Die Landwehr war noch höchst mangelhaft, die Bildung des Landsturms unter dem 5. befohlen worden. Bülow wollte die Vertheidigung Berlins, wie es ihm Boyen schon früher vorgeschlagen hatte, gedeckt durch die sumpfigen Gegenden zwischen Nuthe und Notte auf der Linie Potsdam—Saarmund—Trebbin—Mittenwalde—Königs-Wusterhausen führen. Inzwischen waren die Franzosen bei Torgau und Wittenberg über die Elbe gegangen. Bülow zerstörte nun den Übergang bei Rosslau und marschierte auf der Strasse von Wittenberg gegen Berlin zurück. Der Feind marschierte seitwärts auf Luckau und erweckte dadurch in Bülow den Glauben, er wolle seine linke Flanke umgehen. Er ging bis Treuenbrietzen und Beelitz zurück und besetzte Luckenwalde und Baruth. Infolge dieser preussischen Bewegungen gab es in Berlin grosse Aufregung, Flucht des Hofes und der Einwohner etc. Ney, der in der That den Befehl hatte, Berlin zu nehmen, hatte auf den Rath des Generals Jomini eigenmächtig seinen Marsch geändert in der Absicht, sich mit Napoleon gegen das bei Bautzen stehende preussisch-russische Heer zu vereinigen. Er marschierte am 17. von Luckau auf Spremberg und Bautzen ab; in Kalau traf ihn ein Befehl Napoleons, der ihm dasselbe befahl. Diese Absicht Neys erkannte Bülow erst am 18. L'Estoq, der Militärgouverneur in dem Lande zwischen Elbe und Oder, hatte dies schon früher erkannt und Bülows Zurückgehen für einen Fehler gehalten. Dazu kamen Schwierigkeiten im Kommando; L'Estoq hatte als General der Kavallerie einen höheren Rang als der erst vor zwei Monaten zum Generalleutnant ernannte Bülow. L'Estoq erliess am 18. einen die Bürger Berlins beruhigenden Artikel, worin er erklärte, Bülow werde sofort wieder zum Angriff übergehen. Der darin enthaltene indirekte Vorwurf rief die öffentliche Missstimmung gegen Bülow hervor. Am 19. brach er nach Baruth auf, konnte jedoch nun die Vereinigung Neys mit Napoleon nicht mehr verhindern. (Beitzke, Geschichte der Befreiungskriege I. 404 ff.)

79) Am 19. fanden Gefechte bei Königswartha und Weissig statt; Barklay de Tolly und York sollten an diesem Tage den heranmarschierenden Marschall Ney verhindern, sich mit Napoleon zu vereinigen, was ihnen aber nicht gelang.

80) Die Rückzugsgefechte bei Reichenbach, Markersdorf und namentlich bei Haynau am 26., wo Blüchers Kavallerie einen äusserst kecken Überfall ausführte, hemmten die Franzosen in ihrem Vormarsch.

81) Mit diesem Tage begann die Schreckensherrschaft des Marschalls Davoust in der alten Hansestadt.

82) Der zu Poischwitz am 4. Juni abgeschlossene Waffenstillstand sollte

zuerst nur 20 Tage dauern und wurde dann bis zum 16. August verlängert. Während dessen erfolgte der Anschluss Österreichs und Schwedens an die Verbündeten.

83) Am 24. Juli kam Bernadotte nach Berlin, um sich in seiner neuen Funktion als Oberfeldherr der Nordarmee mit den Truppen, den Personen und den Verhältnissen vertraut zu machen. Am folgenden Tage machte er Besuche bei den Prinzen und Prinzessinnen, und am 26. Abends 6 Uhr besichtigte er auf dem Exerzierplatze im Thiergarten, dem jetzigen Königsplatze, die in und bei Berlin stehenden preussischen Truppen, von denen er einen sehr guten Eindruck empfing. (Bericht Bülows an den König im Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1859. Erstes Heft, p. 68.)

84) Am 10. August war der Waffenstillstand von den Verbündeten gekündigt worden; am 16. um Mitternacht lief er ab.

85) General Jomini, ein geborener Schweizer, trat, nachdem er zuerst seiner Heimath gedient hatte, 1801 in französische Kriegsdienste und zeichnete sich in Tirol, Österreich, Preussen und Spanien aus. Infolge einer Zurücksetzung, die er durch den Marschall Ney erfuhr, verlangte er — damals Oberst — seinen Abschied und bot seine Dienste dem Kaiser Alexander an, der noch in innigster Freundschaft mit Napoleon lebte. Napoleon berief Jomini nach Paris und liess ihm die Wahl zwischen Gefängniss und Beförderung zum Brigade-General; natürlich wählte der Oberst das letzte. Im russischen Feldzuge weigerte er sich, gegen Alexander zu fechten und blieb französischer Gouverneur von Wilna. Nach der Schlacht bei Lützen wurde er wieder Neys Generalstabschef; als solcher hatte er, wie schon erwähnt, wesentlichen Antheil an der Vereinigung Neys mit dem Kaiser vor der Schlacht bei Bautzen. Ney schlug ihn zum Divisionsgeneral vor, Berthier verhinderte es; Jomini wurde überhaupt von der Avancementsliste gestrichen und in Arrest gesetzt, weil er nicht zur rechten Zeit seinen Bericht über den Stand der einzelnen Regimenter eingereicht hatte. Er quittierte nun den französischen Dienst und begab sich ins Lager der Verbündeten, wo er jedoch in keiner Weise Verrätherei trieb, wie ihm später vorgeworfen wurde. Napoleon selbst hat dies auf St. Helena anerkannt. Hier bei den Alliierten traf Jomini Napoleons alten Waffengefährten, jetzt grimmigen Gegner Moreau, der seit 1804 aus Frankreich verbannt, nachdem er wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen den ersten Konsul zum Tode verurtheilt worden war, von Amerika gekommen war, um den Imperator bekämpfen zu helfen.

86) In Trebbin vertheidigte sich am 22. Major von Clausewitz mit 5 Kompagnien ohne Artillerie fünf Stunden lang (von 1 bis 6 Uhr Nachmittags) gegen das 12. französische Korps unter Oudinot, der die Stadt mit Granaten bewerfen liess, die aber nicht zündeten. Um 6 Uhr zog sich Clausewitz nordwärts zurück, Oudinot blieb bei Trebbin stehen. Ebenso machte das 7. französische Korps bei Nunsdorf Halt, welches Major v. Wedel nach tapferer Vertheidigung geräumt hatte. General Bertrand stand mit dem 4. Korps nach einem Gefecht bei Mellen westlich von Trebbin bei Schünow und Dargischow. (Geschichte der Nordarmee 1813. p. 241 ff.)

87) Bekanntlich ging der Schlacht von Grossbeeren am Abend des 23. August ein Vorpostengefecht am Nachmittag voraus; Major v. Sandrart,

der mit 3 Bataillonen, einer halben 6pfündigen Batterie und dem 1. Leibhusarenregiment Grossbeeren behauptete, wurde um 4 Uhr durch die 2. sächsische Division (v. Sahr) des Korps Reynier angegriffen und zog sich nach einem heftigen Artilleriekampfe bis Heinersdorf zurück, worauf Bernadotte den Rückzug hinter Berlin befahl. Reynier liess nach der Einnahme Grossbeerens seine Truppen ins Biwak rücken. Erst um 6 Uhr Abends begann Bülow die Schlacht selbst. (Über den Verlauf vergl. die schon öfter citierte „Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813“ p. 315 ff. sowie „die Schlacht von Grossbeeren“ bei Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. IV.)

88) Es waren nur 14. (Geschichte der Nordarmee I. 348.) Auch Parthey (p. 386) hat 30 Kanonen.

89) Vergl. „Berlin in den Tagen der Schlacht von Grossbeeren“ in Tietz, Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin.

90) Die Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August, welche den Rückzug der Verbündeten nach Böhmen, aber auch die Vernichtung des Korps Vendamme bei Kulm und Nollendorf durch den heldenmüthigen Widerstand der Russen Ostermanns und den kühnen Angriff Kleists am 29. und 30. August zur Folge hatte.

91) Dies Urtheil Heims trifft absolut nicht zu.

92) Parthey erzählt, dass namentlich viele preussische Soldaten an den Beinen verwundet worden seien und begründet dies damit, dass die jungen 16—17jährigen Rekruten, die den grössten Theil vieler französischer Regimenter bildeten, das schwere Gewehr beim Anlegen und Schiessen etwas sinken liessen. (p. 394.)

93) Bei Dennewitz. Es wurden 53 Kanonen erobert und (nach Bülows Bericht) 13 500 Gefangene gemacht. (Geschichte der Nordarmee. 3. Heft 1865. p. 98.)

94) Moreau war bei Dresden am 26. August an der Seite des Kaisers Alexander tötlich verwundet worden; eine Kanonenkugel einer französischen Gardebatterie, die Napoleon selbst leitete, zerschmetterte ihm das rechte Knie. Er starb am 2. September.

95) Gefecht an der Göhrde unweit Lüneburg am 16. September; General v. Wallmoden schlug die Franzosen unter Pecheux.

96) Napoleon hatte den kühnen Entschluss gefasst, mit seinem ganzen Heere auf das rechte Ufer der Elbe zu gehen, die Mark und Berlin zu erobern, dann gegen die Elbe wieder Front zu machen und Magdeburg zum Stützpunkte seiner weiteren Unternehmungen zu nehmen, um so der ihm drohenden Umklammerung bei Leipzig zu entgehen. Am 11. Oktober hatte er sein ganzes Heer auf dem linken Muldeufer zwischen Elbe und Mulde beisammen und wollte bei Wittenberg und Rosslau über die Elbe gehen; das Korps Reynier und die Division Dombrowski thaten dies auch wirklich und entsetzten Wittenberg. Ney drang auf die Brücke von Rosslau und Dessau vor, um Kundschaft von der Nordarmee zu erhalten, stiess auf Tauenzien und warf ihn über die Mulde zurück. Tauenzien ging auf das rechte Elb-

ufer und zerstörte die Brücke theilweise, vereinigte sich dann mit Thümen, der die Belagerung von Wittenberg aufgegeben hatte und beide zogen sich weiter auf Zerbst zurück. Nur dadurch, dass die Hauptarmee der Verbündeten auf Leipzig marschierte und es wegzunehmen drohte, wurde Napoleon zur Umkehr bewogen. (Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege, I. p. 419 ff.)

97) Tauenzien war in Gewaltmärschen nach Berlin marschiert, um die Stadt vor einem vermeintlichen Angriffe Napoleons zu schützen; in der Nacht vom 15. zum 16. kam er an; „die Dunkelheit musste den Bewohnern der Stadt den Zustand verbergen, in welchen der Gewaltmarsch seine Truppen versetzt hatte.“ Gneisenau nannte diese rückwärtige Bewegung eine schmähliche Flucht.

98) Bernadotte, der mit Blücher über die Saale gegangen war, war durch Napoleons Plan in die äusserste Bestürzung gerathen, während Blücher ihn nur für eine Drohung hielt, um für die Elbebrücken besorgt zu machen. Bernadotte meldete ihm den Übergang der Franzosen als gewiss und forderte ihn auf, zur Rettung Berlins mit ihm auf das rechte Elbufer zurückzukehren. Einen Befehl vom Kronprinzen von Schweden, auf Berlin zurückzugehen, hat Tauenzien nicht erhalten.

99) In Wirklichkeit wurden 15 000 Mann gefangen genommen, 300 Kanonen, 900 Wagen erbeutet. In den Leipziger Lazarethen liessen die Franzosen 23 000 Mann, darunter 27 Generale und 3000 Offiziere zurück.

100) Nicht Augereau ertrank, sondern Fürst Poniatowsky. Augereau, im Januar 1814 Kommandeur des Korps bei Lyon, fiel als einer der ersten von Napoleon ab. Schon im Februar unterhandelte er mit den Österreichern.

101) Bei Kösen versperrten die Österreicher unter Giulay den Übergang über die Saale; das Rückzugsgefecht fand auch nicht bei Weissenfels, sondern bei Freiburg am 21. Oktober statt; der Vortrab des Yorkschen Korps führte es; abgesehen von 18 eroberten Kanonen und etwa 1000 Gefangenen war es ergebnisslos. (Beitzke I. 567.)

102) Dem Könige Friedrich August von Sachsen hatten, nachdem seine Truppen im Laufe des 18. Oktober zu den Verbündeten übergegangen waren, die Verbündeten am 19. erklärt, dass er ihr Gefangener sei; er wohnte den Winter über im Berliner Schlosse. Im Frühjahr zog er nach Friedrichsfelde, um den Äusserungen des Grolles und Spottes, mit denen die Berliner nicht kargten, zu entgehen. Nach Abschluss des 1. Pariser Friedens begab er sich auf Einladung des Kaisers Franz nach Österreich. Vergl. das Kapitel „Friedrichsfelde“ in Fontanes Wanderungen IV.

103) Nachdem Heim dem Könige seinen Glückwunsch ausgesprochen hatte, bemerkte er, Se. Majestät hätten heute wohl noch Viele zu empfangen und empfahl sich, ehe er entlassen worden war. Friedrich Wilhelm erzählte mit Anspielung hierauf später oft, der alte Heim sei der einzige Mensch gewesen, der ihn einmal habe stehen lassen. (Kessler, Leben Ernst Ludwig Heims. 1. Aufl. II. p. 165.)

104) Nachdem Napoleon am 30. und 31. Oktober die bayerisch-österreichische Armee unter Wrede bei Hanau geschlagen hatte, traf er am 2. November in Mainz ein; von seinen Hunderttausenden rettete er 70 000,

zum grössten Theil erschöpft oder krank über den Rhein; von 700 Geschützen, die er noch bei Leipzig gehabt, brachte er nur 200 hinüber. (Beitzke I. 598.)

105) Der allgemeine Übergang verzögerte sich jedoch bis zum 1. Januar; sehr zum Zorne Blüchers und Gneisenaus verhandelte man wochenlang. Napoleon war am 9. November in Paris angekommen, wo er mit Umgehung des gesetzgebenden Körpers die Abgaben beträchtlich erhöhte und den Staatsschatz von 200 Millionen Franken zur Weiterführung des Krieges verwendete. Am 11. bewilligte ihm der Senat eine neue Aushebung von 300 000 Mann, nachdem am 8. Oktober bereits eine solche von 280 000 genehmigt war.

106) Torgau ergab sich, nachdem Besatzung und Einwohner einer der furchtbarsten Typhusepidemien zum grössten Theil erlegen waren. Es starben gegen 30 000 Menschen.

107) Blücher schlug am 17. Januar in Nancy sein Hauptquartier auf und hielt dort eine wohl durchdachte Rede an die Lothringer, die übersetzt und allenthalben hin verbreitet wurde. Sie ist in Varnhagen von Enses Biographie Blüchers abgedruckt.

108) Nachdem Blücher bei Brienne am 29. Januar von Napoleon zurückgedrängt worden war, schlug er ihn bei La Rothière am 1. Februar.

109) Am 4. Februar war Chalons genommen worden, bei welcher Gelegenheit die preussische Landwehr 50 000 Flaschen Champagner die Hälse gebrochen haben soll; in den Gefechten von Champaubert und Montmirail am 10. und 11. Februar schlug Napoleon die Korps von Sacken und York und drängte dann in einer Reihe weiterer Gefechte Blüchers Armee zurück über die Marne.

110) Der Friedenskongress von Chatillon, von Metternich ins Leben gerufen, dauerte vom 5. Februar bis zum 18. März. Die Verhandlungen scheiterten an den übermüthigen Forderungen Napoleons, der Frankreich mit den Grenzen des Rheins und der Alpen, Italien für seinen Stiefsohn Eugen etc. forderte. (Beitzke III. 339.)

111) Der Senat, am 1. April von Talleyrand berufen, sprach die Absetzung am 2. aus. — Marmont, der noch Paris am 30. März vertheidigt hatte, fiel am 4. April von Napoleon ab; ihm folgten Berthier, Ney, Lefebvre, Oudinot, Macdonald. Am 11. unterzeichnete der entthronte Kaiser die Entsagungsurkunde: „Da die verbündeten Mächte erklärt haben, dass der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniss des Friedens in Europa ist, so erklärt der Kaiser Napoleon . . . dass er bereit ist, vom Throne zu steigen und Frankreich zu verlassen . . .“ (Beitzke III. 422.)

111a) 300 Mann wäre etwas wenig gewesen. Im ganzen wurden 10 000 Mann gespeist, 6000 Unter den Linden, 4000 im Lustgarten. Der Schluss des Festes war allgemeine Betrunkenheit. (cf. Streckfuss, Berlin im 19. Jahrhundert, III. p. 144 f.)

112) Der Kongress dauerte vom 18. September 1814 bis 19. Juni 1815. Kaiser Franz gab täglich 50 000 Gulden für die Kaiserliche Tafel, im ganzen 16 Millionen für den Kongress aus.

113) Preussen erhielt die Hälfte von Sachsen, die Niederlausitz, die halbe Oberlausitz, sowie sächsische Besitzungen in Thüringen (die neue Provinz

Sachsen), ferner Schwedisch-Vorpommern und bildete aus den rheinischen Erwerbungen die neuen Provinzen Rheinland und Westfalen, aus den Überresten seiner polnischen Besitzungen die Provinz Posen.

114) Blücher urtheilte über den Kongress: „Der Wiener Kongress gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu vertauschen oder zu verkaufen. Wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und einen schäbigen Ochsen eingetauscht.“

115) Napoleon landete am 1. März in Cannes mit 900 Mann.

116) Die Revolutionszeit schien mit Napoleons Rückkehr wieder aufzuleben. Es bildeten sich Klubs, die Arbeiter verlangten Waffen, die kaiserliche Garde marschierte nach den Klängen der Marseillaise und sang das „Ça ira“. Lucian Bonaparte gab seinem Bruder den Rath, sich auf das demokratische Element zu stützen und als Konsul oder Diktator dem Auslande gegenüberzutreten. Napoleon aber hatte seine alte Abneigung gegen Volksbewegungen und gegen den Jakobinismus nicht abgestreift und so kam es, dass der demokratisch gesinnte Mittelstand in der am 22. April erlassenen Zusatzakte zu der Reichsverfassung (Acte additionel aux constitutions de l'empire), die eine gewählte Volksvertretung, Pressfreiheit, Petitionsrecht, Beschränkung der militärischen Gerichtsbarkeit versprach und als Schaustück das alt-merovingische Maifeld wieder aufleben liess, mit ihren übrigen Bestimmungen, Wiedereinrichtung der erblichen Peerage etc. seine Hoffnungen nicht erfüllt sah und missvergnügt wurde, vor allem auch, weil die Akte erlassen, aber nicht vom Volke berathen und angenommen wurde.

117) Schon am 13. März war Napoleon auf dem Kongresse für einen Feind und Störer des Weltfriedens erklärt worden. Die längs der französischen Grenze von den Niederlanden bis zum Oberrhein stehenden Truppen der Verbündeten — Engländer, Preussen, Sachsen, Russen, Österreicher — setzten sich gegen ihn in Bewegung; am 8. Juni brach er mit 128 000 Mann, darunter die alte Kaisergarde, von Paris auf.

118) Schlacht bei Ligny und St. Amand la Haye nördlich von Fleurus am 16. Juni.

119) Am 22. Juni entsagte Napoleon zum zweiten Male zu Gunsten seines Sohnes; an seine Stelle trat nicht eine Regentschaft, wie er es gewünscht hatte, sondern eine Regierungskommission von 5 Mitgliedern mit Fouché an der Spitze.

120) Am 3. wurde zu St. Cloud eine Konvention abgeschlossen, der zufolge sich die französischen Truppen bis hinter die Loire zurückzogen. Am 7. besetzten Blücher und Wellington Paris.

121) Am 28. Juni hatte sich Napoleon nach Rochefort begeben, um nach Amerika zu entkommen; englische Kriegsschiffe hatten aber den Hafen blockiert. Darauf suchte er an Bord des englischen Linienschiffes „Bellerophon“ Schutz; als er an der englischen Küste ankam, erfuhr er, dass er Staatsgefangener sei; am 31. Juli wiesen ihm die Verbündeten St. Helena zum Aufenthalt an, und am 7. August segelte er dahin ab.

122) Ney hatte Ludwig XVIII. erklärt, er werde den Usurpator gefesselt nach Paris bringen; am 13. März ging er zu Napoleon über. Nach der

Rückkehr der Bourbonen wurde er, der sich noch in Frankreich aufhielt, obgleich ihm Talleyrand und Fouché Pässe nach der Schweiz gegeben hatten, verhaftet und von der Pairskammer zum Tode verurtheilt, trotzdem nach der Konvention von St. Cloud niemand wegen seiner politischen Handlungen und Gesinnungen verfolgt werden sollte. Wellington wurde von seinen eigenen Landsleuten bestürmt, gegen dieses rechtswidrige Verfahren aufzutreten, that es aber nicht. Am 7. Dezember wurde der Marschall an der Gartenmauer des Luxembourg erschossen; er selbst gab das tödtliche Kommando.

123) Im Jahre 1815 erschien Schmaltz' berüchtigte Flugschrift: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. Über politische Vereine und ein Wort über Scharnhorst und meine Verhältnisse zu ihnen", die eine Denunziation der nach seiner Ansicht in Deutschland noch fortbestehenden Geheimbünde, wie des Tugendbundes und ähnlicher, von Schmaltz revolutionärer und unmoralischer Tendenzen angeklagten, enthielt. Die Schrift entfesselte einen stürmischen Federkrieg; Schleiermacher, Niebuhr, Koppe, Krug, Rühs u. a. traten gegen Schmaltz auf Der Streit wurde so heftig, dass durch eine Königliche Verordnung vom 6. Januar 1816 jede Polemik und jede weitere Publikation über Geheimbünde verboten werden musste.

124) Der Ruhm des weiblichen Unteroffiziers drang um die ganze Erde; Chamisso fand auf der Weltreise des Rurick in einer spanischen Zeitung aus Mexiko in San Franzisco 1816 eine lange Biographie von ihr vor. Sie hiess übrigens nicht Auguste, sondern Johanna. (Chamisso, Werke, Cottasche Ausgabe III. p. 126.)

125) Philipp Wilhelm v. Jacobi-Klöss, bürgerlicher Abstammung, stand seit 1766 im diplomatischen Dienste Preussens. Er vertrat Preussen in Rastatt 1798/99 und schloss 1807 den Subsidienvertrag mit England ab. Von 1792 bis 1816 war er mit Unterbrechungen Gesandter in London. Geboren 1745, starb er 1817 in Dresden. — Ein Spottbild aus dieser Zeit fügt Napoleon eine unförmliche Korpulenz zu.

126) „Unter der Burg bauete er ein Spielhaus, und verordnete, dass sich die stärksten jungen Gesellen darin üben mussten. Und das heidnische Wesen nahm also überhand, dass die Priester des Opfers noch des Tempels nicht mehr achteten, sondern liefen in das Spielhaus und sahen, wie man den Ball schlug, und andere Spiele trieb, und liessen also ihrer Väter Sitten fahren, und hielten die heidnischen für köstlich." — Der erste Angriff gegen die Turnerei, die allerdings in Jahns Urteutonenthum, der Verachtung alles Ästhetischen, der übermässigen Deutschthümelei und alles übersteigenden Grobheit grosse Schattenseiten hatte, im Übrigen aber bei Hardenberg und Altenstein in Ansehen stand, ging von Steffens in Breslau in seinem Buche: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" (1817) aus. Steffens goss aber das Kind mit dem Bade aus; er verkannte den guten Kern der Sache. Es begann der Breslauer Turnstreit; Berliner Demagogenriecher, Wadzek, Scheerer, Cölln witterten Gefahren. Jahn und seine Turner schimpften wahrhaft teutonisch über „diese vielköpfige Otter, dies Gezücht,

das sich mit Recht Schriftsteller nennt, weil es wirklich Anderer Schriften nachstellt." Der Streit wurde immer wilder und der König, dem das abgeschmackte und rohe äussere Treiben, womit Jahn den tüchtigen Kern der Sache wunderlich verhüllt hatte, ohnehin schon verhasst war, wurde immer unwilliger. So bedurfte es nur des Anstosses der Demagogenverfolgung von 1819, um auch über die Turnerei den Stab zu brechen. (cf. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhdt. II. 385 ff.)

127) Gustav Parthey schreibt, abweichend von der allgemeinen Verehrung, die der „Märtyrer" Sand genoss, über die That: „Welch' eine heillose Begriffsverwirrung musste in den Köpfen der Jenenser Burschenschafter herrschen, dass sie sich einbilden konnten, durch eine solche Blutthat, an dem alleroberflächlichsten Skribenten vollbracht, auch nur das Allermindeste zum Wohle oder zur Einigung Deutschlands beizutragen! (Erinnerungen II. 289.) Sands Mutter hatte von Kindheit an in ihm die Untugend der Selbstgerechtigkeit genährt; als Student theilte sich in seinem kranken Hirn die Welt in zwei Lager: hier die reinen, freien, keuschen Burschen, dort die Unterdrücker mit ihren Schergen. Luden und Follen in Jena haben viel an ihm gesündigt; hier erfuhr er, dass der Mord eines Vaterlandsverräthers verdienstlich sei. In Jena schreibt er schon am 5. Mai 1818: „Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue, oder sonst einem Landesverräther das Schwert ins Gekröse zu stossen." Selten ist ein Mord planmässiger vorbereitet und ausgeführt worden als dieser. Die Folgen waren bekanntlich gerade den erwarteten entgegengesetzt: die Karlsbader Beschlüsse, die Einsetzung der Ministerial-Kommission zur Leitung der Untersuchungen gegen die Demagogen in Preussen, die Karriere des Herrn von Kamptz. Am 20. Mai wurde Sand in Mannheim mit dem Schwerte hingerichtet. Parthey, der damals in Heidelberg studierte, war ein Augenzeuge und hat uns eine genaue Beschreibung der Hinrichtung hinterlassen. (Erinnerungen II. 359 f.)

128) Kamptz, „der Fanatiker der Angst", wie ihn Treitschke nennt, der schon ein warmer Lobredner der bekannten Schmaltzschen Schrift gewesen war, hatte dadurch den Hass der Burschenschafter auf sich geladen, die seinen „Codex der Gendarmerie" auf dem Wartburgfest mit verbrannten. Jetzt wurde er der rücksichtsloseste Verfolger alles Demagogenthums; Arndt, Görres, Jahn, von Mühlenfels, Welker, selbst Schleiermacher und de Wette kamen mit der Polizei in Konflikt. Der unglückselige neuerweckte Begriff fand die vagesten Auslegungen. Ein Berliner Referendar, der als Untersuchungsrichter fungierte, entgegnete auf die Frage eines schweizerischen Studenten, er wisse nicht recht, was man in Berlin unter demagogisch verstehe: „demagogisch heisst jedes gewaltsame Streben nach einer Verfassung"! (Ein Konflikt mit der Berliner Polizei im Jahre 1819 in „Im neuen Reich" 1876. I. p. 423.) In der nachdrücklichsten Weise benutzte Kamptz die Presse, um vor den Gefahren zu warnen, die es zu bekämpfen gelte. Das Urtheil Heims ist recht bezeichnend dafür, wie verkehrt die Angstmeierei vor der Gefährlichkeit der sogenannten „Demagogen" war.

129) Der Justizminister Beyme konnte nie vergessen, dass er Kabinettsrath gewesen war; daher wurde die alte Differenz zwischen ihm und Harden-

berg, der sich als Ministerpräsident bestrebte, die einzelnen Ressorts scharf auseinander zu halten, auch nicht abgeschwächt, und er ging in offene Opposition gegen ihn über, als Wilhelm v. Humboldt, erst seit dem 11. Januar Minister des Innern, nach der Veröffentlichung der Karlsbader Beschlüsse diese in einer Denkschrift angriff; er erblickte in ihnen eine Gefährdung der Selbständigkeit Preussens, da der Bundestag durch sie das Recht erlange, sich in die inneren Angelegenheiten des Staates einzumischen. Neben Beyme unterstützte General von Boyen Humboldt; er fühlte sich in seiner geradsinnigen Soldatennatur durch die Demagogenriecherei angeekelt und forderte wegen der Angriffe auf die Landwehr, seine Schöpfung, die als Volksheer den ängstlichen Leuten in der Umgebung des Königs gefährlich erschien, seinen Abschied. Ihm schloss sich Karl von Grolmann an, der geniale Chef des Generalstabes; „die traurigen Jahre, die er seit 1815 erlebt", bewogen ihn dazu. Boyen forderte seine Entlassung am 13., Grolman am 17. Dezember. Metternich begrüsste „diesen neuen Triumph der guten Sache" mit unverholener Freude. Die Nachfolger der entlassenen Minister waren Schuckmann für Inneres, Kircheisen für Justiz. Beyme schied „mit zerrissenem Herzen", Humboldt „mit dem Bewusstsein, immer nur des Königs und des Staates Wohl vor Augen gehabt zu haben". Auch Humboldt verzichtete auf Pension. Boyens Nachfolger wurde der General Karl von Hake, unter dessen Leitung die nothwendige Neuformation der Landwehr als Bestandtheil des stehenden Heeres, nicht als Miliz durchgeführt wurde.

130) „Man wunderte sich allgemein, dass der starke wohlbeleibte Mann, der geistige Getränke über alles liebte, sich nach Leipzig in die Kur des Dr. Hahnemann begeben, dessen homöopathische Heilmethode in diätetischer Hinsicht auf gänzliche Enthaltung von allen Spirituosen etc. basiert war. Der Fürst zog die Notabilitäten der Leipziger Universität oft zur Tafel . . . Da bemerkte eines Tages der berühmte Philolog Gottfried Herrmann, dem der Bediente aus Versehen aus des Fürsten Flasche eingeschenkt, dass dies Getränk reiner Arrak oder Rum sei. Es war vorauszusehen, dass auf einen an solche Kost gewöhnten Körper die Homöopathie keinen sonderlichen Einfluss üben werde." (Parthey, Jugenderinnerungen II. p. 406.)

131) Napoleon starb bekanntlich am 5. Mai. Ein heftiger Orkan brauste am 4. und 5. Mai über St. Helena dahin, dessen Eindruck auf den englischen Gouverneur so mächtig war, dass er schrieb: „Au milieu des fureurs et des hurlements de la tempête, on eût dit que l'esprit des orages, porté sur les ailes du vent, courait apprendre au monde qu'un être puissant venait descendre dans les sombres abîmes de la nature morte." Der Kaiser hauchte Nachmittags 5 Uhr 49 Minuten mit den Worten „Tête . . . Armée . . . Mon Dieu!" seinen Geist aus. Am 15. Dezember 1840 wurde sein Leichnam im Invalidendom beigesetzt.

132) Durch Edikt vom 2. November 1810 und vom 7. September 1811 war der Gewerbebetrieb von der Zugehörigkeit zu einer Zunft oder Innung unabhängig gemacht worden. — Über den Stand der Getreidepreise vergleiche man folgende Notierungen der Vossischen Zeitung:

14. März 1822:

Weizen	1 Thlr.	25 Sgr.	—	1 Thlr.	$12^1/_2$ Sgr.
Gerste	— „	22 „	—	— „	16 „
Roggen	1 „	— „	—	— „	$26^1/_4$ „

6. November 1830:

Weizen	3 Thlr.	5 Sgr.	—	2 Thlr.	10 Sgr.
Gerste	1 „	5 „	—	1 „	1 „
Roggen	1 „	25 „	—	1 „	20 „

133) „Die Deutschen wollen lieben, wenn sie ehren sollen; . . . doch sie wollen auch achten, wenn sie lieben sollen; und weil der weiche, leichtlebige Jüngling im Greisenhaar so wenig Achtung erzwingt, darum wird sich die Liebe der Deutschen, wenn sie der Befreiungskriege gedenken, immer den Helden des Willens, den Stein und Scharnhorst, Blücher und Gneisenau zuwenden und Hardenbergs eigenthümliche Grösse allezeit nur einem kleinen Kreise politischer Köpfe ganz verständlich bleiben. Das Gewissen des Volkes empfindet, dass der Charakter, nicht das Talent die Geschicke der Staaten bestimmt.“ (Treitschke III. p. 253.)

134) General Georg von Wahlen-Jürgass war 1806 Major bei den Gensd'armes und schlug sich, als das Regiment am 27. Oktober bei Wichmannsdorf in der Uckermark, nur noch 350 Pferde stark, gefangen genommen wurde, mit noch einigen Offizieren, 44 Mann und einer Standarte durch. 1813 zeichnete er sich als Kommandeur einer Kavalleriebrigade in der schlesischen Armee bei Haynau, wo er drei Karrees über den Haufen ritt, an der Katzbach und bei Möckern aus. Bei Lachaussée am 3. Februar 1814 warfen er und Katzeler Macdonalds Kavallerie. Infolge einer schweren Verwundung bei Ligny nahm er 1816 den Abschied.

135) Die grosse Demagogenuntersuchung von 1819 drohte allmählich im Sande zu verlaufen, da entdeckte Kamptz eine neue Art von Verschwörung, den Jünglingsbund, zu dem wieder Follen aus Jena, der jetzt in der Schweiz lebte, Anlass gegeben hatte. Der Bund bezweckte „Umsturz des Bestehenden und Begründung der Einheit Deutschlands unter einer gewählten Volksvertretung“. Mit allem Brimborium geheimer Verbindungen umgaben sich die jungen Verschwörer; ein gewisser von Sprewitz bereiste seit dem Sommer 1821 die deutschen Universitäten, um in zehn Kreisen nach Art der zehn Kreise des alten Reichs den Jünglingsbund in Deutschland in Scene zu setzen. Gegen 150 junge Leute schlossen sich an, darunter manche nachmals klangvolle Namen: Baader, ein Sohn Anselm Feuerbachs, Arnold Ruge, Karl Hase. Das Tollste an der Sache war, dass Follen und seine Anhänger in der Schweiz sehr bald sich in Sicherheit brachten und den Bund im Stiche liessen, dessen Mitglieder nun erwogen, ob der Bund ins Leben getreten sei oder nicht. Diese Zweifel an seinem Bestehen hinderten indessen Kamptz nicht, sich mit Feuereifer auf seine Entdeckung zu stürzen; die kleinen Höfe geriethen durch seine erschrecklichen Berichte in solche Angst, dass sie sich sogar ihrer ängstlich gewahrten Souveränitätsrechte in diesem Falle begaben und ihre Demagogen nach Köpenick „ausliehen“, dessen Schloss Demagogenkerker geworden war. Am 25. März 1826 erfolgte das Urtheil des Oberlandesgerichts zu Breslau über

einen Theil der „Hochverräther“: von 28 Inculpaten wurden die meisten mit 10- bis 15jährigem Festungsarrest bestraft; nur einem wurde „wegen unterlassener Anzeige der Wissenschaft von dem Versuche der Stiftung einer gesetzlich verbotenen Verbindung“ die erlittene Untersuchungshaft als Strafe angerechnet. Erst 1829 wurde die Untersuchung eingestellt, weil man immer noch nicht wisse, ob der geheimnissvolle Männerbund je bestanden habe. (cf. Treitschke III. 439 ff.)

136) Der Zar Alexander I. starb am 1. Dezember 1825 plötzlich an einem Fieber auf einer Reise nach der Krim zu Taganrog. Heims Vermuthung, er sei keines natürlichen Todes gestorben, ist bezeichnend für die damaligen Zustände im Zarenreiche. Mehrere Wochen entbehrte Russland des Herrschers, da keiner der Brüder des kinderlos verstorbenen Kaisers den Thron besteigen wollte. Der älteste, Konstantin, huldigte in Warschau Nikolaus, dieser in Petersburg Konstantin; der vierte Grossfürst, Michael, suchte zu vermitteln. Erst nach drei Wochen, am 24. Dezember verkündete Nikolaus seine Thronbesteigung. Unmittelbar darauf, am 26. Dezember, brach der Dekabristen-Aufstand los, dessen Führer Pestel, Murawjew, Fürst Trubetzkoi, Turgenjew einen politischen Geheimbund zur Herbeiführung staatlicher Reformen — Konstitution und Republik — begründet hatten. Die Verschworenen brachten es dahin, dass ein Theil der Truppen dem neuen Zaren, der wegen seiner militärischen Strenge wenig beliebt war, den Gehorsam versagte. Der Aufstand, dem die Führer im entscheidenden Augenblicke fehlten, wurde durch die treu gebliebenen Truppen blutig niedergeworfen.

137) Wellington ging als englischer Vertreter zur Krönung des Zaren Nikolaus I. nach Russland. Am 16. Februar war er in Berlin eingetroffen. Vom Volke wurde er bei der ihm zu Ehren abgehaltenen Parade mit lautem Hurrah begrüsst; auch in der Oper war der Empfang laut. Er zeichnete sich übrigens dadurch aus, dass er überall zu spät kam. Heims Urtheil über sein ungünstiges Aussehen wird von der Gräfin Elise Bernstorff bestätigt. (Gräfin Bernstorff, Erinnerungen II. p. 60.)

138) Philipp von Ladenberg stand als Direktor an der Spitze der am 3. November 1817 eingerichteten Generalkontrole der Finanzen, die den preussischen Finanzministern — Graf Bülow und Klewitz — viel zu schaffen machte. 1823 wurde Ladenberg Chefpräsident der Oberrechnungskammer, 1825 Geh. Rath mit dem Titel Excellenz und selbständiger Leiter der Generalkontrole, die am 29. Mai 1826 aufgehoben wurde. Die Aufhebung erfolgte auf einen Bericht des am 1. Juli 1825 ernannten Finanzministers von Motz, den dieser im November 1825 einreichte. Als eifriger Accisemann war Ladenberg nicht beliebt.

139) Sethe, Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes in Berlin, war seit 1803 Mitglied der preussischen Regierung in Münster. Während der französischen Zwingherrschaft leistete er als Generalprokurator beim Appellhofe des Grossherzogthums Berg in Düsseldorf den Übergriffen der französischen Beamten so mannhaften Widerstand, dass er Napoleon als der gefährlichste Mann im Grossherzogthum Berg geschildert und, um ihn in der Zeit der Erhebung vom Rhein zu entfernen, unter dem Vorwande, sich zu ver-

antworten, nach Paris gerufen wurde. Als er dem Kaiser vorgestellt werden sollte, erklärte dieser: „Je ne veux pas voir l'avocat du Rhin." Auf die Drohung des Ministers Röderer, der Kaiser könne ihn erschiessen lassen, entgegnete Sethe, auf den code Napoléon hinzeigend: „Alors il faut auparavant fusiller la loi." 1815 erhielt er den Auftrag zur Organisation der Justiz in den preussisch gewordenen Rheinprovinzen, 1819 wurde er nach Berlin berufen. Ein Bruchstück aus seinen Aufzeichnungen aus der Münsterschen Zeit hat Gustav Freytag für würdig gefunden, es in seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit (letzter Band) aufzunehmen.

140) Nach achtzehnjähriger Abwesenheit kam Stein, seit 1826 Marschall des westphälischen Landtages, im Frühjahr 1827 wieder nach Berlin, wo er in den Staatsrath aufgenommen wurde, aber nur einer Sitzung beiwohnte.

141) Das dachten noch andere. Schön schrieb: „Aus allem, was über K. seit 1813 zu meiner Kenntniss gekommen, hatte ich mir ein so schwarzes Bild von ihm gemacht, dass ich jedes Zusammentreffen mit ihm vermied und, wo es unvermeidlich war, zurückstossend gegen ihn auftrat. . . . Um in dieser Sache (der Demagogenverfolgung) klar zu sehen, liess ich K. reden und es ergab sich, dass er nur ein Werkzeug einer Parthei gewesen, welche aus mecklenburgischen und märkischen Ultra-Aristokraten bestände . . . . Diese Parthei bildete eine Kamarilla, welche den König gegen das Volk in Besorgniss erhielt. . . . Er war ein Gefäss, aus welchem zwar der durch Abstammung darin vorhandene Unrath ausgeschüttet war, . . . welches Jeden, der Ansehen und Macht über ihn hatte, nach Gefallen benutzen konnte. . ." Noch deutlicher war Varnhagen von Ense, wenn er Kamptz „ein Gewebe von offenbar Falschem, Entstelltem, Albernem und Ungeschicktem" nennt. Stein bezeichnet ihn als den „wahren Philister".

142) General Graf Nostiz, der Retter Blüchers bei Ligny, wohnte auf Wunsch des Zaren Nikolaus, der ihn bei seiner Krönung 1826, wo Nostiz als Begleiter des Prinzen Karl zugegen war, kennen gelernt hatte, dem Feldzuge des Jahres 1828 gegen die Türken im kaiserlichen Hauptquartier als preussischer Militärbevollmächtigter bei.

143) Schon seit Jahren hatte Frankreich unter den Übergriffen der Deis von Algier, Ali Kodscha und dessen Nachfolger Hussein Pascha zu leiden gehabt; an einem nachdrucklichen Auftreten wurde es durch die Eifersucht der Seemächte gehindert. Das Recht der Korallenfischerei und einer Handelsniederlassung an der Algerischen Küste musste es mit einem Geldgeschenke, das schliesslich den Charakter eines Tributs annahm, erkaufen. Als endlich an einem Feste der Dei den französischen Konsul bei einem amtlichen Besuche mit einem Fliegenwedel ins Gesicht schlug und nach dessen sofortiger Abreise die französischen Forts zu Bona schleifen liess und alle Franzosen zu Sklaven machte, entschloss sich die französische Regierung zu energischerem Vorgehen. Aber erst am 13. und 14. Juni 1830 landete der Admiral Duperré mit einer Flotte von 107 Kriegsschiffen fünf Stunden westlich Algier; die Landtruppen befehligte der Kriegsminister Marschall Bourmont. Am 4. Juli wurde das von 1500 Janitscharen vertheidigte Kaiserschloss erobert, am 5. zogen die Franzosen in die Stadt ein. Dem Dei war Leben und Privatbesitz für sich und seine Familie gesichert worden.

144) Die französische Julirevolution fand in den vereinigten Niederlanden, wo seit der Thronbesteigung Karls X. in Frankreich ebenfalls der Klerikalismus mächtig sein Haupt erhoben hatte, sofort Nachahmung; am 25. August brach ein Aufstand in Brüssel los, der zur Gründung des Königreichs Belgien führte. Am 21. Juli 1831 hielt Leopold I. von Sachsen-Coburg seinen Einzug in Brüssel. Über die Aachener Unruhen brachten die politisch sehr knapp gehaltenen Berliner Zeitungen höchst dürftige Berichte: Danach waren dort am 30. August Arbeiterunruhen ausgebrochen, die durch die Bürgerwehr gedämpft wurden. Sehr elegisch schrieb der Bürgermeister der Nachbarstadt Burtscheid: „Auch unser harmloses Burtscheid musste zum Kampfe sich rüsten. Das Casino wurde zur Kaserne. Trauernd blicken wir auf unsere Nachbarstadt nieder. Schreckliche Gerüchte verbreiteten sich. Die Wolke der Zerstörung flog vorüber; aber die Ordnung und der Gemeinsinn meiner edlen Mitbürger sind nicht genug zu rühmen. Mein herzlicher Dank begleitete sie zum friedlichen Herde zurück.“ Am 4. September rückte General v. Pfuel mit einer starken Garnison in Aachen ein.

145) Am 29. November 1830 war die grosse polnische Revolution ausgebrochen, am 4. Dezember hatte Grossfürst Konstantin das Land verlassen, am 25. Januar 1831 der polnische Reichstag die Absetzung Nikolaus I. in Polen ausgesprochen. Unmittelbar darauf erfolgte der Einmarsch der russischen Heere und Gefecht auf Gefecht mit wechselndem Kriegsglück: am 26. Mai siegte Diebitsch bei Ostrolenka, am 7. September zog Paskiewitsch (Diebitsch war an der Cholera gestorben, ebenso Gneisenau, der die an der Grenze aufgestellte preussische Armee befehligte) in Warschau ein. Durch das „Organische Statut“ vom 26. Februar 1832 wurde Polen russische Provinz.

146) Kamptz wurde an diesem Tage zum Justizminister ernannt. Am 24. März 1840 konnte er sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern, wobei er den Schwarzen Adlerorden erhielt. 1842 wurde er mit Beibehalt seines Sitzes im Staatsrath und 8000 Thlr. Pension in den Ruhestand versetzt. Am 3. November 1849 starb er, 80 Jahre alt. Wie wir schon aus dem Urtheile Schöns gesehen haben, war er eifrig bemüht, das ihm von der Demagogenverfolgung her anhaftende Odium abzustreifen und griff dabei zu den demonstrativsten Mitteln. Als er dem damaligen Privatdozenten Jacob Henle, dem Freunde Johannes Müllers, der 1835 wegen Burschenschafterei mehrere Wochen in der Hausvoigtei eingesperrt gewesen war, nach dessen Entlassung eines Tages unter den Linden begegnete — Henle war natürlich damals einer der populärsten Leute in Berlin —, ging er länger als eine Stunde dort mit ihm auf und ab, wobei er nicht genug erzählen konnte, wie sehr er von der Unschuld der armen Burschenschafter überzeugt sei; „es muss sich komisch ausgenommen haben, den wilden Demagogen und den grausamen Demagogenfänger so einträchtig nebeneinander, wie Wolf und Lamm spazieren zu sehen“, schreibt Henle. 1848 sah man ihn in Berlin mit der schwarz-roth-goldenen Kokarde. (F. Lewald in den Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Bd. II.)

147) Schon 1831 hatten in Lyon Unruhen stattgefunden; 1834 entwickelte sich aus einem Ausstande der Seidenwirker unter der Führung von Albert und Lagrange ein politischer Aufstand, der diesmal gefährlich zu werden drohte. Die Truppen, die am 9. April von aussen angriffen, stiessen auf

zähen und wohlorganisierten Widerstand. Die Stadt war in sechs Operationsquartiere eingetheilt. 4 Tage braucht der General Aymar, um mit 15000 Mann nebst zahlreicher Artillerie des Aufstandes Meister zu werden; der Kampf wurde mit grösster Erbitterung geführt. Der Aufstand hatte zahlreiche Erhebungen in anderen Städten, in St. Etienne, Vienne, Grenoble, Clermont, Auxerre, Poitiers, Luneville zur Folge. In Paris kam es am 14. zu einem blutigen Barrikadenkampfe. (Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III. I. 445 ff.)

V.

Vom Hofe.

1795.

25. Januar. Auf Befehl des Kronprinzen habe ich gestern das Lazareth von seinem Regiment visitiert, und heute gab ich ihm von meiner Visitation Bescheid, welcher zum Vortheil seines Regimentschirurgus, des General-Chir. Buchler, ausfiel. Der Kronprinz hat mir besser gefallen als ich erwartete.[1])

26. Februar. Vormittags dem Kronprinzen einen Bericht von seinen kranken Soldaten im Lazareth abgestattet, und mich lange mit ihm unterhalten.

1796.

21. Februar. Mittags bei Frau Geh. Rath Muzell gespeist. Gab mir die Frau Landgräfin von Hessen-Kassel — einen Kuss.[2])

30. Dezember. . . . Zencker war hier, der vieles vom Tode des Prinzen Ludwig sprach, den er in seiner Krankheit zu behandeln gehabt.[3])

1797.

8. Mai. Zu Bellevue bei Prinz Ferdinand gespeist. Den Prinzen Ferdinand habe ich wegen der wenigen Achtung, die man ihm von seiner Familie beweiset, bedauert.[4])

31. Mai. Mit dem Obrist v. Zastrow wegen der Krankheit des Königs gesprochen.[5])

10. September. In Potsdam beim Obrist v. Zastrow gespeist. Frau v. Zastrow erzählte mir vieles von dem jetzigen Zustand des Königs, der allerdings kläglich genug ist.

5. Oktober. In Bellevue von der Prinzessin Ferdinand die bittersten Vorwürfe bekommen, dass ich gegen den Prinzen August als Arzt nicht scharf genug sei. — In meiner Gegenwart sagte die Prinzessin ihrem Sohn solche harte Sachen, als ich nie einem meiner Kinder, es möge gethan haben, was es wolle, sagen würde.[6])

16. November. Heute Nachmittag 1 Uhr wurden wegen Absterben des Königs Fr. Wilhelms die Thore geschlossen. Er hat als ein Schwacher gelebt und ist auch als ein solcher gestorben.[7])

8. Dezember. Morgens früh auf dem Schloss gewesen mit meinen Kindern, und das castrum doloris des Königs besehen.[8])

11. Morgens um 4 Uhr aufgestanden, da heute das grosse Leichenbegängniss des verstorbenen Königs war. Mir hat die ganze Ceremonie sehr gut gefallen, ausser dass ich es widersinnig fand, dass Minister die Reichsinsignien und alte abgelebte Generale den Baldachin tragen, und Obersten die Pferde führen mussten. Wozu sich der Mensch doch gebrauchen lässt und es sich noch dazu zu einer Ehre anrechnet! Ach! die elenden Menschen!

15. Abends im Opernhause die Musik der Trauerkantate des verstorbenen Königs mitangehört, die mir aber ganz und gar nicht gefallen hat.

1798.

17. Mai. Wegen der Krankheit des Prinzen August habe ich viele Unannehmlichkeiten, da der Prinz ein ungezogener Pursche ist und seine sonst würdige Frau Mutter eine Affenliebe für ihn hat.

25. Hat mich die Prinzessin Ferdinand vor Tische wieder sehr geärgert.

6. Juli. Wurde dem jetzigen König die Huldigung geleistet. Mir hat der Anblick so vieler Menschen ein grosses Vergnügen gemacht. Um 6 des Morgens fanden wir uns im Schlossgarten ein, und nach 12 Uhr war die Huldigung geendigt.

12. Heute habe ich einen Brief an die Prinzessin Ferdinand geschrieben, und selbige um meinen Abschied als Arzt an ihrem Hofe gebeten. Ich kann alle die kleinen und grossen Kränkungen, die ich allbereits an diesem Hofe erlitten, nicht länger aushalten.[9])

13. Aus dem nachgesuchten Gesuch, den Prinz Ferdinandschen Hof zu verlassen, wird wohl nichts werden, indem sie mir einen höflichen Brief geschrieben und mich durch die Gräfin Schmettau hat ersuchen lassen, doch ihr Arzt zu bleiben.

19. Nachmittags in Bellevue gewesen, wo ich von der Prinzessin Ferdinand sehr gut aufgenommen wurde. Ich bleibe nun ihr Arzt, und ich hoffe, dass sie mir jederzeit höflich begegnen wird, sonst fordere ich gleich wieder meinen Abschied.

31. August. Vom Prinzen Ferdinand einen sehr freundschaftlichen Brief, nebst einem Ohm Rheinwein, der auf der Stelle 24 Stück Friedrichsd'or gekostet und hier 100 Rthlr. werth ist nebst einem silbernen Besteck von 12 Messern, Gabeln und Löffeln 129 Rthlr. 12 Ggr. an Werth erhalten. Dies Jahr hat es der Prinz Ferdinandsche Hof gut mit mir gemeint, ohnerachtet ich der Prinzessin Ferdinand gar keinen



höflichen Brief geschrieben und um meinen Abschied von ihrem Hof sehr dringend gebeten habe.

11. November. In Bellevue gewesen, wo ich alle hohen Herrschaften traf. Gestern hat man auf Befehl des Königs durch 3 Minister alle Briefschaften des Prinzen v. Radziwill[10]) versiegeln lassen. Davon wurde nun viel mit mir gesprochen. Prinz v. Radziwill war ganz gelassen dabei. Der alten Prinzessin und dem Prinzen Ferdinand gefiel ein solcher Auftritt nicht.

1799.

25. September. Mittags bei Prinzessin Ferdinand gespeist. Der Bruder des Prinzen, Heinrich aus Rheinsberg[11]) nebst mehreren Ministers, Fürsten Radziwill etc., waren hier. Der Prinz Heinrich giebt sich ein erstaunliches Ansehen, — das ins lächerliche geht, — und heisst nach alter Gewohnheit Jedermann Er.

6. November. Bei Prinzessin Ferdinand in Gesellschaft des Prinzen Heinrich — des stolzen Er-Herrn — gespeist.

1800.

23. März. Den alten stolzen Prinzen Heinrich beim Prinzen Ferdinand weitläuftig gesprochen.

1802.

3. August. Eben bei dem Prinzen Ferdinand zu Bellevue gewesen, als ihm der Prinz Louis[12]) in Gegenwart der Prinzessin und Stubenrauch den Tod seines Bruder Heinrichs bekannt machte. Der alte Prinz und die Prinzessin und Prinz Louis alle weinten.

1803.

2. September. Hat mich die Prinzessin Ferdinand tüchtig ausgescholten, welches mir gleichgültig war. — Wenn es diese Prinzessin zu arg mit mir macht, so komme ich gar nicht mehr zu ihr. Ich kann ihrer schon entbehren.

9. In Bellevue gewesen, wo sich Prinzessin Ferdinand äusserst artig gegen mich betrug.

1. Oktober. Von mehreren meiner Patienten Abschied genommen, da ich morgen nach Ludwigslust abzureisen gedenke. — Die Grossfürstin, Erbprinzessin von Schwerin, ist nach Aussagen ihrer Ärzte, des Boeckler und Brown, an der Schwindsucht krank, und wird als verloren angesehen. Da sich die Nachrichten von ihrem Befinden so oft ändern, so wünscht die Prinzessin Ferdinand als Grosstante von der Grossfürstin, dass ich diese doch besuchen, und mein Urtheil über ihre Krankheit geben möchte. So unangenehm mir dieser Auftrag

war, so konnte ich ihn doch nicht von mir ablehnen, besonders da der König und die Königin ein gleiches wünschten.[13])

9. Gleich nach meiner Ankunft nach Bellevue gefahren, und mich mit der Prinzessin und dem Prinzen Ferdinand sehr weitläuftig unterhalten. Meinen aus Ludwigslust an ihr geschriebenen Brief hatte die Prinzessin an den König geschickt und auch dem Kaiser von Russland geschrieben, dass ich die Grossfürstin hätte besuchen wollen, dass dies aber verhindert worden sei. — Ich bin nur froh, wieder in Berlin zu sein. Ein Arzt sollte immer da bleiben, wo er eigentlich hingehört.

29. In Bellevue bei der Prinzessin Ferdinand von 6 bis halb 8 Uhr neben der Königin gestanden, und mich wegen der Krankheit der Grossfürstin mit ihr unterhalten. Die Königin ist sehr gesprächig und war sehr gnädig gegen mich. Sie glaubt, dass ich der Grossfürstin noch helfen könnte.

1805.

24. September. Für den Prinzen August Ferdinand einen medizinischen Aufsatz, wie er sich im Felde bei einigen Krankheiten zu verhalten habe, geschrieben, welches ich seiner Frau Mutter schon zu Gefallen thun musste.[14])

28. Oktober. Nach Tische nach Bellevue gefahren, wo der Russische Kaiser beim Prinzen Ferdinand speiste, um den Kaiser zu sehen. Kaum war ich angekommen, um sozusagen incognito auf einige Minuten dazubleiben, als ich sogleich zur Königin, die Krämpfe bekommen hatte, gerufen wurde. Bis nach 5 Uhr hier geblieben, den Kaiser, den König, die Prinzen, den Herzog von Weimar, und fast alle hier befindlichen Excellenzen von Militär und Civil gesprochen, und mir es recht gut gefallen lassen. Doch hat mir die Königin am besten gefallen.

1810.

19. April. Hat mich der Prinz Ferdinand zu seinem Arzt angenommen und mir dafür jährlich 50 Stück Friedrichsd'or zu geben schriftlich zugesichert.

27. Mai. Der König und die Königin waren beim Prinzen Ferdinand, wo ich das Glück hatte, mich lange mit der Königin zu unterhalten.

31. Gestern reiste der Staatsrath und Leibarzt Hufeland von hier nach Holland ab, und heute wurde ich zu einem der kranken Kinder des Königs gerufen.[15])

19. Juni. Nach Tische nach Charlottenburg gefahren, und nebst anderen Kranken auch die Königin besucht, die mich sehr gut aufnahm.

24. Vor Tische nach Charlottenburg geritten, wo ich über $^1/_4$ Stunde mit der Königin sprach.



4. Juli. Vor Tische nach Charlottenburg geritten, und den König, der krank war, besucht. Heute zum ersten Mal einem König nach dem Puls gefühlt.

5. Den kranken König in Charlottenburg besucht.

6. Vor Tische nach Charlottenburg geritten. Da der König sich heute wohl befand und schlief, so habe ich Sie nicht gesehen. Sein gewesener Kämmerer Wolton (Wolter) versicherte mir mit seiner ernsthaften Miene und langsam schnüffelnder Stimme, er habe Sr. Majestät Fredersdorfer Bier und Porter zu trinken und Ruhe empfohlen, und das werde ihn schon bald wieder gesund machen.

9. Abends zum König nach Charlottenburg gefahren. Diesen fand ich wohl, er äusserte aber den Wunsch, dass ich doch so bald als möglich zur kranken Königin nach Hohenzieritz (17 Meilen von hier) reisen möchte. Da ich diesen Wunsch als Befehl ansah, so besuchte ich geschwinde noch die nothwendigsten Kranken zu Charlottenburg und Berlin — meine Frau hatte die Güte für mich und kam nach der Stadt und half mir alles zur Reise in Ordnung bringen —, und so fuhr ich mit Courierpferden in einem Wagen mit 4 Pferden um 11 Uhr aus Berlin ab, von meinem Bedienten begleitet.

10. Mittags in Hohenzieritz gespeist. Dann ging es zur Königin, die sich freute, mich zu sehen. Im Grunde fand ich selbige nicht so schlecht, als ich nach der mir gemachten Beschreibung hätte glauben müssen. Ganz ausser aller Gefahr, eventl. schwindsüchtig zu werden, ist sie doch nicht. — An den König, die Prinzessin Ferdinand und meine Frau geschrieben.[16])

11. Heute viel bei der Königin gesessen und mit ihr gesprochen. Bei der Frau O. H. M. v. Voss gefrühstückt. Diese Frau ist sehr munter und amüsant. Die Landgräfin von Darmstadt, Grossmutter der Königin, eine Dame von 82 Jahren, hat mir wegen ihrer Munterkeit sehr gefallen.[17])

12. Nach der Tafel von der ganzen Gesellschaft und von der Königin Abschied genommen. Da die Königin eine vomicam apertam hat, so wird selbige so bald nicht wieder gesund werden. Um 7 Uhr von hier weggefahren.[18])

13. Kam ich Nachmittags um 2 Uhr, nachdem ich zuvor den König in Charlottenburg gesprochen hatte, glücklich an.

16. Nach Tische zum König gefahren, der mir den Wunsch äusserte, übermorgen wenigstens wieder bei der Königin zu sein.

17. Die Nacht um 1 Uhr kam der Feldjäger Müller von der Königin an, mit einem Schreiben vom Hofrath Hieronymi, sobald als möglich zur Königin zu kommen und den General-Chirurgus Goerke mitzubringen. Abends nach 6 waren wir in Hohenzieritz. Auf einigen

Stationen hatten wir 8 Pferde Courierpost. — Die Königin fand ich schlechter als ich glaubte sie zu finden. Der Puls 120—130 mal in der Minute.[19])

18. Fast den ganzen Tag bei der Königin gewesen. Da sie Vormittags und Nachmittags einige Stunden geschlafen hatte, war ihr Geist munter.[20])

19. Von gestern Abend um 11 Uhr an bis heute früh um 4 Uhr am Bette der Königin gesessen, die die ganze Zeit über meine rechte Hand in der ihrigen hielt. Diese Nacht ist die fürchterlichste Nacht, die ich je gehabt habe, für mich gewesen. Ich war so müde, dass ich fast alle Minute einschlief, soviel Mühe ich mir auch gab, zu wachen, da dies die Umstände erforderten, indem die Königin immer engbrüstiger wurde und kaum laut reden konnte und doch oft mit mir reden wollte. Vor 5 Uhr, da mir eben die Königin erlaubt hatte, mich schlafen legen zu können, kam der König an. Als die Königin ihn sah, sagte sie mit schwacher Stimme: Mein lieber Freund! Der König und alle, die im Zimmer waren, weinten. Der Kronprinz und sein Bruder Wilhelm, die bald darauf auch ans Bett der Königin kamen, weinten oder schrieen ganz laut. Um 9 Uhr starb die Königin — sicherlich die schönste Frau in des Königs Staaten, von der besten Herzensgüte!!! Der König, die Ärzte und Fr. v. Berg waren dabei gegenwärtig. Der König betrug sich gut.

20. Vormittags wurde der Leichnam geöffnet. Was wir in der Brust zu finden geglaubt hatten, fanden wir nicht. — Abends um 6 fuhr der König mit seinen Kindern und so auch die Prinzessinnen von Hessen und Oranien ab. Um 9 Uhr folgten Goerke und ich ihnen.[21])

25. Nach Charlottenburg gefahren, mehrere Kranken, den König und dessen Kinder besucht.

26. Nach Tische mit Goerke und meinem Sohn nach Oranienburg gefahren und uns daselbst den Leichnam der Königin vorzeigen lassen.

27. Unter grossen Feierlichkeiten war Abends der Leichnam der Königin nach dem Schloss gebracht. Ohnerachtet viele tausend Menschen Unter den Linden waren, so herrschte doch die grösste Stille und Ordnung. Von 10—11 Uhr wurde im Beisein meiner die Leiche aus dem Reise- in den Parade-Sarg durch Goerke und mehrere Chirurgen und meines Sohnes gebracht. Das Gesicht der Leiche war doch schon verstellt.

28. Morgens früh um 6 Uhr den Leichnam der Königin mit Gen.-Chir. Goerke, da ihn der König so gern zu sehen wünschte, nochmals besehen. Da wir aber das Gesicht, ohnerachtet es noch ganz weiss war, schon verstellt und aufgetrieben fanden, so dass alle sonst so schönen

Gesichtszüge verschwunden waren, so riethen wir dem König ab, den Leichnam noch einmal zu sehen — welches Er auch that.

30. Abends wurde endlich unter grossen Feierlichkeiten die hohe Leiche in Begleitung des Königs und aller seiner Kinder und hiesigen Familie in der Domkirche beigesetzt. Ich war auch in der Domkirche, konnte aber wegen der Menge Menschen, da ich einen schlechten Platz hatte, gar nichts vom Leichenzug sehen, und von der Musik nichts hören.

31. Vor Tische nach Charlottenburg geritten und den König daselbst gesprochen, der mich sehr gut aufnahm.

1. August. Gestern, als ich beim König war, zeigte er mir ein Blatt Papier, auf welches die Königin den 28. Juni, an dem Tage, wo der König von hier aus zu ihr gekommen war, am Schreibtisch ihres Vaters folgendes geschrieben hatte: Mon cher Père — je suis bien heureuse aujourd'hui comme votre fille et comme Epouse du meilleur des Epoux. Louise. Neu-Strelitz, ce 28 Juin 1810. Der König gab mir dieses Blatt, welches man nach dem Tode der Königin erst gefunden hatte, in die Hand. Ich bat den König, mir zu erlauben, es abschreiben zu dürfen. — Da es ihnen gefällt, sagte der König, so will ich es selbst für sie gleich abschreiben, welches er auch that — und mir diese königliche Copie gleich einhändigte. Dies Blatt ist mir soviel werth, als die 100 Stück Friedrichsd'or, die er mir heute durch seinen geh. Kämmerer Wolter überschickte.

31. Zeigte mir die Prinzessin Ferdinand v. Radziwill den letzten Brief, den die verstorbene Königin den 17. Junius an ihr geschrieben hatte. Der Brief selbst war munter geschrieben, halb französisch, halb deutsch. Die Unterschrift allein war einzig und merkwürdig, nämlich: Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Reine de Prusse, née le 10 mars 1776, † das weiss ich noch nicht, geborene Prinzessin von Mecklenburg.

1811.

21. März. Beim Prinzen Ferdinand gespeist. Vor Tische nach Bellevue geritten und daselbst den Sarg, der den Leichnam des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand enthält, und der heute Abend ins Königl. Gewölbe gebracht werden soll, besehen.[22])

16. Dezember. Beim Kronprinzen von Preussen in Gesellschaft von 5 Personen gespeist, und mit dem Wirth besser als mit dessen Koch zufrieden gewesen.

1813.

2. Mai. Beim Prinzen Ferdinand gespeist. Abends um 11 Uhr schlief dieser verehrungswürdige Greis in einem Alter von 83 Jahren ganz sanft und ruhig zu einem anderen Leben ein.

1816.

16. Dezember. Beim Kronprinzen gespeist und sehr gut aufgenommen worden. Ich finde den Prinzen seitdem er mit zu Felde gewesen ist zu seinem Vortheil sehr verändert, so dass man hoffen darf, er werde einst ein sehr guter König werden.

1817.

18. Januar. Mit dem König an einer Tafel gespeist. Vor Tische, sowie alle Ordensritter und auch die, die das eiserne Kreuz haben, in der Nikolai-Kirche gewesen und dem Gottesdienst daselbst beigewohnt. Das Mittagessen war sehr gut, und so auch der Wein, und die Aufwartung vortrefflich. Alle die vielen Menschen, die ich schon gesprochen habe, waren alle sehr gut gegen mich gesinnt und so auch der König selbst.

18. März. Beim Prinzen Wilhelm, Sohn des Königs gespeist. Nach der Tafel ihm Moose und Zoophyten gezeigt, die ihm viel Vergnügen machten.

10. Juni. Vormittags Ihro Königl. Hoheit, die Prinzessin Charlotte, die übermorgen nach Russland abgeht, meine Aufwartung gemacht, Abschied von ihr genommen und ihr allen Segen des Himmels gewünscht. Sie weinte sehr, und mir standen auch die Thränen in den Augen. O! vortreffliche Prinzessin! Mag der Geist deiner verstorbenen Mutter zwiefältig und deine Ehe so glücklich sein, und länger, als die ihrige war.[23])

13. Juli. Heute wurde unsere liebenswürdige Königl. Prinzessin Charlotte mit Nicolas vermählt.

2. August. Hier den Prinzen Karl gesprochen, der mir sagte, dass sein Bruder Wilhelm zu Petersburg von einem tollen Hunde gebissen worden sei.[24])

1818.

18. Januar. An der Königl. Tafel auf dem Schloss gespeist. Wurde das Krönungs- und Ordensfest gefeiert. In der Schloss-Kirche dem Gottesdienst beigewohnt. Von der Predigt hörte ich bloss einzelne Worte, und die Gesänge wurden bloss vom Chor, und fast gar nicht von der Gemeinde, und zwar zum Ekel langsam gesungen. Nie, auch auf dem schlechtesten Dorfe habe ich das „Nun danket alle Gott“ so erbärmlich als hier singen gehört. Der Zug der Ritter, wohl mehr als 300 von der Kirche nach dem Schloss durch 2 Reihen von Soldaten unter einer vortrefflichen militärischen Musik gefiel mir ausnehmend. Gespeist wurde sehr gut und bei Tische ging alles in der besten Ordnung, recht königlich zu.

3. Dezember. Beim Kronprinzen in Gesellschaft von 6 Personen gespeist. Se. Königliche Hoheit sind gesund munter und wohlbeleibt von Aachen zurückgekommen.



1819.

24. Januar. An der Königlichen Tafel auf dem Schloss mit 250 Rittern aller Art gespeist, und zuvor in der Kirche gewesen. Nach aufgehobener Tafel mit dem König über die jetzt herrschenden Krankheiten gesprochen.

1820.

9. Februar. Heute Abend nach 11 Uhr starb schnell Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Ferdinand im 82. Jahre ihres Alters. Gott hab sie selig!

6. Mai. Bei Prinzessin Luise mit meinem Sohn gespeist. Der Kronprinz, dessen Bruder Wilhelm und der Prinz v. Mecklenburg waren hier. Der Kronprinz lachte viel.[25])

1821.

27. Januar. Abends mit dem Prinzen Radziwill und Prinzessin Elisa nach dem Schloss, wo heute Abend das Festspiel Lulla Rûkh aufgeführt werden soll gefahren.[26])

1822.

24. April. Bei Sr. Majestät dem König mit seiner ganzen Familie, Prinz August, Radziwill, v. Mecklenburg, Cumberland[27]), Wittgenstein und vielen anderen zur Tafel gewesen. Der König war äusserst gnädig gegen mich und hat sich mehr mit mir als mit einem anderen unterhalten. Er versicherte mir, ich habe erst mein 25. Jubelfest gefeiert, da ich noch so munter sei. Für den mir gegebenen rothen Adler-Orden 2. Klasse habe ich mich schön bedankt. Nach Tafel frug er mich, ob ich mit seinem Tisch zufrieden gewesen sei. O ja, antwortete ich, hier möchte ich alle Tage speisen, so gut hat es mir gefallen. Noch frug der Monarch: Reiten Sie noch so rasch? Essen Sie noch rohes Fleisch? etc.

17. November. Im Königl. Schauspielhause, wo das vollendete 25jährige Regierungsjahr Sr. Maj. des Königs durch den Magistrat und Stadtverordneten in Gesellschaft von 300 Personen mit Musik und Gesang gar herrlich gefeiert wurde, gut gegessen und getrunken. Alles ging sehr ordentlich und anständig zu, wie wohl zu erwarten stand.

1823.

19. Januar. Bei Sr. Majestät dem Könige wegen des Ordensfestes gespeist. Mit dem König, der mich nicht zu sehen bekam, nicht, aber mit dem Kronprinzen und vielen anderen gesprochen.

1. September. Mit dem grössten Vergnügen gehört, dass unser Kronprinz eine Bayersche Prinzessin, von der man schon soviel Gutes gesagt, zur Gemahlin nehmen werde.[28])

21. Vormittags dem Kronprinzen meine Aufwartung gemacht und ihm als Bräutigam gratuliert.

18. Dezember. Dem Kronprinzen meine Aufwartung gemacht, und ihn gebeten, mir seine Frau Gemahlin sehen zu lassen, welches auch sogleich geschah. Nachdem der Prinz manches zu meinem Vortheil ihr gesagt hatte, sagte er auch: Dieser Mann ist immer ungeniert.

1824.

11. November. Gestern Abend schon hörte ich, dass der König eine Gräfin v. Harrach zur Gemahlin erwählt habe, und heute wurde mir dies durch den Fürsten v. Wittgenstein offiziell bekannt gemacht. Diese Ehe wird in diesem Schreiben eine morganatische genannt, das heisst, sie geht ins Blut, kann aber keine Rechnung machen auf Stand und Gut. [29])

1826.

25. Januar. Mittags beim Prinzen August v. Preussen mit seiner Mätresse der Frau v. Prilwitz einigen Dames aus Rheinsberg und dem Adjutanten gespeist. [30])

1827.

10. Juni. Mittags beim Prinzen August v. Preussen gespeist. Man feierte hier den Geburtstag der Frau v. Prilwitz. Sämtliche Adjutanten, die ersten seiner Beamten, Geh. R. Heun[31]), Geh. R. v. Siebold[32]) und ich waren hier. Ich schätze die Frau v. Prilwitz und bedaure sie oft, dass ihr kein besseres Los zu theil geworden.

1828.

6. Juni. Abends beim Fürsten Wittgenstein gewesen und daselbst den Grossherzog von Weimar[33]), der zu sehen mich wünschte, Prinz Karl den Königsohn, v. Humbold gesprochen.

1829.

11. Juni. War die Trauung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin v. Weimar.

16. Juli. Vorgestern hat man der Kaiserin v. Russland zu Ehren in Potsdam ein grosses Turnierspiel gegeben. [34]) Gestern früh sind Ihre Majestät von hier nach Petersburg abgereist. In keinem grossen Fürstenhaus herrscht wohl eine solche Einigkeit und herzliches Benehmen, wie in dem unseres Königs.

1830.

10. Oktober. Der Prinzessin Luise von Radziwill, die ich in 8 Jahren nicht gesehen hatte, meinen Besuch abgestattet. Die Fürstin, Mann und Tochter Elisa, wir waren über unser Wiedersehen so gerührt,

dass wir alle Thränen in den Augen hatten, und Mutter und Tochter wir küssten uns weidlich einander ab. Beim Abschied küsste die Fürstin mich ordentlich, und die beiden Töchter erhielten vom Vater den Auftrag, mich bis an meinen Wagen zu führen.[35])

22. November. Vormittags die Prinzessin Albrecht, Tochter des Königs von Holland, besucht. Da sie mich sah, hüpfte sie vor Freude im Zimmer herum und sagte: Nun, das ist hübsch, dass Sie Ihr Marianke nicht vergessen haben.[36])

27. Dezember. Vormittags der Königin von Holland meine Aufwartung gemacht. Sie freute sich sehr, einen so alten Bekannten wie mich zu sehen. Die herzensgute Frau ist sehr mager und geht ganz gebückt.[37])

---

1) Jedes Regiment hatte ein eigenes Lazareth für Unteroffiziere und Gemeine. Für jeden erkrankten Soldaten, der darin Aufnahme fand, wurde ein bestimmtes Monatsgeld gezahlt. Die Unterhaltung des Lazareths sowie die Ökonomie lag dem Regiment ob, das hierfür einen eigenen Fonds hatte. Nach Nicolai betrugen die Kosten einer solchen Anstalt jährlich 400 bis 500 Thaler. Den ärztlichen Dienst versahen die Regiments- und Kompagniechirurgen; im Hause wohnte ständig ein Krankenwärter; ein Kompagniechirurgus und ein Unteroffizier hatten beständig die Aufsicht. Der Kronprinz war Chef des in Potsdam stehenden Regiments Preussen. (Rumpf, Berlin 1793, p. 79. Nicolai, Berlin u. Potsdam, II. 684.)

2) Landgräfin Wilhelmine von Hessen-Kassel, Tochter König Friedrichs V. von Dänemark, Gemahlin Landgraf Wilhelms IX., seit 1803 Kurfürst Wilhelm I. Ihr Sohn Wilhelm II. vermählte sich 1797 mit Prinzessin Auguste von Preussen, Tochter Friedrich Wilhelms II. Aus dieser Ehe stammt der 1866 abgesetzte Kurfürst Friedrich Wilhelm. (Lorenz, Genealogisches Handbuch, Abth. III. No. 11.)

3) Prinz Ludwig von Preussen, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms II., vermählt mit der Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise, starb am 28. Dezember 1796, 24 Jahre alt. Die Krankheit nahm nach den Tagebuchaufzeichnungen der Gräfin Voss einen sehr raschen Verlauf. Am 21. hatte der Prinz etwas Fieber, am 23. war er bereits recht krank, man fürchtete eine Art Gallenfieber, am 24. war man besorgt, und am 26. lautete der Bericht hoffnungslos. Gleich darauf erkrankte auch der Kronprinz an entzündlicher Bräune. (69 Jahre am preussischen Hofe, p. 166 ff.)

4) Prinz Ferdinand von Preussen, der jüngste Bruder Friedrichs des Grossen, geboren am 23. Mai 1730, Meister des Johanniterordens. Der Prinz wohnte im Winter im Johanniterordenpalais in Berlin (jetzt Palais des Prinzen Friedrich Leopold am Wilhelmsplatz), während des Sommers residierte er von 1763—85 zu Schloss Friedrichsfelde, 1785 wurde das in diesem Jahre

vollendete Schloss Bellevue im Thiergarten Sommeraufenthalt und seit 1802 nach dem Tode des Prinzen Heinrich Rheinsberg. (Vergl. Fontane, Wanderungen, I. p. 129. 3. Aufl., IV. Kapitel Friedrichsfelde.)

5) Oberst von Zastrow war Generaladjutant des Königs und bei der Begründung der Pepinière lebhaft betheiligt; später, als Generalleutnant war er Gesandter in München. (Schickert, Die militärärztlichen Bildungsanstalten, p. 15.)

6) Prinzessin Ferdinand, geborene Prinzessin Luise von Brandenburg-Schwedt, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm, geboren am 22. April 1738, eine der originellsten Erscheinungen am preussischen Hofe, von einer Derbheit und Urwüchsigkeit, die vielfach an Pfalzgräfin Lise-Lotte erinnert. Heim hat ausser dem mitgetheilten noch einen reichen Schatz von Erinnerungen, die sich aber zum Theil besser für mündliche Überlieferung eignen, aufbewahrt. Fontane sagt von ihr (Bd. IV. p. 137): Die Prinzessin „gehörte einem Frauenzirkel an (dem Hause Schwedt), von dem man sagen konnte, dass er der Natur noch um einen Schritt näher stand, als Frauen ihr gewöhnlich zu stehen pflegen". — Über den Prinzen August folgen weiter unten einige Notizen.

7) Schon 1796 hatte der König eine Kur in Pyrmont gebraucht, 1797 ging er wieder dorthin, ohne Hilfe zu finden. Da er seit September sehr mit Athemnoth zu kämpfen hatte, so empfahl ihm ein alter Offizier, Leutnant von Randel, der sich viel mit Chemie beschäftigte, eine sogenannte „Lebensluftkur", d. h. der Zimmerluft wurde während der Nacht und am Tage, wenn die Fenster geschlossen gehalten werden mussten, ein bestimmter Prozentsatz reinen Sauerstoffs beigemischt. Professor Hermbstädt, dem im grünen Hause im neuen Garten zu Potsdam ein Laboratorium eingerichtet wurde, gewann hier die „Lebensluft" aus Braunstein und füllte sie in Ballons aus Goldschlägerhäutchen, aus denen der Sauerstoff infolge leichten Druckes langsam entwich. Er sollte nicht ein Hilfsmittel sein, sondern dem Könige, dessen Übel nach Aussage der Ärzte nicht in den Lungen, sondern im Unterleibe sass, Schlaf verschaffen, „sei es nun Wirkung der Imaginazion, oder der Luft selbst", sagte Hermbstädt. Zunächst trat auch eine Besserung ein, der aber sehr bald eine erneute akute Verschlechterung folgte; schon am 11. Oktober schreibt die Gräfin Voss, der König erkenne kaum mehr seine Umgebung, und am 12. erklärten die Leibärzte Selle und Brown die Krankheit für unheilbar. Die Lichtenau duldete niemand aus seiner Familie um ihn; die Gräfin Voss klagt am 11.: „Die Gräfin ist immer bei ihm und keines seiner Kinder darf zu ihm kommen", und am 15.: „Wenn die Gräfin, die immer um ihn ist, es litte, so würde er seine Familie gern und viel sehen". Es stellten sich höchst quälende Indigestionen und Kongestionen ein, die Wassersucht entwickelte sich rapide, und am 16. November, 8 Uhr 47 Minuten Vormittags, starb Friedrich Wilhelm II. (Hermbstädt, Beitrag zur Geschichte der Krankheit König Fr. W. II. 69 Jahre am preussischen Hofe.)

8) Den Katafalk.

9) Bevor Heim Leibarzt der Prinzessin Ferdinand (nicht der Prinzessin Heinrich, wie Rohlfs in seinen Klassikern der Medizin angiebt) wurde, war

er Arzt der Prinzessin Amalie gewesen, wo er ebenfalls schlechte Erfahrungen gemacht hatte.

10) Prinz Anton Radziwill, Fürst von Olyka und Nieswicz, geboren am 13. Juni 1775, am 17. März 1796 mit Prinzess Luise von Preussen, Tochter des Prinzen Ferdinand, vermählt. Bekanntlich ist der Prinz der Componist der Musik zum ersten Theil des Faust. Prinz Radziwill wurde vornehmlich vom Prinzen Heinrich protegiert, der eine beinahe demonstrative Vorliebe für das annektierte Polen zeigte.

11) Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Grossen. Über das Rheinsberger Leben des Prinzen vergl. Fontane, Wanderungen (I. Capitel Rheinsberg).

12) Prinz Louis Ferdinand, geboren 18. November 1772 zu Friedrichsfelde, war der besondere Liebling des Prinzen Heinrich.

13) Grossfürstin Helene, Tochter des Zaren Paul I. aus dessen zweiter Ehe mit Sophie Dorothea von Württemberg, 1799 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin vermählt. Die Erbprinzessin starb noch im Jahre 1803. (Lorenz, Genealogisches Handbuch.)

14) Prinz August, geboren 19. September 1779, der nachmalige Chef und Reorganisator der preussischen Artillerie. Ihm ist das obeliskenartige Denkmal im Park von Bellevue gewidmet.

15) Hufeland war nach Holland gereist, um den König Louis Napoleon zu behandeln, der an Lähmungen der Hände und Füsse litt. (Adami, Luise, Königin v. Preussen. 7. Aufl. p. 361.)

16) Zur Ergänzung der Heimschen Aufzeichnungen und zum Vergleiche mögen hier die gleichzeitigen Notizen der Gräfin Voss (69 Jahre am preussischen Hofe) folgen:

„10. Juli. Nach Tisch kam endlich Dr. Heim, den der König schickt. Er sah die Königin, meinte, es wäre vielleicht besser gewesen, ihr noch einmal zur Ader zu lassen, im Übrigen sei sie ganz richtig behandelt worden.... Heim glaubt nicht, dass die Krankheit sobald nachlässt."

17) „11. Heim findet heute wieder mehr Fieber.... Dennoch hat er die beste Hoffnung, verlangt nur grosse Vorsicht und Schonung, denn er sagt, die Lunge habe gelitten. Er dinierte mit dem Herzog, spielte Abends mit ihm Whist und war sehr guter Laune."

Die Landgräfin von Hessen-Darmstadt war die Wittwe des 1782 gestorbenen Landgrafen Georg Wilhelm von Darmstadt.

18) „12. Heim reiste leider heute Abend wieder ab, im Grunde findet er den Zustand der Königin doch nicht gut, Fieber, Husten und Schwäche immer unverändert und sagt, dass sie nicht nur eine Lungenentzündung, sondern in Folge derselben eine Art Abscess in der Lunge gehabt habe, der nun aufgegangen sei, und daher käme der Husten. . . . Hieronymi sagt auch, er habe das alles gleich erkannt, aber ich zweifle daran, denn Heim hat es ihm erst klar gemacht."

19) „17. Nach Tisch kamen Heim, Gerke und Schmidt hier an und fanden sie in grosser Gefahr, sie glauben, dass die Lungen ergriffen sind und halten jetzt eine Rettung für beinahe unmöglich. . . . Ich schickte Buchner als Staffette an den König mit einem Brief von Heim."

20) „18. Meine arme Königin ist heute sehr krank, jedesmal, dass ich zu ihr kam, fand ich sie schlechter und mehr verändert. Heim hatte schon früh dem König eine Staffette geschickt."

21) „20. . . . . sie wurde geöffnet, und man fand einen Polypen im Herzen, die rechte Lunge fast zerstört. . . . Die Ärzte sagen, der Polyp am Herzen sei eine Folge zu grossen und anhaltenden Kummers. . . ."

Die Prinzessinnen von Hessen und Oranien sind die Schwestern des Königs, Auguste, die Gemahlin des nachmaligen Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, und Wilhelmine, später Königin der Niederlande, die die Zeit der Verbannung durch die französische Herrschaft in Berlin verlebten.

22) Die Minister wollten, dass die Beisetzung des Prinzen Louis Ferdinand ganz ohne Feierlichkeit geschehen solle, um Napoleon nicht zu reizen. Diese übertriebene Rücksicht empörte den König, und er befahl eine Feierlichkeit in angemessenen Grenzen. Die Kinder des Prinzen, der König und die Prinzen empfingen den Sarg im Dom, ein Theil der Garnison, der Hof und die Minister bildeten den Trauerzug, der von Bellevue herkam. Es war nur eine mässige Anzahl Truppen kommandiert worden, um das Ganze nicht als Demonstration erscheinen zu lassen. (69 Jahre p. 387.)

23) Der Gedanke an diese Verbindung geht bis ins Jahr 1813 zurück; am 6. November erwähnt die Gräfin Voss in ihrem Tagebuche zum ersten Male, dass der König zu ihr von dieser Idee gesprochen habe. Wegen des für eine russische Heirath nöthigen Übertritts der Prinzessin zur orthodoxen Kirche erklärte der Hofprediger Sack, sie könne, da sie noch nicht eingesegnet sei, diesen Glaubenswechsel vornehmen. Am 5. Februar 1814 kam Grossfürst Nikolaus mit seinem Bruder Michael nach Berlin auf die Brautschau; Gräfin Voss schrieb damals dem Könige, „dass mir der Ältere besonders sehr gefallen habe, in Gedanken an unsere Pläne". (69 Jahre am preussischen Hofe. p. 409.) Danach ist die Verbindung vor allem vom preussischen Hofe gewünscht worden. Am 4. November 1815 fand die Verlobung statt.

24) Prinz Wilhelm hatte seine Schwester nach Petersburg geleitet.

25) Mit der Prinzessin Luise ist Prinzessin Radziwill gemeint. Prinz Karl v. Mecklenburg ist der 1785 geborene einzige Stiefbruder der Königin Luise. Von den Berlinern wurde er wegen seiner rückschrittlichen Gesinnung „Marschall Seitwärts" genannt. (Geiger II. 539.)

26) Im Juni 1821 war das russische Thronfolgerpaar zum Besuche in Berlin. Ein grosses Fest sollte diesen Besuch feiern; den Inhalt beschloss man aus dem eben erschienenen und viel Aufsehen erregenden Gedichte Thomas Moores „Lalla Rûkh" zu entnehmen. Es wurde ein Festzug, den Besuch Abdullahs, Königs der kleinen Bucharei am Hofe Aurengzebs, des Beherrschers von Delhi darstellend, aufgeführt; ferner wurden lebende Bilder gestellt, die Scenen aus „Lulla Rûkh" vorführten. Das Grossfürstliche Paar, sämtliche Prinzen und Prinzessinnen, die ganze Hofgesellschaft wirkten mit. Die Dekorationen hatte Schinkel gemalt, die lebenden Bilder stellte Wilhelm Hensel, die Musik war von Spontini. (Vergl. Fontane, Wanderungen IV. p. 436ff.) — Prinzessin Elisa ist die am 28. Oktober 1803 geborene Tochter des Fürst Anton Radziwillschen Paares, die Jugendliebe Kaiser Wilhelms I.

27) Ernst August, Herzog von Cumberland, seit 1837 König von Hannover. Er vermählte sich 1815 mit der Prinzessin Friederike, der Schwester der Königin Luise, der Wittwe des Prinzen Ludwig von Preussen († 1796) und des Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunsfels († 1814).

28) Die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern war bei den Herbstmanövern verkündigt worden; die Vermählung fand am 29. November 1823 statt.

29) Die Vermählung Friedrich Wilhelms III. mit der zur Fürstin von Liegnitz ernannten 24jährigen Gräfin Auguste Harrach war in aller Stille am 9. November in Charlottenburg erfolgt. „1824 traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel die völlig überraschende Nachricht ein, Friedrich Wilhelm III. wolle zu einer zweiten Ehe schreiten und sich mit einer Gräfin Harrach vermählen, die noch dazu eine Katholikin sei. — Die Entrüstung war allgemein, das Publikum glich einer Kinderschaar, die eine Stiefmutter bekommen sollte." Verschiedene Damen der Berliner Aristokratie fielen in Ohnmacht. Man erblickte in dem Schritte des Königs ein Sacrilegium gegen den Schutzengel des Landes, die angebetete Luise; die schärfsten Urtheile, der beissendste Spott wurden laut. Man nannte die Gräfin die „Königin der Nacht", man sagte, man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn nicht die Moral daran fehlte etc. Die Gemüther beruhigten sich erst, als man erfuhr, dass die Gräfin nicht Königin werden sollte, dass der Kronprinz der jungen „morganatischen" Stiefmutter mit der grössten Freundlichkeit begegne, und als die Berliner erfuhren, mit welcher liebevollen Sorgfalt sie den „alten Herrn" pflegte, als er 1826 das Bein gebrochen hatte, da hatte sie gewonnen. Nie ist ein Hauch einer bösen Nachrede auf sie gefallen. (Eberty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners, p. 77. Geiger II. 539.) Über das Verhalten des Königs gegen die junge Fürstin schreibt die Gräfin Bernstorff Band II, Seite 35 ihrer Lebenserinnerungen (Berlin 1896): „Die Furcht, sich durch jugendliche Zärtlichkeit für die junge Frau ein Ridicule zu geben, verleitete den König zu einem Betragen gegen sie, dessen Kälte wirklich empörend scheinen musste. Er sah sie im Beisein Anderer nie an, geschweige dass er mit ihr gesprochen hätte. . . . An der Tafel sass sie ganz unten an; wenn der Hof in die Kirche oder sonst wohin fuhr, musste sie mit; doch ihre zwei Füchse vermochten sie nicht so schnell zur Stelle zu bringen, wie sie gesollt, und sie war ein Nachzügler überall."

30) Maria Arndt, unter dem Namen von Prillwitz, nach einem in Pommern unweit Pyritz liegenden Schlosse des Prinzen August geadelt. Nach Kneschke, Adelslexikon VII. p. 252 u. v. Ledebur, Adelslexikon II. 226, ist das Diplom für Maria Arndt und ihre Kinder erst aus dem Jahre 1836.

31) Geh. Hofrath Heun, der unter dem Schriftstellernamen Clauren bekannte Begründer der Mimili-Literatur.

32) Adam Elias von Siebold, ein Glied der bekannten Würzburger Arztfamilie, berühmter Gynäkologe, wirkte seit 1816 in Berlin und eröffnete hier 1817 die Universitätsfrauenklinik.

33) Grossherzog Karl August war im Frühjahr 1828 einer Einladung an den Berliner Hof gefolgt, zu dem er durch Vermählung seiner Enkelin Marie

Anna mit dem Prinzen Karl in verwandtschaftliche Beziehungen getreten war. Auf der Rückreise starb er am 14. Juni zu Graditz bei Torgau.

34) Das berühmte Fest der weissen Rose in Potsdam am 13. Juli zur Feier des Geburtstages der Kaiserin von Russland. Eine Schilderung des Festes findet sich u. a. bei Streckfuss, Berlin im 19. Jahrhundert, II. 448.

35) Dem Fürsten Anton Radziwill war im Jahre 1822 die Statthalterschaft der Provinz Posen übertragen worden, um seine Familie wegen der Neigung des Prinzen Wilhelm zur Prinzessin Elisa Radziwill von Berlin zu entfernen. Nach langem Hin- und Herwägen wurde die Prinzessin für nicht ebenbürtig erklärt, nachdem vorher Savigny und Graf Stolberg Denkschriften in bejahendem Sinne ausgearbeitet hatten, die aber für ungenügend befunden worden waren. Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht entschliessen, aus eigener Machtvollkommenheit seine Einwilligung zu der Verbindung zu geben. (Gräfin Elise von Bernstorff I. 332.) — Die Angabe in der Allgem. deutsch. Biogr. XXVII. p. 156, dass das Fürst Radziwillsche Paar seit 1816 seinen ständigen Aufenthalt in Posen hatte, ist also irrthümlich; erst am 28. Juli 1822 verliess es Berlin.

36) Prinzessin Marianne, geboren 9. Mai 1810, Tochter des Königs Wilhelm I. der Niederlande und der Prinzessin Wilhelmine von Preussen, der Schwester Friedrich Wilhelms III., wurde am 14. September 1830 mit dem Prinzen Albrecht von Preussen vermählt. Die Ehe wurde 1849 geschieden. Die Prinzessin starb 1883. Von ihrer Originalität erzählt die Gräfin Elise Bernstorff: „Sie tanzte und hüpfte auf den Hofbällen mit ungebundener Fröhlichkeit umher und liess sich durchaus nichts von ihrer Gouvernante, der Lady Bentinck, sagen. Ihre Toilette gab auch Zeugniss von der Freiheit, die man ihr in allem liess; denn ihr Haar flog in freien Locken um Nacken und Schultern, und weil die jugendliche Prinzess keine Art von Toilettenzwang duldete, war ebenfalls an keine Taille zu denken.“ (Gräfin Elise von Bernstorff II. 7.)

37) Die Königin, die sich in Berlin immer noch wohler fühlte als in Holland und, wenn es irgend anging, ihr Palais (das niederländische unter den Linden) bewohnte, war als jugendliche Prinzessin eine grosse Schönheit; ihre Anmuth und ihr schlanker Wuchs waren bewundernswürdig. „Sollten grosser Eifer und Fleiss zum Malen sie vor der Zeit so krumm zusammengezogen und ihr edles Haupt so gebeugt haben?“ (Gräfin Elise v. Bernstorff II. 7.)

VI.

Aus der Berliner Gesellschaft.

1795.

19. Januar. Mittags beim Kammerdirektor Stubenrauch[1]) in Gesellschaft des Geh. J.-R. v. Schütz und Geh. R. Gilly gespeist.

21. Mittags beim Gen.-Lieut. v. Boyen gespeist, und recht vergnügt gewesen.

6. Juni. Mittags beim Minister v. Hardenberg in grosser Gesellschaft gespeist. Mit dem Geh. R. v. Massenbach viel gesprochen.

23. August. In Lichtenberg beim Feld-Marschall v. Möllendorff[2]) in grosser Gesellschaft gespeist.

3. Oktober. Mittags beim Buchdrucker Unger in Gesellschaft des Grafen v. Schlabrendorff[3]) gespeist.

21. Dezember. Speiste der Ober-Amtmann Fromme[4]) und Hofrath Hiller bei mir.

1796.

1. Januar. Mittags beim Kammergerichtsrath v. Rappard auf einem Austern-Picknick gewesen.

15. Juli. Mittags beim Geh. R. le Coq gespeist. Ausser vielen anderen war auch der Minister v. Hauckwitz hier.

26. Mittags beim Stadt-Syndikus Koels[5]) in Gesellschaft von Geh. R. Rosenstiel[6]), D. Welper und Justiz-Sekretär Schlicht gespeist. Letzterer machte uns alle mehrere Stunden lachen.

1. September. Mittags beim Geh. R. Zimmer von 2 bis 7 in grosser Gesellschaft gespeist. Solche Verschwendung ist ganz unverantwortlich. Abends daselbst Whist gespielt. Geh. Rath u. Bürgermeister Müller ist ein guter Whistspieler. Abends nach 10 Uhr zu Fuss mit meiner Frau nach Hause gegangen. Da es etwas zu regnen anfing, brummte meine Frau, und war ärgerlich, zu Fusse gehen zu müssen. Ich lachte.

19. Mittags beim Kaufmann Schückler in Mannsgesellschaft gespeist.[7])

16. November. Mittags bei D[lle.] Schmitz in grosser Gesellschaft gespeist. Ihr Bruder, der wie ein Schwein frisst und denkt, Wolffs, Faudels, D. Riemers, ... 2 Grafen Hatzfeldt, ein gewesener Beichtvater der Königin von Frankreich waren hier. Die arme Mamsell Schmitz hat heute einen schweren Tag gehabt. Meine Frau und Christiane waren auch hier. In eine solche unzüchtige Gesellschaft sollen sie mir aber nicht wieder gehen.

10. Dezember. Abends den theologischen Schwärmer General v. Boyen besucht.[8])

1797.

17. Februar. Beim D. Kurella gespeist. Auf die Freimaurerei tüchtig losgezogen.

16. Juni. Zu Charlottenburg bei Paul Hesse gespeist. Minister v. Lucisini[9]) und v. Alvensleben[10]), Präsident Kircheisen[11]) etc. waren hier. Lucisini machte mir viel Komplimente und so ich ihm, da ich heute ihn zum ersten Mal gesprochen und persönlich kennen gelernt habe.

1798.

17. Februar. Beim Hofagenten Ephraim Veitel[12]) mit lauter Juden gespeist, und mir es recht gut schmecken lassen.

8. März. Beim Geh. J.-R. Boumann in der Mutter-Freimaurerloge bewirthet worden. Viele Freimaurerlieder wurden gesungen, und überhaupt herrschte hier ein besonderer Geist — ob dies übrigens ein guter oder böser sei, mag ich nicht entscheiden.[13])

22. Mai. Beim Präsidenten v. Scheve in grosser Gesellschaft gespeist. Der neue Minister v. Massow mit seiner Frau war auch hier, und fanden beide allen Beifall.[14])

18. September. Mittags beim Minister v. Blumenthal in Gesellschaft der Gräfin v. Podewils, v. Neal, Frau v. Steinberg, sächsischen Gesandten Grafen Schlabrendorff, v. Omdada[15]) gespeist.

1799.

13. April. Beim Minister v. Hardenberg in Gesellschaft von dem holländischen Admiral Kinkell, Geh. R. Faudel und Koch gespeist.

25. Dezember. Beim Minister v. Hardenberg in Gesellschaft des Geh. J.-R. Koch, Schauspielers Ifland und des berühmten und berüchtigten Landraths v. Berlepsch[16]) gespeist, und recht vergnügt gewesen.



1800.

30. Januar. Mittags beim Minister v. Hardenberg in Gesellschaft des Geh. J.-R. Koch, Schauspieldirektor Ifland und eines gewissen v. Bülow[17]) gespeist.

20. April. Beim Ofen-Fabrikant Hoehler in Gesellschaft von 20 Personen in seinem grossen prächtigen Osten-Saal gespeist.

1801.

14. Februar. Beim Domherrn v. Rochow[18]) in grosser Gesellschaft gespeist.

26. September. Die für mich so unangenehme Nachricht erfahren, dass Se. Excellenz der Ober-Hofmeister v. Dorville zu Paris den 15. dieses gestorben sei.[19])

27. Dezember. Mittags beim Direktor van Zee auf der Pulverfabrik .... gespeist.[20])

1803.

13. Februar. Beim Geh. R. v. Rappard im Thiergarten zum Frühstück gewesen, wo Beyme, v. Schevens und eine Menge Anderer waren. Um 11 Uhr kam die Gesellschaft zusammen, um 1 Uhr hatte jeder sein Frühstück zu sich genommen, man setzte sich dann noch zum Spiel und spielte bis 3 Uhr, wo die Gesellschaft auseinander ging.

6. März. Gestern ist die verwittwete Frau Geh. Räthin Ursinus, eine gelehrte und sehr empfindsame Frau, welche ich in der Kur gehabt habe, nach dem Gefängniss der Hausvoigtei gebracht worden, weil sie ihren Bedienten durch Arsenik hat umbringen wollen.

25. Mai. Auf der Hausvoigtei vor den Richtern der Giftmischerin, Frau Geh. Räthin Ursinus, die gegenwärtig war, verhört worden. Dies waren unangenehme Unterhaltungen für ihr und für mich — doch musste ich die Wahrheit sagen.[21])

25. Juni. Mich sehr betrübt, dass der Ober-Med.-R. Cosmar und Geh. Rath v. Warsing[22]), deren Arzt ich auch bin, sich bei dem Prinzen v. Byron wegen eines Prozesses so schlecht benommen haben sollen, dass die Justiz sie criminal wird behandeln müssen.

10. Juli. Nach Tische nach Steglitz zum Geh. K.-R. Beyme geritten, dessen 38. Geburtstag heute gefeiert wurde. An 40–50 Menschen waren hier, um diesen wichtigen Tag zu feiern. . . . Alles war vortrefflich, ausser die Stücke, die der Bildhauer Schadow aufführen liess, neml. der D. Ventoso, der Lampenputzer und der Theekessel, waren recht schlecht, gemein und unanständig, worüber sich alle honnette Menschen ärgerten.

17. August. Beim ganz neuen Grafen, dem Geh. J.-Rath v. Hagen in Gesellschaft des neuen Ministers v. Angern[23]), Minister v. Hardenberg, v. Reck, Geh. J.-R. Sack gespeist.

9. September. Mittags vom Stallmeister Wolny im Thiergarten bei Kerstens im Loeweneckschen Picknick, der dem Feldmarschall v. Möllendorff zu Ehren gegeben wurde, bewirthet worden. An Musik, Lärm und Spektakel fehlte es nicht. Als des Feldmarschalls Gesundheit getrunken wurde, wurden 12 Kanonenschüsse gethan. Jede Gesundheit, die getrunken wurde, wurde mit mehr oder weniger Kanonenschüssen begleitet. Auch auf die Gesundheit der Ärzte, die dem Gen.-Chir. Mursinna und mir galt, und die der Feldmarschall gab, wurden mehrere Kanonenschüsse gethan.

16. September. Mittags im Loeweneckschen Picknick im Thiergarten vom Obrist Grafen v. Schwerin bewirthet worden. Wegen der vielen fremden Offiziere, die jetzt hier sind, bestand die Gesellschaft wenigstens aus 150 Personen. Wegen der Gegenwart des Königs zu Charlottenburg wurde heute wegen dem Gesundheittrinken nicht kanoniert, aber desto mehr musiciert.

10. Dezember. Mittags beim englischen Gesandten Jackson in grosser Gesellschaft gespeist.

1804.

19. Februar. Abends beim Hofagenten Heymann Ephraim Veitel auf einem grossen Souper gewesen, wo man von 9 bis fast halb 1 Uhr zu Tische sass.

12. März. Von $3^1/_2$ Uhr Nachmittags bis $^1/_2$2 Uhr nach Mitternacht im Komödienhaus gewesen, wo ein Maskenball von 2000 Menschen gegeben wurde und wo es mir sehr gut gefiel. Mit der regierenden und verwittweten Königin und mehreren fürstlichen Personen gesprochen.

17. November. Mittags bei Frau v. Berg[24]) mit dem Geh. R. Wilke, Prof. Spalding und Schwedischen Chargé d'affaires v. Brinkmann gespeist.

1805.

11. März. Wurde der Auskultator Mursinna, Sohn des Gen.-Chir. von dem v. Krüdener, Sekretär bei der russischen Gesandtschaft, im Duell erschossen. Der grösste Theil der Stadt nimmt an diesem Vorfall Antheil.

1806.

7. Oktober. Mittags. im Densoschen Picknick im Thiergarten gespeist. Da es heute 25 Jahre sind, dass der Kammergerichtsrath Denso dieses Picknick errichtet hat, so wurde es auf das feierlichste begangen. 150 Personen sassen zu Tische, man speiste die Person zu 1 Rthlr.

1811.

24. Januar. Mittags beim Geh. Staats-Rath Obristen v. Hake[25]) gespeist.

9. April. Mittags beim Kammergerichts-Präsidenten Woldermann in grosser Gesellschaft von allen K. G. Räthen und mehreren anderen sehr gut gespeist.

7. Mai. In der teutschen Tisch-Gesellschaft vom Prinzen Radziwill bewirthet worden.

1813.

24. Januar. Mittags in einer grossen Gesellschaft, die den Geburtstag Friedrichs des 2ten feierte, und von der der Geh. J.-Rath Heller der Pickenicksvater war, gespeist, und wegen der vielen alten Männer, von denen noch mehrere Zöpfe trugen, sehr vergnügt gewesen.

5. Februar. Mittags beim Minister v. Brockhausen[26]) gespeist, in Gesellschaft vom Minister Alopaeus[27]), des schwedischen Gesandten v. Taube, Staatsräthe v. Klewitz[28]), Küster, Stegemann, Major v. Anhalt[29]) etc.

1814.

1. Juni. Mittags beim Gouverneur v. L'Estoq[30]) in Gesellschaft von 40 Personen, unter denen sich der Prinz v. Cumberland, Erb-Prinz v. Mecklenburg-Strelitz, Fürst Dolgerocky, alle hiesigen Gesandten und Ministers und Generale pp. befanden, gespeist. Bei Tische sass ich glücklicher Weise beim Adjutanten des Herzogs v. Cumberland, Mr. Dawkins, einem Engländer, der kein Deutsch verstand, und mit dem ich englisch viel gesprochen habe.

1815.

23. Januar. Beim Grafen v. d. Goltz[31]) in kleiner Gesellschaft gespeist. Vor Tische vom Fürsten Blücher bei Sala Taroni mit Austern und Champagner traktiert worden.[32])

29. Dezember. Im Englischen Haus, wo man den Tag, an dem der Präsident v. Grolmann[33]) vor 50 Jahren Rath wurde, sehr herrlich gefeiert, in Gesellschaft von 42 Personen gespeist. Der Fürst Hardenberg, alle Minister und vornehmsten Staatsmänner waren hier, auch Beyme.

1816.

19. Januar. Beim Hof-Postmeister Brese recht gut gespeist.

24. Mittags auf der Börse vom D. Meyer in der teutsch-christlichen Gesellschaft bewirthet worden.

26. Februar. Beim Geh. Rath Crelinger in grosser Gesellschaft, in der sich auch Blücher und Hardenberg befanden, gespeist. Mit Blücher mich am meisten unterhalten.

10. September. Speisten bei mir die Minister v. Kircheisen und v. Schuckmann[34]), der schwedische Gesandte v. Taube und Admiral v. Gyllenskjöld aus Schweden, Staatsrath Borsche, K. Direktor Ludolff, Stadt-Direktor Beelitz[35]), Hufeland, v. Kamptz etc.

1817.

24. November. Wurde des General-Postmeisters v. Seegebarth 50jähriges Dienst-Jubelfest gefeiert.[36])

1818.

20. Januar. Beim Fürsten Blücher in grosser Gesellschaft gespeist, sehr gut aufgenommen und bewirthet worden.

23. Februar. Vom Banquier Lipke bei Dallach in grosser Gesellschaft gut bewirthet worden. Ich sass neben dem Fürsten Blücher, mit dem ich mich sehr gut unterhalten habe.

10. November. Beim Fürsten Blücher gespeist, und ohnerachtet viele Gäste zu Tische sassen, so sprach fast keiner ein Wort, ausser er und ich.

1819.

29. Juli. Mittags auf der Börse, wo das 50jährige Amtsjubiläum des Stadtpräsidenten Gersheim in einer Gesellschaft von 150 bis 160 Gästen gefeiert wurde, gespeist.

13. Dezember. Beim v. Wulffen, einem Spieler von Profession (gamster) in grosser Gesellschaft überaus gut bewirthet worden. Zur Rechten den General v. Rauch Excell.[37]), einen sehr verständigen, und zur Linken den General v. Natzmer[38]), einen eingebildeten und wie man sagt, naseweisen Mann bei Tische zur Seite gehabt.

1820.

6. Januar. Beim Gouverneur v. Gneisenau in Gesellschaft von einigen 50 Personen sehr hoch gespeist.

14. August. Beim General-Procurator Eichhorn in Gesellschaft von 11 Personen, meistens Rheinländer, gespeist. Vom Marschall Davoust wurde mehr Gutes als Böses erzählt.

19. Gestern ist der Sonderling, mein seit vielen Jahren ergebenster Verehrer, Freund und Diener, der sich einbildete und vielleicht auch war, der erste Schäfer in der Welt zu sein, der Graf v. Schlabrendorff zu Potsdam beim Baden in der Havel ertrunken.

1821.

22. Januar. Beim Kriegsminister v. Hake in Gesellschaft von 12 Personen gespeist, und da ich den Minister schon seit mehr als 40 Jahren kenne, sehr munter gewesen.

1823.

20. April. Mittags bei Jagor, wo das 50jährige Amtsjubiläum des Präsidenten Woldermann von 130 Personen mit Musik und Gesang hoch gefeiert wurde, gespeist. Der König ertheilte ihm den Titel Ex-

cellenz, und sein Bild in ganzer Grösse wurde im Kammergericht aufgehangen.

1827.

15. Februar. Den General v. Kiekebusch, Kommandanten von Silberberg, kennen gelernt.

1831.

27. November. Den Referendarius v. Hinckeldei aus Siedershausen, eine kleine Meile von Solz, zum Essen bei mir gehabt.[39])

---

1) Friedrich Heinrich Stubenrauch, königlicher, prinzlicher (Direktor der Prinz Ferdinandschen Domänenkammer) und Ordenskammerdirektor, geboren zu Dessau 1743, Studiengenosse und Jugendfreund Heims. (Gel. Berl. 1795. II. 103.)

2) Der Feldmarschall v. Möllendorff, der Held von Leuthen und Burkersdorf, besass in Lichtenberg ein Landhaus mit Garten, dessen Glashäuser und englische Anlagen seiner Zeit berühmt waren. (Nicolai, Wegweiser durch Berlin und Potsdam, 1793. p. 176.)

3) Graf Heinrich Schlabrendorff, Erbherr auf Gröben, seit 1786 im Besitz des Grafentitels. Eine ansprechende Schilderung dieses Sonderlings giebt Fontane, Wanderungen IV. p. 371 ff.

4) Oberamtmann Fromme in Fehrbellin, einer der Mitarbeiter an der Entwässerung und Besiedelung des Dossebruchs. (cf. Fontane, Wanderungen I. 3. A. 333 ff.)

5) Syndikus Koels war im Jahre 1809 zweiter Bürgermeister von Berlin und empfing als solcher am 23. Dezember in Vertretung Büschings das heimkehrende Königspaar. (Geiger II. 243.)

6) Geh. Rath Rosenstiel, ein begeisterter „Gesellschaftsmann" Berlins; wir finden seinen Namen in den Mitgliederlisten fast aller geselligen Vereinigungen dieser Zeit, im Montagsklub, Fesslers Mittwochsgesellschaft etc. (Geiger II. 199, 201.)

7) Mitchef des Bankhauses Gebrüder Schickler in der Gertraudtenstrasse 16.

8) General Ernst Siegmund v. Boyen, Direktor des 6. Departements des Ober-Kriegs-Kollegiums (für Montierungs- und Armaturwesen), Oheim des nachmaligen Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen. Er war wie dessen Vater ein Anhänger jenes Christenthums, „wie es im Heere Friedrichs des Grossen nicht selten war und eine gewisse historische Bedeutung in Anspruch nehmen darf". (Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen, I. p. 12.)

9) Marquis Girolamo Lucchesini, 1751 zu Lucsa geboren, kam 1779 nach Berlin, wo ihn Friedrich zum Kammerherrn ernannte. Er gehörte bald zur täglichen Tischgesellschaft des Königs und vermittelte dessen literarischen

Verkehr mit italienischen Gelehrten. Unter Friedrich Wilhelm II. trat er in den diplomatischen Dienst Preussens und hat 20 Jahre lang an dessen auswärtiger Politik wesentlichen Antheil gehabt, vornehmlich als Gesandter in Petersburg (Warschau), wo er die Interessen Preussens in den polnischen Angelegenheiten wahrzunehmen hatte, in Wien seit 1793 (in demselben Jahre wurde er zum Minister ernannt) und in Paris von 1800—1806; dort suchte er trotz seiner persönlichen Abneigung gegen Napoleon Preussens Anschluss an Frankreich festzuhalten. 1807 wurde er mit einer Pension von 1000 Thalern entlassen und kehrte in seine Heimathstadt zurück, wo er, vornehmlich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, 1825 starb.

10) Minister v. Alvensleben, seit 1800 Graf, war 1791 zum Geh. Staats-, Kriegs- und Kabinettsminister ernannt worden.

11) Friedrich Leopold v. Kircheisen, geboren 1749, gestorben 1825, preussischer Justizminister. Mit 23 Jahren war er bereits Kammergerichtsrath. Als solcher war er an dem Erkenntnisse im Müller Arnoldschen Prozesse betheiligt, entging aber einer Bestrafung. Wesentlichen Antheil hatte er an der Entstehung des preussischen Landrechts, worin er das Sachenrecht bearbeitete. 1809 wurde er Kammergerichts-Präsident, 1810 Justizminister. Als solcher vertrat er lebhaft die Carmer-Suarezsche Gesetzgebung. Auch um das Gemeinwohl Berlins (Bürgerrettungsinstitut, Armenspeisungsanstalt) hat er sich hohe Verdienste erworben.

12) Sohn des am 16. Mai 1775 gestorbenen Hofjuweliers und Münzentrepreneurs Friedrichs des Grossen Veitel Heine Ephraim. Mit seinen zwei Brüdern zusammen hatte er die von seinem Vater übernommene Erbpacht der Königlichen Gold- und Silbermanufaktur, deren Betriebswerkstätten sich in dem „Judenmühle“ genannten Etablissement am Schiffbauerdamm befanden (No. 20). 1783 wurden dort 813 Personen beschäftigt und für 299 651 Thaler Tressen, Borten, Schnüre und Flittern angefertigt. 1821 ging die Manufaktur als Eigenthum an die Nachkommen Ephraims über. (F. Meyer, Berühmte Männer Berlins II. p. 109 ff.)

13) In Berlin bestanden damals folgende Logen: die Mutterloge zu den drei Weltkugeln, 1740 errichtet, Eintracht 1754, flammender Stern 1770, Friedrich zu den drei Seraphim 1774 (französisch), Verschwiegenheit zu den drei verbundenen Händen 1775. Ihr Heim hatten diese vier Logen im Behrschen Hause in der Leipzigerstrasse. Zur grossen Landesloge in Deutschland gehörten die drei goldenen Schlüssel 1769, Stewartsloge 1770, das goldene Schiff 1771, Pegasus 1772 (französisch), die Beständigkeit 1775, der Pilgrim 1776, der goldene Pflug 1776, der Widder 1777 (die Johanneslogen); die 1752 von einigen französischen Maçons gestiftete Loge Royal York de l'amitié im ehemals Dankelmannschen, 1712 von Schlüter umgebauten Hause in der Dorotheenstrasse. — Ein sehr absprechendes Urtheil über das Berliner Logenwesen fällt der allerdings übertreibende Friedrich v. Cölln. Sie ständen mit den Ressourcen auf einer Stufe; ihre Arbeiten nützten der Menschheit wenig. Die Loge Royal York habe man als „ein Vehikel für die geheime Polizei“ vorgeschlagen. Den Brauch des Singens beim Mahle zwischen den einzelnen Gängen findet er lästig und nur als Lückenbüsser, weil die Mehrheit „theils maulfaul, theils zu vorsichtig ist, eine warme Unterhaltung anzufangen und

fortzuspinnen." Der gute Zweck der Logen, alle getrennten Stände „mit sanften Banden" zu umschliessen und in ihren Zirkeln alle gebildeten Menschen aufzunehmen, sei durch die Ressourcen aufgenommen. Auch der alte Hofrath Parthey erklärte seinem Sohne Gustav, bei der Freimaurerei „komme nichts heraus". (Krug, Berlin 1793. p. 156. v. Cölln, Berlin und Wien in Parallele p. 140 ff. Parthey, Jugenderinnerungen I, 115.)

14) v. Massow war am 2. April 1798 Nachfolger Wöllners geworden. 1807 verabschiedet, starb er 1816. Seine Frau war die Tochter des Kriegs- und Domänenraths Spalding.

15) v. Ompteda, hannöverscher Gesandter in Berlin.

16) Friedrich Ludwig v. Berlepsch, hannoverscher Landrath und Hofrichter. Als solcher stellte er 1794 den berühmten „Calenbergischen Antrag", als der Friede von Basel bevorstand, und das Fürstenthum Hannover, des Schutzes Preussens beraubt, fürchten musste, von Frankreich als deutsche Provinz Englands, das sich noch im Kriege mit Frankreich befand, betrachtet zu werden. B. verlangte, die vom König von England als Kurfürst von Hannover ergriffenen Massregeln als verfassungswidrig zu missbilligen; die Bewohner der Provinzen Calenberg und Grubenhagen sollten am Reichskriege keinen Antheil nehmen; der Kurfürst sollte für die Calenbergische Nation eine Neutralitätserklärung an Frankreich senden; widrigenfalls würde man selbst mit Frankreich verhandeln. B. wurde abgesetzt, als er den Antrag veröffentlichte, klagte beim Reichskammergericht und erlangte ein Urtheil auf Wiedereinsetzung. Die hannöversche Regierung appellierte nun an den Reichstag und verwies Berlepsch des Landes. Er verfasste eine wahre Fluth von Streitschriften bis zum Jahre 1803. 1813 trat er gegen den Kurfürsten von Hessen auf, dem er nachwies, dass den Gerichten die Entscheidungen vorgeschrieben würden, und dass seine Unterthanen dreimal soviel Steuern bezahlten wie 1806. Von Hannover forderte er 40 000 Thaler Schadenersatz; er wandte sich deswegen an den Bundestag, aber vergeblich. Er starb 1818, ohne etwas erreicht zu haben. (Allg. d. Biogr. II. p. 403.)

17) Dietrich Adam Heinrich v. Bülow, Bruder Bülows von Dennewitz, 1760 oder 63 geboren. Er ist eine der merkwürdigen Erscheinungen aus der Wende des 18. Jahrhunderts, welche dem Geiste ihrer Zeit zum Opfer gefallen sind; seine Genialität wurde sein Verderben. Geistig hoch bedeutend, aber unstät, ohne Ruhe und Ausdauer, dabei ausschweifend, fand er nicht Anerkennung, sondern Misstrauen; das verbitterte ihn. Er war nach einander preussischer Offizier, holländischer Insurgent 1790, Theaterdirektor ohne Aufführungen, Jäger in den amerikanischen Urwäldern, Swedenborgianischer Apostel*), Kaufmann; eine Spekulation mit Glaswaaren nach Amerika gemeinsam mit seinem Bruder Carl raubte ihm sein Vermögen. Voller Entrüstung darob schrieb er „Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande"

*) Nach seinem Tode erschien eine Schrift: „Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chretienne ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de H. de Bulow. 1809." Er sucht darin zu beweisen, dass der Swedenborgianismus in den Jahren 1817 und 18 an die Stelle des katholischen und protestantischen Christenthums treten werde.



(1797), worin er die Vereinigten Staaten und die Amerikaner aufs Heftigste angriff. In den nächsten Jahren erschien eine Reihe trefflich geschriebener Bücher strategischen und politischen Inhalts. (Geist des neuen Kriegssystems.) 1799 kehrte er nach Berlin zurück. Seine Bemühungen, im diplomatischen oder Generalstabsdienste eine Anstellung zu finden, waren fruchtlos; deshalb griff er die bestehende Staatsform immer heftiger an. In den nächsten Jahren machte er, von seinem Bruder Wilhelm unterstützt, Reisen in Frankreich, England, Deutschland. Seit 1804 entfaltete er in Berlin eine reiche schriftstellerische Thätigkeit; unter vielem andern erschien 1805 „Prinz Heinrich von Preussen, kritische Geschichte seiner Feldzüge“, worin Bülow, getreu seinen absprechenden und zersetzenden Grundsätzen, den Prinzen als Feldherrn weit über Friedrich II. stellt. Eine beissende Kritik des Feldzuges von 1805 führte im August 1806 auf Veranlassung des russischen Gesandten in Berlin zu seiner Verhaftung. Beim Nahen der Franzosen wurde er nach Kolberg gebracht, wo er einen Plan zu einer allgemeinen Volkserhebung im Rücken des Feindes ausarbeitete, der unverkennbare Ähnlichkeit mit dem späteren Landwehrsystem zeigt. Von Kolberg beförderte man ihn bei Beginn der Belagerung nach Königsberg. Seine weiteren Schicksale sind dunkel. Er soll nach Kurland entkommen sein; dort hätten ihn Kosaken aufgegriffen und nach Riga gebracht, wo er im Juli 1807 am Nervenfieber gestorben ist. (Paul v. Bülow, Familienbuch der von Bülow. p. 288. Ersch und Gruber, Encyclopädie I, Band 13. p. 355 ff.)

18) Friedrich Eberhard Freiherr v. Rochow, Erbherr auf Rekahn und Domherr zu Halberstadt, der Reformator des norddeutschen Volksschulwesens. Zuerst Offizier, musste er in Folge einer Verwundung den Dienst quittieren und bewirthschaftete seine Güter. Hier lernte er die Unwissenheit und Rohheit des Landvolkes kennen. Friedrich der Grosse ging auf seine Pläne zur Abhülfe ein. Rochow forderte ausgebildete Lehrer, nicht Handwerker oder Invaliden; der Lehrer müsse mindestens 100 Thaler baares Gehalt nebst allen Nebeneinkünften haben; nach Möglichkeit seien eigene Schulgebäude zu errichten, jedenfalls helle Klassen. Seit 1774 richtete er Musterschulen in seinen Dörfern Rekahn, Göttin, Roscherlinde und Brückermark ein, die bald über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt wurden. 1772 hatte er seinen „Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute oder zum Gebrauch in Dorfschulen“ unter dem Motto: „Difficile est proprie communia dicere“ erscheinen lassen; 1773 folgte der „Kinderfreund, ein Lehrbuch zum Gebrauch in Landschulen“, der 1834 seine letzte Auflage erlebte; in demselben Jahre schrieb er seine „Instruktion für Landschulmeister“. Rochow war vollständig Autodidakt, ein Verehrer Rousseaus, Freund Gellerts und Basedows. Er starb 69 Jahre alt 1805. (Allg. d. Biogr. XXVIII. p. 727. Nicolai, Berlin und Potsdam III. 1034.)

19) v. Dorville war Hofmarschall bei der Gemahlin Friedrich Wilhelm II. gewesen.

20) Die Königliche Pulverfabrik, 1717 von van Zee und Bauer angelegt, befand sich auf dem Gelände des jetzigen Landes-Ausstellungspalastes in Moabit. (Berlin wie es ist. p. 207.)

21) Dem am 12. September 1803 publicierten Urtheil erster Instanz wider

die Geheime Justizräthin Ursinus, geborene Weingarten, von Weiss genannt, seien folgende Angaben entnommen: Im Alter von 19 Jahren hatte sie sich im Jahre 1779 mit dem damaligen Obergerichtsrath Ursinus, dem Hausfreunde ihrer Eltern vermählt; er war kränklich und schwerhörig, sie liebte ihn nicht. Die Ehe blieb kinderlos. Sie ging noch zu Lebzeiten ihres Mannes ein Verhältniss mit einem holländischen Offizier Raquay ein, das ihr Mann billigte. Raquay starb im Juli 1797. Am 11. September 1800 starb ihr Mann, nachdem er ein Brechmittel aus ihrer Hand eingenommen hatte. Am 23. Januar 1801 starb ihre Tante Witten in Charlottenburg, bei der sich die Ursinus zur Zeit aufhielt. Als in Pflaumen, die sie ihrem Bedienten Klein gegeben hatte, Arsenik festgestellt wurde, erfolgte ihre Verhaftung. Sie erklärte, am Tode ihres Mannes und ihrer Tante unschuldig zu sein, auch den Klein habe sie nicht tödten wollen; sie hätte die Absicht gehabt, Selbstmord zu begehen und an Klein studieren wollen, wieviel Gift sie nehmen müsse, um sich zu tödten. Zenker und Heim, die 1797 Raquay behandelt hatten, erklärten, dass sie ihn nicht vergiftet habe. In seinem Krankenverzeichnisse 1797 verzeichnet Heim am 4. Februar: „v. Raquay, aus Holland gebürtig, phthysis pulmonalis". Ursinus' Leiche wurde untersucht; Klaproth und Rose hielten es nach Untersuchung der Eingeweide für wahrscheinlich, dass er an Folgen des Arseniks gestorben sei, indessen sei Gift selbst nicht gefunden. Dem widersprachen die Aussagen der Ärzte, die ihn behandelt hatten, Formey, Laube, Bremer. Bei der Tante Witten stellten Klaproth und Rose Vergiftung durch Arsenik fest. Klein war der Vertraute der sehr liebebedürftigen Dame; sie hatte ihn als Kundschafter über die Verhältnisse ihrer Liebhaber gebraucht und, da sie Enthüllungen fürchtete, bei Seite zu schaffen gesucht. Sie wurde des Giftmordes, begangen an der unverehelichten Witten und des Giftmordversuches an dem Bedienten Klein für schuldig befunden und zu lebenslänglichem Festungsarrest verurtheilt.

22) v. Warsing hatte seit Doebbelins Abgang die geschäftliche Verwaltung des Nationaltheaters geleitet.

23) Der Geh. Ober-Finanzrath v. Angern, der 1802, nachdem er Präsident der magdeburgischen Kammer gewesen war, die Verwaltung der im Reichs-Deputationshauptschlusse erworbenen Länder übernommen hatte, wurde 1803 zum Staats-, Kriegs- und dirigierenden Minister beim General-Direktorium ernannt.

24) Frau v. Berg, die Freundin der Königin Luise.

25) Carl v. Hake, geboren am 8. August 1758 zu Flatow in Osthavelland, nach dem Unglück von Jena ein Mitarbeiter Scharnhorsts am Werke der Armee-Reorganisation. Im Juni 1810 übernahm er die von Scharnhorst abgegebenen Geschäfte des Chefs des allgemeinen Kriegs-Departements. Hier hat er unter sehr schwierigen Verhältnissen, gehemmt durch den Argwohn der Franzosen, getrieben durch die Ungeduld der Patrioten, Rücksicht nehmend auf die Eigenthümlichkeiten des Königs und gebunden durch Scharnhorst, mit Treue und Gewissenhaftigkeit gearbeitet. 1812 wurde er Generalmajor. 1813 fiel ihm die Sorge für die Mobilmachung fast allein zu; später wurde er preussischer Bevollmächtigter im Hauptquartiere Schwarzenbergs, dem er

sich allzu sehr anschloss. 1815 focht er als Brigadekommandeur unter Bülow bei Belle-Alliance. 1816 bekam er das rheinische Armeekorps, 1819 wurde er Nachfolger Boyens und blieb Kriegsminister bis 1833. Er starb am 19. Mai 1835 zu Castellamare.

26) v. Brockhausen war nach dem Kriege bis 1812 Gesandter Preussens am Hofe Napoleons gewesen, wo er sich durch ein festes, würdevolles Auftreten auszeichnete. Bis 1814 unbeschäftigt, wurde er in diesem Jahre Gesandter in Haag bis 1816. Er starb 1829.

27) Der russische Gesandte in Berlin.

28) Nachmals von 1817—24 Finanzminister. 1807 war Klewitz Vorsitzender der mit Wahrnehmung sämmtlicher Geldoperationen und der Armeeverpflegung betrauten Immediatkommission und hatte als Mitglied des Finanzdepartements und Chef der Gesetzgebungskommission bedeutenden Antheil an der Wiedergeburt Preussens. Seit 1810 war er Staatssekretär im Staatsrath.

29) Friedrich Wilhelm v. Anhalt, gestorben als Generalmajor 1837, Nachkomme des 1737 gestorbenen Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau und der Tochter des Superintendenten Chardius in Dessau. Den aus diesem Verhältnisse hervorgegangenen beiden Söhnen wurden 1761 der preussische Adelstand verliehen. (Kneschke, Adelslexikon I. p. 85).

30) General der Kavallerie von l'Estocq, 1738 geboren, war Schüler Friedrichs des Grossen und Ziethens. Er zeichnete sich namentlich in den Revolutionskriegen aus; am bekanntesten ist sein entscheidendes Eingreifen bei Preussisch-Eylau 1807. Nach dem Kriege wurde er Gouverneur von Berlin, verlor aber diesen Posten wegen Schills Entweichen. Beim Ausbruche des Befreiungskrieges wurde er zum Militär-Gouverneur des Landes zwischen Elbe und Oder ernannt. Er starb 1815.

31) Graf v. d. Goltz, abwechselnd Offizier und Diplomat. 1810 war er Gesandter in München, 1813 Generalstabsoffizier Blüchers, nach dem Frieden wurde er preussischer Gesandter in Paris. Er starb 1822. (Allg. d. Biogr. IX. p. 318.)

32) Sala Tarone, an der Schleusenbrücke, der bekannteste „Italienerkeller" (Delikatessenhandlung und Weinstube) Berlins, später unter den Linden 32.

33) „Der alte Grolmann", Dietrich Heinrich von Grolmann, einer der intimsten Freunde Heims, den er noch um 6 Jahre überlebte. Geboren am 31. Dezember 1745 in Bochum, wurde er im Alter von 20 Jahren Kammergerichtsrath in Berlin, 1786 geadelt, 1787 Mitglied der Gesetzgebungskommission, 1804 Präsident des Obertribunals. Bei seinem 50 jährigen Jubiläum 1817 wurde er Mitglied des Staatsraths. 1833 wurde ihm die nachgesuchte Dienstentlassung unter Verleihung des schwarzen Adlerordens ertheilt. (Allg. d. Biogr. IX. p. 713.)

34) v. Schuckmann, 1814 Minister des Innern, hatte sich namentlich bei der Uebernahme in der Verwaltung von Ansbach-Bayreuth ausgezeichnet. Am 10. Mai 1807 wurde er als preussischer Umtriebe verdächtig von den Franzosen verhaftet und nach Mainz gebracht; bis zum 5. Mai 1808 hielt er



sich als Gefangener auf Ehrenwort in Heidelberg auf. 1810 wurde er Staatsrath. Er starb 1834.

35) Beelitz war Präsident des Berliner Stadtgerichts, „ein stattlicher, wohlbeleibter Mann, mit überaus freundlichem Gesicht, das sich durch eine ungewöhnlich kleine Nase auszeichnete . . . .“ (Eberty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners p. 361).

36) Generalpostmeister v. Seegebarth leitete bis 1821 das Postwesen Preussens; sein Nachfolger war Nagler. Unter seinem Regiment wurde die Grobheit der Postbeamten sprichwörtlich. (Eberty p. 11).

37) General von Rauch, bewährter Gehilfe Scharnhorsts. In den Befreiungskriegen war er erst Generalstabschef Yorks, dann vorübergehend bei Blücher. 1814 wurde er Generalinspecteur der Festungen und Chef des Ingenieurkorps, das er 1816 neu gestaltete. 1837 zum Kriegsminister ernannt, starb er 1841.

38) Oldwig von Natzmer, 1782 geboren. Im Pagenhause zu Potsdam erzogen, in der Garde aufgewachsen, stand er in persönlich freundschaftlichen Beziehungen zum königlichen Hause. Bekannt ist seine Sendung zu York im Januar 1812. 1814 wurde er militärischer Begleiter des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen Kaisers, der ihn gern seinen Lehrer in militärischen Dingen nannte. 1815 wurde er, 33 Jahre alt, General. 1839 nahm er seine Entlassung und starb 1861.

39) Der am 16. März 1851 von dem Premierlieutenant von Rochow-Plessow erschossene Polizei-Präsident von Berlin. Geboren 1805 auf Schloss Simmershausen bei Wasungen in Sachsen-Meiningen, trat er am 30. September 1826 in den preussischen Dienst.

VII.

Zur Lokalgeschichte.

1795.

8. Mai. Mittags mit meiner Frau und beiden ältesten Töchtern im Georgischen Garten[1]) in grosser Gesellschaft gespeist.

15. Abends vom Bruder Baersch in Gesellschaft mehrerer im Theerbuschischen Garten[2]) bewirthet worden.

10. Juli. Mittags vom K. G. R. Beyme in grosser Gesellschaft bei Richards im Thiergarten[3]) herrlich bewirthet worden.

1796.

16. Juli. Vormittags in der Bank[4]) mich gebadet, und von da nach Charlottenburg geritten, und bei v. Bomsdorff des Mittags gespeist, und nachher mit ihm nach dem Schlossplatz gegangen, wo er seinen Soldaten Bier zu trinken gab, welches jährlich einmal geschieht. 140 Menschen bekamen 5 Tonnen Bier und 12—16 Bouteillen Wein. Es wurde getanzt. Alle Frauen und Kinder der Soldaten waren hier versammelt, — welches mir sehr wohl gefiel.

9. August. Mit Frau und Kindern nach dem dustern Keller gefahren und den Abend daselbst geblieben.[5])

18. Nachmittags nach dem Welling mit Frau und 4 Kindern gefahren, und daselbst die Kirschen vom Baume geholt, die ich vor einiger Zeit schon gekauft hatte.[6])

28. Nach Tische mit meiner ganzen Familie nach dem Schützenplatz gefahren, wo ein gewisser Ensler aerostatische Experimente machte. Er liess nämlich einen grossen Hirsch mit 2 Hunden, eine Sau mit einem Hund und einen grossen Reiter, die mit brennbarer Luft gefüllt waren, in die Luft steigen. Der Zulauf der Menschen war unbeschreiblich gross.[7])

11. Oktober. Mit dem D. Huffland und seiner Frau und D. Riemer die Zimmer des Grafen von Dönhoff, das Radziwilische Palais und Schneiders Meubles-Magazin besehen.[8])

1797.

20. August. Nach Tische nach Schöneberg geritten. Viele Menschen waren hier und auf dem Wege dahin, um das in den Zeitungen angekündigte Wettrennen mit anzusehen. Es war aber keins und die Menschen waren geäfft worden.[9])

22. November. Heute starb die berühmte und berüchtigte Hurenwirthin Madame Schuwitz, zu der ich vergangene Nacht gerufen wurde.[10])

1798.

15. April. Nach Tische mit meiner Familie bei den Gärtner Zittelmann[11]) gefahren, wo uns die mannigfaltigen schönen Blumen überaus ergötzt haben.

1804.

10. Januar. Heute war der feierliche Einzug der Prinzessin Amalie v. Hessen-Homburg, der viele Tausende von Menschen in Bewegung setzte. Ich wollte bei Dlle. Schmitz in der Leipzigerstr. diesen Einzug mit ansehen, ich frühstückte auch daselbst, allein die Zeit wurde mir zu lange und ich ging mit meinem Sohn und dem jungen v. Karstedt nach Schöneberg und von da zurück, in den Garten des Kaufmanns Nietze, wo der Zug vorbeiging. Nachher ging ich aufs Palais des Prinz Heinrich zum Kammerdirektor v. Grunenthal, wo der Anblick von so vielen 1000 Menschen mich sehr vergnügte. Schade! dass bei diesem Volksfest an der Opernbrücke im Gedränge 8 Menschen theils todt gedrückt, theils todt getreten, und mehrere sehr beschädigt worden sind.[12])

1809.

12. Juli. Auf dem Gesundbrunnen, der heute als Luisenbad eingeweiht wurde, in Gesellschaft von beinahe 300 Personen gespeist. Ich bedaure nur den Besitzer desselben, den armen Apotheker Assessor Flittner, denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird er bei dieser Anstalt seine Rechnung nicht finden.[13])

20. September. Gestern Abend ging ich gegen 12 Uhr zu Bette und kaum hatte ich eine Stunde im Bette gelegen, als Feuerlärm war . . . Da ich bemerkte, dass es so helle in meinem Schlafzimmer wurde, als es fast bei Tage zu sein pflegt, so stand ich auf, sah zum Fenster hinaus und fand die Petrikirche in vollen Flammen stehen. Ich weckte sogleich meinen Sohn — Kriegsrath Nagel nebst seiner Frau kamen zu mir, und nun gingen wir auf den Boden und sahen das grauenvollste prächtige Feuer, wodurch die ganze Stadt, wo man alle Strassen

und Thürme fast so gut wie bei Tage sehen konnte, einem Panorama gleich. An 9 Häuser haben mehr oder weniger durchs Feuer gelitten, und der grosse Thurm des Waisenhauses ist auch damit abgebrannt.[14])

1811.

28. Januar. Abends im Komödiensaal den Bauchsprecher Charles reden gehört. Einmal hört man so etwas, 16 ggr., die jeder Zuhörer bezahlen musste, ist die Sache nicht werth.

1812.

24. Januar. Fast die ganze Stadt feierte den Tag, wo vor 100 Jahren Friedrich II. geboren wurde.

1813.

10. Juli. Ist der Ober-Bürgermeister v. Gerlach auf eine glänzende und ausgezeichnete Art begraben worden, welches er in jeder Hinsicht verdiente.[15])

1814.

22. Januar. Kam die Russische Kaiserin Abends spät hierher, zum grossen Verdruss der Einwohner.[16])

29. Dezember. Vor Tische auf dem Schloss in Gesellschaft von 15 Personen die dort im Keller befindlichen Rheinweine vom Jahre 11, die dem Kellermeister Habel[17]) angehören, geprobt. Jeder konnte soviel ihm beliebte trinken.

1815.

24. September. Kam der Kaiser von Russland hierher. Bei dessen Einzug wurde die Nationalgarde so beleidigt, dass sie ihre Fahne zerrissen und mehrere ihre Gewehre zerschlagen haben.[18])

22. Oktober. Im Thiergarten das grosse Volksfest, welches durch den Mechanikus Winkler zum Gedächtniss der vor 400 Jahren erhaltenen Kurwürde der Hohenzollern gegeben wurde, mit Vergnügen mit angesehen.[19])

6. November. Abends war wegen Verlobung der Prinzessin Charlotte mit dem Grossfürsten Nikolaus die ganze Stadt erleuchtet, und einige Gebäude vorzüglich schön.

1816.

13. August. Im Thiergarten die Kunstreiter und von ihnen Vandammes Gefangennahme vorstellen gesehen.

1817.

9. Februar. Abends im Universitätsgebäude der Feier wegen des vor 4 Jahren geschehenen Aufrufs der Studenten zum Kampf gegen die Franzosen beigewohnt, die mir recht gut gefiel.

29. Juli. Heute just in der Mittagsstunde kam im Komödienhaus Feuer aus, und in Zeit von einer Stunde war nichts mehr von dessen Dach zu sehen. Eine stärkere Flamme sah ich nie zuvor. Ans Löschen war hier nicht zu denken.[20])

1818.

22. April. Mittags beim Geh. Rath Pochhammer in Gesellschaft mehrerer Ärzte gespeist, nachdem wir zuvor seine neue Bade-Anstalt besehen hatten. Recht gut hat uns allen diese Anstalt gefallen.[21])

18. Juni. Wegen der grossen Parade Unter den Linden zur Feier der gewonnenen Schlacht bei Belle-Alliance von halb 10 bis 2 Uhr in der grössten Hitze Kranke zu Fuss besuchen müssen. Vor 3 Jahren hat jeder Soldat bei dieser Schlacht doch wohl mehr als ich ausstehen müssen, das hat mir das Gehen erleichtert.

1820.

11. Juli. Nach Tische nach dem Tempelhofer Berg geritten, und die Arbeiten zur Errichtung des Monuments in Augenschein genommen. Die Aussicht, die wir oben auf dem Gerüste hatten, war über alle Beschreibung schön und prachtvoll, wie man sie von keinem hiesigen Thurme haben kann. Statt dieses Monuments, welches in der Ferne wenig Eindruck machen kann, da es nur 70—80 Fuss Höhe hat, hätte man lieber eine Säule, wie die zu London ist, errichten sollen, so dass man von oben die ganze Gegend von wenigstens 12 Meilen im Durchmesser hätte übersehen können.[22])

1823.

12. Juli. Vor Tische mit meinem Sohn nach Schöneberg und von da nach der Husarenstrasse gefahren, und das Lokal der künstlichen Gesundheitswässer besehen, welches uns sehr wohl gefiehl.[23])

28. August. Viele Exekutionen als Hängen, Rädern, Köpfen, Spiessruthenlaufen habe ich mitangesehen, aber dass mehrere ausgeprügelt wurden nicht. Gestern hatte ich auf der Stadtvoigtei Gelegenheit, dies traurige Ereigniss mitanzusehen. Vor einigen Wochen hatten die Schustergesellen die Schneidergesellen geneckt, wobei es zu heftigen öffentlichen Streitigkeiten gekommen war. 150 solcher Gesellen wurden arretiert und auf die Hausvoigtei in Arrest gebracht. In Gegenwart aller dieser Gesellen und einer Menge von Gensd'armen und Gerichtspersonen wurden mehrere der unruhigen Gesellen mit 15 bis 20 Kantschuhieben bestraft. Nur bei dreien dieser Unglücklichen konnte ich die Strafe mitansehen. Der Anblick dieser 3 und der übrigen, die noch Strafe erleiden sollten und ohne Röcke blass und furchtsam beisammen standen, ergriff und rührte mich so, dass ich gerne laut zu weinen hätte anfangen mögen, und ich eilte diesen traurigen Ort zu verlassen.

28. November. Heute war der feierliche Einzug der Prinzessin von Bayern.[24]) Ich stand am Brandenburger Thor bei den Magistratspersonen, und bekam die Prinzessin ganz genau zu sehen. Sie hat eine ausgezeichnet schöne und liebenswürdige Gesichtsbildung. Von halb 12 bis halb 4 habe ich am Thor gestanden. Abends wollte ich um die Illumination zu besehen fahren, allein allenthalben waren die Wege versperrt und ich musste über 2 Stunden zu Fuss gehen und kam sehr müde nach Hause. Ganz Berlin war heute in Bewegung und Abends gegen 8 Uhr wurden auf der Nothbrücke am Zeughaus[25]) 72 Menschen zu Tode gedrückt. In Paris hätte ich einmal beinahe das nemliche Schicksal haben können.

1824.

19. November. Bei Jagor[26]) in der Stadt-Verordneten-Gesellschaft wegen Einführung der Städte-Verordnung vom Jahre 1809 diesen Tag in Gegenwart von 125 Personen gespeist.[27])

1826.

10. April. Gestern starb wider alles Vermuthen der Polizeirath Eckert, worüber sich alle Spitzbuben sehr freuen werden.

11. Juli. Heute früh den Leichnam des Königl. Kellermeisters Habel, dessen Arzt ich über 40 Jahre war und den ich immer als meinen wahren Freund erkannt habe, zu Grabe geleitet.

1829.

10. Juni. Mit meiner Frau ausgefahren, um den Einzug der Weimarischen Prinzessin auf der Charlottenburger Chaussee mit anzusehen, wir kamen aber zu spät.[28])

6. August. Nach Tische vor das Hallesche Thor nach Tivoli gefahren und daselbst eine ganze Welt gesehen. Wenn diese Welt noch das wird, was sie werden kann, so wird sie zur grössten Zierde von Berlin gereichen.[29])

1830.

25. Juni. Heute vor 300 Jahren wurde die Augsburger Confession sanktioniert. Dieser Tag wurde in allen evangelischen Ländern und so auch hier hoch geschätzt und durch Blumen in den Kirchen gefeiert. Alle Windmühlen trotz des günstigen Windes standen still. Alles Volk war geputzt.

18. September. Vorgestern, gestern und heute sind Abends und die Nächte über grosser Aufruhr in der Stadt gewesen. Die ganze Garnison hat in den Strassen unter den Waffen gestanden.

21. Vergangene Nacht ist es ruhig in den Strassen gewesen. Aber gestern und vorgestern war in den Strassen noch ein grosser Auflauf von Menschen. Die ganze Garnison hat seit 6 Nächten unter den



Waffen gestanden, und durch flaches Einhauen hat die Cavallerie die Menge von Menschen auseinander gejagt.

22. Die Unruhen des Pöbels und der Neugierigen haben ein Ende. Vom ersten sind viele tüchtig abgeprügelt worden auf Befehl der oberen Behörden und das von Rechts wegen.[30])

2. Oktober. Vormittags nach Tivoli gefahren, daselbst recht gut gefrühstückt und uns besonders an der herrlichen Aussicht auf die Stadt gar sehr ergötzt.

1832.

30. Juni. Vormittags das Schloss des Prinzen Albrecht besehen. An Schönheit, Pracht und Reichhaltigkeit der in den Zimmern befindlichen Sachen übertrifft es wohl alle Palais in Deutschland. Auch die Gärten zeichnen sich sehr aus.[31])

1833.

30. Juli. Nachmittags nach Pankow gefahren. Hier wurde das Fliegenfest gefeiert, die Menge Menschen war hier so gross, dass wir kein Unterkommen finden konnten. Im Schönhausischen Garten, wo wir hinfuhren, war die Menge des Volkes ebenso gross, als ich sie fast nie gesehen habe. Der ganze Weg von hier bis Berlin war voll Menschen.[32])

23. August. Nachmittags nach Tivoli, wo der im Jahre (1813) über die Franzosen bei Grossbeeren erhaltene Sieg durch ein Volksfest gefeiert wurde. An 60 000 Menschen waren gewiss versammelt.

---

1) Das Georgesche Lokal oder „Georges“, wie die Berliner kurzweg sagten, befand sich in der Bellevuestrasse auf der linken Seite auf dem Gelände (No. 16 bis 20), das der Direktor der kgl. Realschule Hecker auf Befehl Friedrichs des Grossen von der Lietzower Kirche in Charlottenburg in Erbpacht erhalten hatte und wo er ursprünglich (als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche) den Friedrichstädtischen Kirchhof anlegen wollte, der aber auf Befehl des Königs auf den Platz links vom Potsdamer Thore verlegt wurde, wo sich heute noch ein Ueberrest von ihm vor dem Potsdamer Bahnhofe befindet. Das Land in der Bellevuestrasse pachtete la Garde, nachher George. Zu unterscheiden von diesem Lande der Realschule ist der eigentliche Realschulgarten zwischen Bellevue-, Königgrätzer- und Lennéstr. (cf. v. Raumer, Der Thiergarten bei Berlin p. 57.)

2) Der Therbuschische Garten war in der Oranienburgerstrasse No. 18, wo noch heute das bekannte Festlokal „Therbuschsche Ressource“ sich



befindet. Die Ressource selbst befand sich damals in der Niederwallstr. 12; der Garten in der Oranienburgerstrasse diente den Mitgliedern als Sommeraufenthalt.

3) Richards Gartenwirthschaft (nachher Kemper) war in der Thiergartenstrasse, in der sich zu jener Zeit Lokal an Lokal reihte. Schon zur Zeit Friedrich Wilhelms I. war dort ein Wirthshaus „Zum letzten Heller". Richard verschönerte es im hohen Grade und machte es zu einem Lieblingsaufenthaltsorte der Berliner; der jüngere Chodowiecki hat es in einem Kupferstich von 1781 der Nachwelt aufbewahrt. (v. Raumer, der Thiergarten bei Berlin 1840 p. 55.)

4) Die Panke ist gemeint. Sie war Heims Lieblingsbadeplatz im Sommer, da es in der Stadt ausser an der langen Brücke zu dieser Zeit keine Flussbadeanstalten gab.

5) „So nennt man einen Erdfall oder Vertiefung mit Gebüsch umgeben, vor dem Halleschen Thore. Auf der Anhöhe ist eine Hütte, von wo man eine schöne Aussicht auf die Stadt hat." So beschreibt Gaedicke in seinem Lexicon von Berlin 1806 diesen berühmten Wallfahrtsort der Berliner am Fusse des Tempelhofer Berges, dem Bornemann in seinem 1830 in der Spenerschen Zeitung erschienenen Aufsatz: „Die Umgegend Berlins im Jahre 1790 und 1830" folgenden Dithyrambus widmet: „Der dustere Keller — ominösen Namens — war es fast allein, der in wolkigen Gemächern lechzende Stammgäste tränkte, und Winters allmonatlich einmal aus weiten Schüsseln kräftig speisete, dass hochnothwendig zwischen Gemüsen und Braten ein geschmeidiger Häringssalat wirksam eingreifen musste." (Streckfuss, Berlin im 18. Jahrhundert III. 490.)

6) Der Wedding war damals eine $1/2$ Stunde vor dem Oranienburger Thore belegene Meierei an der Panke, die 1806 vier Feuerstellen und 91 Bewohner hatte. In seiner Nachbarschaft befand sich noch das Liesensche Etablissement an der Panke, woher die heutige Liesenstrasse ihren Namen hat, das Forsthaus, die Scharfrichterei und das Hochgericht.

7) Der Schützenplatz, den die Berliner Schützengilde 1747 von Friedrich II. erhalten hatte, befand sich in der neuen Schützenstrasse (Linienstrasse 5) in der Königsvorstadt und stiess an die Stadtmauer zwischen Prenzlauer- und Königsthor. Am 27. August fand das Königsschiessen der ebenfalls von Friedrich wieder hergestellten Schützengilde statt, an das sich das Vogelschiessen anschloss. Natürlich durften auf diesem beliebten Volksfeste aerostatische Künstler nicht fehlen, nachdem 1788 Blanchard durch seine Luftfahrten Berlin in einen Taumel von Begeisterung versetzt und reichen goldenen Lohn davongetragen hatte. Die neueste Damenhutform à la Montgolfier erregte bald den Zorn aller, denen diese Ungethüme im Theater jede Aussicht versperrten. Auch Blanchard hatte schon Scherze mit Ballons in Gestalt von Thieren getrieben. Die „brennbare" Luft Enslers war Wasserstoff. (Nicolai, Beschreibung von Berlin u. Potsdam I. Plan. Gaedicke, Lexikon p. 562).

8) Das Radziwillsche Palais, jetzige Reichskanzleramt, Wilhelmstrasse 77, liess der General v. Schulenburg 1734 von Richter erbauen.

9) Die Vossische Zeitung vom 19. August 1797 enthält folgendes Inserat: „Die Linnische gymnastische Kunstbereiter-Gesellschaft macht einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum hierdurch bekannt, dass sie Sonnabend den 19ten, Sonntag den 20ten und Montag den 21ten August zum letzten Male mit vielen Veränderungen spielen wird, und bittet um zahlreichen Zuspruch." Heims „Wettrennen" wird eine Darstellung circensischer Spiele, Wagenrennen etc. gewesen sein, wie sie auch Renz noch in seinem Zirkus in römischem Gewande aufführen liess.

10) Madame Schuwitz berüchtigten Angedenkens hatte ihre Wirthschaft in der Behrenstrasse. 1798 erschien die berühmte „Standrede am Grabe der Madame Schuwitz. Ein Neujahrsgeschenk für Incroyables", und 1800 „Schreiben der Madame Schuwitz an den Verfasser und Verleger ihrer Standrede. Stralau, in des Küsters Handbuchdruckerei."

11) Die Zietelmannsche Gärtnerei befand sich in der Magazinstrasse und lieferte vortreffliches Obst, schöne Blumen sowie alle Arten feiner Küchengewächse. „Die Gärtnerei ist in Berlin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gekommen. . . Überhaupt haben die Gärtner mit unglaublicher Industrie seit 50 Jahren den meist sandigen Boden . . zu nutzen und zu verbessern gewusst. . . Es sind viele Gegenden in und um Berlin, die vor 50, ja vor 30 Jahren noch blosser todter Flugsand waren, die jetzt in schönster Kultur stehen." (Nicolai II. 569.)

12) Prinzessin Amalie von Hessen-Homburg war die Braut des Prinzen Wilhelm von Preussen, des jüngsten Bruders Friedrich Wilhelms III. Die Vermählung fand am 12. Januar statt. — Kammerdirektor v. Grunenthal, ehemals Verwalter der Prinz Heinrichschen Güter, hatte vom Prinzen eine Wohnung auf Lebenszeit in dessen Palais erhalten. Als die Universität das Palais bezog, weigerte er sich, diese Wohnung zu verlassen, liess es auf einen Rechtsstreit ankommen und wich erst, als der König ihm eine jährliche Miethsentschädigung bewilligte. (Köpke, Gründung der Universität Berlin p. 71.) — Die Opernbrücke, auch Neustädter Brücke genannt, von Bouman dem Älteren 1774 aus Sandstein erbaut, führte im Zuge der Linden über den Festungsgraben, den „stinkerigen Graben", wie ihn Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) einst nannte.

13) „Die Quelle dieses Bades ist auf einer Wiese, und wird durch Röhren nach einem einzelnen Gebäude hingeleitet und einige tausend Schritte von demselben entfernt ist noch eine Quelle. Die Entdeckung dieses mineralischen Wassers geschah zufällig 1701 durch den König Friedrich I. Derselbe wohnte nämlich in einem in der Folge weggehauenen Lustwalde, welcher der Kaninchengarten genannt wurde, einer Jagd bei, und verlangte Wasser zum Trinken. Es wurde ihm von diesem Quellwasser gebracht, und der König fand in dessen Genuss etwas so vorzügliches, dass er noch mehr davon trank, die Quelle zu reinigen und von den Ärzten zu untersuchen befahl. In der Folge haben viele Menschen, sowohl Gesunde als Kranke, sich dieses Wassers nicht ohne Nutzen bedient. Es wird mehr zum Baden als Trinken gebraucht, und hat in rheumatischen und chronischen Gliederreissen, bei Hautkrank-

heiten und bei Schwäche, nach Beschaffenheit der Umstände kalt oder warm gebraucht, öfters heilsame Wirkungen geäussert. . . Das Wasser ist schon mehrmalen chemisch untersucht worden und enthält: Kochsalz, salzsaure Kalkerde, schwefelsaure Kalkerde, luftsaure Kalkerde und Eisen, und Kiesel- und Thonerde. Sehr grosse Wirkungen hat man sich von diesem Wasser nicht zu versprechen.“ (Gaedicke p. 245.) Zu dem Feste hatte auf Bitten der Schauspielerin Bethmann, einer Schwester des Besitzers, des Medizinalassessors, Apothekers und Buchhändlers Flittner, Friedrich Wilhelm Gubitz eine Cantate „Erinnerung und Weihe“ gedichtet, die vom Kapellmeister Seidel komponiert und unter seiner Leitung von Königlichen Sängern und Sängerinnen — auch Friederike Bethmann wirkte mit — ausgeführt wurde. Unter dem Laubdache alter Bäume war die Mittagstafel für 500 Personen aufgeschlagen, in deren Verlauf Flittner immer aufgeregter wurde und schliesslich nicht mehr zurechnungsfähig war. Den Schluss des Festes bildete Tanz in einer mit Blumenbehängen geschmückten Scheune. (Gubitz, Erlebnisse I. 141 ff. Dort ist auch die Festcantate abgedruckt.) Bekanntlich hat in diesem Sommer der Gesundbrunnen sein 200jähriges Bestehen festlich begangen.

14) Dieser gewaltige Brand war dadurch entstanden, dass eine der Höckerinnen, die in den an die Kirche angeklebten 42 Buden ihren Kram feilhielten, ihren blechernen Kohlentopf in noch nicht erloschenem Zustande unter die hölzerne Kirchentreppe geschoben hatte. Sehr verderblich war der herrschende Westwind. Durch Flugfeuer wurden auch der Thurm der Waisenkirche und mehrere Häuser in der Stralauerstrasse in Brand gesetzt. In der Gertraudtenstrasse geriethen 7 Häuser in Flammen. Einzelne in der Spree stehende Pfähle hinter der Stralauerstrasse brannten wie die Lichter. Der brennende Thurm stürzte um Mitternacht glücklicherweise in sich zusammen. Die Kirche brannte bis auf die Umfassungsmauern nieder; erst nach 9 Tagen erloschen die Flammen im Innern. Die Mauern blieben lange Zeit als gewaltige Ruine stehen, wurden dann abgerissen; der Platz, mit Bäumen bepflanzt, diente als Tummelplatz für die Kinder, bis sich auf ihm 1852 die jetzige Petrikirche erhob, nicht ohne grossen Widerspruch der Umwohnenden, welche diese „Stadtlunge“ gern erhalten gesehen hätten. (cf. Parthey, Jugenderinnerungen I. 140. Streckfuss II. 337.) Hoffentlich wird dort jetzt durch Niederlegung der alten Häuser zwischen Petriplatz, Gertraudten- und Scharrenstrasse für Licht und Luft gesorgt.

15) Der Geheime Ober-Finanzrath und Kammerpräsident von Gerlach war am 28. April 1809 zum ersten Oberbürgermeister Berlins nach Einführung der Städteordnung gewählt worden. (Streckfuss, Berlin im 19. Jahrhundert I. p. 107.)

16) Kaiserin Elisabeth, geborene Prinzessin von Baden. Sie kam um 5 Uhr Nachmittags an, was doch nicht spät ist; der Verdruss der Einwohner wird wohl nur dadurch hervorgerufen worden sein, dass es schon dunkel und die Berliner Strassenbeleuchtung nicht dazu geeignet war, abends einziehende Fürstlichkeiten den neugierigen Berlinern zu zeigen. Dafür entschädigte sie die Kaiserin durch die Feier ihres Geburtstages am

24. Januar, der durch Cour, Diner, Illumination gefeiert wurde; am 25. reiste sie weiter. (Gräfin Voss, 69 Jahre am Preussischen Hofe p. 407.)

17) Johann Simon Habel, geboren den 3. November 1752, königlicher Kellermeister, war aus dem Württembergischen in Berlin eingewandert. 1779 begründete er die bekannte, noch heute blühende Weinhandlung unter den Linden 30. Er starb am 9. Juli 1826.

18) Die Berliner Nationalgarde war 1806 von den Franzosen organisiert worden, um in der Stadt die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten.

19) Am 20. Oktober 1415 hatten auf dem hohen Hause zu Berlin die Stände der Mark dem ersten hohenzollernschen Kurfürsten als ihrem erblichen Landesherrn gehuldigt. Das Fest am 22. Oktober 1815 bot den Schaulustigen viel. Am Vormittag war unter den Linden und im Lustgarten grosse Parade und darauf Festgottesdienst im Dom. Am Nachmittag fand das Volksfest auf dem Exerzierplatze im Thiergarten (den jetzigen Königsplatze) statt, an dem an 60 000 Menschen theilgenommen haben sollen. Es gab Wettlaufen, Stangenklettern, Hahnenschlagen um Preise (Halstücher, seidene Westen, Chemisetts, Pfeifen, Brieftaschen, selbst silberne Löffel und Uhren), Luftballons stiegen auf in allen möglichen Formen; Musik, Tanz und nach eingebrochener Dunkelheit Feuerwerk fehlten nicht. Trotz der ungeheuren Menschenmenge, die da versammelt war, passierte kein Unglücksfall; alles verlief in vollkommenster Ruhe und Ordnung. (Streckfuss, Berlin 19. Jahrh. II. 225.)

20) Durch diesen Brand wurde das alte von Langhans erbaute und am 1. Januar 1802 eröffnete Nationaltheater vernichtet. Auf seinen Grundmauern erhebt sich der jetzige Bau Schinkels. Darstellungen des Brandes geben Streckfuss II. 598 ff. und R. Genée, Hundert Jahre des Königlichen Schauspiels.

21) Die Pochhammersche Badeanstalt, das Mariannenbad genannt, befand sich Neue Friedrichstrasse 18 und 19. (Dosse, Berlin oder Nachweisung sämmtlicher Strassen etc. p. 77.) 1802 bestand in Berlin nur ein öffentliches Badehaus, vom Geh. Ob.-Med.-Rath Welper an der langen Brücke auf einem Schiffe erbaut; warme und kalte, auch medizinische Bäder wurden dort verabfolgt. 1830 gab es innerhalb und ausserhalb der Stadt einige zwanzig Badeanstalten. (Berlin wie es ist p. 99.)

22) Am 19. September 1818 hatte die Grundsteinlegung zu dem Nationaldenkmale auf dem Kreuzberge stattgefunden; die Enthüllung erfolgte am 30. März 1821, dem Jahrestage der ersten Einnahme von Paris. Heim, dessen Vorliebe für Thürme seinen Unwillen darüber erklärlich erscheinen lässt, dass das Denkmal nicht bestiegen werden kann, meint mit der Säule, wie die zu London ist, wahrscheinlich das Monument, das zur Erinnerung an den furchtbaren Brand Londons 1666 dicht bei London Bridge errichtet ist, und von dem aus man einen grossartigen Blick über die City und die Themse hat. Eine Aussicht von 12 Meilen im Durchmesser vom Kreuzberge ist aber trotz der höchsten Säule doch etwas zu viel verlangt. Auf der Peripherie dieses Kreises würden wir die Städte Werder, Trebbin, Zossen, Fürsten-

walde, Strausberg, Biesenthal, Oranienburg, Nauen finden. Heim haben offenbar bei der Erinnerung an London englische Meilen vorgeschwebt.

23) 1823 erbauten Dr. Struve und der Apotheker Soltmann ihre Fabrik künstlicher Mineralwasser in der heutigen Hollmannstrasse. „Man findet hier die künstlichen Karlsbader-, Eger-, Emser-, Marienbader-, Selter- und andere Wasser in der möglichsten Vollkommenheit. Ein grosser schöner Garten und bei ungünstigem Wetter ein bedeckter 250 Fuss langer Gang dient den Trinkenden zur Bewegung.“ (Rumpf II. 175.) Leider ist der schöne Garten jetzt der Bauspekulation zum Opfer gefallen.

24) Die Kronprinzessin.

25) 1823 wurde die alte Hundebrücke durch die neue Schlossbrücke von Schinkel ersetzt. Die neue Brücke, über welche der feierliche Zug gegangen war, um sie einzuweihen, war am Abend gesperrt worden, so dass die schaulustigen Volksmassen die alte Nothbrücke passieren mussten. Das Gedränge war dadurch entstanden, dass alles nach dem Lustgarten wollte, wo die Studenten, die der Prinzessin einen Fackelzug gebracht hatten, die Fackeln zusammenwarfen. 26 oder 28 Personen waren theils zertreten, theils ins Wasser gestürzt und ertrunken. Die Berliner Zeitungen meldeten über das Unglück kein Wort. (cf. die Erzählung Ludwig Rellstabs bei Streckfuss I. 443 ff.)

26) Hoftraiteur Jagor, Unter den Linden 23.

27) Die preussische Städteordnung ist am 19. November 1808 erlassen.

28) Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, die Enkelin Karl Augusts, nachmalige Kaiserin Augusta.

29) Nach der Vollendung des Nationaldenkmals wurde der neugetaufte Kreuzberg ein beliebtes Ziel der Spaziergänger und der Fremden. Diesem Umstande verdankte Tivoli seine Entstehung. In zwei Jahren schufen die unternehmenden Gebrüder Gericke dort Baumpflanzungen, Landhäuser entstanden, und der eigentliche Vergnügungsort Tivoli wurde der Sammelplatz der Berliner. Hören wir den schon zitierten Bornemann: „Es ist die feinere Welt, die sich vor unseren Blicken hier versammelt hat und an den mannigfaltigen Vergnügungen sich ergötzt oder daran theilnimmt. Hier kreiset frohsinnige Jugend mit hastenden Schritten in den Irrgängen eines Circus . . . dort ladet der Schnellbaum, dort die Schaukel, dort das Drillseil zu lustigen Schwingungen ein; vor allem aber die Rollbahn, die auf und abschleudert und schneller ist der Ringlauf durchflogen, ehe noch der Furchtsame sich besinnen kann, sich fürchten zu wollen. Uniformierte und nett gekleidete Dienerschaft bewirthet mit geschäftiger Hand die begehrenden Gäste. . . Wir treten ein, waltet etwa noch winterliche Zeit, bewillkommnet von hundert Stimmen gesangreicher Vögel, versteckt zwischen den Blüthenzweigen erlesener Orangen; Ströme von Balsamdüften wehen uns entgegen . . . noch höher steigert sich das Feenartige, indem die immensen Speise- und Ballsäle sich uns öffnen. . . . Recht in der Mitte umschliessen diese Salons das Küchen- und Bestellungslokal, ausgeschmückt mit Zartheit und Eleganz sonder gleichen.“ (Streckfuss II. 492.) Weniger begeistert schreibt der Verfasser von „Berlin wie es ist“ 1831: „. . . es ist nöthig, dass die Berliner für

dies Unternehmen thätig mitwirken, und sich dadurch in dem Tivoli einen Nationalvergnügungsort verschaffen. . . . Solch gemeinsames Streben kann aber nur aus Nationalität hervorgehen, und diese würde selbst Diogenes in Berlin nicht finden." (p. 302.)

30) Es handelt sich um die berüchtigte Schneiderrevolution. Es ist bezeichnend, dass erst am 24. September, nachdem schon am 16. der Lärm begonnen hatte, die Spenersche Zeitung einen offiziösen Artikel zu bringen wagte, der den Ursprung des Aufruhrs so darstellt: „Am 15. September hatte man einen Schneidergesellen verhaftet, der unter seinen Zunftgenossen Neuerungen predigend, von diesen selbst der Behörde war angegeben worden. Dies mochte wohl einen Polizeibeamten dazu geführt haben, am folgenden Tage einige andere Gesellen als arbeitslose Herumtreiber zu verhaften, die es nicht waren." (Dies Verfahren wird gemissbilligt, Selbsthilfe aber den Gesellen nicht zugestanden, da es Sache der Behörde sei, ein solches Verfahren zu bestrafen.) „Dessenungeachtet erfolgte am Abend des 16. September in der zehnten Stunde ein Zusammenlauf von Gesellen auf dem Köllnischen Markt, welche mit Geschrei die Loslassung der Verhafteten verlangten. Diese Unordnung veranlasste das Herzuströmen der Neugierigen in nicht geringer Menge, wodurch der ganze Schlossplatz gefüllt wurde. Schnell erschienen die Behörden . . . . Ihre einfache Ermahnung genügte, die Neugierigen zu zerstreuen. . . . . Am 17. Abends zwischen 7 und 8 Uhr lockte die Neugier eine Menge Müssiggänger auf den Köllnischen Markt und den Schlossplatz. Ohne ihr Erscheinen würden es keine Ruhestörer gewagt haben, sich heute zu zeigen, doch in der Menge versteckt, erlaubten sie sich unziemliches Geschrei, und insultierten durch mehrfache Steinwürfe die Polizei und die Gendarmerie, die . . . . die ganze Masse zerstreuen musste. Nur die Widersetzlichen zogen sich gefängliche Haft oder Verwundung zu, durch flache Säbelhiebe, von denen in der Dunkelheit und im Gewühl manche scharf gefallen sein können." Dass dieser Bericht sehr rosig gefärbt ist, zeigen die Notizen Heims und auch verschiedene andere Berichte, die sich namentlich über das brutale Vorgehen der Polizei und Soldaten entrüsten. Vergl. Streckfuss II. p. 358.

31) Den Ursprung des Prinz Albrechtschen Palais in der Wilhelmstrasse bildet das Palais, welches der Baron von Vernezobre 1737 bis 39 erbaute, und dessen Baugeschichte der Birch-Pfeiffer den Stoff zu ihrem Lustspiele: „Wie man Häuser baut" lieferte. Während seiner mannigfachen Schicksale — es wurde verkauft, Friedrich der Grosse logierte 1763 den Türkischen Gesandten Achmed Effendi dort ein, der wahrhaft türkisch gewirthschaftet hat, 1772 kaufte es Prinzessin Amalie, die Schwester des Königs, schliesslich arbeiteten Lithographen darin, der Kammermusikus Tausch bildete Hoboisten aus, 1812 wurde das Luisenstift hinein verlegt, ein Gemäldereparatur-Atelier wurde aufgeschlagen — verfiel es immer mehr, bis 1830 Prinz Albrecht es übernahm und Schinkel ihm in den folgenden Jahren seine jetzige Gestalt gab. 1833 wurde es von seinem neuen Besitzer bezogen. L. Schneider (Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Heft III) fasst die abwechselungsreiche Benutzung dieses Hauses in folgender drastischen

Weise zusammen: Musikkonservatorium und Armenspeisungsanstalt, Gemäldegalerie und Wohlthätigkeitsstiftung, Baumwollendepot und öffentliche Drehrolle, französische Feldpost, fürstliche und Pensionärwohnung, Vaccinationslokal und türkischer Harem!

32) Das als allgemeines Volksfest sehr beliebt gewesene Sommerfest der Tuchmacher, das in der Zeit zwischen den Befreiungskriegen und 1848 in hoher Blüthe stand.

Register.

ARCHIV

DER

„BRANDENBURGIA“

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstande.

8. Band.

Berlin 1901.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

Aus der märkischen Heimat.

Natur- und Landschaftsbilder in Gedichten

gesammelt

von

Dr. L. H. Fischer.

Den Genossen seiner Wanderfahrten

der Herausgeber.

Vorrede.

Die eigenartigen Reize der märkischen Landschaft haben von Jahr zu Jahr in Folge der Herstellung und Vermehrung billiger Verkehrsmittel und durch die Verbreitung des Radfahrens einen immer gröfseren Kreis von Bewunderern gefunden. Wer dieser Bewunderung wohl dichterischen Ausdruck verliehen habe, das war die Frage, welche den Herausgeber zur Zusammenstellung der nachfolgenden Sammlung veranlafste, einer Arbeit, die zur eigenen Belehrung und Erbauung unternommen wurde und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Wenn diesem Vorsatz ungetreu, der Herausgeber schliefslich doch die Veröffentlichung unternimmt, so thut er es in der Hoffnung, dafs das Buch in den Kreisen der Naturfreunde und Litteraturfreunde, für die allein es in Betracht kommt, hier und da Anregung bieten und Freude bereiten wird: vielleicht dafs dem Naturfreund beim Durchblättern des Buches die Erinnerung an genufsreiche Stunden auf der Wanderung durch die märkische Landschaft neu sich belebt oder die getreue Schilderung scharf beobachteter Naturvorgänge Freude bereitet, vielleicht dafs dem Litteraturfreund diese Übersicht über die märkische Landschaftsdichtung einiges Interesse abzugewinnen vermag.

Schon allein die Rücksicht auf den Umfang verbot auch nur das Streben nach Vollständigkeit bei der Auswahl der geeigneten Gedichte; ja es ist nicht ausgeschlossen, dafs trotz aller aufgewandten Mühe einzelne über den engen Kreis der von ihnen besungenen Heimat hinaus nicht bekannt gewordene Dichter nicht ermittelt sind. Streng genommen gehören die Gedichte der Vorgänger unseres Schmidt von Werneuchen nicht in diese Sammlung, denn sie enthalten keine Naturschilderungen, sondern Empfindungen und Betrachtungen, die eine bestimmte Örtlichkeit der Mark in dem Dichter hervorruft, aber keineswegs durch die Eigenart des Ortes bedingt sind. Als die ersten Versuche landschaftlicher Dichtung in der Mark sind sie aber litterarhistorisch und kulturhistorisch interessant, und dies mag

ihre Aufnahme entschuldigen. Dafs die Gedichte des vielgeschmähten und erst in den letzten Jahrzehnten besser gewürdigten Werneuchener Predigers den breitesten Raum in der Sammlung einnehmen, bedarf keiner Rechtfertigung. Ist er doch der eigenartigste und bisher nicht übertroffene Poet der märkischen Landschaft. Zwar hat Ludwig Geiger in seinen Berliner Neudrucken auch eine Auswahl der Gedichte von F. W. A. Schmidt (Musen und Grazien in der Mark. Berlin 1889) herausgegeben. Diese Sammlung will aber ein Bild der gesamten dichterischen Persönlichkeit, nicht blofs des märkischen Landschaftsdichters geben und ist deshalb für unsere Zwecke zu wenig ausführlich. Dafs unter den lebenden Dichtern dem bekannten Botaniker Carl Bolle ein verhältnismäfsig grofser Raum überlassen ist, werden seine Freunde mit um so gröfserem Dank begrüfsen, als es durch die Güte des Dichters mir vergönnt ist, eine ganze Anzahl bisher nicht veröffentlichter Gedichte zum Abdruck zu bringen.

Die Orthographie der Originale ist beibehalten, im wesentlichen auch die Zeichensetzung. Die von den Dichtern herrührenden erklärenden Anmerkungen sind in Anführungsstriche gesetzt.

Herzlichen Dank schulde ich und sage ich auch an dieser Stelle dem Vorsteher der Göritz-Lübeck-Stiftung, Herrn Otto Göritz, dem liebenswürdigen und selbstlosen Helfer bei wissenschaftlichen Bestrebungen. Ebenso bin ich Herrn Geh. Regierungsrat Stadtrat Ernst Friedel für mancherlei Anregung und Unterstützung zu reichem Danke verpflichtet.

Dr. L. H. Fischer.

Inhalt.

Friedrich Ernst Wilmsen.

Geb. 29. Januar 1736 zu Halle, Prediger der deutsch-reformierten Gemeinde in Magdeburg, 1777 Prediger an der Parochialkirche in Berlin, starb um 1800.

1. Der Weidendamm.

Die Muse flieht zu dir, einsamer Cranz von Weiden!
Wo ihr dein West in kühle Schatten winkt.
Ihr Bäume! die ringsum der Spree Gestade kleiden,
Wo oft mein Herz die Ruh in Ströhmen trinkt.

Seid ihr mein Lied! — Fern vom geschäftigen Getümmel
Wohnt die Natur, die das Einsame liebt
In euch, und rund umher wölbt sich ein heitrer Himmel,
Von keinem Rauch der stolzen Stadt getrübt.

Auf euren Wipfeln spielt mit ihren letzten Strahlen
Die Abendsonn', eh' sie ins Meer sich senkt:
Noch will sie dich, o Spree! mit flüſs'gem Golde mahlen,
Eh' sie der neuen Welt ihr Antlitz schenkt.

Ein grüner Rasen, den Gesträuche wild umpfangen,
Beut zum kunstlosen Ruhesitz sich dar:
Wo haaricht über ihm der Weiden Blüthen hangen:
In ihnen jauchzt der Vögel muntre Schaar.

An seinem Rücken schwillt auf grünenden Terrassen
Ein Garten sanft zum schönsten Tempe an:
Hier schwizt Vertumnus, ihn in Lauben einzufassen,
Und Bacchus pflanzet Traubenhügel dran.

Er ziert dein stilles Haus, worin die Weisheit wohnet,
O Sulzer*)! den sie ihren Liebling nennt
Und ihm mit Freuden der Natur sein Forschen lohnet,
Die nur ihr Schüler schäzt und kennt.

---

*) Der bekannte Philosoph und Ästhetiker (1720—1779).



Hier fliefsen ruhig dir die Tage deines Lebens
Dem Dienst der ernsten Göttin heilig hin:
Wie Ströhme, schwer von Gold: denn keiner fliefst vergebens,
Und jeder bringt die Wahrheit zum Gewinn.

So sei sie stets vor dich mit ihren besten Schäzzen
Freigebig, und bei Enkeln einst dein Ruhm!
Noch lange dein Geschäft, die Schöpfung dein Ergözzen
Und dieser Garten dir Elysium!

(Die Spaziergänge von Berlin. Si quid vacui sub umbra lusimus. 1761, ohne Ort und Namen des Verfassers. 4 Bll. in 4°. Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung.)

---

2. Die Castanien-Baeume.*)

Euch, Zierden von Berlin! und seines Volks Vergnügen,
Die ihr in seiner Mitte blüht!
Lieblingen gleich, die sanft im Schoos der Mutter liegen,
Euch, Bäume! feyrt mein dankbar Lied.

Freundschaftlich nehmt ihr mich in eure stillen Schatten,
Wo mich ein kühler West erfreut.
Und krönet jeden Tag, eh' Ruh' und Schlaf sich gatten,
Mit Freuden der Geselligkeit.

Ich seh des Flusses Gott, wie still mit Wohlgefallen
Sein träufelnd Haupt empor er hält:
Und schaut sie lächelnd Hand in Hand vorüber wallen,
Die junge und die schöne Welt.

Von seinen Ufern eilt ein Heer schalkhafter Weste,
Zu schwärmen um die frohe Schaar.
Muthwillig scherzen sie, die stets willkommen Gäste,
Um blüh'nde Wangen, Brust und Haar.

Sie rollt indessen fort, nimmt still in kurzen Wellen
Durch Königstädte ihren Lauf,
Die majestätsche Spree! und ihre Ströhme schwellen,
So wie sie forteilt, stärker auf.

An ihren Ufern prangt der Bau, den einst Bellonen
Ihr königlicher Freund zum Tempel gab.**)
Mit trozigem Gesicht schaut hier von ihren Thronen
Des Schreckens Göttin hoch herab.

Zehn Thore öffnen sich. — Aus ihrem Heiligthume
Versorgt mit Waffen sie den Held:
Ihr donnerndes Geschofs trägt schnell zu Friedrichs Ruhme
Des Krieges Schrecken durch die Welt.

---

*) Das Kastanienwäldchen.
**) Das von Friedrich I. erbaute Zeughaus.

O möchten wir doch bald von deiner Hand, Irene,
Die Thore fest verschlossen sehn!
Und friedlich dann mit uns, Bellona! deine Söhne
In dieser Bäume Schatten gehn.

(Die Spaziergänge von Berlin. Vgl. oben Nr. 1.)

---

3. Der Thier-Garten.*)

Empfange mich, heiliger Hain! den neben die Tempel Minervens
Silvan dir, Friedrich! zur Ehre gepflanzt!
Empfangt mich, ihr Lauben, wo oft am Morgen in grünender Wölbung
Mein Herz die Freuden des Frühlings gefühlt!
Hier bin ich! — In langer Allee an Wänden frischduftender Tangern
Eil' ich zum Bette des Flufsgotts hinab!
Vom Abhang herunter sieht schon mein Blick dem Schauplaz entgegen,
Der Pracht und Anmuth und Hoheit vereint.
Da will ich am stillen Gestade die Sorgen des Tages vertränken.
Auf! Seele! sei heiter und sanft wie der Bach!
Wie hier in silberner Fluth die Abendsonne sich spiegelt,
So strahlte der Ruhe Bildnifs in dir!
Hier athme Erfrischung mein Geist! nach den Geschäften des Morgens
Und nach der Hitze des schwülen Mittags;
Hier wo der Abendwind kühl durch die Gebüsche daher schlüpft
Und scherzende Weste am Wasser hinfliehn.
Ein heitrer Himmel, den nicht das kleinste Wölk'gen verdunkelt,
Erscheint auf der zitternden Fläche des Bachs:
Der Gottheit Ebenbild stellt sich so in der Seele voll Unschuld
Und in dem Herzen des Redlichen dar.
Nun führen mich grünende Gänge zum stillen Tempel Pomonens
Und laden zum einsamen Lustgang mich ein:
Wo nichts im Denken mich stöhrt, als etwann ein fliehendes Rehe,
Das schnell sich im dichten Gesträuche verliehrt.
Der Nachtigall zärtliches Lied tönt aus dem dichtern Gesträuche
Und lockt den Gatten durch schmachtenden Laut:
Wetteifernd schallet ihr dort der Gesang der Gespielinn entgegen,
Und reizt ihren edlen, willkommenen Stolz.
Ein schlangenförmiger Gang von jungen frischgrünenden Fichten
Verliehrt sich in feierlich düstrer Allee.
So leiten den Sterblichen stets durch Krümmung die Pfade des Lebens
O Todt! allgemach in dein dunkeles Thal.
Fern in der Tiefe des Hains und eingebusemt in Sträucher

*) Den Tiergarten hatte vor Wilmsen schon Wippel besungen: Der Ursprung des Berlinischen Labyrinths. Berlin 1747. 4 Bll. in 4°. (Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung.) Mythologische Spielerei, keine Landschaftsschilderung. Über den Tiergarten zur Zeit Friedrichs des Grossen vgl. Der Tiergarten bei Berlin, seine Entstehung und seine Schicksale. Berlin 1840. S. 43 ff. und Ferd. Meyer, Der Berliner Tiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Berlin 1892. S. 37 ff.

Erhebt sich und winkt mir ein einsames Haus:
In blühender Einsiedelei schuf es einst sich ein Liebling der Musen
Und zählte hier Tage dem Herzen gelebt.
Ein Freund der schönen Natur genofs er die ruhigen Freuden,
Die sie mit freigebigen Händen uns reicht:
Und pflanzte Gärten, die ihm Pomona, Ceres und Comus
Mit ihren Schäzzen verschwendrisch gefüllt.
In ihnen sammelt sich nun in jedem blumigten Frühling
Zu Festen der Freude die Jugend Berlins:
Und feyert bei Liedern und Wein, und Saitenspielen und Tänzen
Sein Angedenken in fröhlichen Reihn.
Doch welche Aussicht zieht dort mit unwiderstehlichem Reize
Das weit umherschweifende Auge zu sich!
Dort, wo die heitere Spree in stiller Grösse dahin rollt
Und auf ihrem Rücken Reichthümer uns trägt.
Da eilt der begierige Blick ungemessen und nimmer gesättigt
Ins Ferne der ländlichen Scene dahin:
Erblickt hier Heerden und Triften, dort Häuser, versteckt ins Gebüsche,
Und Felder, auf denen der Segen schon blüht.
Die Aussicht eröfnet das Herz und füllt es mit süfser Empfindung
Des lebhaften Dankes zum Herrn der Natur:
Dann kehrt der irrende Flufs zurück zu einsameren Lauben,
Wo ganz die Seele in Ruhe versinkt.
Euch, stille Lauben! hat oft ein Freund der harmonischen Musen
Mit seinem göttlichen Flaccus besucht,
Und hier nach Jahrhunderten noch der lyrischen Töne Begeistrung,
Die Rom und Mäcenen entzückte, gefühlt.
Auch oft ein liebendes Paar, von Tugend und Unschuld geleitet,
Euch reiner Zärtlichkeit Freuden geweiht,
Und hier mit umschlungenem Arm die wahre Wollust getrunken,
Die nur die Seele fühlet und schäzt.
Seid, einsame Lauben, seid stets nur den sanfteren Freuden geheiligt
Und Schaupläze reiner unschuldiger Lust,
Euch müsse der Thoren Schwarm nie, noch der Sclave schändlicher Lüste
Durch pöbelhaft niedrigen Auftritt entweihn.
Und wenn ja sein frevelnder Fuss sich eurem Heiligthum nahet,
Dann foltr' ihn im Herzen der Anblick der Ruh,
Mit der die unschuld'ge Natur vor seinem strafbaren Antliz
In milder Schöne und Heiterkeit prangt.
Wenn aber mit frohem Gesicht und auf dem Antliz die Seele
Zu euch ein Edler, ein Menschenfreund kommt,
Dann giefst in sein fühlendes Herz Zufriedenheit, Seligkeit, Ruhe
Und Freude in vollen Ströhmen herab.
Den Jüngling besonders, der euch ein Herze voll neuer Empfindung,
Ein weiches Herze noch bildsam euch bringt.
O dem seid günstig, und weckt durch mächtigen himmlischen Einflufs
Die Keime der Unschuld und Tugend in ihm!

Durch euren besseren Reiz bewahret vorm lokkenden Laster
Die junge Seele, die beugsam noch wankt;
Dann segnet sein Herz euch noch einst an der Seite der zärtlichen Gattinn
Und fühlt euren Einfluſs gedoppelt mit ihr.
Flieht denn auch ein Dichter etwa in eure geheiligten Schatten
Zu spähn euren mannigfaltigen Reiz:
O dann enthülle du Hain, vor ihm, dem Seher der Schöpfung,
Ganz deine unerschöpfliche Pracht!

(Vermischte Gedichte. Berlin bei Arnold Wever. O. J. 104 S. S. 18–25.)

Ph. E. Raufseysen.

Geb. 1743 in Danzig, studierte in Jena, hielt als Magister Vorlesungen in Greifswald, wurde im Kriege Soldat und Sekretär beim General Kleist, gest. 21. Dezember 1775.

Ode an die Stadt Berlin.

Der Töchter Thüſskons mächtige Königinn!
Berlin! du groſsen donnerbewehrten Thors
und der süsslächelnd holden Frya
heiliger Tempel! sey mir gegrüſst!

Weit glänzt dein Scepter über die Auen hin —
einst Sand und Wüste; izt ein Arkadien! —
Aus hoher Hayne Labyrinthen
winkt ein Arkadien mir entgegen.

Aus ihrem jungen Schilfe erhebt der Spree
Najade ihr mit Lotus bekränztes Haupt,
und staunt sich an, der Thems und Seine
Nimphen durch sich beschämt zu sehen.

Mit Ehrfurcht tret ich in deinen Portikus,
wo mir dein Schimmer dämmernd entgegen wallt,
ich seh in dir Athen und Sparta — —
durch der Corinthier Pracht verschönert.

Hier herrschet Friedrich! Er seines Volks Odin!
hier streuet seine segnende Hand die Saat,
die einst ein künftiges Jahrhundert
Glücklich, und dankbar ihn segnend, erntet.

(Raufseysens Gedichte nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von G. Danowius. Berlin 1782. S. 209 ff.)

Caroline Luise von Klenke.

Tochter der Karschin, am 21. Juni 1754 in Fraustadt (Provinz Posen) geboren, wie ihre Mutter zweimal in den Fesseln einer unglücklichen Ehe, lebte nach der Trennung von ihrem zweiten Mann still und zurückgezogen im Hause ihrer Mutter in Berlin. Gest. 21. September 1802 in Berlin.

An das Belle Vue des Prinzen Ferdinand K. H. (1788).

Ihr jugendlichen Bäume!
O wachset bald empor!
Und hüllet goldne Träume
In euren Schattenflohr,
Der Zukunft holde Scenen
Laſst schweben um euch her,
Entlocket Wonnethränen
Der Brust, die Freudenleer,
Ihr ewig stilles Leiden
Nur eurem Schutz vertraut.

Gebt reinre, höh're Freuden
Dem Bräutigam, der Braut,
Die sich hier zärtlich sagen:
„Ich lebe nur für Dich!"
Und unter Lebens Plagen
Lab' hier das Alter sich.
Denn daſs in süſser Fülle
Ein jedes Herz hier tanzt,
Das ist der Fürstin Wille,
Die Euch hieher gepflanzt.

(Gedichte. Berlin 1788. S. 336.)

Carl Philipp Moritz.

Geb. am 15. September 1757 zu Hameln, wurde Hutmacherlehrling in Braunschweig, besuchte das Gymnasium in Hannover, studierte in Erfurt, war vorübergehend Schauspieler, wurde Lehrer an Basedows Philantropin in Dessau, in Potsdam, am Grauen Kloster in Berlin und nach einer Reise durch England Professor am Cöllnischen Gymnasium in Berlin; bereiste Italien, lernte in Rom Goethe kennen, wurde Professor der Altertumskunde in Berlin und Mitglied der Akademie. Gest. 26. Juni 1793.

Sonnenaufgang über Berlin.

Auff dem Tempelhoffschen Berge; am 10. August 1780.

Die Sonne, die den goldumsäumten Fächer
Des Morgenroths entfaltet hat,
Vergüldet nun mit ihrem Strahl die Dächer,
Und grüſst, mit Lächeln, unsre Königsstadt.

Aus grauer Dämmrung wälzen hohe Erker,
Besonnte Gipfel sich hervor,
Des blaugewölbten Tages Glanz wird stärker
Und majestätisch steigt Berlin empor.

Mit seiner Häuser und Palläste Menge
Hat es die ganze Flur bedeckt:
Dort dehnt es sich in ungeheurer Länge
Und hat die weiten Arme ausgestreckt:

Von da, wo seiner Dächer helles Schimmern
Sich in des Waldes Grün verliert,
Bis an die Wiesen, deren sanftes Flimmern,
Im Sonnenglanz, die Morgenseite ziert.

Schon seh' ich hier Palläste an Pallästen,
Die ihre stolzen Häupter blähn,
Und, wie an einer geraden Schnur, in festen,
Geschloſsnen Reihn, gleich unsern Kriegern, stehn.

Wie eine Stadt, erhebt in ihrer Mitte,
Der Königssitz sein Haupt, und ragt
Hoch über Sie, wie über eine Hütte
Das kleinste unsrer Felsenhäuser ragt.

Rund, um die hohe Königsburg zu schmücken,
Im Kreis', erheben überall
Palläst' und Tempel sich vor meinen Blicken,
Und wie ein Fels das mächt'ge Arsenal.

Wie in dem Ofen goldne Feuergluthen,
Wie Tröpfchen, die der Morgen thaut,
So glänzt der ganze Strom, in dessen Fluthen
Der Städte Königinn ihr Antlitz schaut.

Nun strömt das Licht herab wie Flammenbäche,
Und alle Gipfel sind besonnt,
Unübersehbar ist die weite Fläche
Der Stadt, und reicht bis an den Horizont.

Und Thürme dämmern noch in weiter Ferne,
Und sind beinah dem Aug' entrückt,
Das dennoch, voll von süſser Sehnsucht, gerne
In diesen Dämmerschein hinüber blickt.

Wer mit der Morgenröth' erwacht, den lohnet
Sie mit der Fülle jeder Lust,
Und Heiterkeit und süſser Friede wohnet
Dann einen ganzen Tag in seiner Brust.

Du aber, träger Schlummrer, o erröthe
Vor ihrem holden Angesicht,
Das dich so freundlichlächelnd weckt, und tödte
Die besten Stunden deines Lebens nicht!

(Sechs deutsche Gedichte, dem Könige von Preussen gewidmet. Zweite Auflage. Berlin 1781. S. 11 u. 12.)

Carl Philipp Conz.

Geb. am 28. Oktober 1762 in Lorch; Schillers Jugendgespiele; studierte in Tübingen Theologie und war in der Folgezeit an mehreren Stellen als Prediger, seit 1804 in Tübingen als Professor der klassischen Litteratur und seit 1812 als Professor der Eloquenz ebendort thätig. Gest. 20. Juni 1827.

Im Thiergarten zu Berlin.

September 1792.

Entflohen dem Gewühle
Der stolzen Königsstadt,
Müd' ihrer bunten Spiele
Und ihres Lärmens satt,

Eil' ich zu deinem Frieden,
Du königlicher Hain!
Nimm segnend du den Müden
In deine Schatten ein!

Wo, freundlicher umschlungen
Von der gewölbten Nacht,
In deinen Dämmerungen
Mir Ruhe wieder lacht;

Hier kann mein Geist sich finden;
Hier kann ich wieder rein
Mein Innerstes empfinden,
Und mit mir selber seyn:

Der Sonne Strahlen spielen,
Gemildert durch das Grün,
Und heben zu Gefühlen
Der stillen Unschuld hin:

Wo die Terasse winket,
Wo milde Schönheit thront,
Lustwandl' ich jetzt; es sinket
Die Sonn' am Horizont;

In herbstlich mildem Glanze
Bricht, wie durch rothen Flor,
Die Landschaft dort, im Tanze
Der Weste, schön hervor;

Fern trägt ihr lindes Wehen
Des Segens Düfte fort;
Der Mühle Flügel drehen
Am Hügel stiller dort.

Die Auen, schweigend, liegen,
Getuscht mit Rosenglut;
Die bunten Scenen wiegen
Sich schöner in der Flut!

Es sonnt sich im Gesträuche
Die graue Schwanenbrut;
Dort plätschert sie am Teiche,
Und rudert auf der Flut:

Wie freudig seh' ich immer
Der stolzen Taucher Ruh'
Und in der See dem Schimmer
Der Doppelhälse zu!

Wie reiner doch und milder,
Denn Kunst und eitle Pracht,
Natur sind deine Bilder,
In ihrer Zaubermacht!

Was auch der Städter Spiele
Durchlärmen diese Flur,
Ich höre nichts, ich fühle
Nur dich allein, Natur!

(Gedichte. Zürich, bey Orell, Füssli und Compagnie. 1806. 4°. S. 193—195.)

Friedrich Wilhelm August Schmidt.

(Schmidt von Werneuchen.)

Geb. am 23. März 1764 zu Fahrland bei Potsdam, studierte in Halle Theologie und schloſs sich hier besonders an Christian Heinrich Schultze an, der später Pfarrer in Döberitz, einem unweit Fahrland gelegenen Dörfchen, wurde. (Vgl. Nr. 6 der folgenden Gedichte.) Verhältnismäſsig jung wurde er Prediger am Invalidenhause zu Berlin und vertauschte dieses Amt am 1. Oktober 1795 mit der Stelle eines Predigers zu Werneuchen bei Bernau, in der er bis zu seinem am 26. April 1838 erfolgten Tode verblieb. Die in seinen Gedichten vielfach erwähnte Henriette ist seine erste Gattin, Johanna Henriette Friederike geborene Brendel, mit der er sich schon in Berlin verheiratet hatte und die bereits am 1. November 1809 starb. Goethes bekanntes Spottlied „Musen und Grazien in der Mark" stempelte unsern Dichter als den Vertreter des Platten und Allzunatürlichen in der deutschen Dichtung und vernichtete auf Jahre hinaus sein litterarisches Ansehen. Später trat Jakob Grimm ganz entschieden für ihn ein und nannte ihn „einen wirklichen Dichter und einen begabten". In der neueren Zeit haben Theodor Fontane, Johannes Trojan und Ludwig Geiger dem Vielgeschmähten eine gerechte Würdigung zuteil werden lassen. Vgl. Ludwig Geiger, Musen und Grazien in der Mark (Berliner Neudrucke Bd. 3), Berlin 1889.

1. Natur.

Wann ein Fink im stillen Holze schlägt
Zum Gesumm der Wespen und der Fliegen,
Wann der Wind die Birken sanft bewegt,
Knarrend sich die jungen Tannen wiegen,
Und die Erdbeern an des Hohlwegs Seiten
Liebliches Gedüft verbreiten.

Oder, wann vom Abendhauch gekühlt
Sich die Elsensträuch*) im Wasser mahlen,
Weiſsen Schaum der See an's Ufer spühlt,
Schneckenhäuschen, Kies und Muschelschalen,
Und der Rohrspatz, vom Geschilf umblättert,
Fröhlich durch die Wiese schmettert.

O dann kann ich oft im wüsten Bruch**)
Oft im wilden Wald mich selbst vergessen,
Meine Raupenjagd, mein Taschenbuch,
Stadt und Haus, und Zeit und Abendessen,
Kann oft stundenlang im Walde stehen,
Stundenlang auf's Wasser sehen.

Wohl mir o Natur, dass ich mich dein,
Mehr, als über Ball und Maske, freue,
Dich zu sehn, vor heiſsem Sonnenschein,
Und vor Wind und Regen nie mich scheue!
Könnt' ich bald auf deinen stillsten Auen
Mir mein einsam Hüttchen bauen!

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 5 u 6.)

***) „Eller Betula alnus. Lin." **) „Sumpfige Wiese, Torfmoor".**

2. An das Dorf Fahrland.

Du, dem die süfsesten Freuden der frühen Jugend ich danke,
Das mein romantisch Gefühl in seinen traulichen Winkeln
Früh mir geweckt, o Dorf! wie gern mag ich deiner gedenken!
Ha! ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern verlassen,
Kenne das hangende Pfarrhaus noch mit verwittertem Rohrdach,
Wo die treuste der Mütter die erste Nahrung mir schenkte,
Kenne die Balken des Giebels, wo längst der Regen den Kalk schon
Losgewaschen, die Thür mit grofsen Nägeln beschlagen,
Kenne das Gärtchen vorn mit dem spitzen Stacket, und die Laube
Schräg mit Latten benagelt, und rings vom Samen der dicken
Ulme des Nachbars umstreut, den gierig die Hühner sich pickten.
Nimmer, nimmer vergefs' ich der herrlichen Schaukel von Stricken,
Die an den Nussbaum selbst ich geknüpft, der Pfütze des Hofes,
Wo nach dem Regen die Enten sich wuschen, wo öfter ich muthig
Neckte die zischende Gans, die die wolligen Kleinen in Schutz nahm,
Jenes Winkels im Hof, wo der Iltis hinter dem Holzstofs
Schlau sich versteckte, wo forschend hinter modernden Brettern
Hühnereier oft fand, die jauchzend der Mutter ich brachte;
In der Mitte des Hofs der Futterraufe, die müfsig
Oft ich herumgedreht, der Scheune durchlöcherter Lehmwand,
Von den Bäumen des Gartens beschattet, wo einsam die Elster
Haust', und auf kleinen Rabatten, mit hohem beschnittenen Buxbaum
Eingefasst und Salbei, die schönen Johannisbeerbüsche,
Nicht viel grösser als ich mit rothen Trotteln mich lockten.
Möchte die Zeit mit geschäftiger Hand doch Alles zerstören,
Wenn, o Dörfchen! nur Du die Gestalt, die ich kenne, bewahrtest!
Wenn ich, von keinem gekannt, in deine Stille mich schleiche,
Find' ich des Kirchhofs Mauer, von Wind und Wetter zerbröckelt,
Noch? die geflochtenen Zäune, mit lilablühenden Disteln
Und Kamillen am Boden umkränzt, das knarrende Heck*) noch,
Und die Schmiede dabei mit dem Abends funkelnden Schornstein?
Noch im Walde von Sakrow die Stelle, wo röthliche Reitzker**)
Suchten mein Vater und ich, um sie Abends gebraten zu essen?
Noch die Löcher voll Schwalben am sandigen Hügel der Windmühl',
Und das Becken der Heide voll hoher schuppichter Fichten,
Duftend von Harz, voll Hambutten und hundertjähriger Eichen,
Deren Eichelnäpfchen so gern ich gesammelt? die öde
Krähenhütte mit lockendem Uhu, zur Seite das Scheusal,
Das sich im Hirsefelde zum Schrecken der Vögel bewegte?
Grünt in jenem Gehäge der tiefgewundene Busch noch,

---

*) „Das Heck heisst in Niedersachsen die aus Reisern geflochtene oder aus Latten zusammengeschlagene Thüre, welche den Eingang und Ausgang eines Dorfes, der ganzen Breite des Fahrweges nach, verschliefst."

**) „Reitzker, eine Art wohlschmeckender Erdschwämme, Agaricus deliciosus. Linn."

Wo, trotz hüpfenden Kröten, die heimlich reifende Bartnuſs,
Sonst von keinem erspäht, vor mir sich vergebens versteckte?
Säuselt auf halbem Wege nach Carzow*) der knorrigte wilde
Birnbaum noch, wo Zigeuner und Bettler gewöhnlich sich lagern?
O! wie warst du so schön, wann zum erstenmal wieder die Kühe
Wateten brüllend am Ufer der Havel durch blühende Mummeln**),
Dumpf von Wespen umsummt, wann im Blütenschatten der sauren
Kirschen die Küchlein so froh durch die Flügel der gluckenden Henne
Kuckten, im Strohhut Weiber auf blumiger Wiese die Leinwand
Bleichten, und singend am Graben das neue Gras sich die Kuhmagd
Sichelte! Schlug es denn Fünf im Thürmchen, so langte vom Nagel
Meister Katsch, der Schulmeister, den groſsen Schlüssel, um dreimal
Anzuziehn den Hammer der Betglock'; über des Kirchhofs
Blühende Wolfsmilch schritt er in schweren Pantoffeln; es glänzte
Unter der Mütz' ihm hervor der gelbe Kamm; aus dem Schalloch
Grüſst' ihn die lärmende Schaar der liebegirrenden Schwalben.
Beim Backofen der Bauern, geschwärzt am dampfenden Rauchloch,
Schief vom Wetterdache beschirmt und von Nesseln umwuchert,
Spielten fröhliche Kinder im Sand', am Rücken den Pohlrock***)
Zugeknöpft, mit dem alten geduldigen Hunde des Jägers;
Andre bliesen vom Stengel die wolligen Köpfe verblühter
Butterblumen, und lauerten still am Garten des Amtmanns,
Wo die schlechtesten Tulpen der Gärtner über den Zaun warf!
Rings war dann Alles so still; denn im Felde sä'ten die Bauern
Haber, fällten Holz für der Stadt Theerofen, und suchten
Watend die grünlichen Eier der wilden Enten im Schilfbruch.
Doch, wann matter die Strahlen der Sonne wärmten, und sanfter
Die durchlöcherten Kasten voll Fisch' am Ufer der See hob,
Schlenderte jeder nach Hause mit Axt und Kober und Sä'tuch.
Dann erquickt von der nährenden Milch und dem kräftigen Schwarzbrodt,
Reckten Männer und Weiber, und Knecht' und Kinder und Mägde,
Samt den ehrbaren Spitzen mit schweren Knüppeln am Halse,
Unter dem Rüster†) vor'm Hause sich aus. Der blüh'nden Ebreschen
Bittersüſses Gedüft, die grünlichen Dächer voll bunter
Tauben, der trommelnde Tauber, der schönen Kastanienblüten
Niedliche Pyramiden, der hohen Weiden am Dorfpfuhl
Erstes gelbliches Grün, und der wiederkehrende Kuckuk,
Der vernehmlich herüber vom andern Ufer des See's rief,
Alles war dann so herrlich, und Alles weckte zur Freude!
O, wie warst du so schön, wann die Fliegen der Stub' im September
Starben, und roth die Ebreschen am Hause des Jägers sich färbten;
Wann die Reiher zur Flucht im einsam schwirrenden Seerohr,

*) Kartzow, Dorf nordwestlich von Fahrland, an der Strasse nach Dyrotz.
**) „Mummeln, Caltha palustris. Linn."
***) „Pohlrock, ein, nach pohlnischer Art, bis auf die Füsse gerade herabgehender Leibrock, ein Neglige für Kinder."
†) „Rüster, oder Ulme, Ulmus campestris Linn."

Ahndend den Sturm, sich versammleten, wann er am Gitter der Pfarre
Heulend die braunen Kastanjen aus platzenden Schalen zur Erde
Warf, und die schüchternen Krammetsvögel vom Felde zu Busch trieb;
Wann im November er Abends die Wetterdächer der kleinen
Fenster zerrt', und nur selten die Wolken zerrifs, dafs der Vollmond
Mahlt' ein Weilchen die Scheiben ab auf die Dielen der Stube!
Froher alsdann als der Sperling im Dach, dem von hinten die Federn
Ueber's Köpfchen der Sturmwind blies, unterhielt ich so gerne
In dem rothen Kamine die Glut mit knitternden Spänen,
Die auf dem Hof' ich gesammelt, indessen die redliche Mutter
Spann, und dem lesenden Vater die wärmende Schnautze der Dachshund
Traulich über die Lende legte. Mit inniger Wollust
Wandert' am Morgen ich dann durch deine Gassen, bekuckte
Deine Zäune vom Regen geschwärzt, die zerbrochenen Aeste,
Und die Löcher im Sande, die Nachts vom Dache die Tropfen
Ausgehöhlt. O wie tanzte das Herz mir, so oft ich die Flocken
Rieseln hört' an den Scheiben des Nachts, und nicht wufste, was Himmel
Oder Kirchdach sei, sobald ich am Morgen erwachte,
Um mit Hunden zugleich und hungrigen Dohlen die erste
Bahn zu machen. O Dorf! soll einst ich des ländlichen Friedens
Schmecken mit meiner Getreuen, so sei er ähnlich dem deinen.
Labe, mein Herz, auch entfernt, dich oft an der süfsen Erinnerung!

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 6ª—6ᵏ.)

---

3. Der Sipunt bei Fahrland.*)

An *.

Folge mir, Verehrer Du der nackten
Ländlichen Natur — ich geh' voran —
In ein Märkisch Thal; denn Katarakten,
Feuerberg, Kaskad' und Seeorkan,
Pomeranzenwald und Felsenstirnen,
Die mit Trotz dem Blitz entgegen zürnen,
Sind nicht immer Dein Gemäld'; im Geist
Folge dann, wohin Dein Freund Dich weis't:

Denke dir, wir sind in Fahrland mitten
Unter Kindern noch, die froh mit Ball
Oder Drachen spielen vor den Hütten.
Eben wimmert Vier der Glocke Schall.
Munter kräht der Hahn mit gelber Tolle;
Denn der Tag ist schön, und Wolkenwolle
Birgt der Sommersonne Flammenstrahl.
Doch wir eilen nun zum wüsten Thal.

---

*) „Der Sipunt ist ein wüstes, romantisches Thal beim Dorfe Fahrland, ohnweit Potsdam."

Hinter'm Dorf auf dieser morschen Brücke
Stehn wir billig erst ein Weilchen still.
Hier schon finden Deine heitern Blicke
Vorspiel dessen, was noch kommen will:
Uferried und Rohr und Wasservögel,
Kleiner Fischerkähne weiſse Segel,
Auf der Hägewiese Zieg' und Kuh.
Aber weiter, Freund, dem Sipunt zu! —

Wir sind da! — Faſst Dich ein süſses Schrecken
Zwischen diesen Bergen hier von Kalk,
Wo der Blutfink baut in Kreuzdornhecken,
In der Eiche Kranz der Lerchenfalk?
Wuchert irgendwo die Heidenessel
Üppiger, als hier in diesem Kessel?
Üppiger der gelbe Reitzker am
Aufgeborstnen, dicken Kieferstamm?

Witterst Du der wilden Erdbeer Würze
Und des wilden Wermuths bittern Duft?
Mahnt Dich an des Herbstes Regenstürze
Des zerriſs'nen Berghangs tiefe Schluft,
Wo des Windekrautes Ranken klettern?
Schwirrt' es je von Zitterpappelblättern
So romantisch in Dein horchend Ohr?
Sang Dir je ein solches Vögelchor?

Siehst Du rechts die wilde Katze grinsen
In der Grube, hinterm Kriechgerank?
Hörst Du links die Siedler in den Binsen
Traurig unken ihren Klagesang!
Sprich, entzückt Dich dieser wilde Quendel*),
Dieser Schmetterlinge Lustgetändel?
Dieser Schwarzdorn, den Gespinnst' umziehn?
Dieser Krötenmünze schwärzlich Grün?

Hier in dieser Hecke nisten Ottern.
Horch! wie schaurig diese Tanne rauscht!
Nach der Vogelnester Eierdottern
Schlüpft hier oft, vom Jäger nie belauscht,
Schlau der Iltis aus des Rüsters Bauche.
Drüben streiften jüngst im Schlehenstrauche,
Als der Lenz den letzten Schnee zerthaut,
Heideschlangen ihre bunte Haut.**)

---

*) „Feldkümmel."
**) „Die hiesigen Schlangen häuten sich zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums."

Der verfall'ne Zaun an jenem Hügel,
Den der Holzwurm ungestört zernagt,
Ist ein Schlupfort für den feigen Igel,
Wenn sein grimmer Feind, der Fuchs, ihn jagt.
Dieses Sumpfrohr — sah'st Du je es gröfser? —
Birgt die schwarze Ente vor dem Stöfser;
Und die Eidechs ruschelt mit dem Molch
Zwischen Steinen dort und hohem Lolch*). —

Und nun wollten wieder heim wir kehren?
Ueberfallen itzt Dich Furcht und Grau?
Nein! erst pflücke diese Heidelbeeren!
Fandest nirgend sie so reif und blau.
So, mein Freund, und nun die Wendelstiegen
Dieses Berg's hinan! Die Zweige biegen
Wir im Klettern ja so leicht zurück,
Und die Aussicht lohnt dem trunknen Blick.

Muthig weiter, Freund! Der wilde Tauber
Freu't mit Gurren uns'rer Ankunft sich. —
Und nun staune! — Dieser Gegend Zauber,
Diese Scenen überraschen Dich!
Komm! auf jenem Rasensitz voll Eckern**)
Ruh'n wir aus. Indefs die Frösche quäckern,
Weide sich Dein Auge froh und frei
Neben mir an dieser Schilderei:

O! betrachte diese Labyrinthe
Von Rothbüchen, Kiehn- und Birkgehölz,
Schaurig still, wenn nicht des Försters Flinte
Drinnen birscht auf eines Eichhorns Pelz;
Diesen schilfigen Kaninchenwerder!
Diese Tannen, wo der Taubenmörder
Aus dem hohen Neste gierig lauscht,
Wenn des Amtmanns Flucht vorüber rauscht!

Dieses dichten Weidichts***) gelbe Ruthen!
Diesen Acker, roth von Heidekorn!
Diese eingehägten Pferdehuthen!
Diesen Glimmer auf dem Wiesenborn,
Der durch Eichen funkelt! o! und diese
Grüne Bürste der gemäh'ten Wiese!
Und die Havel! die ihr Ufer wäscht,
Wo der Spiefser†) oft den Durst sich löscht.

---

*) „Trespe, Lolium. Linn."
**) „Eicheln."
***) „Ein mit Weiden besetzter Platz."
†) „Ein junger Hirsch, der das erste gabelförmige Geweih noch nicht abgelegt hat."

Jene Eichen dort voll Rindenrisse!
Jenes Leinfeld mit dem Warnungswisch!
Vorn im stillen See der Wassernüsse
Stachelhülsen zwischen Erlgebüsch!
Jene Fichten, wo, Trotz härnen Schleifen,
Unbesorgt die Sommerdrosseln pfeifen!
Die Wachholdersträuche, rings zerstreut,
Wo der Sonne Gluth die Beeren bläut!

Drüben Fahrland's Thurm, aus dessen Luke
Hörbar kaum die Abendglocke singt!
Dort die Hirtenfrau, die Napf und Kruke
Ihrem Mann nach jener Huthung bringt!
Fern des Buchenwaldes Nebelschwärze!
O! und hier des Abendsternes Kerze,
Die so hell, so hell im Westen blinkt,
Da der Feuerball der Sonne sinkt!

Sprich, ob Dich nicht Alles, Trotz den Mängeln,
Die des welschen Mahlers Kunst erblickt,
Ob nicht Alles rings, bis zu den Stengeln
Dieser wilden Nelken, Dich entzückt? —
O wolan! so soll's uns ferner ziemen,
Deine Reitze, Vaterland, zu rühmen,
Wenn ein Undankbarer, dir nicht hold,
Nur dem Ausland Lobgesänge zollt.

(Almanach romantisch-ländlicher Gedichte für 1798. Berlin 1798. S. 1—8.)

4. Unser Berg.

Wer da will, mag siechen
In dem Rauch der Stadt;
Wir entfliehn, wenn Blüth' und Blatt
Aus den Knospen kriechen,
In die freie Welt,
Schweifen über Wies' und Feld.

In verlaſsner Oede
Ragt am Havelmoor
Hoch des Waldes Berg hervor;
Hier, so geht die Rede,
Wankt, vom Spuk geirrt,
Längst kein Jäger mehr und Hirt.

Oben ist ein Stellchen,
Einsam und geheim,
Recht gemacht für Kuſs und Reim,
Wo aus hundert Kelchen
Bergviol' und Dorn
Duften um des Bächleins Born.

Keine Kunstlaterne
Zaubert's an die Wand,
Was hier Liebchen Schönes fand;
Rings, in Näh' und Ferne,
Schaut der trunkne Blick
Hier, Natur, dein Meisterstück.

Vor uns schiefst der Havel
Blitzend Silbernafs
Hin durch Kress' und Schlangengras;
Trotz der Warnungstafel
Schlüpft der Marder, keck,
Seitwärts durch der Schonung Heck.

Aus den Schiffskajüten
Kräuselt grauer Qualm;
Hinter Schilf und Binsenhalm,
Am Gestade, brüten
Wasserschnepf' und Schwan,
Ungestört vom Fischerkahn.

Wiesel, Dachs' und Füchse
Und Kaninchen baun
Oben in des Dickichts Graun;
Unten knallt die Büchse
Nach dem Habichtsnest,
Während fern das Posthorn bläst.

Rechts der Hufen Teppich,
Und der Wiese Grummt,
Wo des Sumpfs Rohrdommel brummt!
Links der Stamm voll Eppich,
Der von Alter borst,
Mit des Falken Wipfelhorst!

Unterm Dach der Eller
Ruht sich's hier so kühl
Auf der Gruse*) Seidenpfühl.
Herrlich ohne Teller
Schmeckt beim Abendroth
Heidelbeer' und Hasenbrot.

O, verschwiegne Wüste,
Deine Hühnengruft,
Deiner Turteltauben Kluft,
Deiner Kräh'n Geniste,
Deiner Höhle Tuf
Gilt uns mehr als Gold und Ruf.

O, was ist sein Schimmer
Gegen dich, Natur?
Gönnt mir, grofse Männer, nur,
Blieb' ich gleich auf immer
Gegen euch ein Zwerg,
Diefs Gefühl und diesen Berg!

(Almanach romantisch-ländlicher Gemählde für 1798. S. 122—126.)

---

5. Die Gegend von Potsdam,

an *, als derselbe die königlichen Zimmer daselbst besehen wollte.

Du brennst, die innre Pracht der Königsschlösser
Durch's Augenglas mit Staunen anzusehn;
Ich eile, Freund, nach diesen wilden Höh'n,
Und nütze, traun! den schönen Morgen besser.
Bei todter Kunst verweilt dein Auge nur;
Hier aber lebt und webt Natur, Natur!

Hier will ich ruh'n an dieser hohen Föhre**),
Am Zwillingsaste hängt ein Dohlennest,
Zu Trotz dem Regensturm von gestern, fest.
Süfs tönen rings der frohen Finken Chöre.
Der Schäfer trieb auf dieses Berges Bauch;
Denn Lämmerwoll' hängt noch am Dornenstrauch.

*) Rasenbank.
**) „Föhre, Kiehnbaum, pinus sylvestris, Linn.“

O! keinen Rheinfall, keine Kokosinsel,
Kein Lavathal und keinen Palmenhain,
Nur diese Wunder würd' ich konterfei'n,
Hätt' Einen Tag ich Lütkens*) Meisterpinsel;
Nur diese Gegend hier, vom Lenz verjüngt,
So weit der Arm der Havel sie umschlingt.

Diefs grüne Thal, wo kleine Bauerpferde
Sich über'n Hals in stiller Eintracht schau'n,
Vom Korn getrennt durch Sumpf und schiefen Zaun;
Des Berghangs Adern hier von Boluserde,
Wo hoch die weifse Milchkuh, braungefleckt,
In's dichte Gras sich wiederkäuend streckt;

Die Weide dort, die, in den Bach gepurzelt,
Den Lauf ihm hemmt, bespritzt von Wasserstaub,
Die keck noch treibt ihr bläulichgrünes Laub,
Obschon sie längst der Wintersturm entwurzelt;
Des Baches Furchen, himmelblau und klar,
Der Uferschollen langes, grünes Haar;

Den Efeu an der Brücke mürbem Steine,
Der lang herab von ihrem Bogen hängt;
Die Schleuse dort, von schneller Flut gedrängt;
Die rothen Distelköpf' am Ackerraine;
Das Baumskelett, quer über'n Weg gestreckt,
Vor dem bei Nacht das Pferd des Reuters schreckt;

Am Wege fern den weifsen Meilenzeiger,
Des Weinbergs Rebenpfähl' und Vogelscheu,
Die Fähre dort, und hier die Schäferei,
Hoch über mir den Zug der grauen Reiger,
Der Wassermühle glänzendschwarzes Rad,
Des gelben Dorfthurms blaues Zifferblatt;

Die Weiber dort, die Milch nach Potsdam tragen,
Von Sonnenglut wie von der Last geplagt;
An jenem Fichtenwald, wo nie es tagt,
Das Hengstgespann vor'm weifsen Kärnerwagen;
Der Villen rothe Dächer, o! und da
Des alten Heidentempels Rudera;

Diefs Plätzchen hier, voll brauner Eichelschalen,
Von Rosendorn und Schlinggestäud' umrankt;
Den Hänfling hier, der froh am Zweige schwankt:
Dies Alles, Freund, wollt' ich entzückt dir mahlen,
Doch weil ich das, trotz jedem Wunsch, nicht kann,
So staun' ich still die Wunder Gottes an.

---

*) Peter Ludwig Lütke, geb. den 4. März 1750, gest. den 19. Mai 1831 zu Berlin als Professor der Landschaftsmalerei und Mitglied des Senats der Akademie der Künste.

O! rücktest du in dieser Nacht der Tannen,
Mit mir umschwirrt von dreistem Federwild,
Hier deinen Tubus fort von Bild zu Bild:
Du gingest, traun! befriedigter von dannen;
Ja! hättest mehr als Meisterwerk erblickt,
Und nichts dem Pförtner in die Hand gedrückt.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. Berlin, Haude und Spener. S. 107b—d.)

---

6. Das Dorf Döbritz,*)
an Rudolph Agrikola.**)

Trotz dem blendenden Pomp der weitgepriesenen Hauptstadt,
Ihren Pallästen, die stolz mit Altanen sich blähen und Löschhorn,
Ihren Heiducken und Negern und Leiblakaien, von Goldlahn***)
Starrend, den blitzenden Kuppeln der Thürme, dem prahlenden Kunstschrank
Voll Antiken und Tand, den Sarkophagen von Marmor,
Trotz des vergötterten Parks Fasanen, Statüen und Taxus,
Silbereschen, Kaskad' und Lerchenbäumen und Ahorn,
Blieb mir's im Herzen so leer; denn sieh! es kannte von Kind auf
Jene Reitze der reinen Natur. Voll quälender Sehnsucht
Floh ich, zu heitern mich, jüngst in die stillen Schatten von Döbritz.
Auf dem verblichenen Ziferblatt des verödeten Thurmes
Wies der Zeiger auf Acht. Gestärkt durch ein ländliches Frühstück,
Eilt' ich zum Dörfchen hinaus am Arme des redlichen Freundes,
Zu durchwandeln im trauten Gespräch die entzückende Gegend.
Aber noch Einmal wandten wir um, denn es kratzte sein Dachshund,
Winselnd laut, an die Pforte des Hofs und wollt' uns geleiten,
Vor uns verjagt' er den Schwarm muthwilliger Spatzen, die hadernd
Körner suchten im Stroh des beschatteten Gäſschens. Mein Auge
Weilte betrachtend so gern bei der Mauerraute des Kirchhofs,
Bei der Gruse der Dächer von Rohr, bei dem struppichten Storchnest,
Bei Korbweiden und Pflug, und Eggenzinken und Holzscheit,
Bis wir am Mühlenende den Zaun erreichten, auf beiden
Seiten mit Stufen versehn, um bequem hinüber zu steigen.
Hier verwehret dem Fremdling den Steig ein warnender Strohwisch
Ueber die Wiese des Dorfs, doch nimmer dem redlichen Pfarrer;
Dennoch betrat er ihn nicht. Wir schlenderten neben der Huthung
Nesselumwuchertem Hag†), umflattert von jubelnden Finken,
Hin nach der Lindenallee: O der netten, ländlichen Aussicht!

---

*) Einst nördlich von Fahrland gelegen, jetzt seit der Einrichtung des Döberitzer Truppen-Übungsplatzes von der Erde verschwunden.

**) Johann Gottfried Rudolf A., geb. am 7. Mai 1762 zu Neu-Zittau bei Beeskow in der Mark, war Vorsteher einer von ihm gegründeten Knabenschule in Berlin und danach Prediger an der Sophienkirche daselbst. Gest. 3. Januar 1823.

***) Lahn = dünne Metallplatte, Draht.

†) „Hag, Verzäunung."

Fern die Hufen des Dorfs voll gelber wellender Gerste
Stachelähren, am Wald die weifse Kuppe des Sandbergs,
Wo Holzhasen nur lauschen, versteckt im gewundenen Kniebusch,
Voll Waldschnepfen die Schonung, ein Volk Repphühner im Brachfeld,
Näher im ebenen Thal der Wiesen gehäufelte Heumahd,
Hagerosen*) und Quendel**) und Haferdisteln und Windhalm.
Langsam klimmten wir nun bergan nach der rasselnden Mühle
Längs dem einsamen Hüttchen des Müllers mit moosigem Pultdach,
Lärmender Sperlinge voll. Es meckert' am schiefen Gehäge
Mit Milchklöckchen am Hals die dreiste Zieg' uns entgegen.
Freundlich nickte die Frau, und schalt den verfolgenden Hofhund,
Bis herab von der schwebenden Treppe der fleifsige Mann kam.
Herzlich drückt' er uns beiden die Hand, und wies mit der Mütze
Vor sich hin; hier sehn sie, begann er, die Thürme von Potsdam
Alle drei, und Sanssouci rechts, und jenseits der Havel
Drüben den Brandenburgischen Dom, hier hinter uns Spandau,
Nauen dort links, der Thurm versteckt sich nur hinter dem Birkholz,
Unten ein Dorf bei dem andern, am Berg mein verfallenes Wohnhaus.
Selten komm' ich in's Dorf, auch selbst nicht immer des Sonntags,
Leider, aber der Weg ist so weit. Hier zieh' ich im Garten
Bohnen und Kohl, und wie schön dort meine Tulpe, der Mohn, blüht!
So der Müller. Wir schieden, und fanden am Berge den Holzweg.
Ha! ein dunkler, romantischer Hain voll rissiger Eichen,
Heidenhonig und Ginst***) und Wespennester und Hirschbrunst†),
Lagerranken und Pfifferling'††) und wildwuchernder Himbeern
Säuselte trauliche Schauer umher. Hier girren die wilden
Tauben in seliger Ruh; hier nistet im Wipfel die Weihe,
Ruft der brunstende Hirsch, am Laubholz nagend, die Hirschkuh,
Seltner noch vom anschlagenden Hund und helltönenden Hiefhorn,
Als von der Nacht Schlagregen erschreckt, und dem krachenden Windbruch.
Endlich dämmerte heller im Vorholz wieder das Tagslicht.
Müde sanken wir nun am Kessel des rohrigen Torfmoors
Nieder, in stille Betrachtung vertieft, auf den moosigen Markstein.
Quappen spielten im schlammigen Fenn†††), Rohrschnepfen umschwirrten
Fröhlich der Pferdeschwemme Geschilf; sanft netzte der Krebsbach,
Schleichend durch Krötenmünze§), die röthlichen Wurzeln der Erlen.
Herrlich ergötzten das Aug' hier Mannaschwingel§§) im Kuhgrund,
Dort des Knoblauchs purpurne Blum' in den Fahren der Hufen.

---

*) „Hagerosen, die Blüthe des Hagebuttenstrauchs, Rosa canina, Linn."
**) „Quendel, Thymus Serpillum, Linn."
***) „Ginst oder Pfriemenkraut, Genista, Linn."
†) „Hirschbrunst, ein Waldschwamm, Phallus impudicus, Linn."
††) „Pfifferling, Agaricus piperatus, Linn."
†††) „Fenn, im Mark Brandenburgischen ein Sumpf voll Binsen, Schilf und Geröhricht."
§) „Krötenmünze, ein Name der Bachmünze, weil sich die Kröten gern unter ihr aufhalten, Mentha aquatica, Linn."
§§) „Mannaschwingel, Festuca fluitans, Linn."

Diese prangten hier gelb von Hederich*), jene dort röthlich
Von Buchweizen. Hier kam von der Lämmerweide der Schäfer
Näher heran mit dem schnobernden Hund; umgürtet vom Schmachtriem,
Rief er: gebe doch Gott uns bald einen gnädigen Regen!
Drüben, Herr Prediger, steht es recht schwarz, dort jenseits der Havel;
Aber ich fürchte, — der Fluſs läſst kein Gewitter herüber,
Sagt man. Du lieber Gott! hier versengt uns noch alles im Sande.
Zwar das Wetter ist schön, gewiſs recht schön zu der Erndte;
Rocken und Gerste sind gelb, und bald ist der Weizen auch todtreif,
Aber, aber die lieben Kartoffeln. — So schwatzt er noch manches,
Seinen Kober eröfnend, von seinem Häuschen auf Rädern,
Von Windwurzel**) und Schur. Da sagt mein redlicher Führer:
Einen, mein Lieber, besuchen wir noch da drüben im Hüttchen
Neben der Maulbeerallee, den Holzschuhmacher des Dorfes.
O, wahrhaftig ein glücklicher Mann; doch hören wir selbst ihn.
Vorne saſs er am Tisch mit sieben Kindern und Hausfrau
In der Laube, die jüngst er am heiligen Abend vor Pfingsten
Neben der Pforte des Hofs aus duftenden Birken geflochten.
Herr, begann er zu mir, in der weiten umliegenden Gegend
Giebt es der fröhlichen Menschen genug, doch ich bin der frohste.
Sehn sie nur hier mein wirthliches Weib! so giebt es nur Eine.
Weiſser blüht ihr der Nacken als Hirse, das redliche Auge
Blauer als Wicken und Flachs, und die Wange röther als Feldmohn.
Ficke! was schämst du dich denn? — Zwar lieſs sie lange mich zappeln;
Denn so rasch und so jung war ich nicht, als der Gärtner der Herrschaft,
Und der rüstige Jäger mit groſsen Stiefelmanschetten;
Aber doch zwanzigmal klüger als die, und wahrhaftig auch besser.
Ehmals war ich ein tüchtiger Kerl: im vordersten Gliede
Stand ich nahe beim Flügelmann; eine tück'sche Granate
Sengte mir einst bei Torgau den Bart und rückte mir's Kinn schief.
Dennoch sagte sie Ja; und seit dem Tage der Hochzeit,
Wo sie der Rosmarin, mit purpurner Seide bewickelt,
Putzt', und hier Herr Schultz' ihr den Ring auf den quellenden Finger
Schob, vertragen wir uns nicht anders wie Engel im Himmel.
Recht als sollt' ich es hören, und desto verträglicher leben,
Jubelt den ganzen Tag in der hohlen Weide der Feldspatz
Hier von der liebenden Sie, die treu die sperrende Brut ätzt
Brodt, Herr, hab' ich genug; denn Krull wird noch immer gerufen,
Wo es auf Schweiſs ankommt und Geduld, und nie litt er noch Mangel.
Ist die Arbeit auch rar, und dingt ihn keiner um Taglohn,
Dennoch feiert er nicht; denn he! wer wüſste wohl besser,
Wo der Kiebitz brütet im Bruch, wo das flüchtige Repphuhn
Heckt, in welchem Gestäude die schlaue Nachtigall nistet?

---

*) „Hederich, Sinapis arvensis, Linn."

**) „Windwurzel; wenn die Wolken die Gestalt einer Wurzel annehmen, so nennt der Landmann dieſs eine Windwurzel; die Folge dieser Erscheinung ist Sturmwind."

Wer wohl anders als **Krull** versorgt die Städter mit Morcheln,
Pfifferlingen und Reitzkern, und sucht im verwachsenen Kiehnholz
Unter dem weifslichblinkenden Laub die herrlichen Erdbeern?
Sie, Herr Prediger, sahen mich selbst vor der niedrigen Hausthür
Oft, wie ich Vogelbauer geschnitzt und Besen gebunden.
Zwar mein Hüttchen ist klein, und schmal der niedliche Garten,
Aber doch grofs und weit noch genug für verträgliche Leute.
Sehn sie nur hier (wir krochen hinein) mit gewürfelter Leinwand
Ist mein geräumiges Bett' umhängt, und mit Schüssel und Tellern,
Die der Töpfer bemahlt mit schönen Versen und Vögeln,
Prahlet der Schrank, und es fehlt mir an keinem nöthigen Hausrath.
Bald zwar rasselt der Herbst in den welkenden Ranken der Erbsen:
Doch dann kriech' ich in's Hüttchen und schmor' am wärmenden Ofen.
Zerrt dann Abends der Sturm die Klinke des Pförtchens, als wollt' er
Wüthend hinein, so seh' ich vergnügt dem knatternden Kiehn zu,
Sing' auch eins wohl dazu, denn so manches lustige Stückchen
Hab' ich ja von den Soldaten gelernt und so manches vom Bergmann. —
Aber nun kehren wir heim, begann mein geliebter Gefährte;
Mittag ist es wohl lang', und **Dörtchen** mögte schon warten.
Näher führet von hier ein selten betretener Fusspfad
Längs dem Krähenberge zum Dorf, durch der Gräfin Gehäge;
Diesen verfolgten wir itzt. Umschwärmt von Käfer und Hornifs
Konnt' ich nicht müde mich sehn an Heidenelken und Erdschwamm.
Und nun, sieh! empfing uns der Garten des adligen Hofes.
Vom Kunstgärtner gepflegt, gediehten an wärmender Sonne
Rechts Zwergbäumchen voll Bergamotten, Citronen, Renetten,
Amarellen und Quitten, am Mauergeländer die Pfirschen,
Links Amaranten, Levkoien und Judenkirschen und Fuchsschwanz,
Kaiserkronen und Mirthe, Je länger je lieber und Nelken,
Jenseits der Rasenallee ein Beet voll gestäbelter grofser
Zuckerschoten, ein andres voll Netzmelonen, bei Jedem
Stand ein Stäbchen und dran auf Papier der lateinische Name.
Vorn auf gepflastertem Hof des Rittergutes stolzierten,
Blühend am Fensterstacket,*) der Malva purpurne Quäste.
Mitten erhob sich die Sonnenuhr an dem steinernen Pfeiler.
Türkische Enten wandelten da, Perlhühner und Pfauen
Bei Fischreiher und Kranich und Storch mit verschnittenen Schwingen.
Endlich gelangten wir drauf an den Zaun der friedlichen Pfarre,
Fanden gedeckt den ländlichen Tisch; und mit freundlichen Worten
Schalt die Wirthin uns aus, dafs heut wir so lange geblieben.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. Berlin, Haude und Spener. S. 71b—71u.)

---

*) „**Stacket**, Verzäunung von Latten, oder Stäben, dergleichen vorzüglich bei Landwohnungen vor den Fenstern, zu beiden Seiten der Hausthür, angebracht zu seyn pflegt."

7. Der Frühlingstag auf der Dorfpfarre.*)

Rings von Elsen und Haseln und breiten Eichen umsäuselt
Hat nicht fern von den Krümmen der reichernährenden Havel
Sich ein einsames Dörfchen versteckt, von redlichen Bauern
Froh bewohnt, doch von keinem so froh, als dem glücklichen Pfarrer.
Töne, ländliche Leier, nie hold dem städtischen Schwelger,
Töne du laut von den Freuden nur Eines entzückenden Tages,
Die der Glückliche kennt, itzt da das herrliche Frühjahr
Lacht, und zum erstenmal Abends mit Liebchen er wieder den Frosch hört.
Früh, wann der Kuhhirt stöfset in's Horn, und die Sperlinge jubeln,
Flieht ihn der Schlaf, gestört von keinem nächtlichen Schrecken,
Nur von des Töchterchens Quarren vielleicht, und dem bellenden Hofhund.
Still noch schlummern Mutter und Kind, da eilt er im Schlafrock
Schon hinaus in den Hof, wo laut ihm entgegen der Hahn kräht,
Forscht hausväterlich dort nach den Riegeln an jeglichem Stalle,
Ob nicht lüstern nach Pferd, und Kühen und gaxenden Hühnern,
Nachts ein schelmischer Dieb das bifschen Hab' ihm entwendet,
Oder gierig der Marder die niedlichen Tauben ihm würgte,
Deren schon manche spatzieren am Dach und gurren am Flugloch.
Dicht am Hof ist der Garten; auch diesen begrüfst er mit Lächeln,
Athmet den Duft der Violen, und sieht, wie herrlich die Kuhblum**)
Ihre gelben Blätter nach warmen Regen entfaltet.
Guten Morgen! rufen vom Gäfschen die Bauern, zur Arbeit
Eilend, wandelt in's Haus er zurück, ihm über den Zaun zu.
Nun ist Weibchen erwacht, erwacht die fröhliche Kleine,
Die, vergessend des Brei's im irdenen Tiegel, dem Vater
Ohn' ein Auge zu wenden, mit grofser Verwunderung zukuckt,
Wie aus gewaltigem Napf ihm so süfs die geronnene Milch schmeckt.
Dreist ihn packend nachher bey Mütz und Nase beginnt sie
Juchend in seinen Armen den Tanz, indessen die Hausfrau
Wischend viel und kehrend die luftige Stube geputzt hat.
Klein ist der Bücherschrank, wo lange der glückliche Mann nun
Weilet im trauten Gespräch mit längst vermoderten Weisen,
Wo er innig vertraut mit jener himmlischen Wahrheit:
Brüder wir all' und Kinder des liebenden Vaters im Himmel,
Sinnt, sie so zu verkünden, dafs Jung und Alt ihn verstehn kann,
Bis der liebliche Duft von Eierkuchen und Zwiebeln
Sich allmählich verschleicht hin zu des Lesenden Drehstuhl,
Und mit unsichtbarer Gewalt den Quartanten ihm zuklappt.
Fröhlich steigt er, macht Liebchen noch keine Hoffnung zum Essen,
Hoch in's Thürmchen, umschrieen von hundert scheltenden Schwalben,
Rings zu schau'n, ob vielleicht ein längst erwarteter Städter,

---

*) Eine bestimmte Örtlichkeit hat der Dichter wohl nicht im Sinne, doch weisen einzelne Stellen auf die vom Freunde des Dichters Christian Heinrich Schultze verwaltete Döberitzer Dorfpfarre hin.

**) „Leontodon taraxum."

Oder ein ehrlicher Nachbar zum Mittagessen noch komme.
Oder er wandelt allein im schönen Gehäge der guten
Gräfin, des Dorfes Mutter, wo alles so traut und so still ist,
Wann nicht etwa herüber vom Erlenbusche der Kuckuck
Ruft, und mit krummem Messer vertilgend den üppigen Auswuchs
In der Berberisheckenallee ihm der Gärtner begegnet.
Herrlich schmeckt es zu Mittag den lieben Leuten, wann endlich
Zwölf es geschlagen im Thurm mit leisem, klagenden Klange.
Emsig singen sie drauf ihr kleines Mädchen in Schlummer.
Liebchen suchet nach Hut und Handschuh'n, wehrend der Sonne
Lüstern zu lecken den Schnee vom weifsen Nacken und Arme,
Und nun schlendern sie heiter in's Dorf. Vor jeglicher Hütte
Reckt ein gewaltiger Rüster*) sich aus, der Sperlinge Zuflucht;
Räder lehnen daran, und Hopfenstangen, und Leitern.
Freundlich stehn sie oft still, und reden gern mit den alten
Müttern, welch' im Arm' flachshaarigte Buben und Mägdlein
Tragen, oder auf's Gras zu den Küchlein sie führen am Leitband.
Freundlich reden sie auch an der langsam mahlenden Bockmühl
Hinter dem Dorf mit den Jungen des Müllers, die statt der Agraffen
Blüthen gesteckt an den Hut und Schillebolde**) verfolgen.
Hinter der Mühle des Dorfs erhebt sich der schattige Bergwald,
Duftend von Vogelkiehn***) am schmelzenden Strahle der Sonne,
Dorthin wandeln sie nun, und ziehn sich links um den Waldsee,
Lachend des schüchternen Frosches, der hinter der Münze des Ufers
Sicher blieb', und erschreckt vom nahen Geräusch in den See plumpt.
Dörtchen sammelt im Gehn Schafgarb' und runzlichte Morcheln,
Während der liebende Mann vom Stamm ihr niedliche Querle
Schneidet und schält, und Birken, ihr Wasser zu sammeln, sich anzapft.
Bald ist Liebchen ermüdet, und sinkt an der knarrenden Fichte,
Da, wo die wenigsten Nadeln der Sturm vom Wipfel gesä't hat,
Sorglos hin und hüpft wieder auf, denn der trügende Ruhsitz
War ein Ameishaufen, durchwimmelt von seinen Bewohnern.
Eher nun will sie nicht ruh'n, bis beyde die Grotte der Gräfin,
Ausgeputzt mit Muscheln und weifser Rinde von Birken,
Auf dem Rückweg wieder erreicht. Sie erblicken von weitem
Schon den Hügel von Steinen, den Aberglaube zum Grabmal
Jenem Verzweifelnden gab, der hier selbst am Baum sich erhenkte.
Stille horchend im Felde dem kläglich singenden Pflug nach,
Oder dem Specht, der fern im Eichengehölz in den Stamm hackt,
Winden sie langsam sich itzt am wüsten Bruche der Schnepfen
Hin durch junge Elsen, und Haseln, und wilde Johann'sbeern,
Bis die Wetterfahne des Thurm's, die lange verrostet
Immer nach Osten hin zeigt, nah' über die Linden hervorragt.

---

*) „Ulme."
**) „Ein bekanntes fliegendes Insect, der Wasserjungfer oder Libelle ähnlich."
***) „Das Harz in den Gipfeln der Kiehn- und Tannenbäume."

Nun beflügelt Liebe die Schritte der sorgenden Mutter,
Liebe zur lallenden Kleinen; im Arm der Pflegerin hüpft sie
Schon den Eltern entgegen, erkennt die Rufenden beide,
Freut sich mit Händen und Füſsen, und sucht am Tuche der Mutter.
Später steigen sie drauf, bevor der Abend sich rötet,
An der Brücke, bemahlt mit weiſsen Streifen und grünen,
Unter mancherley Scherz, vergnügt in den niedrigen Wildkahn.
Diesen schiebt der Pfarrer, nicht ohne Sorgen der Gattin,
Kundig des leichten Ruders, zurück von der sandigen Anfurt
Rechts um, wo das Dörfchen der See bespühlt und die Fischer
Wohnen. Würzig duften vom Ufer her blühende Kirschen,
Und Holunder am hangenden Zaun, und mit inniger Wollust
Gurgeln, versteckt im Geschilf, die Frösch' am kreidigen Ufer.
Doch am westlichen Himmel zeigt fern ein schwarzes Gewölk sich;
Dörtchen höret zuerst den Kuckuck lachen im Seerohr,
Schreien die wilden tauchenden Enten, und knarren den Laubfrosch,
Sieht schon Blitze kreutzen, und wähnt sich vor Regen nicht sicher,
Bis sie am Arm des Geliebten erreicht die friedliche Wohnung.
Wirthlich tischt sie darauf in der labenden Kühle des Abends
Herrlichen Kräutersalat, und halbdurchschnittene Eier
Unter den Linden auf vorn an dem Stackete der Pfarre.
O der entzückenden Tafelmusik! wann mit weidener langer
Ruthe sein muntres Völkchen der Gänsejunge vorbeytreibt!
O der ländlichen Lust! wann späterhin in der Dämmrung
Von dem jungen Kastanjenbaum Maikäfer sie schütteln,
Und, in's Kämmerchen schleichend, auf fernentlegener Huthung,
Wo der Pferdehirte mit eisernen Ringen am Knüppel
Seiner Heerde gebeut, sein nächtliches Feuer erblicken.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. Berlin, Haude und Spener. S. 80—89.)

8. Der Sonntag im Dorfe Ütz.*)

Die Frühlingssonne schimmert schon so früh
Vom hohen Haselberg in's Thal hinunter;
Entgegen jubelt ihr das Federvieh;
Die Schwalben schrei'n, der Truthahn kullert drunter.
Wie reitzend sind, du schönes Dörfchen Uetz!
Heut deiner Gärten Apfelblütenreiser,
Dein gothisch Kirchlein, deiner Fischer Kietz,**)
Dein Pfarrgehöfte, deine Bauerhäuser!

*) „Es liegt im Havellande, zwischen Potsdam, Spandau und Nauen."
**) „Derjenige Theil eines Dorfs, in welchem die Fischer wohnen."

Der Landmann ruht von seinem Frohndienst heut;
Kein Pflugrad singt auf seinen Gerstenäckern,
Der rothe Stier, vom harten Joch befrei't,
Frifst Klee im Thal, wo Bock und Ziege meckern,
In's Städtchen tragen Mägd' und junge Frau'n
Heut weder Buttermilch noch Kibitzeier.
Das Zugpferd reibt sich an der Huthung Zaun,
Und freut sich auch der lieben Sonntagsfeier.

Des Kirchthurms Klocke, die im Schalloch ruht,
Tönt rings umher mit ländlichem Gebimmel:
Der Kandidat aus Potsdam spricht so gut
Von Redlichkeit und Fleifs und Ruh' im Himmel.
Und jeder Greis erwählt mit heiter'm Blick
Dann auf dem Kirchhof seine Schlummerstelle;
Die Jugend aber eilt in's Dorf zurück,
Und sehnt sich hungrig nach der Erbsenkelle.

Nach Tisch' ersteigt des Dorfes Seelenhirt
Den Mühlenberg, um rings umher zu blicken,
So weit im Grund die tiefe Wublitz*) irrt,
Indefs im Gras die schönen Töchter stricken.
Jetzt kömmt ein Kahn, und Gäste steigen aus,
Sind's Städter? ja! — Die süfsen Mädchen wickeln
Ihr Strickzeug auf, und hüpfen schnell in's Haus,
Um Zucker dort zum Kaffee zu zerstückeln.

Sie bringen vor die Thür, so wirthlich schön,
Mit schwarzer Schieferplatt' ein Kaffeetischchen.
Hier ist man froh, sich wieder wohl zu seh'n;
Man athmet Duft von hundert Blüthenbüschchen,
Und findet hübsch des Gartens Tulpenflor,
Der Linde Grün, des Fensters Blumentöpfe.
Aus Vorsicht bringt der Wirth — sein Dach ist Rohr —
Drathdeckel für der Gäste Pfeifenköpfe.

Die städt'sche Frau schleicht nun die Gass' entlang,
Wo manches Kind ihr: „guten Abend!“ stammelt,
O! wie entzücken Egg' und Schneidebank!
Gehäuftes Rohr bei'm Winterfrost gesammelt!
Kiehnstubben her aus fernem Forst geschleift!
Der dicken Linden losgespühlte Wurzeln,
Worüber oft, so viel die Klucke keift,
Vom Hund gejagt, die jungen Hühner purzeln!

---

*) „Ein Arm der Havel.“

Die Bauern stehn, von Sonnenhitze braun,
Im Brusttuch da und reinen, weifsen Hemden.
Die Dirnen gaffen durch den Plankenzaun
Blöd' und verschämt nach den geschmückten Fremden.
Doch diese zieht der Schenke Jubel an:
Da lacht der junge Schwarm und lärmt nicht wenig.
Die Knechte jauchzen bei der langen Bahn
Und werfen oft acht Kegel um den König.

Die Pferde sind zur Rückfahrt angespannt;
Vom Felde treibt der Kuhhirt durch die Gassen.
O! schönster Ort im ganzen Havelland!
Wer könnte je dich ungerührt verlassen?
Ja! wär' ich König: heut verschmäht' ich Burg
Und Rittersaal und Thron und Marmorschwellen,
Und hörte gern die ganze Nacht hindurch
Dein Froschkonzert und deiner Hunde Bellen.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. Berlin 1802. S. 105–107.)

9 Die Wiese beim Wedding.*)

Diese
Liebe
Wiese
Bliebe
Zwar so nett beblümt,
Dennoch ungerühmt,
Wenn sie nicht
-- Süfse Pflicht! —
Tändelnd meine
Frohe kleine
Leyer priese.

Jene
Helle
Schöne
Quelle
Meiner Wiese, wie
Lieblich schwätzelt sie!
Dafs ich froh
Nirgends so,
Als in Sträuchen
Ihres weichen
Rand's, mich wähne.

Zwischen
Breiten
Büschen
Gleiten
Ihre Wellchen fort.
Niemand lauert dort,
Krebs' im Kahn
Schlau zu fah'n.
Und die schnelle
Bachlibelle
Zu erwischen.

Munter
Zappeln
Unter
Pappeln
Ueber'm Quell gebeugt,
Fischchen flink und leicht.
Schilf und Rohr
Spriefst im Moor,
Und Gewäsche
Froher Frösche
Lärmt darunter.

*) „Ein Landgut bei Berlin.“

Hätte
Liebchen
Bette,
Stübchen,
Selbst ihr Gartenbeet
Doch wohl schon verschmäht,
Um nur dort
Lang' am Bord,
Trotz der Mücken,
Klee zu pflücken
Kress' und Klette.

Oede
Stelle!
Jede
Quelle
Unsers Grams verrinnt,
Wenn wir bei dir sind.
Heiterst mich
So, dass ich
Neugeboren,
Schelm und Thoren
Nicht befehde.

Alle
Morgen
Walle
Sorgen-
Frei in dein Revier
Frauchen neben mir,
Bis der Frost —
Wenig Trost! —
Ried und Ranken
Dörrt am blanken
Wasserfalle.

(Neuer Berlinischer Musenalmanach für 1794. Herausgegeben von Friedrich Wilh. Aug. Schmidt und Ernst Christoph Bindemann. Berlin. S. 57–61.)

---

10. Die Pichelsberge bei Spandau.

An Herrn geheimen Sekretär Herzberg in Berlin.

Lebendig schwebt vor meiner Phantasie
Der Festtag noch, der uns vom Lager körnte,
Der uns, bethaut von Morgennebel, früh,
Auf jene Höh'n, voll Geistergrau'n, entfernte.
Was fand ich, o! für dich Melancholie,
Dort für ein Übermaas der reichsten Ärndte!

Dort war's, wo Wodan einst in greiser Zeit
In der Alrune Ohr die Zukunft hauchte,
Wo einst der Priester Teut's im Feierkleid
Des Messers Kling in's Blut des Widders tauchte,
Wo sühnend einst, dem Heidengott geweih't,
Das Opferthier auf hellem Holzstoß rauchte.

Dort war's, wo sonst im sichern Diebesloch,
Trotz Schwerd und Strang und allen Frevelrächern,
Der Tullian der Vorzeit sich verkroch,
Und Schnippchen schlug bei vollen Moslerbechern.
Dort blutete der Pilgrim: sah'st du noch
Die Schädelrest' in jenen Iltislöchern?

Ha! welch Gewühl dort von Insektenbrut!
— Dem Forscher der Natur die schönste Schule —
Von Wäls und Stint in waldumwachs'ner Fluth!
Von Schlang' und Kröt' im grüngegor'nen Pfule!
Wie gräſslich lockt' im Busch, voll süsser Wuth,
Die Hindin sich der breitgehörnte Buhle!

Ein Myriadenheer Waldvögel nährt
Dort von Wachholderbeeren sich und Wiepen;
Dort wanken Vogler nur, auf deren Heerd
Verführerisch die blauen Meisen piepen,
Und seltner arme Weiber noch, beschwert
Mit abgestürmtem Raffholz in den Kiepen.

Wenn irgendwo ein scheuer Berggeist haus't,
So muſs er dort in finst'rer Wüste lauern:
Was ist's, das sonst das Wipfellaub durchsaus't?
Vernehmlich ächzt aus jener Klüfte Schauern?
Was packt' uns sonst mit unsichtbarer Faust
In jenes Götzentempels öden Mauern?

Geht dort einmal ein müder Wand'rer irr,
So muſs er tagelang von Vogelkirschen
Sich sättigen, umflattert vom Geschwirr
Des Federwild's, begafft von Reh'n und Hirschen,
Noch glücklich, wenn aus dickem Dorngewirr
Der Bache Hau'r ihm nicht entgegen knirschen.

Er rettet selbst aus dieser Wüste Gräu'l
Zum Pfad sich nie hinaus, und überschrie er
Auch gleich der wilden Katze Nachtgeheul,
Bis ihn der Jäger leitet, oder früher
Vielleicht im Thal des Klafterschlägers Beil
Sein Kompaſs wird und fernes Roſsgewieher.

Zwar von des Urnenberg's verruf'ner Kluft,
Die wilder Apfelbaum und Schleh'n umdunkeln,
Und deren Zugang Regen abgestuft,
Hört man im Dorf viel Wundersames munkeln:
Dorthin gebannt durch Hexenzauber, ruft
Ein Ries' heraus, sobald die Sterne funkeln.

Doch hätt' ich, trotz dem Grimm des Tückenbold's,
Der dort, wie im Asyl, keck und vermessen
Den Waller neckt, so gern auf Wurzelholz,
Voll gelben Sand, bis in die Nacht gesessen;
Ja, hätt' auf dich, Gefühl der Schwermuth, stolz,
Ein Weilchen selbst mein Hüttendach vergessen.

(Almanach romantisch-ländlicher Gemählde für 1798. Berlin. S. 100—104.)

---

11. An den Jungfernwald bei Berlin.

Im October.

Du, den seit vier Jahren ich nun kenne,
Oft durchwandelte bergauf, bergab,
Ha! der erste Park der Kunst gewönne
Nie bei mir den Rang dir wieder ab:
Fühllos geh' ich ihn vorbei, verachte
All' sein Spielwerk, seit ich dich gesehn,
Seit ich dich zum Busenfreunde machte,
O du Gottesgarten, wild und schön!

Lieber sind als seine Marmorbüsten,
Grabmal, Grott' und Otaheitisch Dach,
Mir die Tannenhäher, die hier nisten,
Und die Reh' im stillen Fichtenschlag,
Lieber deine krummen Eichenstämme,
Deine weifsen Birken, schwarz gestreift,
Und dein heimlich Thal voll Fliegenschwämme,
Wo Holunder für den Rothbart reift.

Nie im Lenz und Sommer müde laufen
Konnten meine Füfse sich in dir;
Und beinah schon jeden Ameishaufen,
Jeden Platz voll Reizker*) kenn' ich hier,
Jeden Busch, wohin des Jägers Stapfen
Nie vielleicht gebahnt sich einen Pfad,
Wo den abgefallnen Tannenzapfen
Nie ein Rothwild auf der Flucht zertrat.

Aber jetzt, da du in Nebelbroden
Und in dicken Heerrauch dich gehüllt,
Da der Sturmwind auf den falben Boden
Deine Blätter schüttelt kalt und wild;
Da die Amsel sich zur weiten Reise
Fertig macht, kein Hänfling länger harrt,
Und, den Regen witternd, hoch im Kreise
Raben schweben, und der Grünspecht knarrt:

---

*) Reizker, ein Waldschwamm, Agaricus deliciosus. Linn."

Jetzt, o trauter Wald, wär's auch am trübsten
Regentag, durchsuch' ich weit umher
Auf verwachsnem Schleifweg dich am liebsten,
Sausten deine Wipfel noch so sehr;
Lehn' am Baum, betrachtend, wenn die Tropfen
Dichter fallen, mich auf meinen Stock,
Oder lausche durch den wilden Hopfen,
Wann die Ricke*) pfeift nach ihrem Bock.

Wie sich's dann, wann mit zerzausten Locken,
Roth' und gelbe Blätter auf dem Hut,
Ich bei'm fernen Schall der Hammelklocken
Wiederkehr', in Liebchens Armen ruht:
O das weiſs nur der, der das Gepränge
Eitler Städter gern vergiſst bei dir,
Und dem Gott im Stübchen traut und enge
Ein zufriednes Herz beschert, wie mir.

(Gedichte. Berlin 1797. S. 226—228.)

---

12. Der Kirchhof zu Tegel.**)

Dieses Dorfes graue Giebelhütten,
Von Holundersträuchen wild umwachsen,
Seiner Bauersleute biedre Sitten,
Seiner Hähne Kräh'n, der Hühner Gaxen,
Haben oft mich, kam der Storch geflogen,
Aus der Stadt Getümmel hergezogen.

Aber öfter wahrlich! deinethalben,
Stiller Wohnort nächtlicher Gespenster,
Schlich ich her; denn deine tausend Schwalben,
Deine langen, trüben Kirchenfenster,
Und dein Pfriemenkraut, dein wilder Wermuth
Sind so recht für meiner Seele Schwermuth.

Sei gegrüſst, verfall'ne Kirchhofsmauer,
Übergrünt von hohen Maulbeerbäumen!
Läſst sich nirgends, als in deinem Schauer,
Doch so süſs vom bessern Leben träumen.
Ha! des alten Thorwegs schiefe Pfosten,
Wie sie sinken! Häsp' und Klinke rosten.

---

*) „Ricke, das Weibchen des Rehbocks."
**) „Bei Berlin."

Aus der Grabgebeine morschen Theilchen
Spriefst, o Tod, auf deinem Eigenthume
Zwar nur hie und da ein blaues Veilchen,
Neben Ehrenpreifs und Gänseblume;
Bei den schwarzen Tafeln, halb verwittert,
Duftet Flieder nur, vom West erschüttert:

Doch am Beinhaus, wo des Mauerpfeffers*)
Blättersterne sich im Schatten ründen,
Kann ich endlich vor des städt'schen Kläffers
Fadem Witz ein Zufluchtsörtchen finden.
O! wie einsam! nur der Küster hämmert
Manchmal an der Thurmuhr, wenn es dämmert.

Und auch ihr könnt hier in Frieden bleiben
Vor dem Lärm der Welt, ihr Grabesschläfer:
Unter Kletten, die am Grab bekleiben,
Stört euch nicht der stille Todtenkäfer;
Ruhe wehn die Nesseln, die den gelben,
Eingesunknen Hügel überwölben.

Ohne Furcht vor Sanduhr oder Sense
Auf des sel'gen Amtmanns Leichensteine,
Grasen zwar des Pfarrers junge Gänse
Manchmal hier im Frühlingssonnenscheine;
Zum Geschrei der Fledermäus' und Eulen
Blökt auch hier des Küsters Lamm zuweilen:

Doch was schadet's? In dem Todesschlummer
Seid ihr doch vor Menschen nun geborgen,
Und von Menschen kam doch euer Kummer,
Kamen eure Thränen, eure Sorgen.
Wohl! dafs Tugend euch den Fufssteig bahnte
Zu dem Glück, von welchem hier euch schwahnte.

Ach! wie ihr, in euren stillen Särgen,
Wünscht' ich oft, im Innersten beklommen,
Vor den Menschen tief mich zu verbergen!
Könnt' ich doch, wenn einst mein Stündlein kommen,
Nach des Schicksals Schlägen, die mich trafen,
Unter diesen Maulbeerbäumen schlafen!

(Almanach romantisch-ländlicher Gemählde für 1798. Berlin. S. 19—22.)

---

*) „Hauswurz, Hauslauch."

13. Einladung zu einer Lustfahrt nach Tegel.

An Herrn Regimentsquartiermeister und Auditeur Knüppel in Berlin.
(Abends im Juny 1793.)

Soll im Ernst, mein Lieber, in dem dumpfen
Arbeitsstübchen, vor dem Aktenschrank,
Frohsinn und Gesundheit dir verschrumpfen?
O! zerbrich einmal der Lage Zwang!
Morgen soll ein kleiner Bauerwagen
Früh um Fünf uns durch den Jungfernhain
Nach dem wunderschönen Tegel tragen:
Schlechterdings mufst du Gefährte seyn!

Von des Auslands Pflanzen und Gebüschen,
Säumt dein Gärtner zwar im Sommer nie
Diefs und Jenes, Freund, dir aufzutischen:
Manche Gruppen von Orangerie
Auszustellen in bemahlten Kasten,
Rein zu schaufeln jeden Gartensteig.
Dennoch mufs dein Herz, das fürcht' ich, fasten;
Denn Natur allein bleibt grofs und reich.

Anders ziehn in Tegels Paradiese
Feld und See dich an und wilder Park;
Ja! der Weinberg dort ist schon ein Riese
Gegen andre Berg' in unsrer Mark.
Hier zu Lande kam dir wohl, ich wette!
Solche Landschaft selten zu Gesicht.
Nur vergifs, das bitt' ich, die Lorgnette,
Und die frohe, heitre Laune nicht.

Morgen statt des Kochs verwürzter Speisen,
Genüge dir ein ländlich Mittagsmahl;
Ärmlich soll's nicht seyn: aus seinen Reusen
Holt der Fischer uns den besten Aal;
Ihren fettsten Puter uns zu köpfen
Weigert sich die flinke Wirthin nicht;
Wilde Erdbeer'n bringen uns in Töpfen
Auch die Kinder gern zum Nachgericht.

Bauerbrod, und frische gelbe Butter
Soll uns mehr, als Wienertort', erfreu'n.
Aber freilich, Freund! ein Flaschenfutter,
Wohlgefüllt, mufs unsre Sorge seyn!
Brunnenschwengel, Hahn und Glucke stimmen
Ein Terzett uns bei der Tafel an.
Und des Weinbergs schrägen Hang erklimmen
Wir vergnügt mit Weib und Kindern dann.

Dort wird Halt gemacht an jener Stelle,
Wo im Kreise blauer Flieder blüht,
Wo dein Auge Spandau's Citadelle
Mit dem Thurm im Hintergrunde sieht,
Vorn den langen See, voll weisser Täubchen,
Links des Schlosses Dach, mit Blei gedeckt,
Neben uns vielleicht im grünen Leibchen*)
Auch die Gärtnerfrau, die Samen steckt.

Über langgestreckte Gerstenhufen
Hören dort, aus Nadelholz hervor,
Wir gewiſs den fernen Kuckuck rufen
Und den Kranich schrei'n im Wiesenrohr.
Hat dir das behagt, so geht's bergunter,
Um der Thäler Schönheit nah' zu sehn;
Aber ungern nimmst du Abschied, unter
Lautem Ausruf: o! wie schön! wie schön!

Müde sinkt mein Weib, beim Schlag der Wachtel,
Unten hin auf weichen Rasenhang,
Und wir sammeln Raupen in die Schachtel,
Oder Heidelbeer'n, den Rain entlang.
Während neben uns die Feld-Cikade
Im zerkerbten Farrenkraute singt,
Schlendern froh wir nach dem Seegestade,
Wo aus Furcht der Frosch in's Wasser springt.

Welch Naturgemälde! Wunderdinge
Bannen hier auf Einem Fleck dich fest:
Dort des Schilfes lange grüne Klinge,
Wasserliljen hier, von Schaum benäſst,
Fern der Kohlenschiffe leichte Wimpel,
In der Näh' ein angepfähltes Floſs,
Und zur Seite Wasserspaz und Gimpel,
Grüſsend uns auf jungem Elsensproſs. —

Doch des Gasthofs Schornsteinwolken winken
Von dem einsam schönen Zauberort,
Der Levante schwarzen Trank zu trinken,
Leider! viel zu früh uns wieder fort.
Herrlich kühlt die Laube von Ebreschen
Nun die Wandrer mit bestäubtem Schuh;
Während Bauern in der Scheune dröschen,
Und im Stalle brüllen Stier und Kuh.

Zu der Nachtigallen Lustakkorden
Blöken, bei der Rückfahrt über Feld,
Lämmer uns entgegen aus den Horden,

*) „In andern Gegenden Deutschlands Mieder."

Wo der Fix des Schäfers Wache hält.
Aus den Thaugewölken, licht und wollig,
Lauscht der Vollmond o! so glau hervor,
Und der Frösche Völkchen schwatzt so drollig
Zwischen Pferdemünz' und Kolbenrohr.

Alle diese ländlich netten Sachen
Sollst du morgen hören, morgen sehn;
Aber lange mufst du heut nicht wachen,
Um bei Zeiten wieder aufzustehn.
Immer war ich des Kalenders Spötter;
Doch von morgen spricht er mit Verstand:
Morgen, er hat Recht, ist schönes Wetter,
Denn das Abendroth zieht über Land.*)

(Almanach romantisch-ländlicher Gemählde für's Jahr 1798. Berlin 1798. S. 145—150.)

---

14. Der See bei Lanke.

Uns schmeckten von des Landmann's Tisch,
Im Birkgebüsch,
Vortrefflich Krebs' und Fladen;
Doch itzt, ihr lieben Weiber, läfst
Ein sanfter West
Zur Wasserfahrt uns laden.
Der See, umkränzt
Von Erlen, glänzt
So hell, wie Silberglätte;
Wir lösen gleich
Dort im Gesträuch
Den Kahn von seiner Kette.

Gar lieblich auf der Wasserfahrt,
Gefährten, paart
Der Scherz sich mit Gesange.
Nur fange nicht, du böser Kahn,
Zu wackeln an;
Sonst wird den Weiblein bange.
Vergnügt wie wir,
Als wenn sie schier
Sich mit uns freuen könnten,
Kreis't um den Kahn
Der dreiste Schwan,
Und schrei'n die schwarzen Enten.

---

*) „Wenn nach untergegangener Sonne der Wind die Wolken von Osten gegen Westen treibt, so sagt der Landmann: die Abendröthe zieht über Land, und verspricht sich für den folgenden Tag heiteres Wetter."

Du, unsers Vaterland's Natur,
Ein Dummbart nur
Kann deinen Reitz bezweifeln:
Auch hier, o Sonne, strahlst du hold,
Daſs blitzend Gold
Die nassen Ruder träufeln;
Und Thal und Höh'n
Auch hier so schön,
So voll der Gottes Wunder!
Und blüht uns kein
Zitronenhain,
So blüht uns doch Holunder.

Du aber, lieber Fährmann, sacht!
Nimm dich in Acht,
Und lenke fein verständig!
Wir kämen, ohne Zweifel, dort
Nach jenem Port
Doch alle gern lebendig.
Ein Fischerhaus
Kuckt dort heraus,
Umstellt mit Reus' und Netzchen:
Ihr Lieben, hier
Erreichen wir
Ein niedlich Landungsplätzchen.

Und nun zum Busch! Die Sonne meint
Es brav, und scheint
Gerad' uns auf den Scheitel.
Zum Stricken ist hier nicht der Ort:
Drum, Weibchen, fort
Fort mit dem Strickzeugbeutel!
Doch habt ihr drin
Nach unserm Sinn
So irgend was zu schmausen:
Ei so beschert!
Und schmaus't, und hört
Die hohen Fichten sausen.

Wir sammeln, wenn wir ausgeruht,
Euch in den Hut
Auch blaue Heidelbeeren;
Denn aus dem schönen, wilden Wald
Muſs man so bald
Nicht wieder heimwärts kehren.
Erst wenn der Hirt
Zum Dörflein irrt,

Und rings die Klöckchen schweigen,
Der Schuhu schrei't:
Dann ist es Zeit
In unsern Kahn zu steigen.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. Berlin 1802. S. 76—80.)

---

15. Frohe Aussicht.

Bald bist du mein, ersehnter Friede
Des stillen Fleckens! Herzlich müde
War ich schon längst der eiteln Stadt,
War längst schon ihres Zwanges satt.
O sel'ger Tag, du wirst erscheinen,
Wo Jettchen mit den lieben Kleinen,
Von Kapp' und Mäntelchen geschützt,
Auf Stroh, im Korb des Wagens sitzt.
Dann geht es nach dem schönsten Ort,
In deinen Schoos, Werneuchen*), fort!
Ja dann, ihr lieben Leutchen, dann
Bin ich erst recht ein froher Mann!
Ha! welch ein Leben dort in frischer
Gesunder Luft! Bald bin ich Fischer
Und fang' im eingesenkten Netz,
Am Rand des Teichs, Karausch und Plötz**);
Bald Vogelsteller, der am Sprenkel
Rothbärt' erwischt, im Dohnenhenkel
Krammtsvögelchen mit schwarzen Schleifen,
Wann die Ebreschenbeeren reifen;
Bald Gärtner, der am Grabensteg
Die Gartenkanne füllt von Blech,
Sich mit der Heckenscheere trägt,
Vom Stamm die dürren Zacken sägt;
Das Moos von Bast und Rinde kratzt
Und durch den Zaun mit Nachbar'n schwatzt.
Auch such' ich gern mit der Lorgnette,
Nicht ungeneckt von meiner Jette,
Vom Beet, voll Gurken und Schallotten,
Das geile Unkraut auszurotten,
Und schlag' am Baum mit langem Stab
Den Kindern reife Maulbeer'n ab.
Auf unserm Hof, so still und traut,
Wo ungestört der Hausspatz baut,
Stört uns kein fader Thor der Stadt;

---

*) „Ein Flecken, drei Meilen von Berlin."
**) „Ein bekannter Weifsfisch mit plattem Leib; daher der Name. S. Adelungs Wrtb."

Hier schlägt der Puter uns ein Rad,
Und drollig bläht am Wasserborn
Der Hofhahn sich mit krummen Sporn.
Wenn Mutter ihre Betten sonnt,
Kein Wetter droht am Horizont,
Und Tauf' und Trauung nicht verhindern,
Wird oft nach Mittag mit den Kindern
Ein Lustgang nach dem Busch gemacht,
Der Hase weidlich ausgelacht,
Der sich von fern aus sicherm Nest
Vom kleinen Dachshund schrecken läfst.
Die Taschen füllt man hier mit rothen
Hambutten oder Ackerschoten,
Steckt sich im Schlendern manchen Stein
Mit schönen blauen Adern ein;
Und selbst das Kleinste sucht zum Straus
Sich Pimpinell*) und Bocksbart**) aus.
Heimwandelnd über Heid' und Wiese
Entzückt uns Mond und Wolkenriese.
Dann sitzen wir am Lindenbaum,
Ergötzen uns an manchem Traum
Aus Zukunft und Vergangenheit,
Indefs die Gans des Nachbars schrei't,
Und hie und da noch blöckt ein Schaf,
Das Vögelein zum leichten Schlaf,
Im Stehn, von Lindenlaub bedeckt,
Das Köpfchen unter'n Flügel steckt,
Die Milcherin bei frommer Kuh
Den Eimer füllt, und singt dazu,
Und auf dem Hof der Knecht, gebückt,
Noch Kiehn uns für die Küche pickt.
Wann spät die Kröt' im Garten hüpft,
Nach Mücken durch den Braunkohl schlüpft,
Hirschkäfer und Phaläne schwirrt,
Und todtenstill das Gäfschen wird:
Dann riegeln wir die Hausthür zu,
Und schlafen aus in guter Ruh',
Bis Frühroth durch die Linden blinkt,
Zum letzten Mal der Wächter singt,
Und Schwalb' und Sperling, wieder wach,
Sich grüfsen auf bestrohtem Dach. —
Wenn Herbstwind Busch und Baum entblättert,
Mir Fenster und Stacket zerschmettert:
Dann nehm' ich noch zum Traubenschnitt

*) „Pimpinella, Linn."
**) „Tragopogon, Linn."

Die Kleinen nach dem Weinberg mit;
Und herrlich labt, durch frühen Frost
Versüfst, des Winzers rother Most.
Wenn späterhin die Scheiben schwitzen,
Vom Frühreif Baum und Wiese blitzen,
Vom Frost die Seen überschelfern,
Der Hofhund heult, die Füchse belfern,
Der Nord die Flocken kräuselt, hu!
Dann kleben wir die Ritzchen zu
An Stubenthür und Fensterrahm,
Und freu'n uns, dafs der Winter kam.
Im Stübchen, klein und sehr antik,
Macht uns ein Zeisig Waldmusik;
Im Bauer, unter'm Tische, steckt
Ein Staarmatz, der die Gäste neckt,
Oft schimpfend mit der Hausfrau keift,
Dessauer Marsch und Polisch pfeift.
Die Mutter wickelt weiche Knocken
Von gelbem Flachs sich um den Rocken,
Mein Junge glitscht mit nassem Strumpf,
Erstarrt, auf zugefrornem Sumpf;
Und Guste spielt mit Weihnachtsnüssen,
Mit Fibel, Pupp' und Nadelkissen. —
So schleicht — o wer nur warten kann —
Die liebe Zeit auf's neu heran,
Wo an's Gesims' der kleinen Hütten
Die Schwalben ihre Nester kitten. —
O sel'ge Zeit, du wirst erscheinen
Für mich und Frau und liebe Kleinen!
Ja dann, ihr lieben Leutchen, dann
Bin ich erst recht ein froher Mann.

(Almanach der Musen und Grazien für 1802. Berlin 1802. S. 254—260.)

---

16. Werneuchen.

An Friederike Brendel.*)

Im April 1795.

Wenn's künftig Jahr um diese Zeit
Vom blauen Himmel nicht mehr schnei't,
Wenn vor der Pfarre kleinen Zellen
Der Lindenbäume Knospen schwellen,
Schon hie und da die Frösche quäckern,
Die ersten jungen Lämmer meckern,
Der lockern Erde Frühlingssaft

*) Schwägerin des Dichters.

Steigt in der Birk' und Erle Schaft,
Und Vögel in den Ahornhecken
Die weifsen Eierchen verstecken:
Dann kommst du, unsers Glückes froh,
Im Hute von geflochtnem Stroh,
Zu athmen hier voll Veilchenduft
Werneuchens reine Frühlingsluft.
O Freundinn! tausend Freuden warten
Auf dich in Haus und Hof und Garten.
Im Erknerstübchen schläfst du hier
Doch nur bis morgens früh um Vier'.
Die Henn' erweckt dich dann vom Schlaf,
Sitzt auf der Pfort', und kakelt brav.
Auch pfeift und singt mit frohem Sinn
Der Grofsknecht und die Melkerinn.
Wir tragen dann den Fliesentisch
In unsrer Laube Nufsgebüsch,
Um Thee dort von Salbei zu trinken.
Die schrägen Beetenfenster blinken
Am reinen, rothen Morgenstrahl,
Der Kibiz ruft im Binsenthal.
Mit freiem Haar und ungeschnürt
Wird dann im Gartensteig spatziert.
Wer wird so ängstlich sich verstecken
Vor Sonnenbrand und Sommerflecken?
Dann hilfst du gelbe Rüben fegen,
Siehst nach, ob Gäns' und Hühner legen,
Besuchst auch unter'm Dach die Tauben
Mit glattem Hals und blauen Hauben.
An's Pförtchen lockt die Neugier dich:
Ein Brunnengast erkundigt sich,
Wie weit nach Freienwalde sei;
Auch singt mit warnendem Geschrei
Ein Bettelmann am Wanderstab
Ein Lied vom Delinquenten ab.
Nach Tische kommt im grünen Rock
Ein Pächter mit dem Krückenstock,
Um sich von Holland oder Polen
Die wärmste Neuigkeit zu holen.
Wir wandeln nun mit mäfs'gem Schritt
In's Feld; er nimmt ein Brennglas mit,
Am Schlehdorn, in versteckten Gründen,
Die Pfeife, ruhend, anzuzünden.
Indem man traulich schwatzt, erschallt
Hervor aus schwarzem Fichtenwald
Die breite Holzaxt fleifs'ger Männer
Für Schneidemühl' und Ziegelbrenner.

Die Wachtel schlägt im grünen Korn,
Und fernher tönt ein Jägerhorn.
Hat über Moos und Maulwurfshaufen
Mein Junge müde sich gelaufen:
So steuern wir mit heiterm Blick
Gemach nach unserm Thurm zurück.
Doch wird der Gang noch oft gehemmt
Vom Hirten, der die Schaafe schwemmt,
Vom Bauer, dessen Ackerpferd
Nach Hause mit der Egge kehrt;
Denn wer dich kennt, mag gerne zaudern
In deiner Gegenwart, und plaudern.
Im Flecken eilt am kühlen Abend
Die Jugend uns entgegen trabend,
Wird gern beschenkt und gern geküſst,
Und jede fleiſs'ge Frau gegrüſst,
Die hinter'm Zaun im Garten jätet,
Und derben Teig zum Backen knätet.
Dem Küchlein auf dem Pfarrhof mengst
Du Brot und weichen Käse, tränkst
Sie vor dem Born aus kleinem Kübel;
Und lüstern schaut die Kräh' vom Giebel.
Auch hast du Fehd' und Spaſs genug
Alltäglich um dein Busentuch
Mit unserm groſsen Puterhahn,
Der helles Roth nicht leiden kann. —
Doch Frauchen ruft zum Abendessen!
Bei Rührei und Salat von Kressen,
Schafkäs' und Meth und Birkenwasser
Bespötteln wir den reichen Prasser.
Spät schleicht man bis zum Heck hinauf;
Giebt sich im Gehn manch Räthsel auf,
Erzählt von Fee und Zwerg, und lacht,
Und wünscht sich herzlich gute Nacht;
Schläft, o! so sanft und so gesund,
Und hört nicht Horn noch Bauerhund.

(Almanach der Musen und Grazien f. d. Jahr 1802. S. 10—15.)

---

17. Das Frühjahr,

an Henriette.

Von des Frühlings Wunderdingen,
Wann der Winter ausgetobt,
Dir ein Liedchen vorzusingen,
Hab' ich jüngst dir angelobt:
Nimm denn hier, was ich versprochen,

Nimm es, holde Minnerin!
Die mir nie ihr Wort gebrochen,
Aus der Hand des Treusten hin:

Sieh! o sieh! die Schwalben streichen,
Aus dem See und über Meer
Eilend mit den weifsen Bäuchen
Vor dem Fenster hin und her.
O und draufsen welch Gewimmel
Auf den Fluren weit und breit!
Im Gewässer, unter'm Himmel
Lauter Freud' und Herrlichkeit!

Seit die Sonne holder lachte,
Auch den letzten Schnee zerschmolz,
Und den Kuckuck wieder brachte,
Strebt im dichtverwachsnen Holz
Bald der Keim der jungen Eichel
Unterm Laube braun und kraus,
Und, beschäumt von Kuckucksspeichel*),
Jedes Erlenblatt heraus.

Übersät mit Kräuterblüten
Wird der Fichtenhügel bunt;
Braune Heidelerchen brüten
Im versteckten Erdbeergrund.
Ein verborgnes Aestchen suchen
Zeisig, Grasemück' und Fink,
Still zu baun, in hohen Buchen,
Thun so fröhlich und so flink.

In des Ackers Gänsedisteln**)
In der Vogelmilch***) am Rain,
In den Feldkamillen nisteln
Käfer, Grill' und Sprengselein.
Froh umsummt von Pferdebremsen
Öffnen sich im Winterkorn
Hie und da schon blaue Tremsen†),
Neben wildem Rittersporn.

Rohr und Pferdemünze††) spriefsen
An der Panke hohlem Bord;
Ihre kleinen Wellen schiefsen
Ueber breite Blätter fort.

*) „Kuckucksspeichel, weifser Schaum, der sich im Frühling an den Zweigen angelegt, und von den kleinen Flöhenschnecken herrührt; der grofse Haufe hält ihn für Kuckucksspeichel. S. Adelungs Wörterbuch." **) „Gänsedisteln, Sonchus, Linn." ***) „Vogelmich, Ornithogalum luteum, Linn." †) „Tremsen, Kornblumen." ††) „Pferdemünze, Mentha sylvestris, Linn."

Lang im nassen Sande strecken
Vor dem buntgereiften Haus
Klein' und grofse Uferschnecken
Sich im Weidenschatten aus.

Jenen Garten, wo vor Jahren,
Trautes Weibchen, wir so gern
Seitwärts bei einander waren,
Wo begrüfst vom Abendstern,
Mit des Apfelbaumes Triebe,
Mit dem Sprofs am Beetenbux*),
Unsre reine Seelenliebe
So allmählich keimt und wuchs,

Hat der junge Lenz auf's neue
Uns so herrlich bunt gemacht:
Tulp', Aurikel und Levkoie
Lachen da in voller Pracht;
Rother Mohn kuckt, weifs gerändelt,
Aus der grünen Schal' hervor,
Und der Abendvogel tändelt
Um den Hyacinthenflor.

Dorthin lafs noch oft uns wandern,
Treue, mit vergnügtem Muth,
Auf dem Rasen, wo vor andern
Wir so gern uns ausgeruht,
Uns von neuem angeloben;
Unterm Dach von Moos und Stroh,
Das uns Gott hat aufgehoben,
Mach' uns ganz ihr Segen froh.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 98—98[d].)

---

18. Unsre Grusebank.**)

Unterm Jubel froher Lerchenhähne
Schleicht so gern den Ackerrain entlang,
Zwischen Lolch***) und kriechendem Gerank
Mir am Arm die minnigliche Schöne,

An des Heideberges Schattenlehne
Auszuruhn auf unsrer Grusebank,
Die der Huldin stille Freudenthräne,
Um ihr Loos, oft mit Entzücken trank;

---

*) „Beetenbux, Buxbaum, womit die Gartenbeete häufig eingefafst zu sein pflegen."
**) „Grusebank oder Rasenbank."
***) „Lolch oder Trespe, Lolium, Linn."

Wo ihr oft beim Finkenschlag im Busche
An der Panke dichtberohrtem Bug,
Um des fernen Waldes graue Tusche,

Um der Wiese Kleid am Entenbruch,
Bunt von roth und weifser Blumenmusche,
Ach! so froh das liebe Herzchen schlug.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 71 f.)

---

19. Die Wildnifs.

Endlich bin ich hier in deinen Schauern,
Schöne Wildnifs du; der Tag ist schwül,
Und der Sand so tief; doch labendkühl
Wehn die Birken, die am Wege trauern.
Sei nicht furchtsam, bunter Distelfink,
Juble du und hüpfe froh und flink,
Unbesorgt vor allen Vogelbauern.

Nein wahrhaftig! selbst der keckste Bube
Stellt für dich hier seine Sprenkel kaum.
Sei du ruhig, Kautz, im hohlen Baum,
Und du Hamster dort in deiner Grube;
Eh' er matt sich in der Hitze sucht,
Bleibt der Jagdhund lieber in der Bucht,
Und der Förster in der kühlen Stube.

Kämen Weiber, Morcheln hier zu lesen,
Nicht zuweilen noch vom nächsten Ort;
Karrten nicht aus jenem Dorfe dort
Bauern her, um Birkenreis zu Besen
Abzuschneiden; irrte, aufser mir,
Manchmal nicht der wilde Jäger hier:
Wär't ihr längst verlassen schon gewesen.

O! ich mufs durch diese Haseln tiefer
Mich hinein arbeiten: immer frisch!
Welch ein wilder Dickigt! welch Gezisch!
War's von Nattern? oder rauscht die Kiefer
Seitwärts hier voll Harz und Rindenschwamm?
Ha! dich kenn' ich, alter Ulmenstamm,
Beugt der Sturm doch jedes Jahr dich schiefer.

Ungern freilich sehn des liebetollen
Rothwilds Augen eines Wandrers Kunft.
Schrecklich zeugen von des Ebers Brunst
Dieses Hügels aufgewühlte Schollen.

Doch zu stören euch fiel mir nie ein;
Meinetwegen mögt ihr fröhlich seyn,
Weidlich rammeln, brunsten oder rollen.

Dieses Eppichs schwarze Beerentrauben
Sind doch schier für meinen Gaum zu herb,
Sind für euch, die ihr im Eichenkerb
Einsam heult, ihr schönen Ringeltauben;
Und so durstig meine Zunge lecht,
Scheint es minder rathsam mir als recht,
Honig hier aus diesem Spalt zu rauben.

Nagst du Zeit auch hier, wie allenthalben?
Ach! vom Köhlerhäuschen, das hier stand,
Blieb nichts mehr, als diese morsche Wand;
Raupen spinnen ruhig auf der falben
Hecke nun, und in des Daches Rest
Haben Wespen nur ihr graues Nest;
Denn zu öde schien er selbst den Schwalben.

Schade wär's, diefs Bäumchen zu verderben,
Mit dem schlanken Wuchs, sonst schnitt ich gleich
Seinen zarten Bast von Stamm und Zweig
Für mein häuslich Weib zu Erdbeerkörben.
Doch genug zerknickte schon der Sturm
Und durch mich soll kein Marienwurm
Hier, kein Wasserschofs am Baume sterben.

Schrie der Schuhu dort? Komm nur und mahne
An den Rückgang mich; schon dämmert's hier.
Sicher ging' ich irre, zeigte mir
Nicht den Weg des Thurmes Wetterfahne.
Jettchen hat gewifs schon aufgetischt,
Was so süfs nach heifsem Gang' erfrischt:
Gartenerdbeer'n oder Schafmilchsahne.

(Almanach romantisch-ländlicher Gemählde für 1798. Berlin 1798. S. 36—40.)

---

20. Meine Gegend.

O du Anger, wo der Wolfsmilch Blüte
Sparsam kaum gedeiht im dürren Sand,
Wo ich kaum, so viel mein Blick sich mühte,
Einen Straufs von wilden Rosen fand;
Ärmlich Gärtchen, das mich oft empfangen
Mit der Aemmerlinge Symfonie,
Nur im kleinen Thurm von Hopfenstangen
Vor der Sonne Glut mir Schutz verlieh;

O du Berg, bestreut mit Fichtenäpfeln,
Wo ich sinnend manchen halben Tag,
Mocht' es stürmen und vom Himmel tröpfeln,
In der Hagebutte Düften lag;
Oeder Busch, nach dessen Dohnenbügeln
Einsam oft mich stille Sehnsucht trieb,
Wiese du, besä't mit Maulwurfshügeln,
O warum denn hab' ich euch so lieb?

Du entlegnes Thal, in dessen Mitte
Noch im Herbst ich oft die halbe Nacht
In des Erbsenwächters Halmenhütte,
Die er längst verlassen, zugebracht;
O ihr heimlichtrauten Schauerstellen,
Wo ich oft den liebsten Namen schrieb
In des Hügelsandes gelbe Wellen:
O warum denn hab' ich euch so lieb?

Ha! die Schönste, der in Liebesfesseln
Längst ich sang der Liebe Huldigung,
Wandelt mir in Rosen eure Nesseln,
Eure Armuth um in Königsprunk!
Ach in diesem Thal hat sie gesessen,
Hat diefs Gärtchen hier einst hübsch genannt,
Von den Brombeer'n dieses Bergs gegessen,
Sich ermüdet einst in diesem Sand!

Darum hat mit seinen Wundergruppen
Nun für mich kein Welschland, keine Schweiz,
Kein St. James mit seinen Marmorgruppen,
Keines Sultans Park den kleinsten Reiz;
Darum fühlt, trotz ihren Lorbeerbüschen,
Ihrem Wasserfall und Dach von Gold,
Doch mein Satyr Drang sie auszuzischen,
Darum, darum bin ich euch nur hold.

Fiel' es einst uns in der Mohren Steppen,
In der Lappen kalte Wüstenei'n,
Zu den Eskimo's uns hinzuschleppen,
Fern vom Vaterland, dem Schicksal ein,
Und Sie hätte dort es schön gefunden,
Ginge dort auch gern an meiner Hand:
O so fänd' ich dort nach wenig Stunden
Meine Gegend und mein Vaterland!

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 54—55[a].)

---

21. Das Landleben.

Fort mit eurer grofsen Stadt!
Wer Gefühl im Busen hat
Wird, umsäumt von Wald und Wiesen,
Sich ein friedlich Dorf erkiesen.
Früh erwacht aus leichtem Traum,
Jubeln im Kastanjenbaum
Grasemück' und Nachtigall.
Öffnet man den kleinen Stall:
Kuckt mit freundlichem Gebrumm
Sich die Kuh verständig um.
Entchen baden bei der Tenne
Sich im Pfuhl, indefs die Henne,
Die sie gestern ausgebracht,
Ängstlich sie am Rand bewacht.
Bei des Entrichs Lustgeschnatter
Grüfst man freundlich den Gevatter,
Der vorbei am Zaune geht,
Wo die hohe Linde weht,
Und an grünbemoosten Planken
Kürbisse mit Warzen ranken.
Frei vom dummen Bettelstolz
Sägt man unter'm Schoppen Holz,
Dafs die Erbsen besser schmecken,
Wenn wir unser Tischchen decken.
Auf dem Teich, vom Schilf umzischt,
Fährt man sich im Kahn, und fischt
Hechte, die am Ufer plätschen,
Pflückt im Garten Nüss' und Zwetschen,
Wo der Stieglitz nicht erschrickt,
Der am reifen Mohnkopf pickt;
Wo die Gans mit grauem Flügel
An des Wassergrabens Spiegel
Mit den Töchtern, gelb und jung,
Emsig zupft am grünen Strunk;
Hört entzückt im Baum voll Mispeln
Bienen summen, Weste lispeln,
Sieht erpicht auf süfsen Raub
In der Lilje Blüthenstaub,
Fröhlich wimmelnd, rauche Hummeln
Sich mit grünen Käfern tummeln;
Flickt das schiefe Weinspalier,
Jätet dort, und schaufelt hier;
Lies't vom Beete Stein, und Stecken,
Nascht von dichten Aalbeerhecken,*)
Sucht, wenn Frauchen kochen will,
Körbel, Petersilj' und Dill.
Nach dem Wolfsberg geht es dann,
Wo der Spuk nicht ruhen kann;
Dort, umkrächzt von dreisten Raben,
Ziehn den Rock wir aus, und graben
Aus dem Sande, hocherfreut,
Urnen von der Heidenzeit.
O! der schönen Gegend Reitz:
Fern der grauen Mühle Kreutz,
Des gepflügten Ackers Streifen,
Dirnen, die die Heumahd häufen,
Und der Bleicherin Gesänge
Kürzen uns des Weges Länge.
Auf dem Gang nach Hause sitzt
Man ein Weilchen, nafsgespritzt,
An dem See, wo Binsen ruscheln
Über Schneckenhaus und Muscheln;
Schläft zu Haus auf einer Schütte
Frischen Heu's, ist's in der Hütte
Im August einmal zu schwül,
Sorgenlos und herrlich kühl,
Wenn der reiche Mann auf Schwanen
Rache mufs und Richter ahnen.
Nett ist unser Stübchen, da
Hängt gemahlt die Grofsmama
Bei dem braven Eltervater;
Unter'm Ofen spinnt der Kater.
O! welch ländliches Gemisch
Bunter Sachen: über'm Tisch
Die beblümte grüne Decke,
Vor dem Fenster Nelkenstöcke,
Auf den Dielen gelber Sand,
Hundert Nägel an der Wand
Voller Flinten und Pistolen,
Stiefeln auch mit breiten Sohlen;
Fliegenklapp' und Schlüsselbund.
Jägertasch' und Wachtelhund.
In der dunkeln Laube, vorn
Vor dem Haus, von Schotendorn**)
Sieht man blinken, welche Wonne!
Weifse Tauben an der Sonne,

*) Aalbeere = schwarze Johannisbeere. Ribes nigrum.
**) „Akazie."

Oder hört zur Abendzeit,
Wie des Thurms Horneule schrei't.
Spät begießt im Garten man
Seine Zwiebelnbeete dann,
Eingefaßt mit Amaranten,
Wenn der Sonne Strahlen brannten;
Oder sichelt noch zuletzt,
Wenn der Thau die Wiese netzt,
Knieend mit der krummen Hippe
Kleegras für die Pferdekrippe.
Städter! sieh, gesund und roth,
Lachen uns bei'm Abendbrot
Bei Salat und derbem Schinken!
Sieh den reinen Landwein blinken,
Preise laut des Dorfes Glück,
Kehr' in seinen Schoos zurück!

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. Berlin 1802. S. 90—96.)

---

22. Der Meierhof.

An einen Freund in Berlin.

Dich drückt, o Freund, des Städterlebens Last;
Ich schwärm umher auf kleinen Wanderungen,
Da hab' ich dir ein ländlich Lied gesungen,
Das du zum Trost von mir gefordert hast.

Hier nimm es hin: vielleicht, mein Lieber, wird
Es dem Gefühl in deinem Busen frommen;
Doch muß dein Kopf erst wieder zu sich kommen,
Von allem Lärm, der dich bisher umschwirrt.

Ruh' neben mir im Geist auf dieser Bank,
Von Fliederlaub und Haseln dich umblättert,
Und sieh empor: die weiße Katze klettert,
Vom Spatz' gefloh'n, das Scheunendach entlang.

An dieses Taubenhauses rundem Pfahl,
Den Vorsicht jüngst mit glattem Blech beschlagen,
Kann nie der Iltis mehr hinauf sich wagen,
Der oft bei Nacht dort heimlich würgt' und stahl.

Die blaue Taubenflucht pickt neben mir,
Und zeigt mir dreist die gelben Augenringe.
Im Stalle klappt des Knechtes Futterklinge;*)
Dort blökt ein Kalb und Hengste wiehern hier.

Der Pächter kommt; er drückt mir treu die Hand,
Erzählt mir viel von seinen Fohlenstuten,**)
Zeigt dann im Garten mir die edeln Ruthen
Gepfropfter Bäum' und ihren Kunstverband.

*) „Die breite Klinge an der Futterbank, das Stroh damit zu Hexel zu scheiden."
**) „Stuten, die ein säugendes Fohlen haben."

O! schlichest, Freund, du nur ein einzig Mal
Durch dieses Weins gewölbte Lattengänge,
Durch dieser hohen Rosenhecken Enge,
Durch dieser Eiben*) schattendes Portal;

Und sähst von hier der Aussicht Kolorit,
Des weiten Thals getuschte Perspektiven,
Den Eichenforst mit ausgehau'nen Tiefen,
Wo durch Gewölk die Sonne Wasser zieht;

Und sähest dann in diesem Hüttchen hier
Die Pächterfrau den neuen Flachs sich hecheln,
Die Kinderschaar bei'm Vesperbrote lächeln,
Den Vater selbst bei seinem Kesselbier;

Säh'st vor dem Fenster an die rauhe Wand
Der Hütte sich die Kürbisranken häkeln:
O Freund, o Freund, wie würde dann dich ekeln
Vor deiner Stadt und ihrem Flittertand!

Schon krankt dein Geist; genesen kann er nur
Weit, weit entfernt von Fasching, Ball und Bühne.
Komm, rette dich in meinen Arm, und sühne
Dich wieder aus mit Einfalt und Natur.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. Berlin 1802. S. 97—100.)

---

23. Der Bauerhof.

Mit tiefem Spalt, wo Spatzen bau'n,
Schwirrt auf der Gasse vorn die Linde;
Dahinter liegt der Reiserzaun,
Durchrankt von grüner Efeuwinde.
Die Pfort', auf keinen Klopfer stolz,
Schliefst eine Klinke, nur von Holz.

Vorn auf der Hütte ragt erhöht
Des spitzen Giebels krumme Gabel,
Der Storch, der gern im Neste steht,
Biegt klappernd oft zurück den Schnabel.
Die lange Feuerleiter schmückt
Das graue Strohdach, gelb geflickt.

---

*) **„Taxusbäume."**

Der Hütte runde Scheiben, grün
Und röthlich längst vom Regenwetter,
Mit brauner Fensterlad', umziehn
Mit Bast gebundner Reben Blätter.
Vom Flugloch schwebt die Taub' herab;
Rauchschwalben schiefsen auf und ab.

Gedrückt vom grofsen Feldstein knarrt
Der Ziehborn oft mit nassem Eimer.
Die schwarze Henn' im Hofe scharrt
Mit ihrem Buhlen in geheimer
Verträglichkeit; das Küchlein zipt
Am grünen Wassertrog, und nippt.

Am kleinen Backhaus, schwarz von Rufs,
Stehn Ofenwisch und Fladenschieber;
Daneben reift die welsche Nufs,
Des Flieders schwarze Traube drüber;
Rings liegen Reis und Nadelholz,
Voll Harz, das an der Sonne schmolz.

Bald hämmert auf der Schneidebank
Der Bauer seine stumpfe Sense;
Bald flickt er Rad und Wagenstrang,
Bald seiner Pferde Kummt und Trense.
Hier hängt im Schoppen Seil und Sieb;
Dort krankt ein junges Huhn am Pip.

Lang unter'm Erndtewagen streckt
Sich Wasser*) aus, des Hofs Gebieter;
Längst war, von keinem Dieb geschreckt,
Er Nachts der Gans und Ente Hüter,
Die schnatternd auf des Teiches Flut
Voranschwimmt vor der gelben Brut.

Zur Seit' im wüsten Garten, wo
Mohnblüte sich und Rose röthet,
Hockt still im gelben Hut von Stroh
Ein altes Mütterchen und jätet.
Hier blühen Nelk' und goldner Lack;
Dort grünen Möhr' und Pastinack.

Dicht hinterm Garten rufen dumpf
Rohrdommeln her vom Schilfgewässer;
Am ausgehöhlten Weidenrumpf
Ruhn Fischerreuse, Netz und Kesser**);
Hier schreit der Kiebitz im Gezweig,
Der Kranich dort am Elsenteich.

*) „Ein gewöhnlicher Name der Bauernhunde.“ — **) „Kesser, ein kleines Fischernetz, gewöhnlich, aber unrichtig, Köscher genannt. S. Adelung's Wörterbuch.“



Das Abendroth im Westen welkt.
Stolz nickend führt die rothen Kühe
Der Bulle heim, und Aenne melkt.
Verplaudert wird nach Schweifs und Mühe
Der Abend auf dem Bänkchen vorn,
Bis spät ertönt des Wächters Horn.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 131.)

---

24. Entschuldigung.

An einen Freund in Berlin.
Im März 1800.

Abschied hat der Winter zwar genommen,
Und der Weg, im Jänner zugeschnei't,
Bessert sich; doch nach Berlin zu kommen,
Hab' ich itzt wahrhaftig keine Zeit:
Soll umsonst der kleine Garten
Auf des Hauswirths Pflege warten?
Soll den Frühling, hier so schön, so schön,
Ich im Rauch der Hauptstadt schöner sehn?

Unsre Gartenfreude zu vereiteln,
Ist der Frost zu schwach auf seiner Flucht;
Was von kleinen grauen Samenbeuteln
Man nur hat, wird dreist hervorgesucht,
Und der Fufssteig zwischen Beeten
Nach der Mefsschnur festgetreten;
Und geschwind, wo sich's noch blicken läfst,
Weggeputzt der Raupe weifses Nest.

Was der Sturm im Januar zertrümmert
Hie und da an Lauben und Spalier,
Das wird emsig nun zurecht gezimmert,
Ausgebessert Zaun und Lattenthür.
An der Kirche Feldsteinmauer
Suchen wir uns dann in lauer
Mittagstunde schon den schönsten Straus
Blauer Veilchen zur Erhohlung aus.

Täglich halten itzt mit süfsen Bitten
Ueberall mich meine Kinder fest:
„Hasch' uns, lieber Vater, doch Kalitten!*)
Zeig' uns doch der Grasemücke Nest!"
Soll' ich, statt die Lust zu theilen,
Freund, nach deinen Mauern eilen?
Hätt' auch itzt mein Weib nicht mehr zu thun,
Als auf Bänken deines Parks zu ruhn?

*) „Schmetterlinge."

Bald läfst sie ein Nestchen bau'n zum Brüten
Für ein Huhn, das unaufhörlich gluckt,
Bald dem jungen Puter Krümchen bieten,
Der soeben aus der Schale kuckt,
Bald, verhütend grofsen Schaden,
Mich die Vogelflinte laden,
Wenn der Habicht über'm Hofe kreis't,
Der so gern einmal ein Entlein speis't.

Komm du selbst, die Grillen zu verjagen,
Wieder zu uns her auf's schöne Land!
Berstende Kastanjenkeime ragen
Schon in's Fenster, wo dein Bette stand.
Nach dem Ritt dich zu erfrischen,
Eilt dann Liebchen aufzutischen,
Was du vor'ges Jahr mit Recht erhobst:
Ihr geschältes Muskatellerobst.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. S. 16—19.)

---

25. Frohe Botschaft,

an Henrietten, im Aprill.

Immer war dir's noch zu kalt,
Gutes Mädchen; aber bald
Wird's der Sonne wohl gelingen.
Frohe Botschaft dir zu bringen,
Ging ich aus; hör, Liebchen! an,
Was ich schon erzählen kann:

Hinter den Berliner Höh'n
Fängt der Morgen schon so schön
Durch die Elsen an zu dämmern,
Und mit krausen Blütenlämmern
Hat, am wärmern Frühlingshauch,
Sich geputzt der Haselstrauch.

Halb erwachend quaken dumpf
Schon die Frösch' im Wiesensumpf,
Machen Ring' und kleine Blasen
Auf dem Wasser; über'n Rasen
Hüpfen manche schon herum,
Sonnen sich und sehn sich um.

Und das Stachelbeergebüsch
In den Gärten grünt so frisch,
O! und Fink und Lerche singen,
Und mit gelben Schmetterlingen
Freu'n im Grünen inniglich
Schon die gelben Gänschen sich.

Herzchen! zwar verdriefst es dich,
Dafs der Schnee noch immer sich
In den Fahren*) will verstecken,
Und die liebe Sonne necken;
Doch Gedult; der arme Wicht!
Lange necken soll er nicht.

Bald, mein süfses Mädchen, bald
Blühen Garten, Feld, und Wald.
Freu dich, liebe gute Seele!
Nächstens komm' ich und erzähle,
Sind die Schwalben wieder hier,
Von noch schönern Sachen dir.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 32 u. 33.)

*) „Die tiefen Furchen zwischen den Ackerbeeten. S. Adelungs Wörterbuch."

---

26. Lied im Frühling.

An Henrietten.

Am Birkenzweige blättert
Der volle Keim sich auf.
Das frohe Eichhorn klettert
Am Stamm hinab, hinauf.
Die trägen Winterschläfer:
Waldbiene, Wesp' und Käfer
Und Hummel wachen auf.

Mit grünen Wasserlinsen
Färbt sich das Wiesenmoor.
Es hüpft aus Schilf und 'Binsen
Der muntre Frosch hervor.
Die Wasserjungfern fliegen
Am Ufer hin, und wiegen
Sich froh am jungen Rohr.

Und an den Gartenbäumen
Wird alles weiſs und grün.
Die Maienblümchen keimen,
Holunder und Jesmin.
Bald wird die Ros', o Wonne!
Am wärmern Strahl der Sonne
Für dich, mein Jettchen, blühn.

(Gedichte. 1797. S. 140 ff.)

---

27. Frühlings-Lied.

Die liebe warme Sonne saugt
Das Lindenblatt heraus;
Vom Weste lieblich angehaucht
Kriecht jedes Veilchen aus.
Der Kalmus sproſst am Weidendamm,
Die Wasserlilj' im Teich;
Der Laubfrosch hüpft am Elsenstamm,
Die Kröt' im grünen Steig.

Im Grünen schwärmt der Schmetterling
Vergnügt um Kalb und Kuh,
Und klappt, auf Kirschenblüten, flink
Die Flüglein auf und zu.
Der Sperling mit dem Liebchen thut
So traulich, so geheim,
Und pickt dabey sich wohlgemuth
Der Erbse zarten Keim.

Der Himmel rings so frei und hell,
Im Strauch das Vögelein,
Die Blüt' im Wald, die Blüt' am Quell,
O Mensch, ist alles dein.
Hinaus, hinaus aus Stub' und Stadt
Was hören kann, und sehn,
Und fühlend Herz im Busen hat;
Der Lenz ist ja so schön.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 9 u. 10.)

---

28. Der April.

Sie heben an, der Lerchen Feldgesänge;
Die Unk' erwacht aus ihrer Winterruh;
Zum Anger eilt im blökenden Gedränge,
Voll Uebermuth, der Stier mit seiner Kuh.

Süfs duften uns von jedem Fenster zu
Aus Wassergläsern Veilchen schon im Menge.
O schöne Zeit! O holdes Dörfchen du!
Wer tauscht dich itzt um eines Throns Gepränge?

Am Zaune spriefst, durchwärmt von Frühlingsgluth,
Das junge Gras; und frohe Kinder schneiden
In's Körbchen Nesseln für die Gänsebrut.

Und Liebchen läfst, geschirmt vom Sonnenhut,
Den Säugling heut zum erstenmal mit Freuden
Am jungen Grün die Wunderaugen weiden.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. S. 22. 23.)

---

29. Der Bauer in Ostern.

Endlich hat der Wind den Schnee zerhaucht;
Endlich sieht man wieder Schwalben fliegen.
Gott sei Dank, dafs man nicht länger braucht
Hinter'm Ofen auf der Bank zu liegen.

Grasig wird des kleinen Dörfchens Plan:
O! so freut euch wieder, Schaf' und Rinder!
Alle Dotterblumen fangen an
Aufzublühn zum Spiel für unsre Kinder.

Seht doch hier am Heck den Schlehenbusch!
Wie gepudert prangen Zweig' und Äste:
Seht, das frohe Zeislein flattert husch!
Ein und aus, und baut wohl schon am Neste.

Stut' und Wallach wiehern unter'm Joch,
Und der Pflugsterz wird zur Hand genommen.
Frisch zur Arbeit! Endlich kann man doch
Wieder leicht in Gottes Erde kommen.

Ja! bald schmaust man nach des Tages Last
Nicht des Abends mehr bei Kiehn im Heerde;
Nein, hübsch draufsen unter'm Lindenast
In der Abendröth' auf Rasenerde.

Heitz' im Garten nun den Ofen bald,
Liebes Weib, mit trocknen Fichtenzacken;
Hörst du nicht? Die Osterklocke schallt:
Fladen, Fladen mufs die Mutter backen!

Dafs im lieben grünen Feste man,
Wenn die Frösche hinter'm Garten unken,
Bier dazu im Freien zapfen kann;
Denn im Osterfest wird Bier getrunken!

Lustig, Jung' und Mägdlein! baarfufs springt
Heut' in's Lug, um Kalmus drin zu suchen;
Wer nicht Futter für die Kühe bringt,
Der bekommt auch keinen Festtagskuchen.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. S. 42—44.)

---

30. Die Dorfbewohner.

Im Frühjahr 1800.

Mailüftchen fächern;
Aus Sumpf und Löchern
Schlüpft Haselmaus
Und Frosch heraus.
An unsern Dächern
Klebt froh ihr Nest
Die Schwalbe fest.

Zu beiden Seiten
Der Laube spreiten
Lind' und Jesmin
Ihr helles Grün,
Und Lämmchen läuten,
So weifs als Schnee,
Im Wiesenklee.

Kirschblüthen zittern
An Gartengittern
Mit süfsem Ruch;
Bewegt vom Flug
Des Hänflings, schüttern
Sie oft, und schnei'n
Sein Nestchen ein.

Der Hase rammelt;
Die Biene sammelt
Im Morchelnthal
Zum ersten Mal.
Der Tauber dammelt,
Und macht sich kraus
Am Taubenhaus.

Die Fische laichen
In Kalmusteichen.
Von Vögelein,
Die grofs und klein
Nun wieder streichen,
Tönt Minnesang
Die Heid' entlang.

Die Quelle strudelt;
Der Westwind hudelt
Den Apfelzweig.
Im Lämmersteig,
Den Schnee besudelt
Und schmelzelnd Eis,
Spriefst Ehrenpreis.

Die Küchlein ziepen;
Nestvögel piepen
Im Fliedergrün,
Und Frauen ziehn,
Mit Milch in Kiepen,
Barfüfsig hin
Zur Städterin.

Frühmorgens pfropfen
Wir, stängeln Hopfen,
Und sä'n Spinat
Und Kopfsalat.
Der Wein, voll Tropfen
Und knospend itzt,
Wird angestützt.

Bei ihrer Bleiche
Singt durch Gesträuche,
Den Arm geschürzt,
Den Rock gekürzt,
Die Dirn' am Teiche,
Und spritzt auf Gras
Die Leinwand naſs.

Des Hüttchens Mutter
Macht Käs' und Butter;
Denn itzt beschert
Die Kuh, genährt
Mit grünem Futter
Im Elsenbruch,
Ihr Milch genug.

Die Lust zu mehren,
Wenn's warm ist, scheren
Wir Schafe noch:
So schmaust man doch
Um Zwölf mit Ehren
Sein klein Gericht,
Und schämt sich nicht.

Nachmittags waden
Im See und baden
Wir, leicht bedeckt,
Im Rohr versteckt,
Und ruh'n auf Schwaden
Von Thymian
Am Ufer dann.

Drauf geht's von dannen
Zum Hain voll Tannen,
Wo man auf Moos
Sich, wie in Schoos
Von Ottomannen,
Vom Waldinsekt
Umsumset, streckt.

Um kalte Schale
Zum kleinen Mahle
Zu geben, hockt
Die Frau, und brockt,
Vom Abendstrahle
Der Sonne roth,
Schwarz Bauerbrot.

Wenn Tulp' und Nelken
Aus Thaugewölken
Der Abend näſst,
Ist's noch ein Fest,
Die Schafe melken
Zu sehn auf Streu
Der Schäferei.

Wie's Abendpfeifchen,
Von Mückenhäufchen
Am Zaun geneckt,
Uns herrlich schmeckt,
Schwebt hinter Streifchen
Von Wolkenflor
Der Mond hervor!

Und wenn für Morgen,
Vom Berg verborgen,
Das Abendroth
Gut Wetter bot:
Schläft ohne Sorgen
Im Kämmerlein
Man frölich ein.

(Almanach der Musen und Grazien für 1802. Berlin 1802. S. 48—55. — Neuer Berlinischer Musenalmanach für 1794 herausgegeben von F. W. A. Schmidt und E. Ch. Bindemann. S. 101—107 unter dem Titel: Die Döbritzer. Im Frühjahr 1793.)

---

31. Der Frühlingsabend auf dem Lande,

an *.

Seit ich geplagt von Gicht und finstern Launen
Der Winterstub' auf's stille Dorf entrann,
Um hier den jungen Frühling anzustaunen,
Bedaur' ich dich, der's so nicht haben kann!

Mehr, als bei dir der Opernsänger Fistel,
Der Bühne Pracht, der Gallabälle Prunk
Entzückt der Grille Lied in junger Distel,
Der Lämmer Tanz, des Heupferds froher Sprung.

Hier steh' ich, fern von Höferey, zu angeln
Nach Barb' und Schleih auf schmalem Grabensteg.
Wie süfs durchwürzt den Zeisigbusch von Tangeln,
An meiner Seite, Nelk' und Fichtenpech!

Wie lachend grünt der gelbe Sprofs der Weide
Bei Wasserkolb' und jungem Entengras!
Wie lieblich tönt aus Haselnufsgestäude
Des Aemmerlings Diskant, der Amsel Bafs!

Auf Eiern lauscht im schilf'gen Wasserbecken,
Vor'm Schufs des Jägers scheu, die wilde Gans.
In Mehlbeerstrauch*) und Berberitzenhecken**)
Bau'n runde Nester Fink und Seidenschwanz.***)

Das Eichhorn schmaust der Birke Blütenzäpfchen
So drollig hier, und putzt sich Bart und Ohr.
Am Boden schau'n mit runden, weifsen Köpfchen
Die Pilz' aus Moos und Haidekraut hervor.

Der flachen Quelle funkelndes Gerinne
Fällt sanft hinab in's niedre Wiesenthal.
Auf ihren Wellchen schwimmt die Wasserspinne;
Das Ufergras durchschlüpft der glatte Aal!

Der Gärtner schwitzt bei Beetenschnur und Spaten,
Obschon am Wald das Abendroth erlosch,
Und seines Giebels treue Störche waten
Derweil' im Sumpf nach Wasserschlang' und Frosch.

Laut quaken schon des Teiches kleine Völker;
Und heller glänzt des Neumonds gelber Schein.
Der Dämm'rung froh umfliegt der Ziegenmelker †)
Des Schafstalls Gitterthor, und schlüpft hinein.

Vorn an des Zauns gestützten Weidenflechten,
Die Wallnufsbaum und Flieder überragt,
Schwatzt, wenn sie ausgemolken, mit den Knechten
Vom nahen Jahrmarktsfest die junge Magd.

O! welche Lust! umflattert von Phalänen ††)
Im Blütenduft des Pflaumenbaums zu ruh'n,
Indefs im Erlenbusch mit Wonnetönen
Der Sprosser klagt, und ferne Kühe muh'n! —

---

*) „Mehlbeerstrauch, eine Art des Weifsdorns, Crataegus Oxyacantha, Linn.“ — **) „Berberitzenhecken, Berberis, Linn.“ — ***) „Seidenschwanz, eine Art Drosseln. Die Spitzen einiger Federn am Schwanze sehn aus, als wenn sie mit Seide gestickt wären, Turdus cristatus.“ — †) „Ziegenmelker, oder Nachtschwalbe, von welcher der Aberglaube vorgiebt, dafs sie den Kühen, Ziegen und Schafen die Milch aussauge.“ — ††) „Phalänen, oder Nachtvögeln.“



Hätt' ich mein Weib noch hier und meine Kinder
In diesem Thal, so recht für mich allein:
Dann könnt' ich traun! vergnügter und gesünder
An keinem Ort der weiten Erde seyn.

(Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. S. 110c–e.)

---

32. Maifreude.

An Henrietten.

Fort, Liebchen, mit dem Winterpelz!
Der West umliebelt dich.
Konzert ertönt im Birkgehölz,
Beim frühen Vogelstrich.
Und täglich färbt der Wiese Schmelz,
Die Heide frischer sich.

O sieh! wie froh am Lindenbast
Die Wickelraupe kriecht!
Der Schillebold*) vom Narbenast
Des Birnbaums niederfliegt!
Und dieser Blüthe Dunenquast
Des Frühlings Odem wiegt

Mit ausgespannten Flügeln schifft
Der Schwan auf unsrer Spree.
Der Wasserblümchen Lenzgedüft
Umhaucht den Unkensee;
Und auf der weichen Gänsetrift
Sprieſst Wegewart und Klee.

Wie Alles, Alles weit und breit,
Vom linden Schmeichelwind
Mit Wonneblüthen überstreut,
An warmer Sonne minnt!
Vom Storche bis zum Spatz sich freut,
Vom Karpfen bis zum Stint!

Weh dem, der itzt bei Städtertand
Den Mai verlieren muſs! —
Komm, komm nach unsrer Quelle Rand,
Umkränzt von Cytisus,
Zu ruh'n an grüner Heckenwand
Bei Els' und Wassernuſs.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. S. 29.)

*) „Ein fliegendes Insekt, libellula grandis, Linn."

---

33. Der Juniusabend.

Ein matter Purpurschimmer dämmert
Noch graugesäumt von Westen her,
In seiner kleinen Esse hämmert
Der müde Nachbar Schmid nicht mehr.
Es hüpft' auf schrägen Leitersprossen
Das Hühnervölkchen längst zur Ruh.
Die Schwalb' hat ihr Konzert geschlossen,
Und eilt dem Hangebettchen zu.

Wir seh'n uns — drückend war die Hitze —
Nach einem Kühlungsörtchen um:
Dort lockt mit seinem Rasensitze
Der Laube Kaprifolium.
O Hüttchen, das nach Sommerschwüle
Uns manchen Abend schon verbarg,
Empfang' uns; sind in deiner Kühle
Die Mücken gleich ein wenig arg.

Wie still! es knarrt der Perpendikel
Vernehmlich an der Kirchenuhr;
Es rauscht mit Düften der Aurikel
Ein leises Schauerlüftchen nur.
Und o! dort über'm Eichelkampe,
Von grauem Heerrauch überdeckt,
Wird eben itzt die goldne Lampe
Des grofsen Mondes angesteckt.

Sanft möge rings dein Abendschlummer,
Recht sanft, geliebte Gegend, seyn!
O schlief' auch jeder kleine Kummer
Der guten Menschen mit dir ein!
Schliefst dort in Beiersdorf*), ihr Lieben,
Schliefst wohlgemuth die Augen zu!
Euch, liebe gute Nachbarn, drüben
In Löhm*) und Seefeld*) sanfte Ruh!

Auch dir, wo ich in Hütt' und Särgen
Manch theures Kleinod hinterliefs,
O Heimath hinter jenen Bergen,
Auch dir heut Ruhe sanft und süfs! —
Doch still davon! Die Thränen schiefsen
In's Auge mir; kommt, Weib und Kind,
Lafst uns die Primeln noch begiefsen;
Sie trauern schon: geschwind, geschwind!

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. S. 63—65.)

*) Dörfer in der Nähe von Werneuchen.

34. Sommerdürre.

Noch immer bläst der trockne Ost:
Für Beet und Flur ein schlechter Trost! —
Kein Wölkchen rings am Horizont!
Lein, Gerst' und Wicken, heifs durchsonnt,
Stehn kläglich da, versengt und falb;
Und hungrig brüllen Kuh und Kalb.
Die Wasserkanne, voll und schwer,
Schleppt man im Garten hin und her
Und giefst im Schweifs des Angesichts;
Doch Schweifs und Mühe fruchten nichts!
Die Schaf' erregen dicken Staub.
Zusammen schrumpfen Blüth' und Laub.
Die Rose darbt im Blumentopf;
Der Mohn im Garten hängt den Kopf.
Die Nelke stirbt am grünen Stab;
Und unreif fällt die Pflaum' herab.
Die Bienen tragen wenig Seim
Zum Honigkorb des Schauers heim.
Das Entlein lernt nicht schwimmen; denn
Am Dorf vertrocknen Pfuhl und Fenn.*)
Nur Käfer, Brems' und Raupenbrut
Gedeihen in der Sonnengluth. —
Nach Kühlung athmend, sitzen wir
Des Abends vor der Hüttenthür.
Selbst was im Dorf nur lallen kann,
Ruft Gott um milden Regen an.
O möchte bald der Hofhahn kräh'n!
Die Mühle sich gen Abend dreh'n!
Im Birnenbaum der Laubfrosch schrei'n,
Und fernher zucken Wetterschein!
O Wonne! wenn voll Hoffnung dann
Frohlockt der arme Ackersmann!
Wenn Pferd und Stier und Gans und Huhn
Und selbst die Würmchen fröhlich thun!
Und auf die liebe Aerntezeit
Zum Voraus sich der Dröscher freu't!

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. S. 71—73.)

*) „Fenn, Sumpf.“

35. An die Natur im Herbst.

Wann die Kirchenschwalb' ihr Giebelnest,
Und der Storch sein Scheunendach verläfst,
Wann die Fledermaus sich in der Mauer
Vor dem nassen Wind ein Obdach wählt,
Und im Tannenwald ein schirmend Zelt
Has' und Dammhirsch vor dem Regenschauer;

Wann die Krähe schon so niedrig streicht,
Hinter'm Nebeldunst die Sonn' erbleicht,
Wann die Wolken treiben, und der Regen
Von dem Birkenbusch die Blätter leckt,
Wann der Fufssteig drunter sich versteckt,
Und das Fahrgleis' in den Seitenwegen;

Wann der Herbstwind durch die Brüche saust,
Wild am Rohr die dürren Büschel zaust,
Und das Schilf zerknickt, und tiefe Kerben
In der angeschwollnen Havel zieht,
Wann die letzte Blum' am Bord verblüht,
Röthlich sich die Uferweiden färben:

O Natur! auch dann begrüfs' ich so,
Wie im Blüthenmond, dich innigfroh!
Wird mir doch, wann ich zum Liebchen eile,
Bald, von ihrem weifsen, weichen Arm
Sanft umschlungen, wieder wohl und warm:
Schwirre Regen dann! und Sturmwind heule!

(Gedichte. 1797. S. 39—40. Vorher im Göttinger Musen-Almanach für 1790. S. 116 f.)

---

36. Der Landmann im Winter.

Wenn rings der Winter saust und schnei't,
Der Städter sich der Opern freut,
Sich närr'sch vermummt, auf Bällen springt,
Und Punsch bis an den Morgen trinkt:
Dann fehlt's uns armen Bauersleuten
Auch nicht an Freud' und Lustbarkeiten.
Wie lustig! wenn durch Schneegewölk
Die Morgensonn' am Dachgebälk
Die Zapfen von Krystall durchschimmert,
Und Rauhreif an den Bäumen flimmert!
Wenn vor dem Hüttchen, sonder Scheu,
Die Meise hackt in's Fensterblei!
Und sich am Born, mit Stroh umwunden,

Die Kräh' entzweit mit Hahn und Hunden!
Dann giebt's hier Zeitvertreib genug:
Wir flicken Wagenrad und Pflug,
Und bessern Garten, Scheun' und Haus
Und Flegel, Sens' und Harken aus.
Wenn's im Dezember friert, so laufen
Wir nach der Stadt, um einzukaufen
Für's kleine Volk, zum heil'gen Christ,
Was schmeckt, und nicht so theuer ist:
Spinnjungfern, welsche Nüss' und Kringeln*);
Da hört man Schlittenpferde klingeln,
Und eilt aus all' dem städt'schen Saus
Vergnügt zurück zum kleinen Haus. —
Schlägt unsre Uhr Nachmittags Vier,
So wird's erst recht lebendig hier:
Dann schliefst der Küster seine Schule,
Und auf des Dorfes Entenpfuhle
Prüft, mit dem Schreibzeug unter'm Arm,
Das Eis ein froher Bubenschwarm.
Hier, unter Lärm und lautem Witze,
Fliegt mancher Schneeball an die Mütze,
Bis rings der Kiehn der Hütten lodert,
Und Vesperbrot der Magen fodert.
Um Weihnacht singen Abends gerne
In weifsen Hemden, mit dem Sterne,
Die Weisen aus dem Mohrenland:
„Die Sonn' hat uns so schwarz gebrannt."
Dann läuft zusammen Kind und Greis;
Gewaltig jucht der frohe Kreis,
So oft, mit Goldpapier geschmückt,
Herodes aus dem Fenster nickt. —
Oft lauern wir im warmen Kittel
Den Füchsen auf mit derbem Knittel,
Die unsre Hühnerställe wittern,
Wenn hell von Frost die Sterne zittern,
Ertappen auch den Hasen wohl,
Der sorglos nascht vom braunen Kohl.
Geht's einst im Schlitten nach dem Wald,
Wo keines Jägers Hiefhorn schallt,
Kein Dammhirsch gras't, das Eichhorn kaum
Sich zeigt im hohen Tannenbaum:
Wie lächelt dann im Schnee und Sturm
Entgegen uns des Dörfchens Thurm,
Sobald wir wieder heimwärts lenken,
Zu ruh'n auf unsern Ofenbänken!

*) „Ein nicht kostbares Backwerk."

Im heifsen Stübchen, eng und traut,
Giebt's nun Kartoffeln mit der Haut,
Gesundes Halbbier, hat man Durst,
Auch, wenn es hoch kommt, frische Wurst.
Dann reifst die Mutter Gänsefedern,
Und zum Geschnurr von Spinnenrädern
Erzählt man viel von grausen Sachen:
Dreifüfs'gem Hasen oder Drachen,
Der feurig in den Schorstein springt,
Und Manchem Speck und Eier bringt;
Schlüpft dann in's Bettchen, hochgethürmt,
Schläft fester nur, jemehr es stürmt,
Und will um aller Fürsten Pracht
Nicht Wächter seyn in solcher Nacht.

(Almanach romantisch-ländlicher Gemählde für 1798. S. 81—85.)

---

37. Ländliche Winterscenen.

Nach der alten Regel
Floh'n die Reisevögel
Längst schon in die Fremde.
Wie ein weifses Hemde
Deckt der Schnee die Wintersaat,
Und der kalte Jänner naht.

Rings vom Sonnenschimmer
Eis- und Schneegeflimmer!
Wie die Tannenzacken
Von der Schneelast knacken!
Wie der Sturm im Dickicht ächzt,
Wo die Dohl' im Wipfel krächzt!

Durch verdorrte Stoppeln
Sucht, mit Hundekoppeln,
Über Heid' und Fluren,
Nach des Wilddiebs Spuren,
Nun der Jäger mit dem Rohr,
Oder hetzt den Dachs hervor.

Drüben eilen Schlitten
Nach der Heimath Hütten.
Wie die Pferde rauchen!
In die Hände hauchen
Sich die Wandrer, weifs bereift;
Denn der Schnee im Wege pfeift.

Unter Bauerhäusern
Hebt aus Ulmenreisern
Dort, mit Kopf und Sterne,
Sich des Thurms Laterne.
Horch! wie schwach die Glocke singt,
Weil der Schnee den Schall verschlingt.

Auf des Dorfes breiten,
Wassergräben gleiten,
Unter Kräh'n und Raben,
Wilde Bauerknaben;
Und so kalt der Nordwind stürmt,
Wird ein Schneemann aufgethürmt.

Still im Spinnerstübchen
Sitzt das Bauerliebchen,
Haspelnd für den Buhlen
Garn von vollen Spulen,
Der sie frei't zum Osterfest,
Wenn der Frosch sich hören läſst.

Drauſsen wird vom alten
Vater Holz gespalten.
Mutter quirlt indessen
Mehl zum Abendessen,
Facht mit grauem Flederwisch
Kohlen an, und deckt den Tisch.

Laſst das Leichhuhn immer
Schrei'n bei Sternenschimmer!
Laſst den Kobolt spuken!
Sind doch Krug und Kruken,
Süſser Trost! noch voll Kofent*),
Und der Torf im Ofen brennt!

(Almanach romantisch-ländlicher Gemählde für 1798. S. 136—139.)

---

38. Der Wald im Winter.

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich nebelgrau, umflorend das Gebüsch.
Ist's möglich, schöner Wald, bist du derselbe,
Der mich im Lenz entzückt? Kein Rab' umfliegt
Mich heut, da sonst in lieblichem Gemisch
Hier tausend Vöglein barg das Blattgewölbe.

---

*) Dünnes Bier.

Wie wild der Nord den Tangelstrauch zerknickt,
Und Klumpenschnee von seinen Nadeln schlägt!
Wie todtig rings! hier diese leise Fährte
Hat auf der Flucht ein Räuber eingedrückt,
Den aus dem Nest, von Dornen eingehägt,
Der Peitsche Knall, das Horn der Treibjagd störte.

In ihrer Grub' im Büchelforste bannt
Der Jännerfrost, trotz grimmer Hungersnoth,
Schon lange fest das Schmalthier und den Keuler.
Dem Köhler selbst erstarrt die Schwielenhand;
Vergebens fordern Weib und Kinder Brodt;
Verlassen steht der halbgethürmte Meiler.

Wie? ist es Zauber? — blutgefärbter Schnee!
Und hie und da noch Reste von Gebein! —
Ein Streich vom Fuchs und seinen Raubkumpanen.
Ha! locktet ihr das unbesorgte Reh
Mit List in diesen Hinterhalt hinein?
O hütet euch! der Förster wird es ahnen.

Doch, Wandrer, nicht zu weit! denn dicker wird
Der Nebelduft; die Sonne schwand hinab;
Noch bringt zum Dorf dich ferner Hunde Blaffen.
Weh dem, der lang' in dieser Wildnifs irrt!
Er findet leicht bey Nacht sein kaltes Grab,
Wenn tief im Schnee ihm Knie und Muth erschlaffen.

(Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. S. 157—159.)

Franz Freiherr von Gaudy.

Geb. 19. April 1800 zu Frankfurt a. O. als Sohn eines preufsischen Generalleutnants, besuchte das Collège français in Berlin, dann die Klosterschule zu Pforta, die er mit dem Zeugnis der Reife verliefs; trat in das 1. Garderegiment zu Potsdam ein, nahm aber, da er es in 15 Jahren nicht über den Rang eines Leutenants hinaus gebracht hatte, 1833 seinen Abschied und lebte in Berlin litterarischen Studien. Gestorben 5. Februar 1840.

Berliner Mai.

Der Nachtigall und der Zeisig,
Die leiden am Schnupfen beid',
Verkriechen sich stumm in Reisig
Und sträuben ihr Federkleid.

Blafsgrüne Eichenblätter,
Sie zittern nackt und blofs;
Gern kröchen sie bei dem Wetter
Zurück in den Knospen-Schoofs.

Es fror von der Kastanie
Die Blüthe starr und steif,
Denn als satyrische Frange
Umspielt sie Schnee und Reif.

Doch wenn auch die Vögel verstummen,
Rollt auch der Frost das Blatt —
Maikäfer summen und brummen
Diensteifrig vor der Stadt.

Maikäfer, drei ganze Dutzend',
Liefs schwärmen die Polizei,
Sonst wähnten Berliner stutzend:
Verboten wäre der Mai.

(Poetische und prosaische Werke herausg. v. Arthur Mueller. Berlin 1853. 1. Band. S. 14 fg.)

Fr. Brunold.

Pseudonym für August Ferdinand Meyer.

Geb. am 19. November 1811 zu Pyritz in Pommern, Lehrer in Stettin, später eine ganze Reihe von Jahren in Joachimsthal in der Uckermark, wo er, nachdem er Ostern 1879 in den Ruhestand getreten war, am 27. Februar 1894 starb.

1. Der Werbellin.

Wie ein Gottesauge glänzet,
Drüber dunkle Brauen glüh'n,
Liegt, von Berg und Wald umkränzet,
Märchenhaft der Werbellin.

Und das Nebelkind, die Sage,
Schmücket ihn mit Blüth' und Kranz,
Längst vergess'ne schöne Tage
Steigen auf in vollem Glanz.

Auf der Flut, in Abendfeier,
Schwimmt ein Schifflein sonder Eil',
Braungelockten Haar's am Steuer
Lehnet Otto mit dem Pfeil.

Heilwig, seines Herzens Minne,
Schaut ihn blauen Auges an,
Und es geht ihm durch die Sinne,
Was sie einst für ihn gethan.

Wie sie ihn aus Haft und Banden
Jüngst befreit durch Muth und List.
Fürst und Held er seinen Landen,
Dichter ihr geworden ist.

Lieder tönen, Harfen klingen!
Und ein Stern vom Himmel fällt.
Ferner, ferner schallt das Singen,
O, wie schön ist doch die Welt.

Well' auf Welle schäumt zur Stunde,
Mond vollendet seinen Lauf,
Aus versunk'ner Stadt im Grunde
Läuten Glocken dumpf herauf.

Wie ein Gottesauge glänzet,
Drüber dunkle Brauen glüh'n,
Liegt, von Berg und Wald umkränzet,
Märchenhaft der Werbellin.

Wald und See im Wolkendunkel!
Trägen Flug's ein Weihe dort,
Stille rings — dann Sterngefunkel,
Und die Sterne läuten fort.

(Gedichte. Dritte Auflage. Zürich und Stuttgart 1887. S. 4 u. 5.)

---

2. Denkst du des Tags?

Denkst du des Tags? Es war zur Sommerzeit;
Wir fuhren durch den Wald, den dicht belaubten,
Weglos, wie's Frohgemut so gerne thut —
Wir Sänger, die wir zwanglos uns gefunden —
Auf Kaiserjagdgrund, nach Hubertusstock —
Wo Kaiser Wilhelm oft, der sieggekrönte,
Mit seinen Paladinen, jagdfroh, jagte.
Es lag vor uns die Kanzel, wo der Herr
Vielmals gestanden, weidrecht, Wild erlegend.
Ein Blick dorthin, und eh' ein Wort gesprochen,
War'n wir, als könnt' es gar nicht anders sein,
Ein Lied anhebend, singend auch schon droben.
Wie feierlich klang's durch die Sommerfrische,
Im Waldesdom, das Eichendorffsche Lied:
„Wer hat dich, Wald, so hoch erbaut hier droben,"
Indes zu tausenden die Hirsche gingen,
Im Waldgrund, rudelweis, wie andachttrunken.
Wer es erlebt, vergessen wird er's nimmer.
Gesegnet wird die Stunde stets ihm bleiben;
Geheiligt ihm der Tag, die Stunde sein.
Ich lenke heimwärts meinen Wanderschritt.
Die Hirsche ziehen wieder rudelweis
Zur kühlen Flut des schönen Werbellin,
Indes im Waldesrauschen mir's erklingt,
Wie damals: Lebewohl! du schöner Wald!
O, lebe, lebe wohl! — Denkst Du des Tags?

(Der Bär. Illustrierte Wochenschrift für vaterländische Geschichte. XIX. (1893.) S. 287.)

---

3. Stillleben.

Thalwärts liegt ab vom Wege
Das Dorf im märk'schen Sand,
Als wären Schicksalsschläge
Hier völlig unbekannt.

Stillleben heifst's, und flüchtig
Das Aug' darüber schweift,
Als wäre eitel nichtig,
Was durch den Sinn hier läuft.

Das Vieh, die Hausgenossen,
Der Storch im Nest fehlt nicht;
Im Teich, wie ausgegossen,
Sich spiegelnd, Sonnenlicht.

Gleich bleibt sich Jahr und Stunde,
Der Tag geht, wie er kam,
Und doch wie bracht' die Kunde,
Dafs Krieg sei, hier auch Gram.

Wie hat der Sohn gelehnet
Sich an die Mutter an,
Wie war das Aug' bethränet
Dem braven Landwehrmann.

Wie hat die Arm' geschlungen
Er um sein Weib und Kind,
Schmerzvoll auch hier erklungen
Die Abschiedslieder sind.

Wie wurd' auch hier gelauschet
Auf jeden Kriegsbericht,
Wie Wort um Wort getauschet,
Wo fehlte Nachricht nicht.

Und als sie heimwärts kehrten,
Durch Sieg und Ruhm beglückt,
Wie war für die Geehrten
Ein jedes Haus geschmückt.

Nur drüben in der Hütte
Ein Mädchen weinte dort,
Sie lenkte ihre Schritte
Nicht zum Begrüfsungsort.

Den sie in heifsem Lieben
Getragen in der Brust,
Der war bei Toul geblieben,
Des Dorf's einz'ger Verlust.

Nicht Kohl' und Feuer brennen
Verschwieg'ner Liebe gleich —
Nun macht der Tod ihn nennen,
Ob arm sie — und er reich.

Nun haben ihre Schmerzen
Sie allen gleich gestellt.
Es wogt in jedem Herzen
Der Pulsschlag einer Welt.

Es klopft in jedem Raume
Der Stundenschlag der Zeit,
Darüber wie im Traume
Woget Unendlichkeit.

Thalwärts liegt ab vom Wege
Das Dorf im märk'schen Sand,
Als wären Schicksalsschläge
Hier völlig unbekannt.

Die Sonnenstrahlen dehnen
Sich über Dorf und Feld.
Auch hier Glück, Freud' und Thränen!
Stillleben nennt's die Welt.

(Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart. 1887. S. 84—86.)

---

4. Herbststimmen.

Herbstgefilde! Morgenfrische!
Neblich rings die weite Welt;
Grünroth ranken Brombeerreben
Thaugetränkt im Stoppelfeld.

Tief am See in hohem Schilfe
Gellend laut Kibitze schrei'n;
Wilde Enten, hoch am Himmel,
Ziehen fort in langen Reih'n.

Der Wind pfeift hohl und eisig
Hin über den öden Raum,
Die Sperlinge sitzen zu Haufen
Im alten Weidenbaum.

Die alte Krähe im Gipfel
Verkündet schreiend Gefahr,
Und hin zum nächsten Baume
Zieht schwirrend die Sperlingsschaar.

Schnell über die Stoppelfelder
Schreitet ein Wanderer hin,
An seinem Leibe flatternd
Die Sommerfäden ziehn.

(Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart 1887. S. 278.)

---

5. Winternacht.

Mondlicht auf der Haide liegt,
Nachtfrost sich auf Windhalm wiegt;
Droben glänzt der Sterne Schaar
Hoch am Himmel, hell und klar.

Einsam rings im öden Raum
Steh' ich still am Fichtenbaum;
Über meinem Haupte zieh'n
Krähenzüge schwirrend hin.

Windhauch kalt durchschüttelt mich —
Herz, mein Herz! wie winterlich!
Öde Heide, weit und breit,
Winter in mir, um mich heut.

(Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart 1887. S. 283.)

---

6. Winterschlaf.

Die Tannenbäume wiegen
Ihr Haupt so sorgenschwer;
Auf allen Zweigen liegen
Schneeflocken rings umher.

Kein Vogel läſst sich hören,
Tief still ist's in dem Wald;
Rings um die alten Föhren
Liegt Winter rauh und kalt.

Im Wald herrscht heilig Schweigen,
Kein Sonnenstrahl ihn traf —
Die Bäume sich trauernd neigen
Zu langem Winterschlaf.

(Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart 1887. S. 282.)

---

7. Am Moor.

Es wiegen die Wasserbinsen
Sich tief in dunklem Moor;
Die kalten Abendwinde
Rasseln in reifem Rohr.

Das Heer der wilden Enten
Bricht scheu aus dem Schilfe jetzt;
Rohrdommel sich dicht am Stamme
Der gekappten Weide setzt.

Sie schaut nach den dunklen Mummeln,
Die auf dem Wasser sind,
Die Enten ziehn am Himmel,
Im Rohre rasselt der Wind.

(Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart 1887. S. 280.)

---

8. Friedhof im Walde.

Vom Dorf entfernt, im Fichtenwald,
Wegab, thalwärts, waldein
Liegt, ringsum Föhren, grau und alt,
Ein Friedhof, eng und klein.

Am Kreuze Moos und Moos am Zaun,
Kein Laut die Ruh' durchbricht;
Altklugen Aug's hinüberschau'n
Die Reh' im Mondenlicht.

Die Todten längst vergessen sind,
Kein Name lebet fort;
Man trug schon Kind und Kindeskind
Zum Friedhof dicht am Ort.

Schlaftrunken rings die Fichten steh'n,
Die Rehlein schau'n darein —
Der Herr scheint durch das Thal zu geh'n,
Es kann nicht stiller sein.

Vom Dorf klingt Abendläuten her;
Der Ton ruft: Weihnachtszeit!
Am Friedhof wird's Nacht mehr und mehr,
Dichtflockig still es schneit.

(Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart 1887. S. 284.)

Karl Weise.

Geb. am 19. November 1813 zu Halle a. S., erlernte das Drechslerhandwerk und liefs sich nach längerem Aufenthalt in Frankfurt a. M., Lübeck und Berlin in Freienwalde a. O. als Drechslermeister nieder, wo er am 31. März 1888 starb. „Freienwalder Hans Sachs."

1. Das klingende Fliefs am Schlofsberg.

Was tönt durch die nächtliche Stille
Herüber an's lauschende Ohr?
Dort dringt es aus schwärzlicher Hülle
Umwaldeter Berge hervor.
Laut stimmt es die Seele zur Freude,
Leis' weckt es Gefühle so bang.
Erst tönt es wie Abendgeläute,
Dann rauschend wie Kirchengesang.

Einst lauschte dort Abends ein Sänger.
Das freundlichste Plätzchen der Flur,
Es fesselt den Lauscher nicht länger,
Er suchte des Klingenden Spur.
Vom prangenden Teppich der Felder
Verschwand er, die Harfe zur Hand,
Hinüber in's Dickicht der Wälder,
Hinwandelnd auf felsiger Wand.

Was klingt hier aus duftenden Gründen?
Ein Bächlein mit flimmerndem Glanz;
In reizenden Schlangengewinden,
Die Wellchen holdkräuselnd im Tanz,
Durchzieht es bewaldete Strecken,
Küfst Veilchen im Rasen und Moos;
Ihm öffnen bei knospenden Hecken,
Zwei Hügel den blühenden Schoofs.

Wildwachsende Rosen zu frischen,
Umflutet's die Nesseln am Steig;
Wallt abwärts zu Erlengebüschen,
Noch tiefer zu Haselgezweig;
Nun hüpft es von Klippen zu Klippen
Hinunter zur blumigen Au',
Empfangen mit schmachtenden Lippen,
Durchfunkelt vom himmlischen Blau.

Der Sänger zog gegen's Gefälle,
Bis, wo es, von Bergen umringt,
Auf wonniger heiliger Stelle
Verborgener Tiefe entspringt;
Bis, wo es in labender Frische,
Von kosenden Blümchen umschmückt,
Aus lieblichem Farbengemische
Die blühenden Fluren erblickt.

Auf grünenden, hügelnden Matten,
Von rauschenden Buchen begränzt,
Wo Birken die Quelle beschatten,
Wo Epheu sie dunkelt und kränzt,
Hier liefs er die Harfe erklingen,
Hier sang er, von Andacht durchglüht;
Der Sänger, die Quelle sie singen
Dem ewigen Schöpfer ihr Lied.

In Kronen des Waldes versunken
Sinkt tiefer und tiefer hinab
Die Sonne, ein leuchtender Funken,
Hinunter in's purpurne Grab.
Nun prangen in perlender Schöne
Die Fluren, o Wonnegenufs!
Es kühlt sie die himmlische Thräne,
Es netzt sie der göttliche Kufs.

Es setzt sich der Sänger zur Quelle,
Die nimmer und nimmer verstummt,
Die ewig, ob dunkel, ob helle,
Ihr Lied dem Allmächtigen summt.
Erzähle, Du Traute, erzähle,
Was hast Du erlebt und geschaut?
Vertrau' es der denkenden Seele,
Dafs sie es dem Liede vertraut.

Erzähle aus glücklichen Zeiten,
Wo Götter Dich kosend umlauscht,
Wo herrlich, zum Spiele der Saiten,
Hier Bardengesänge gerauscht.
Erzähl' aus verfinsterten Tagen,
Entries'le aus schaurigem Grund
Urstoffe graus klingender Sagen,
An Wundern so reich und so bunt. —

(Gedichte. Erster Band: Blumen der Wälder. Zur Erinnerung an Freyenwaldes Fluren. Freyenwalde v. J. S. 12—15.)

2. Die heiligen Hallen.

(Gesangweise: Lobe den Herren.)

Sterbliche Pilger, die Hallen dem Göttlichen bauen,
Kommet, die Hallen aus göttlichen Händen zu schauen!
Pilger erwacht!
Wenn sie bei Morgenrots Pracht
:,: Himmlische Thränen bethauen. :,:

Herrliche Säulen, hoch rauscht's in den Wipfeln! dort läuten
Mahnend die Glocken, den grünenden Dom zu durchschreiten.
Bleibe nicht fern,
Wo sich die Arme des Herrn
:,: Ueber die Betenden breiten! :,:

Heilige Stille! — Wer predigt? Es tönt in der Tiefe
Fühlender Seelen, als ob der Allmächtige riefe!
Hörst Du es nicht?
Ja, der Allmächtige spricht:
:,: „Wandle gerecht, denn ich prüfe". :,:

Wo Dich die Säulen des Göttlichen blühend umwallen,
Lafs auch Dein Loblied dem Göttlichen blühend erschallen!
Jauchzend dem Herrn,
Pilger von nahe und fern
:,: Zieh't durch „die heiligen Hallen!" :,:

(Gedichte. Erster Band: Blumen der Wälder. S. 67.)

Emanuel (von) Geibel.

Geb. 18. Oktober 1815 zu Lübeck, empfängt seine Bildung auf dem Katharineum seiner Vaterstadt, widmet sich in Bonn und später in Berlin dem Studium der klassischen Litteratur, wird Hauslehrer bei dem russischen Gesandten in Athen, bereist mit seinem Freunde Ernst Curtius die griechischen Inseln, widmet sich, in seine Vaterstadt zurückgekehrt und 1843 vom König Friedrich Wilhelm IV. durch ein lebenslängliches Jahrgehalt geehrt, ganz der Dichtkunst. Vom König Maximilian II. von Bayern 1852 nach München berufen und mit hohen Auszeichnungen bedacht, kehrte er nach dessen Tode 1868 nach Lübeck zurück, wo er am 6. April 1884 starb.

Sanssouci.

Diefs ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Rasen;
Sieh', wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen,
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schofs;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileau's.

Vorbei am luft'gen Haus, voll fremder Vogelstimmen,
Lafs uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heit're Schlofs mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glühn.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworrne Zeichen —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Rofsbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indes die Reiterei mit rafselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach?

Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgrufs, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll?

Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgernis;
Des treuen Freundes Geist will er herauf beschwören,
Dem — ach, um ihn — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerrifs?

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche?
O nein, das alles ist es nicht.

Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke;
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weifsen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein, erschein, o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!“

Er spricht's, und ahnet nicht, dafs jene Morgenröthe
Den Horizont schon küfst, dafs schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch roth von süfsem Schrecken,
Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

(Gedichte. 72. Auflage. 1873. S. 317.)

George Hesekiel.

Geb. am 12. August 1819 zu Halle als der Sohn des Generalsuperintendenten und Dichters Friedrich Hesekiel, empfing seine Schulbildung in seiner Vaterstadt und auf der Klosterschule zu Rofsleben, studierte zuerst Theologie, dann Geschichte und Philosophie und ging noch als Student zur litterarischen Laufbahn über. Lange Jahre war er Redakteur der Neuen Preufsischen (Kreuz-) Zeitung in Berlin, wo er am 26. Februar 1874 starb.

1. Zwischen Sumpf und Sand.

Gott grüfs' Dich, märkische Haide
In hellem Sonnenglanz,
In grün und grauem Kleide
Und dunkler Kiefern Kranz!

Wie wogt's von edeln Düften
Von Harz und Haidekraut!
Und drüber in den Lüften
Wie wirbelt's da so laut!

Die blauen Glöckchen läuten,
In Waffen steht der Dorn,
Die Bienenschwärme beuten
In Schwad' und Haidekorn.

Es summt und surrt geschäftig —
Heimlich Wallen und Weh'n —
Die Sonne spiegelt sich prächtig
In tiefen blauen See'n.

Im Sande halb begraben
Der hohlen Weide Stumpf,
Die Linde steht erhaben,
Die Erle still im Sumpf.

Die Sagen werden lebendig,
Die grauen Zeiten jung,
Die Haide, sie ist beständig
Und hat Erinnerung.

Die Kiefer senkt am Bruche
Den Wipfel wie im Schlaf,
Als träumt sie von dem Fluche,
Der einst die Wenden traf.

Hier an der Hügelwange
Da riefen: Waidmanns Heil!
Schon Markgraf Hans der Lange
Und Otto mit dem Pfeil;

Dem ist manch' Lied erklungen,
Wenn Liebe ihn verwund't,
Hier hat er süfs besungen
Manch süfsen rothen Mund.

Und seine Minnelieder,
Hier klingen leis' sie fort,
Das Weh'n und Flüstern wieder
Wird sein melodisch Wort.

Dort auf dem Damm, dem langen,
Wogte die grimme Schlacht,
Die zornigen Pommern zwangen
Markgraf Ludwig's Macht.

Und über'n Wald herüber
Zwei stumpfe Warten seh'n,
Die Quitzow's liefsen drüber
Ihr Sternenbanner weh'n.

An jener grünen Schanze,
Wie schlug der Derffling gut!
Da brach im blut'gem Tanze
Der Schweden Uebermuth;

Da fuhren, wie eiserne Wetter,
Brandenburgs Reiter darein,
Und ihr Trompetengeschmetter
Braus'te durch Mark und Bein.

Dort auf der schlanken Spitze
Am fernen Horizont,
Dort hat mit Friedrich's Blitze
Sein Adler sich gesonnt.

Im Kirchlein dicht daneben
Ward eine Schaar geweiht
Zum Kampfe für das Leben
Und die Unsterblichkeit.

Vom Kirchlein auf der Haide,
Wo sie den Segen nahm,
Zog sie im schlichten Kleide
Muthig nach Notre-Dame!

Was Alles einst gewesen,
Schrieb eine feste Hand,
Wer Augen hat zu lesen,
Zwischen Sumpf und Sand.

(Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtungen. Berlin 1863. S 1—4.)

---

2. Auf märkischer Haide.

I.

Hast Du die Haide gesehen,
Wenn die Stürme im Herbste wehen?
Die Kiefern sich tröpfelnd neigen
Mit regenschweren Zweigen?
Die Thiere fröstelnd im Lager liegen,
Die Wolken zerrissen darüber fliegen?
Die Raben am Dornenhage
Mit schwerem Flügelschlage
Und heiserm Schrei
Rudern vorbei?

Hast Du die Haide gesehen?
Den Mond darüber stehen
Mit fahlem Licht
Und unbewegtem Angesicht,
Wenn die Nebel sich heben
Und wallen und weben
Ueber dem Luch
Ein Leichentuch?
Ferne verhallend ein Hundegebell
Und ein Lichtstrahl verschwindend schnell!

Ich habe die Haide gesehen
Im Herbst an solchem Tag,
Da mocht' ich auch verstehen,
Was leise sie zu mir sprach.

Vor sechs und fünfzig Jahren
Ein Herbsttag war's wie heut,
Da hat die Haide erfahren
Ein bitter Herzeleid.

Da stoben über die Haide
Die Trümmer von Friedrich's Armee
Der Sturm, der heulte sein Leide,
Die Kiefern, sie bebten vor Weh.

Durch märk'sche Haide flogen
Die raschen Wagen dahin,
In's Unglück fortgezogen
Die schöne Königin.

Die bange Mutter im Wagen
Zwei Knaben hält sie umfaſst,
Die sollten einst Beide tragen
Der Königskrone Last.

Hinüber vielgestaltig
Jagte die schreckliche Flucht,
Nachrasselte gewaltig
Des Frankenheeres Wucht.

Blutend und zerrissen
Hinsank das Vaterland,
Da barg das Preuſsengewissen
Sich tief in Sumpf und Sand.

Da zuckt' es über die Haide,
Da raschelt's im Schilf am See —
Wir tragen um Preuſsen Leide,
Wir rufen um Preuſsen Weh!

II.

Tiefer Schnee liegt auf der Haide,
Schwarz vom Kiefernwald umkränzt,
Und als trüg' sie selber Leide
Matt die Sonne niederglänzt.

Ob der Eiche kahl und düster
Sich die Dohle krächzend wiegt,
Um den nackten Zweig der Rüster
Sich der Rauhreif duftig schmiegt.

Ueber glatte Wegesstrecke
Quer des Wildes Fährte läuft,
Mächtig an der Dornenhecke
Sich der Schnee im Winde häuft.

Wald und Sand und krumme Lanken,
Alles gleich in Eis und Schnee,
Wie wir Alle im Gedanken
An des Vaterlandes Weh.

Schweigend liegt die märk'sche Haide,
Dicht gehüllt in's Schneegewand,
Schweigend liegt in seinem Leide
Still das ganze Vaterland.

Und der Fremde glaubt's begraben,
Und der Fremde glaubt es todt —
Hei! zum Leichenschmaus die Raben
Krächzen schon das Gastgebot.

Doch die Haide ist auf Wache
Unter weifsem Leichentuch.
Und die grimme Preufsenrache
Flüstert ihren leisen Spruch.

III.

Da war der Lenz gekommen
Prächtig in Grün und Gold
Und hat auf Luch und Haide
Sein buntes Banner entrollt;
Ihm gingen die zarten Schäfchen
Am Weidenbaume vorauf,
Am Dornenhage die Blüthen
Erröthend sprangen sie auf.
Balsamisch wogten die Düfte
Ueber das feuchte Revier,
Die alten Störche bezogen
Freudig das alte Quartier.
In all' den Luchen und Lanken
Waren die Wasser erwacht,
Die Kiefern lauschten und tauschten
Ihre Grüfse sacht.
Die Schwalbe zwitschernd die Lüfte
Auf spitzer Schwinge durchfuhr
Der Auferstehung erfreute
Sich jegliche Creatur!
Da donnert's über die Haide —
Wittert's so früh schon im Jahr?
Den reichsten Erntesegen
Kündet das immerdar.
Da wettert's mit Macht herüber
Da donnert's Schufs auf Schufs,
Da braust' es über die Haide
Wie ein eiserner Grufs.
Ein Lenz auch war gekommen
Ueber das Vaterland,
Der wettert über die Haide,
Der rasselt über den Sand.
Laut rief des Königs Stimme
Zum Kampf in Noth und Tod,
Da rüstet und da raffet
Das Riesenaufgebot;
Es weht' uns an wie Eisen,
Eisen reckte die Faust,
Die alte märkische Haide
In Sturm und Donner braust;
Denn als der König gerufen,
Da rief auch die Haide: „hier!"
Die alten Fahnen rauschten
Ueber das alte Revier;
Die Wälder wurden lebendig,
Die Kiefern, sie hielten Tritt,
Die Luche und Knüppeldämme,
Sie kämpften gewaltig mit;
Sie fafsten und zogen die Feinde,
Sie zogen und hielten sie fest. —
Das ist die märkische Haide,
Die sich nicht spotten läfst!

(Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtungen. Berlin 1863. S. 60—67.)

3. Out-of-the-way-places.

Ziellos durch das Land zu fahren,
Kleine Städte aufzufinden,
Städte, die in wenig Jahren
Werden ganz und gar verschwinden,
Weil sie, fern von Eisenbahnen,
Leben müssen von der Ahnen
Oft nur karg gemess'nem Segen;
Solche Städte such' ich gerne
Mühsam auf in Wald und Wiese,
Denn sie sind ein Rest vom Kerne,
Draus erwachsen ist ein Riese.
Freilich mühsam ist solch Jagen
Nach den lieben alten Zeiten,
Knüppeldämme, Leiterwagen
Werden Dir manch' Weh bereiten;
Oft wirst Du des Sandes Beute,
Thier und Menschen bleiben stecken,
Und die Festkost braver Leute
Ist mitunter zum Erschrecken;
And're haben Eisenbahnen,
Sie behalten stets die Pfütze,
And're speisen die Fasanen,
Sie verzehren ihre Grütze.
Einer kann nicht Alles fischen,
Nicht für Alle ist das Eine,
Wer sich will am Wein erfrischen,
Nun, der fliege nach dem Rheine!
Zu den Bergen zieht's die Damen,
An das Meer die Austernesser,
Und die Kranken oder Lahmen
Fühlen sich am Heilquell besser.
Doch wer von den alten Tagen
Hören möchte leise Kunden,
Steig' mit auf den Leiterwagen
Und verträume ein Paar Stunden!

Lieblich weht's vom See herüber,
Leise, langsam, wie verdrossen
Ziehen still die Wolken drüber
Gleichen Schritts mit unsern Rossen.
Um den See die karge Waide,
Die dem Wollvieh kaum behagte,
Und dann weit und breit die Haide,
Drin Herr Waldemar schon jagte.
Stille träumend fortgezogen
Und umgaukelt von Gestalten

Sind die Stunden uns verflogen —
Lassen wir den Wagen halten!

Drüben liegt im Sonnenscheine
So ein alt und sauber Oertchen,
Kirch' und Thurm von rothem Steine,
In der Mauer Ausfallpförtchen.
Auf der langen Bohlenbrücke,
Drüber uns're Schritte dröhnen,
Wandeln wir mit heiter'm Blicke
Zu der Stadt, der alten Schönen!
Seit Jahrzehnten wie begraben,
Ist sie doch noch schön geblieben,
Und mein Lied, das soll sie haben —
Schön ist immer, was wir lieben!
Ei! sie lächelt uns so milde,
Zeigt sich uns im alten Glanze
Mit dem Fischlein in dem Schilde,
Mit dem Thurm und Mauerkranze.
Tritt durch's Thor und „Herr Gevatter!"
Grüfst auch Dich der Thorwart bieder,
Sieh' es schwirrt kein Eisengatter,
Nur die Flucht der Tauben nieder.
Kühl und reinlich sind die Strafsen,
Wie gewaschen blank die Steine,
Menschenkind, o, kannst Du's fassen?
Du betrittst sie ganz alleine!
Draufsen noch in Sand und Sumpfe
An der Arbeit sind sie wacker,
Still die Frauen an dem Strumpfe,
Laut ist nur der Gottesacker.
Bei den lieben Todten spielen
Ohne Scheu die lieben Kleinen,
Nach den Gräbern, ew'gen Zielen,
Laufen sie mit nackten Beinen;
Und die alte Mutter Linde
Rauscht mit leiser Mahnung drüber,
Doch das bunte Kleingesinde
Tobt in Jugendlust vorüber.

Zu dem Markt sind wir gekommen,
Und ein Haus mit Giebelspitzen
Hat uns gastlich aufgenommen,
Läfst uns freundlich niedersitzen,
Auf der Bank, der blanken, alten,
Die mitsammt dem schmalen Tische
Dem Jahrhundert Stand gehalten
Hier in dieser Fensternische.

Mädchen dann mit frischen Lippen,
Blondbezopfte, blaugeaugte,
Brachten Bier, das nur zum Nippen,
Aber nicht zum Trinken taugte.
Still und kühl ist's im Gemache,
Kühl die weifsen Sandsteinstufen,
Still vom Keller bis zum Dache,
Nirgends Lärm und lautes Rufen.
Lieblich Rauschen in den Bäumen
Draufsen, nirgends Fahren, Reiten —
Ei! wie lieblich läfst sich's träumen
Hier von alten stillen Zeiten!

Vor dem Fenster, kühn gezogen,
Steinmetzwerk, voll Kunst bereitet,
Hebt sich hoch ein Brunnenbogen
Grün, von Hauslauch überkleidet.
Doch kein Wasser füllt das zierlich
Ausgeschweifte Brunnenbecken,
Draus die Gräser ungebürlich
Ihre dürren Halme strecken.
Giebt kein Wasser mehr der Bronnen
Mit dem hübschen Sandstein-Engel?
Nicht? die Plumpe hat's gewonnen
Mit dem abgeriss'nen Schwengel?
Freundlich gab Bescheid die Alte,
Die im Kämmerlein gesessen
Und durch eine Vorhangspalte
Uns gemustert hat indessen.

„Ei durch eines Mädchens Locken“
Rief die gute Alte ehrlich,
„Ward der schöne Brunnen trocken
„Und die Plumpe unentbehrlich!“
„Ach!“ sprach sie auf unsre Fragen,
„S'ist 'ne traurige Geschichte,
„Und sie hat sich zugetragen,
„Als noch jung war mein Gesichte.
„Seht, da schräge gegenüber
„Bei dem Wirth zur grünen Tanne
„Dient', 's sind sechzig Jahr und drüber,
„Meine Muhme, die Johanne;
„War die schönste, frommste Dirne,
„Soweit klingen uns're Glocken,
„Und um ihre weifse Stirne
„Flogen lange schwarze Locken.
„Alle Männer, jung' und alte,
„Sind umsonst ihr nachgezogen,

„Dafs sie's mit dem Hauswirth halte,
„Sagten sie, es war erlogen.
„Eines Abend's hat erbittert
„Ihre Frau auch so gescholten,
„Und Johanna hat gezittert,
„Doch's mit keinem Wort vergolten.
„Aber schwer hat sie's empfunden,
„Und der Hausknecht aus der Eiche
„Hat am Morgen sie gefunden
„In dem Brunnen, eine Leiche.
„Ei, das ging von Mund zu Munde,
„Lafst uns Hafs und Groll begraben!
„Keiner wollte seit der Stunde
„Wasser aus dem Brunnen haben.
„Also durch des Mädchens Locken,
„Die ihr selber so gefährlich,
„Wurde dieser Brunnen trocken
„Und die Pumpe unentbehrlich!"

Ernsthaft sprach's die Frau im Eckchen,
Und mit ihrer blauen Schürze
Wischte sie ein kleines Fleckchen
Von der blanken Messingstürze.
Solche traurigen Geschichten
Lafs ich gerne mir erzählen,
Was die Menschen auch berichten,
Irren ist es, oder fehlen.
Und in meinem kleinen Städtchen
Fliegen ähnliche Geschichten
Oft mir an wie Sonnenfädchen --
Stoff zu mancherlei Gedichten.

(Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtungen. Berlin 1863. S. 86--92.)

---

4. Märkischer Frühlingsstraufs.

Drei Zweiglein von der Weide,
Du brachtest sie in's Haus,
Das ist von meiner Haide
Der erste Frühlingsstraufs.

Die Schäfchen an der Weide
Sie sind für mich nicht stumm —
Wie starr von Kieferzweigen
Das grüne Band darum!

Noch fegt der Sturm die Haide,
Bestreut mit Schnee die Bahn,
Und doch rückt schon von Weitem
Der edle Frühling an.

Er fliegt wie Flockenseide
Um's braune Knospenhaus,
Die Schäfchen an der Weide,
Sie rücken muthig aus.

Das sind die ersten Boten
Des Frühlings hier zu Land,
Die halten auch dem Toben
Des Schneesturms wacker stand.

So gehen die Gedanken
Den Thaten still voran,
Und deuten, leicht noch schwankend,
Was bald soll werden, an.

Drei Zweiglein von der Weide
Du brachtest sie in's Haus,
Das ist von märkischer Haide
Der erste Frühlingsstraufs.

(Fallend Laub. Gedichte. Berlin 1871. S. 79—80.)

---

5. Aus der Dreilinden-Chronik.

Sommer 1866.

I.

Drüben auf der breiten Haide,
An dem See, dem blauen, blanken,
Wo in ihrem gold'nen Kleide
Lieblich die Nymphäen schwanken;
Wo das Sandmeer tief und tiefer
Leicht bewegt die Felder decket,
Und die ächte märk'sche Kiefer
Sich zum Himmel knorrig recket;

Wo im Luch die Erlen lauschen
Und die Birken ängstlich stöhnen,
Wenn die Fluthen niederrauschen
Und die Wetterschläge dröhnen;
Drüben in des Prinzen*) Walde,
In dem Jagdhaus zu drei Linden,
Bei den Linden, ach, wie balde,
Will ich neue Lieder finden.

V.

Erst war's ein alter Haidekrug,
Jetzt heifst das Haus drei Linden,
Und einen bessern Namen könnt'
Auch Meyerinck**) nicht finden;
Es liegt in Lindenblüthen schier
Versunken und begraben,
Ein recht erquicklich Waldrevier,
Das Dichterherz zu laben.

Oft hat der Prinz die Jägerrast
Behaglich hier gefunden,
Von drückender Gedankenlast
Ward er hier frei für Stunden.
Im Hause läfst er ein Asyl
Den Dichter freundlich haben —
Und edle Rosse läfst er still
Im Garten dran begraben.

(Fallend Laub. Gedichte. Berlin 1871. S. 98 u. 100.)

*) General-Feldmarschall Prinz Friedrich Carl.
**) „Oberhofjägermeister von M., damals Hofmarschall des Prinzen."

Theodor Fontane.

Geb. am 30. Dezember 1819 zu Neu-Ruppin, verlebte seine Kindheit in Swinemünde, kam mit 13 Jahren auf die Gewerbeschule in Berlin und wurde 1835 gegen seinen Wunsch Apotheker. Seine Sehnsucht, in die litterarische Laufbahn einzutreten, fand erst 1849 ihre Erfüllung. Reisen nach England, durch die Provinz Brandenburg, auf die Schlachtfelder von Schleswig, Böhmen und Frankreich gaben seinem litterarischen Schaffen Richtung und Inhalt. Hochangesehen starb F. in Berlin am 20. September 1898.

1. Havelland.

(Statt eines Vorwort's zu dem 3. Band „Wanderungen".)

Grüfs Gott Dich, Heimath! . . . Nach langem Säumen
In Deinem Schatten wieder zu träumen,
Erfüllt in dieser Maienlust
Eine tiefe Sehnsucht mir die Brust.
Ade nun Bilder der letzten Jahre,
Ihr Ufer der Somme, der Seine, Loire,
Nach Krieges- und fremder Wässer Lauf
Nimm, heimische Havel, mich wieder auf.

Es spiegeln sich in Deinem Strome
Wahrzeichen, Burgen, Schlösser, Dome:
Der Julius-Thurm, den Märchen und Sagen
Bis Römerzeiten rückwärts tragen,
Das Schildhorn, wo bezwungen im Streite,
Fürst Jazko dem Christengott sich weihte,
Der Harlunger Berg, defs oberste Stelle
Weitschauend trug unsre erste Kapelle,
Das Plauer Schlofs, wo fröstelnd am Morgen
Hans Quitzow steckte, im Röhricht verborgen,
Die Pfaueninsel, in deren Dunkel
Rubinglas glühte Johannes Kunkel,
Schlofs Babelsberg und „Schlöfschen Tegel",
Nymphäen, Schwäne, blinkende Segel, —
Ob rothe Ziegel, ob steinernes Grau,
Du verklärst es, Havel, in Deinem Blau.

Und schönest Du alles, was alte Zeiten
Und neue an Deinem Bande reihten,
Wie schön erst, was fürsorglich längst
Mit liebendem Arme Du umfängst.
Jetzt Wasser, drauf Elsenbüsche schwanken,
Lücher, Brücher, Horste, Lanken,
Nun kommt die Sonne, nun kommt der Mai,
Mit der Wasser-Herrschaft ist es vorbei:
Wo Sumpf und Lache jüngst gebrodelt,
Ist alles in Teppich umgemodelt, —

Ein Riesenteppich, blumengeziert,
Viele Meilen im Geviert.
Tausendschönchen, gelbe Ranunkel,
Zittergräser, hell und dunkel,
Und mitten inne (wie das lacht!)
Des rothen Ampfers leuchtende Pracht.
Ziehbrunnen über die Wiese zerstreut,
Trog um Trog zu trinken beut,
Und zwischen den Trögen und den Halmen,
Unter nährendem Käuen und Zermalmen,
Die stille Heerde; . . . das Glöcklein klingt,
Ein Luftzug das Läuten herüberbringt.

Und an dieses Teppichs blühendem Saum
Die lachenden Dörfer, ich zähle sie kaum:
Linow, Lindow,
Rhinow, Glindow,
Beetz und Gatow,
Dreetz und Flatow,
Bamme, Damme, Kriele, Krielow,
Petzow, Retzow, Ferch am Schwilow,
Zachow, Wachow und Grofs-Bähnitz,
Marquardt-Uetz am Wublitz-Schlänitz,
Senzke, Lenzke und Marzahne,
Lietzow, Tietzow und Rekahne,
Und zum Schlufs in dem leuchtenden Kranz:
Ketzin, Ketzür und Vehlefanz.

Und an Deinen Ufern und an Deinen Seen,
Was, stille Havel, sahst all Du geschehn?!
Aus der Tiefe herauf die Unken klingen, —
Hunderttausend Wenden hier untergingen;
In Lüften ein Lärmen, ein Bellen, ein Jagen,
„Das ist Waldemar“, sie flüstern und sagen;
Im Torfmoor, neben dem Cremmer-Damme,
(Wo Hohenloh fiel) was will die Flamme?
Ist's blos ein Irrlicht? . . . Nun klärt sich das Wetter,
Sonnenschein, Trompetengeschmetter,
Derfflinger greift an, die Schweden fliehn,
Grüfs Gott Dich Tag von Fehrbellin.

Grüfs Gott Dich Tag, Du Preufsen-Wiege,
Geburtstag und Ahnherr unsrer Siege,
Und Grufs Dir, wo die Wiege stand,
Geliebte Heimath, Havelland!

(Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin 1875.) S. 231 – 233.)

2. Alles still!

Alles still! es tanzt den Reigen
Mondenstrahl in Wald und Flur,
Und darüber thront das Schweigen
Und der Winterhimmel nur.

Alles still! vergeblich lauschet
Man der Krähe heisrem Schrei,
Keiner Fichte Wipfel rauschet,
Und kein Bächlein summt vorbei.

Alles still! die Dorfes-Hütten
Sind wie Gräber anzusehn,
Die, von Schnee bedeckt, inmitten
Eines weiten Friedhofs stehn.

Alles still! nichts hör' ich klopfen
Als mein Herze durch die Nacht; —
Heiſse Thränen niedertropfen
Auf die kalte Winterpracht.

(Gedichte. 7. Auflage. Berlin, Wilh. Hertz 1901. S. 13.)

---

3. Mittag.

Am Waldessaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiſse Wölkchen nur;
Es ist so still, daſs ich sie höre
Die tiefe Stille der Natur.

Rings Sonnenschein auf Wies' und Wegen,
Die Wipfel stumm, kein Lüftchen wach,
Und doch, es klingt, als ström' ein Regen
Leis tönend auf das Blätterdach.

(Gedichte. 7. Auflage. Berlin, Wilh. Hertz 1901. S. 15.)

---

4. Auf der Kuppe der Müggelberge.

(Semnonen-Vision.)

Ueber den Müggelsee setzt mich der Ferge.
Nun erklett'r ich die Müggelberge,
Mir zu Häupten rauschen die Kronen
Wie zu Zeiten der Semnonen,
Unsrer Urahnen, die hier im Eichwaldsschatten
Ihre Gottheitsstätten hatten.

Und die Spree hinauf, an Buchten und Seen,
Seh' ich wieder ihr Lager stehn,
Wie damals beim Aufbruch. Tausende ziehn
Hin über die Dahme . . . Der Vollmond schien.

Am Eierhäuschen hebt es an:
Eine Vorhut, etliche dreiſsig Mann,
Ein Bardentrupp folgt von Friedrichshagen,
Wo noch jetzt Nachkommen die Harfe schlagen,
Bei Kiekemal und bei Kiekebusch

Blasen Hörner den Abschiedstusch;
Auf Flöfsen kommen Andre geschwommen,
Haben den Weg bis Schmöckwitz genommen,
Bis Schmöckwitz, wo, Wandel der Epochen,
Jetzt Familien Kaffee kochen.
Aus der „Wuhlhaide“ treten, wirr und verwundert,
Geschwindschritts immer neue Hundert,
Und bei Woltersdorf und am Dämeritz-See
Sammelt sich schon das Corps d'armée.

Jetzt aber — der Dämeritz ist überschritten —
An des Zuges Ausgang und inmitten
Erblick' ich Mädchen, erblick' ich Fraun,
Alle thusneldisch anzuschaun,
Alle mit Butten, alle mit Hucken.
Draus blond die kleinen Germanen kucken —
So ziehen sie südwärts mit Kiepen und Kobern,
Von der Müggel aus die Welt zu erobern.

(Gedichte. 7. Auflage. Berlin, Wilh. Hertz 1901. S. 75.)

Carl Bolle.

Geb. 21. November 1821 zu Berlin, brachte drei Jahre seines Knabenalters in Charlottenburg zu und vollendete nach mehrfachem Wechsel der Schule die Hauptzeit seines Gymnasialstudiums auf dem damals unter dem Direktorat des späteren Konsistorialrats Fournier stehenden Collège. Besuchte die Universitäten Berlin und Bonn, medizinische Studien mit naturwissenschaftlichen vertauschend und solche die jüngeren Jahre hindurch vermöge vielfacher Reisen praktisch bethätigend. Längere Zeit hielt ihn die Erforschung der capverdischen und canarischen Inseln von Europa entfernt, auf welchen letzteren er eine hervorragende Neigung zur spanischen Sprache und Litteratur gewann. Auch die Kenntnis unserer heimischen Flora ist nach Kräften von ihm gefördert worden. Grofse Liebe zur Botanik hat ihn auf der ihm gehörigen Insel Scharfenberg ein Arboret gründen lassen, welches die Mehrzahl der im märkischen Klima gedeihenden Bäume und Sträucher in sich vereinigt. Im Ehrendienst seiner Vaterstadt als Mitglied der Parkdeputation thätig, wohnt Dr. C. Bolle gegenwärtig in Berlin, wo er den gröfsten Teil seines Lebens zugebracht hat.

1. Ein Heim am Wasser.

Einladung an einen Freund.*)

1868.

Ein lieblich Fleckchen unsrer märkschen Erde
Hab' ich erwählet mir zum heimschen Heerde
Darauf der Tage Rest, den Gott will geben,
In Grün und Stille harmlos zu verleben.

*) „H. Epenstein.“

Rings Wald und See, umtönt von Rohrgeflüster,
Die wilde Ente und den Schwan als Nister
Zu Nachbarn, und durch weite Wasserfluthen
Von Bösen ich gesondert wie von Guten.

Rings Wald und See, doch nicht in fernen Zonen,
Wie im Exil die Weggezognen wohnen,
Nein, nah' dem Orte, wo wir All' geboren,
Kaum stundenweit von unsres Babels Thoren.

Auf diesem See, an Wimpeln reich und Booten,
Mit Ufern, die Asyl von großen Todten,
Wiegt sich der Jugend Lust mit Sang und Klängen,
Erfrischt sie sich auf feuchten Wogengängen.

Dorthin sei nach des Tages Müh geladen,
Wenn's dir gefällt im Strom die Stirn zu baden,
Wenn's dir beliebt, dem Fall der Frucht zu lauschen,
Die sich vom Zweig löst mit freiwill'gem Rauschen;

Wenn du die Milch dir läßt von meinen Ziegen
Und meiner Bienen Honig dir genügen;
Und nicht begehrest andrer Bäume Schatten
Als die zum Gast einst Humboldts Kindheit hatten.*)

(Bisher nicht gedruckt.)

---

2. Aus der Inselwelt des Tegeler Sees.

1. Scharfenberg.

1867.

Ist's nicht das Ufer, wie gemacht zum Träumen,
Des Sees, an dem als Kind mein Herz schon hing?
Das niedre Dach, von ries'gen Waldesbäumen
Wie eingehüllt in einen grünen Ring?

Ist's nicht der Berg, den Ficht' und Flieder säumen,
Wo sich ihr Nest bau'n Grasemück' und Fink? —
Was braucht von jenseit dieser Welle Schäumen,
Wer solch' Idyll von dem Geschick empfing?

Sei Zuflucht mir nach schweren Schicksalstunden,
Du hold' Asyl zu guter Zeit gefunden!
Nicht soll die Zukunft Größres mir bewahren

Als dieser Inselwohnung stille Laren.
Fernher nur dring' zum weinumrankten Hause
Der lauten Welt alltägliches Gebrause.

*) „Ein uralter Apfelbaum auf Scharfenberg gilt der Tradition nach als gelegentlicher Lieblingssitz Alexanders v. Humboldt in seiner Knabenzeit.“



2. Baumwerder.

Gern grüfs' ich deines busch'gen Ufers Kante,
Baumwerder, lang' entwöhnet schon vom Pfluge,
Durchflattert nur von wilder Vögel Fluge,
Das einst man nach dem hohen Waldwuchs nannte.

Nur eine Eiche noch, werth, dafs sie bannte
Des Baumfreunds Blick, blieb an des Strandes Buge
Ganz unversehrt, in vollen Saftes Zuge,
Als einzige vom Beil nicht übermannte.

Ein Espenhain säumt zitternd kleine Wiesen.
Der Kahn legt an voll lebenslust'ger Paare,
Die jubelnd freie Brache hier begrüfsen.

Strandabwärts aber auf feinsandgen Bänken
Gewahrt man Badende mit feuchtem Haare
Tritonen gleich sich in die Flut versenken.

3. Reiswerder.

Am Schlimmsten hat da wohl der Mensch gewüthet.
Noch kein Jahrzehnt ist's, als hier lag ein Garten,
Den Erl' und Fichte als Geheg' bewahrten,
Drin man zur Sommerzeit das Eis gehütet.

Da kam't ihr Kugeln, die ihr Unheil sprühtet. —
Ein neuer Herr, wohl einer von den Harten.
Weg mit dem Baumwuchs, dess schon Käufer harrten,
Weil für das Holz man wen'ge Thaler bietet.

Hin sanken auch die blendend weifsen Wände,
Die einst, anheimelnd, deckt' ein wohnlich Dach.
So ging mit Reiswerder es schnell zu Ende.

Zur Wüstenei ist er seitdem geworden,
Bei der der Kugelsucher ein nur sprach,
Der scheuen Tritts schleicht an verbotnen Orten.

4. Valentinswerder.

Unähnlich ganz den Schwestern, den so stillen,
Von denen sonst er wenig unterschieden,
Ist jetzt dem Valentin das Loos beschieden,
Sich mit der Menge lauter Lust zu füllen.

Weithin erglänzt der Strand von weifsen Villen.
Die Dampfer lassen ihre Kessel sieden,
Nie von der Passagiere Strom gemieden,
Der froh sich dränget nach verschiedenen Zielen.

Musik durchtönt des Tanzsaals weite Hallen,
Und Tische stehen reih'nweis unter Linden,
Durch die im Sonntagsputz die Gäste wallen.

Anders bei Vater Bruckmann war's vor Zeiten.
Da gab man nur die Segel preis den Winden,
Allein sich freuend an der Boote Gleiten.

5. Maienwerder.

Fast kahl und längst von jedem Reiz gespänet
Liegt Maienwerder nah des Festlands Rande,
Das schwach besuchte, Wen'gen nur bekannte,
Wo keine Birke süfsen Saft mehr thränet.

An harte Arbeit hat man es gewöhnet,
Das nur des Lebens Prosa zugewandte,
Die Feldfrucht nährend auf gedüngtem Sande,
Vom Lied des Rohrspatz nur im Schilf umtönet.

Du Aschenbrödel unter den Geschwistern,
Von diesen Inseln du am meisten Magd,
Warst niemals du nach bess'rem Schicksal lüstern?

Sah'st träumend nie du der Veranda Reben
Und, hell erschimmernd durch Cypressenpracht,
Auf dir sich eines Schlosses Bau erheben?

6. Hasselwerder.

Ein hohes Land, so darf man wohl es nennen,
Ist Hasselwerder, grad' im Angesichte
Von Tegel, dem viel wilden Buschwerks Dichte
Bekleidet noch die blumenreichen Lehnen.

Karg nur darf sich des Vorlands Rasen dehnen,
Auf dem emporwuchs jene ries'ge Fichte,
Die mit des Wipfels dunkelndem Gewichte
Des Seees Horizonte liebt zu krönen.

Von Menschen unbewohnt, auf schmalem Grate
Selbst von der Heerde Zahn noch nicht zerbissen,
Blieb diese Insel frei von Hack' und Spate;

Und sprofsten noch der Eichenstämme Lohden,
Die sie umhüllt mit grünen Finsternissen,
So wär' sie heut noch jungfräulicher Boden.

7. Lindwerder.

Nicht wär' erwünscht es, dafs Lindwerder fehle,
Ein winzig Glied im kleinen Archipele,
Den siebenfältig uns der See gespendet,
Wo Tegel Kähne hin zur Havel sendet.

Wie lieblich wirft sein Bild zurück die Welle,
Auf blauer Fluth allein'ge grüne Stelle,
Wohin ein Aug', das sonn'ges Flimmern blendet,
Zu hoher Rüster Schatten gern sich wendet.

Ein wild Gewirr von Busch und Veroniken,
Drin selt'ne Menschenspur auf gras'gem Stege,
Vom Rohr verhüllt vor indiskreten Blicken.

Des Ortes Zauber in ein Wort zu fassen:
Fernher ein Nachen auf dem Schwanenwege
Scheint er von Feen einstmals stehngelassen.

8. Reiherwerder.

Noch hängt der stille Ort am alten Namen,
Geht auch der Pflug, wo Hochwald einst gewesen
Auf Reiherwerder, den sich auserlesen
Zum Horst einst Angler ohne Ruth' und Hamen;

Bis dafs die Tage minder günstig kamen
Für Nest und Brut in dem gemeinen Wesen,
Drin die von schupp'ger Wasserbeute äsen,
Kühn mit dem Falken selbst den Kampf aufnahmen.

Das luftgetrag'ne Dorf der grauen Fischer
Verschwand, gescheucht von hoher Uferzinne,
Wo von der Havel her der Wind weht frischer.

Im Waldesdickicht birgt der Reiherstände
Verlorner Rest sich längst zur Zeit der Minne,
Gefafst drauf, dafs auch diese Ein'gung ende.

9. Schuppertswerder.*)

Wer viel aus alten Büchern hat erfahren
Und eifrig schöpft' aus Klios Wissensbronn,
Dem ward wohl Kunde von San Borondon,
Nicht unberühmt als achte der Canaren,

Die selten nur, ein geisterhaft Gebahren,
Erschien als paradiesische Region
Und die zu suchen mehr als ein Colon
Vergebens war aufs hohe Meer gefahren.

*) „Diesen halbvergessenen Namen trug thatsächlich früher der östliche Theil des Valentins, von diesem durch einen jetzt versumpften Wasserarm getrennt."

Dem ähnlich spukt's in unsres See's Nebeln,
Durch kleinrer Wasser Dämmerlicht verhüllt,
Ganz unerwähnt bei Berghaus oder Schwebeln.

Von Schuppertswerder kennt man nur den Namen,
Gefragt, lebt Keiner, der die Neugier stillt;
Doch wufsten's Manche, welche vor uns kamen.

10. An die in alle Winde versprengte Colonie von Valentinswerder.*)

1878.

Noch stehn die Bäume, die euch Schatten boten
So lang' zu friedlicher Villeggiatur,
Wo, wenn der Wind durch hohe Wipfel fuhr,
Ihr Freude hattet an den Segelbooten.

Entlang dem Ufer, dem für Euch jetzt todten,
Späh' ich nach eurer kleinen Zellen Spur.
Nie spät genug schlug dort der Rückkehr Uhr
Den damals vom Exil noch nicht Bedrohten.

Wer kannt' hier besser Buchten und Gestade?
Wer auf den Inseln war ein lieb'rer Gast,
Furchtloser kreuzend jene Wogenpfade?

Drum lasset den, der Eure Liebe theilet,
Auffrischen Bilder, die nun bald verblafst.
Wer weifs, wie lang' er selbst am See noch weilet!

11. Nächtliche Feuer.

Die Nacht ist sternenlos herabgesunken;
Da sieht am See man Feuer sich entzünden,
Die, angefacht von lauen Sommerwinden,
Goldhell aufsprühn in Flammen und in Funken.

Wie schön ist doch der Lohe rothes Prunken!
Genährt vom Kienknack neben dürren Rinden
Mag sie des Anglers späte Wacht uns künden,
Wenn rings die Welt schon ruhet schlafestrunken.

Es folgt, wem solchen Bivaks Lodern winkte,
Gleichgültig gegen weich'ren Lagers Mangel,
Wohl einem allgewaltigen Instinkte.

Mifsgönnet nicht dem Manne sein Behagen,
Wenn er die Beut' emporschnellt mit der Angel!
Lafst Fischer fischen, wie die Jäger jagen.

(Vorher noch nicht gedruckt.)

*) „Vom Dichter an seinen lieben Freund H. Schalow speciell gerichtet, der lange Zeit Sommergast auf Valentinswerder gewesen ist und daselbst den Grund zu seinen werthvollen ornithologischen Beobachtungen legte."

3. Hausbau in Scharfenberg.
1883.

Ich bau' ein Haus — und morgen wird gerichtet —
Am Inselbord, aus Steinen fest geschichtet,
Wohl tiefer sich versteckend zwischen Grün,
Als sonst es Brauch und Sitte um Berlin;

Ein Obdach, drin man träumt, vielleicht auch dichtet,
Was sonst die Parze noch uns gönnt, verrichtet.
War einst gewohnt von Strand zu Strand zu ziehn
Und sah der Tropensonne goldroth Glüh'n.

Gar manchen holden Ort hab' ich bewohnet.
Jetzt eignen Heimes Rauch allein ersehn' ich,
Dem schon die Jahre eng're Schranken stecken.

Ob wohl der Bau die kurze Frist noch lohnet?
Dem Spielnest gleicht er, das ein kleiner König
Gefiedert flicht sich zwischen Zaun und Hecken.

(Vorher noch nicht gedruckt.)

---

4. Zu nah' dem Schiefsplatz.*)
(Fragment in Terzinen.)

Ein See liegt nordwärts von Berlins Bannmeile,
Zu dem im Sommer, grün den Hut bekränzt,
Viel Volk sich drängt in frohgestimmter Eile.

Da, wo ans Havelland der Barnim grenzt,
Sieht Wälder man in seiner Fluth sich spiegeln,
Die blau, wie nur das Mittelmeer, erglänzt.

Leicht brandet sie am gras'gen Saum von Hügeln,
Bald klar sich dehnend, unermefslich weit,
Bald sanft versprühend unter Schwanenflügeln.

Beschirmt vom Dach, das Tannendickicht leiht,
Mit dem sich knorr'ge Eichenkronen gatten,
Umduftet von der Rosen Lieblichkeit,

Giebt's Steine dort, geweiht erhab'nen Schatten,
Mit hehren Namen drauf, die Deutschlands Stolz,
Die glänzender nie fremde Länder hatten.

Und sieben Inseln, reich an Rohr und Holz,
Die, wie Nymphä'n, auf Strömungen sich breiten,
Erfreu'n sich da des Beifalls flücht'gen Zolls.

Sie ruhn in tiefen, busch'gen Einsamkeiten,
Als hätten nie der Weltstadt Schein und Rauch
Nächtlings geschauet sie auf Meilenweiten.

*) „Dieser vieljährigen Gefährdung, welche Scharfenberg lange einen unheimlichen Ruf verliehen hatte, wurde dasselbe 1883 durch Reichstagsbeschluss ledig.“

Drei dieser Inseln, also glaubt' ich auch,
Sei'n mir zu sicherem Besitz beschieden,
Weil ich erworben sie nach Rechtes Brauch,

Weil auf der Einen ich ein Haus in Frieden
Gebaut hatt', nestgleich, hinter Spreewaldgrün,
Das Flora nicht und nicht die Musen mieden.

Es wollte Niemands Blicke auf sich ziehn,
So schüchtern barg sich's unter ries'gen Bäumen.
Nur Wen'gen war bekannt es in Berlin.

Mir war's Asyl. In seinen schlichten Räumen
Zehn jahrlang' lebt' ich, als des Eilands Gast,
Dem Pflanzen hingegeben und dem Träumen;

Bald stumm gelehnt an meines Fahrzeugs Mast,
Bald wiegend mich in meines Rosses Bügeln,
Bald von den Ästen schüttelnd süfse Last;

Dem Reiher folgend und der Möve Flügeln,
Des Fisches Silberblick, der aufwärts schnellt.
Nicht mocht' an der Natur die Lust ich zügeln.

Vergessen von der Welt, mied ich die Welt.
Es war allein auf jene Seegestade
Mein Wunsch und meiner Sehnsucht Ziel gestellt.

Dort liebt' ich es, zu lagern nach dem Bade,
Froh an den Fliederhecken sanft zu ruh'n,
Hinabzuschauen auf verwachs'ne Pfade.

Es war kein lautes Glück, kein reges Thun.
Nicht Vielen, aufser mir, mocht' es genügen,
Mir war's was ich erstrebte einst und nun.

Wer hätt' auch nicht geschauet mit Vergnügen,
Wie grün und grüner Baum sich hob und Strauch,
Die rasch empor mit üpp'ger Krone stiegen,

Wie von dem Rietgras zu des Daches Lauch
Jedwede Pflanze sich mit Urwaldsfrische
Entfaltete in feuchter Seeluft Hauch;

Wie keine Axt mehr scheuten die Gebüsche,
Und wie man hoffen durft' in kurzer Frist,
Dafs junger Wald sich mit der Feldfrucht mische.

Das war's, was du, mein Scharfenberg, mir bist.
Zu viel der Freude dünkt's wohl dem Geschicke,
Das Wermuth gern in Nektarschalen giefst.

* * *

Wohl schien die Insel nachbarlos dem Blicke,
So hatte anfangs selber ich geglaubt
Und fast gefreuet mich an diesem Stücke.

Der Wahn ward leider mir zu bald geraubt,
Als drübenher, fern aus der Jungfernhaide
Die mächt'gen Kugeln mir gesaust um's Haupt,

Die Schiffsgeschosse in dem Gufsstahlkleide,
Blitzschwangre Bolzen, die vom Schiefsplatz aus
Durch Luft und Wasser kamen, mir zum Leide.

Jetzt hatt' ich Krupp zum Nachbar, der, o Graus!
Thor und Vulkan, mir den erhitzten Hammer
Vernichtend schmetterte auf Flur und Haus.

* * *

Seitdem flofs viel des Wassers hin zum Meere.

(Bisher noch nicht gedruckt.)

5. Am Grabmal Kunths im Tegeler Schlofsgarten.

Fünf Linden ragen hoch in Waldestiefe.
Ein Grab darunter, angelehnt an Mauern.
Manch Menschenalter mag es überdauern
Mit seiner Inschrift kurzer Hieroglyphe.

Ist's nicht, als ob gedämpft ein Echo riefe
Zu allen Hörern und zu allen Schauern,
Die Seele füllend mit tieferenstem Trauern,
Denkt dessen, der hier ruht, als ob er schliefe.

Ein herrlich Erdenloos sich ihm entrollte.
Sein Wissen, reich und schön, zu tausendmalen
Durft' er es giefsen in demantne Schalen.

Es deckt dies Grab den Lehrer der Humboldte.
Wer möchte gern vor dem das Haupt nicht beugen,
Der seinem Ruhm erzog zwei solche Zeugen?

6. Die Fichte von Hasselwerder.

Eine Fürsprache an Frau Gabriele von Bülow, geborene von Humboldt.

1877.

Auf Hasselwerder hebt sich rothumrindet
Ein Fichtenbaum als ragender Colofs
Den, weithin schweifend, leicht das Auge findet
Von jeder Scholle, die der See umflofs.

Wohl blieb von euch, ihr Riesen, die ihr schwindet,
Er übrig noch als letzter Urwaldsprofs,
Der hoch sein Schirmdach trägt, wo's stürmt und windet,
Ein Schmuck des Eilands, einsam, stolz und grofs.

Ihn grüfsten Manche, die den See befahren.
So gern wie mein's, kein sterblich Auge wohl,
Weil er und ich so lange Nachbarn waren.

Vom Steinsitz, der die Stirn des Hügels krönet,
Webt zwischen uns ein Band sich liebevoll,
Und seines Anblicks wär' ich schwer entwöhnet.

*

Drum für die märksche Pinie will ich bitten,
Die länger nun als ein Jahrhundert schon
Sich fest und fester durft' ins Erdreich kitten,
Des Seeaars und des Kormoranes Thron.

Die Elemente waren's, welche litten,
Dafs sie sich wölbte mit so mächt'ger Kron';
Es schonten ihrer in des Sees Mitten
Blitz, Sturmwind, Schneedruck und der Fluthen Droh'n.

Sie war ein Bäumchen, für ein Kind zu brechen,
Als neben sich, auf seiner Väter Land,
Sie einen Knaben freundlich hörte sprechen,

Der nicht sie brach. Nur leise wollt' er reiben
An ihrer Knospen Balsamharz die Hand,
Die einst der Menschheit sollt' den Kosmos schreiben.

*

Gleich einsam sind wir: ich und die Dryade,
Die in der Ficht' auf Hasselwerder haust;
Gleich preisgegeben und der Mächt'gen Gnade
Bedürftig, gleich verfolgt von stärkrer Faust.

Ihr drohet von geschliffner Axt der Schade,
Mich schreckt das Wurfgeschofs, das graunvoll saust
Um Scharfenbergs verwunschene Gestade
An dem du, Flora, holde Gärten baust.

Ob uns der Strahl noch leuchten wird, wenn wieder
Der Frühling naht und sanft auf Tegels Flur
Die Sylvien wieder schütteln ihr Gefieder?

Wie düstre Schneeluft durch der Wolken Risse
Jetzt sinkt, verwehend weifser Flocken Spur,
Schau'n zagend Baum und Mensch ins Ungewisse.

*

Dir aber mag das bessre Loos gewähren
Die Herrin, welche mild dein Schicksal wägt.
Noch lang' magst du am Saum der Malche*) währen,
Dein ew'ges Grün vom Zephyr leicht bewegt.

Zwar sanken um dich, gleich dem Halm der Ähren,
Die alten Eichen, die dich treu umhegt.
Sei's ein Grund mehr, dafs nicht der Coniferen
Erhabenster das Beil den Stamm zerschlägt.

Dich hätte jener grofse Baumverehrer
Fürst Pückler wohl bezahlt mit vielem Gold,
Dafs er dich schützen möcht' vor dem Verheerer.

Ich, der der Grofsen Schwelle nie beschritten,
Kann heut nur thun, was ich schon längst gewollt:
Um Schutz für dich die Tochter Humboldts bitten.

(Monatsschrift des preussischen Gartenbauvereins. Februar 1878.)

7. An unsere Spree.

Najade, bekränzt mit Elsen,
Flufsgöttin heimischer Spree,
Sanft läfst dein Nafs du sich wälzen
Stromabwärts zum Müggelsee.

Vom Walde, dem blieb dein Name,
Der traumhaft im Schatten ruht,
Bis wo sich vermischt die Dahme
Mit deiner wendischen Flut;

Bis wo du hast Ruh' gefunden
Im Flusse, den Schwänen hold,
Wo Spandau den Turm, den runden,
Läfst ragen voll Frankengold.

Du hast nur ein schlichtes Rinnen,
Das einfach und stille geht.
Den Weltruf dir zu gewinnen,
Dran hast du gedacht erst spät.

Wohl rollt mit stolzerem Prangen
Manch Rinnsal, Europas Zier,
Vom Newabord, eisumhangen,
Fernhin zum Guadalquivir;

Vom Tajo, camoensbesungen,
Ins weite Weltmeer entleert,
Zur Wolga, die leckeren Zungen
Den Sterlet schenkt und bescheert.

Erfrischet hat mich von denen
Manch eines mit kühlem Kufs;
Wie kommt's, dafs allein mich sehnen
Nach dir ich, o Spreea, mufs?

Dafs mehr als der Donau Wallen,
Die's mächtig zieht zum Euxin,
Mir täglich du willst gefallen,
Bescheidner Flufs von Berlin?

Ich denk' an deine Carinen,
An Käscher und Angelruth',
An Stralows Weiden, im Grünen
Den Schatten werfend so gut;

An Aale, die Reusen spenden —
Ob Fische, ob Schlangen sind's?
An Frösche mit saft'gen Lenden,
Grofs wie ein verwunschener Prinz.

Ich danke in Traum und Wachen
Dir Spree, an der Kind ich war,
Für Bad und Eisbahn und Nachen,
Für Brisen, wehend durchs Haar;

Für Schufs, der im Binsicht knallet,
Die Lietze, die Ente schreckt,
Für Wasserwrasen, der wallet
Und leidvoll Erinnerung weckt;

*) „Die Malche ist eine weite Bucht des in Rede stehenden See's, welcher Hasselwerder sich vorlagert."

Für tausende von Geschenken,
Durch dich geboten gar mild,
Soweit, längs den schilf'gen Blänken,
Die Strömung olivenfarb quillt.

Sie haben im Lied gepriesen
Dich wen'ger oft als den Rhein,
Hast doch zwischen Busch und Wiesen
So Ein'ges mit dem gemein.

Seid beid' ihr nicht deutsche Flüsse,
Abspiegelnd in euren Well'n
Des Vaterlands Gröſs' und Süſse
Bei diesem und jenem Cöln?

Auch wo du springest aus Grotten,
O Rhein, in der Rhätier Gau,
Bei Gemswild und bei Marmotten,
Von Gletschern, so kalt und so blau;

Auch wo du dich birgst in Rohren,
Mein Spreefluſs, ein Sorbenkind
Aus niedrigerm Fels geboren,
Im Kiesbett murmelnd geschwind,

Da klingts euch in fremden Zungen:
Ladinerwort, Wendenlaut. —
Was einst an der Wieg' gesungen,
Bleibt bis zum End' uns vertraut.

Drum möge der Strom gedenken,
Deſs sich die groſse Stadt labt:
Kann's die Berlinerin kränken,
Daſs sie wend'sche Amme gehabt?

(Der Bär. Illustrierte Wochenschrift f. vaterländ. Geschichte. XIX. 1893. S. 106.)

8. Der Stein im Humboldthain.

(1888.)

Ein Tumulus aus märkischen Geschieben,
Den dir gethürmt die liebe Vaterstadt,
Die nicht den Gröſseren geboren hat,
So lang sie aufragt aus dem Spreethal drüben.

Du schiedst. — Dein groſser Name ist geblieben.
Um Stein, geschliffen von der Urfluth glatt,
Soll hier er schweben als ein Ruhmesblatt,
Wie sich kein schönres je Berlin geschrieben.

Mag Erz und Marmor künden deinen Namen,
Mag prangen er auf gländzend'ren Altären,
Als dieser hier, wo wir dich fromm verehren,

Vor allen Andern, die von fernher kamen,
Sind wir verbunden dir durch inn'ge Bande,
Der Weltenstaub gemischt hat unsrem Sande.

(Mittheilung des Vereins für die Geschichte Berlins, 1888.)

9. Der heilige Bielbogweg.

Ein Kloster stand im Pommerland,
Eh' Pommerland ward Protestant,
Belbog von altersher genannt,
Darin der Abt, der Jesum pries,
Den Heidennamen dauern liefs.

Denn Bielbog war des Lichtes Gott,
Defs mild erlösendes Gebot
Von Land und Meer verscheucht die Noth,
Solang' als Svantewit er stand
Hoch auf Arkona's Felsenwand.

Der gleiche Nam' an andrem Ort
Hat heimlich sich gepflanzet fort.
So heifst ein Steg nach jenem Wort
Noch heut'gen Tags nah bei Berlin*),
Hinschlängelnd sich durch Waldesgrün.

Indefs viel hundert Jahre lang
Das Wasser rann die Spree entlang,
Vererbte sich der Vorweltsklang
Vom Urahn stets dem Enkelsohn
In stiller Brust als lieber Ton.

Den Bielbogweg mag gern ich gehn,
Wo hoch die Fichten ringsum stehn
Und Obdach leihen frommen Reh'n.
Auf ihm es stets wie Frieden lag,
Gleichviel wohin man wandern mag.

O, wär' doch rings um unsre Stadt
Jedwede Strafs' ein Lichtgottspfad
Für edle That und guten Rath.
Wir bitten, dafs ein Segen läg'
Auf halbvergefs'nem Bielbogweg.

Gegrübelt ward schon hin und her,
Ob auch der Nam' authentisch wär'.
Ich halt' es mit der alten Mähr.
O, wischet nicht mit Händen rauh
Uns weg das bischen Himmelblau.

(Der Bär. Illustrierte Wochenschrift für vaterländische Geschichte. XX. (1894.) S. 229.)

*) In einem Grenzprotokoll aus der Zeit des Grofsen Kurfürsten, in welchem die Grenzen zwischen der Berliner Heide und der alten Spandauer Nonnenheide festgesetzt wurden, las Fidicin eine schwer zu entziffernde Stelle als: Heiliger Belbogweg, eine Auffassung, die allgemeine Anerkennung nicht gefunden hat.

10. Pfaueninsel.

12. August 1891.

Ein Eiland, keinem zweiten zu vergleichen,
Schwimmt lotosgleich auf blauen Havelseen.
Das Heim scheint's noch zu sein der holden Feen,
Die längst von andrem Orte mufsten weichen.

Der Pfauentrupp läfst unter Wodanseichen
Des Schweifes Rad in farb'gem Glanz sich drehen.
Hier durften Kön'ge kommen oder gehen,
Vergessend, dafs sie Herrn von mächt'gen Reichen,

Und wünschend nur, am stillen Strand zu bleiben. —
Wenn jetzt vorbei den Fährmann Fluthen treiben,
So stöfst ans Land ungern sein Boot im Dunkel;

Es schaudert ihn, denn sah'n nicht nächtlings Fischer
Den umgehn, der einst haust' hier als Giftmischer?
Das ist's, was noch die Sage weifs von Kunkel.

(Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 1891.)

---

11. Der Huvenow.

Es birgt ein See sich in des Erdreichs Falten,
Wo man die Grafschaft hiefs einst nach Ruppin,
Dem alle Reize die Natur verlieh'n,
Die märkscher Boden jemals durft' entfalten.

Als ob er schlummre, liegt er da im alten
Und majestät'schen Buchenwaldes Grün.
Ein jedesmal, wenn er mir neu erschien,
Aufblitzend durch der Vorzeit Baumgestalten,

Fühlt' freudiger die Pulse ich erbeben,
So weltvergessen schlängelt sich der Spiegel,
Um den die Riesenstämme aufwärts streben.

Von fernher sieht man nur die Spitzen ragen
Aus tiefer Waldschlucht, schreitend über Hügel,
Die Saatengrün allein und Fichten tragen.

(Bisher nicht veröffentlicht.)

---

12. Am Huvenowsee.

Scharfenberg im Mai 1880.

Der Huvenowsee lag im Frühlingsgewand,
Vom Buchenwald perlgrau und maigrün umspannt.
Bald aufwärts, bald abwärts, den Bergpfad entlang,
Durch raschelndes Laub hin verlor sich mein Gang;
An Wassern, dem Fjord gleich von Norwegens Meer,
Hercynischen Wald's schmaler Streif rings umher.
Und da, wo die Wildnifs am heimlichsten graut,
Ein Tumulus ragt, in der Urzeit erbaut,
Dem der Burgwall sich anlehnt im Schirm der Fluth,
Drin der fischende Wilde barg karges Gut.

Wem thürmten sie wohl hoch einst dies Hünengrab?
War's ein Häuptling greis, wankend gebückt am Stab?
War's ein Knabe blond oder ein weises Weib;
Ein Priester, dem Linnengewand hüllt' den Leib,
Der die Opferkling' zückt', ins Zukünft'ge schaut',
Dem man ehrfurchtsvoll horchte, wenn er sprach laut? —

Wohl fragt es sich leicht, doch der Wiederhall stumm
Giebt als Antwort zurück nur Bienengesumm,
Nur den Pfiff des Pirols und der Amsel Schlag,
So treu wahrt sein Räthsel der blühende Hag.
Eins aber ist sicher, mag Bronz' oder Stein
Ihre Waffe, ihr Werkzeug gewesen sein:
Jene schweifenden Stämm' im Urwaldrevier,
Galt's Todte zu ehren, sie fühlten wie wir.

(Erster Theil eines in der Monatsschrift des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den königl. preufs. Staaten (Maiheft 1880) veröffentlichten Gedichtes auf Karl Koch, den berühmten Professor der Botanik.)

---

13. Der Wartthurm von Gransee.

Ein Thurm steht auf der Höhe,
Blickt weit hinaus ins Land,
Der vor viel hundert Jahren
Schon stolz dort oben stand.

Von Feldstein und von Ziegeln
Baut' einst ihn Bürgermuth,
Zu schützen und zu schirmen
Des Städtchens Hab und Gut.

Den Luginsland verschonte
Bisher der Zahn der Zeit;
Die Treppe nur am Grunde
Mahnt an Vergänglichkeit.

Das Denkmal deiner Väter,
Wo man sich tapfer schlug,
Gransee, hast du vergessen,
Ehrst du nicht hoch genug.

Ein Wandrer zog vorüber,
Der die Verwüstung sah. —
Vielleicht, kehrt er einst wieder,
Steh'n neu die Stufen da.

(Ruppiner Kreisblatt, Anfangs der Siebziger Jahre.)

14. Bunte Sommervögel.

Der Tropenvogel folgt des Wanderns Zuge.
Er schweift hinüber selbst in unsre Zone,
Ihm gab, dafs er auch nordisch Land bewohne,
Ein Gott das Mittel im pfeilschnellen Fluge.

Den Kirschbaum plündert der Pirol, der kluge,
Blauraken nisten in der Eichen Krone,
Die Weide dient dem Wiedehopf zum Throne,
Aus der er mit gebog'nem Schnabel luge.

Sie Alle tragen hell'ren Lichts Gepräge
Auf ihrem Federkleide bunt und zart,
Sie Alle fliehn der Sonnenstrahlen Schräge.

Nur kurze Zeit auf grünem Zweig sich wiegen.
Das ist bei uns nun einmal ihre Art,
Weil südwärts ihrer Heimath Fluren liegen.

(Ornithologisches Centralblatt, 1878.)

15. Möven überm Wasser.

Die Möve adelt auch dies still Gewässer.
Sie gaukelt drauf in lichter Wohlgestalt,
Bald rasch hinjagend, leise schwebend bald,
Und tauchend, aber niemals darum nässer.

Nicht scheint's, der Ocean gefiel ihr besser,
Wo sich der Tang am Dünenstrande ballt.
Auch unsre Welle liebt, krystall'n und kalt,
Der nimmer müde, weifse Luftdurchmesser.

Wie traumhaft ist ihr Kommen und ihr Gehen!
Ein See bedarf der Möven und Seeschwalben,
Manchmal dem Meer ein wenig gleich zu sehen.

Einst sang von euch, ihr Vögel, Heinrich Heine,
Gewöhnet zur Unsterblichkeit zu salben,
Was er verklärt mit seiner Dichtung Scheine.

(Ebendaselbst.)

16. Die Weindrossel.

Weindrosseln führt der Herbst zu uns herüber
Vom Land, gelegen weit nach Mitternacht.
Wir sehn sie plötzlich bei uns, wenn es tagt,
Sobald der erste nächt'ge Reif vorüber.

Wohl wurden Luft und Wasser rauh und trüber,
Das fall'nde Laub hat dennoch seine Pracht.
Am Stocke, seht, wie blau die Traube lacht,
Süfs für uns Menschen, Vögeln wohl noch lieber.

Die ersten Beeren sind's vom Rebenhange,
An denen rastend die Weindrossel pickt,
Wenn sie die Mark erreicht auf ihrem Gange;

Zwar ärmlicher und schwerer grofs zu ziehen,
Als Welschland von der Pergola sie pflückt,
Doch für die Vögel werth, dafs sie verziehen.

(Ebendaselbst.)

17. Die Haidelerche.

Ist's ird'scher Sang noch, der die Luft durchmessen
Und nieder sich zur sand'gen Lichtung senkt,
Wenn kaum der See des Eises Bande sprengt?
Es klang so selig und so weltvergessen,

Als möcht' es traumhaft Freudenthränen pressen
Aus Augen, die der Kummer lang' bedrängt,
Und Frühlingssehnsucht, hold auf's Neu' geschenkt,
Erwecken unter traurigen Cypressen.

Du bist's, o Lied der Lerche von der Haide,
Das, bei der mildren Sonne erstem Grüfsen,
Die Seele füllet mit wollüst'gem Leide,

Das aus der Wolke sich auf dürft'ge Fichten,
Auf Silbermoos und Ginster will ergiefsen
Als lieblichstes von der Natur Gedichten.

(Ebendaselbst.)

18. Die Bachstelze.

Von kleinen Vögeln, die sich zugesellen
Des Menschen Heim und seinem trauten Dache,
Ist keiner, den ich lieber kund euch mache,
Als diesen, den im Flug und Laufen schnellen.

Er wohnt, ein Freund, bei Scheunen und bei Ställen,
Des Hofes rege, nimmer müde Wache,
Und nicht verstummet vor des Habichts Rache
Sein Ruf, eh' Hähne kräh'n und Hunde bellen.

Als Ackermännchen folgen die Bachstelzen
Dem Landwirth, hinter dessen Pfluges Schar
Sich braune Schollen unablässig wälzen;

Als Wippstert machen sie ihr Reverenzchen
Dem Hauswirth, der sie früh begrüſst im Jahr,
Und ohne Aufhör'n wackeln sieht ihr Schwänzchen.

(Noch nicht veröffentlicht.)

---

19. Die Turteltaube.

Ein Bibelwort. — Es ist der Lenz erschienen;
Die Turteltaube läſst sich wieder hören
In unsrem Lande. — Ja, so ist's. Nicht stören
Darf die Natur der Zeiten endlos Rinnen.

Noch heut, wenn neu die Maienbüsche grünen,
Will träumerisch die Seele uns bethören
Der Taube Girren in den hohen Föhren,
Die ihrer Lieb' als Zufluchtstätte dienen.

Wir hier am See erwarten nie vergebens,
Daſs sie des Südens Lüfte zu uns leiten,
Wenn Alles schwillt von süſser Lust des Lebens.

An meinem Ufer auch baut sie aus Stecken
Ihr Nest, wo Schwarzdorndickichte sich breiten. —
Geh' leis vorüber, nicht sie zu erschrecken.

(Ornithologisches Centralblatt, 1878.)

---

20. Der Eisvogel.

Wer huscht vorüber, glänzend wie Juwelen,
Am Werftstrauch rasch entschwindend unsren Blicken?
Wer will des Wassers Borde lieblich schmücken,
Wo er sich sonnt auf eingeschlagnen Pfählen?

Kein Colibri kann schimmernder sich wählen
Das Federkleid, dem Aug' ein froh Entzücken,
Als du, Eisvogel, der mit blauem Rücken
Und Scharlachschnabel tauchst in diese Wellen.

Die Alten wuſsten von alcyonschen Tagen,
Wo Meerfluth sanft in wonniglichem Wiegen
Des Vogels Nest und Eier liebt' zu tragen.

Bei uns bereitet er die Wochenstube,
Nur Ufer wählend, die erhaben liegen,
Und bohrt ins Erdreich eine tiefe Grube.

(Ebendaselbst.)



21. Der Stint.

(Zur Zeit, wo man ihn fängt, und wenn auch weniger begehrt wie sonst, als eine altberliner Speise zu Markte bringt.)

Du Zwerg der Salmoniden,
Die Edelfische sind,
Gesucht und auch gemieden,
Herzlieber kleiner Stint,

Bist keine Fürstenspeise,
Schmeckst doch gar Vielen gut,
Wenn dich, befreit vom Eise,
Emporträgt Frühlingsflut.

Gewimmel, silbern-bläulich,
So zieht man dich an's Licht.
Fast jeder ruft: Abscheulich!
Der dich im Netze riecht.

Mit Haut und Darm und Kragen
Gebacken auf dem Heerd,
Wirst dann du voll Behagen
Von alt und jung verzehrt.

Auch schmoret Flamm' und Funke,
Die an die Köchin blies,
Dich gar in jener Tunke,
Die sauer heifst und süfs.

Wenn wilde Winde blasen
Und heult der Boreas,
Wirft oft der Sturzwell' Rasen
Den Stint auf's Ufer-Gras.

Wo Möven dann und Krähen
Gar lüstern nach ihm sind,
Und sammelnd auch erspähen
Ihn darf manch armes Kind.

Dir gleicht drin, dafs sich's melde
Der Nas', kein Schuppentier,
Doch heifst's, gleichwie vom Gelde:
Non olet auch von dir.

(Der Bär. Illustrierte Wochenschrift für vaterländische Geschichte XX (1894). S. 108.)

22. Die Buche.

Du edelster von unsern Waldesriesen,
Holdsel'ge Buche, denen, welche lieben,
Beutst du die glatte Rinde, dafs sie schrieben
Drauf Namen, welche Herzen sanft umschliefsen.

Mit dir hat sich Natur uns karg bewiesen.
Wohl möglich auch, dafs nur die Reste blieben
Vom Hain mit Blättern, die orang' verstieben,
Wo havelwärts die Spreegewässer fliefsen.

Drum, still gelehnt an deine lichten Spuren,
Geht stets ein Etwas gleich geheimem Grufse
Zu deiner Krone wehenden Contouren.

Du Gast des Bergwalds und der Ostseeküsten,
Willkommen da, wo in gesell'gem Schlusse
Als heim'schen Baum dich märk'sche Lüfte küfsten.

*

Dorf Buchholz, das wir heut französisch heifsen,
Sprichst laut zu uns von hoher Fürsten Gnaden,
Die liebreich zu sich die Verstofsnen laden
Und Glaubensbrüder bittrer Noth entreifsen.

Ihr, die hierher ihr floht vor Blut und Eisen,
Verfolgte Opfer wüster Dragonaden,
Euch Wallenden auf des Exiles Pfaden
Mag hold die neue Heimath sich erweisen.

Zwar sind's nicht mehr die Thäler der Cevennen;
Ein rauhres Land empfänget die Verbannten,
Die zögernd sich von schön'rer Heimath trennen.

Weit war der Weg, er ging durch Sand und Luche.
Der erste Markstein, den sie froh erkannten
Vom Ort der Zuflucht, war die grofse Buche.

*

Ich habe wohl sie noch gekannt die alte,
Nun längst vermorschte, die berühmte Buche.
Wo stand sie? Dort, am Parkrand südwärts suche
Den Fleck auf leicht gewellten Erdreichs Falte.

Da war's, wo über kurzem Stamm sich ballte
Des Wipfels Rest, der des Verderbens Fluche
Kaum zu entrinnen machte noch Versuche,
Um den sich grauer Flechten Grabschrift malte.

Sonst von der Buche ist nicht viel zu sagen.
Sie siechte langsam hin und schien vergessen,
Noch eh' man ihre Trümmer abgeschlagen.

Mir lebt sie in getreuem Angedenken,
Weil manchesmal ich unter ihr gesessen
Hab' jugendfrisch auf jahresmüden Bänken.

(Noch nicht veröffentlicht.)

---

23. Der Elsbeerbaum.

Ein Bild sei festzubannen mir gestattet,
Das auch hinabsank zu Erinnerungen.
Lafst von ihm reden mich zu Euch, ihr Jungen.
Von moos'gen Trümmern spricht es laubumschattet.

Im weiten See, wo sparsam Rohr sich gattet
Mit Binsengürteln, schwank und bleich geschwungen,
Erhebt ein Werder*) sich aus Niederungen,
Drauf, Äbte, vor Chorin, gebaut ihr hattet.

Nun, um zerborst'ne Quadern wild Geranke.
Ein mächt'ger Elsbeerbaum, nah' der Kapelle,
Stand träumerisch am steinbesäten Hange,

*) Der Pehlitzwerder im Parsteiner See.

Desgleichen nirgends in der Mark zu finden.
Noch ist's nicht lang, seit an des Paarsteins Welle,
Vom Windstofs umgeweht, er mufst' verschwinden.

(Noch nicht veröffentlicht.

---

24. Ulmus effusa.

Zur Erinnerung an den Orkan vom 22. Mai 1891.

I.

Vielhundertjährig, an des Eilands Pforte,
Standst du, o Baum, mit mächt'gem Stamm und Aesten,
Inwendig hohl, nach aufsen ohn' Gebresten,
Um den ich klagend reihe heut die Worte.

Noch lang' schien's hin, bis einst dein Laubwerk dorrte,
Gewohnter Schatten ungezählten Gästen.
Ein Stärk'rer kam: der Sturmwind aus Südwesten,
Der dich zerbrach, leer machend deine Orte.

Wer durch den Forst zum scharfen Berg wollt' wallen,
Der liefs, dafs über ihn der Kahn sollt' holen,
Vom Fufs der Rüster her den Ruf erschallen.

Mehr als der Marder, Insafs deinem Mulme,
Vermisse ich, die bald verglüht zu Kohlen,
Dich meines Hofes nachbarliche Ulme.*)

II.

Vielfach Gethier mag warm und sicher wohnen
In hohler Bäume rar gewordnem Stamme,
Den noch der Forstmann opfert' nicht der Flamme,
Asyl der Honigbien' und ihrer Drohnen.

Die Ulme war, wenn nicht für Millionen,
Doch Tausenden so Unterschlupf wie Amme.
Ein schlimmes Völklein auch, das ich verdamme,
Safs lang' einheimisch unter ihren Kronen.

Nun hat der Schwarm von streitbaren Hornissen
Bei jähen Sturzes furchtbarem Gekrache
Aus altem Wohnsitz fliehn und weichen müssen.

Zum Tod des Menschen, heifst's, genügen sieben,
Ihr Horst hängt jetzt an meines Thurmes Dache.
Ich wollt', die Rüster wäre steh'n geblieben.

(Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 1891.)

*) Der beim Sturz des Riesenbaumes erschreckt fliehende Edelmarder ist historisch.

---

25. Der Stumpf der Silberpappel.*)

I.

Der Baum ist todt. Nur seinen Stumpf noch ragen
Sieht kurz und dick man, wo des Haines Kühle
Grenzt an der Menge lustwandelnd Gewühle;
Doch war er Ries' in kaum verflossnen Tagen.

Dreizackig durft' er mächt'ge Gabeln tragen.
Sein Laub, dem Schnee gleich in der Lüfte Spiele,
Geschattet hat es für unendlich Viele,
Die ihn passireten zu Fufs und Wagen.

So ward er Freund von Generationen;
Man hiefs ihn Stiefelknecht des alten Fritzen;
Ihn kannten Alle, die Berlin bewohnen.

Und als er fühlt', dass ihm sein End' erschiene,
War's eines Kaisers Wort, das noch ihn schützen
Gewollt hat und erhalten als Ruine.

II.

Man sagt, es sei der letzte Rest gewesen
Von Silberpappeln zur Allee gereihet;
Jetzt scheint zu Flora's Altar er geweihet,
Zu ew'gen Grünes Sitz er auserlesen.

Denn statt verdorr'nden Astwerks strupp'ger Besen,
Sind's, drauf gepflanzt, dafs sich das Aug' erfreuet,
Epheu und Taxus, gegen Frost gefeiet,
Klematisranken, deckend alle Blöfsen.

Wenn aber mild des Sommers Brisen fächeln,
Bekränzt den Stummel auch der Fuchsia Blüthe
Und mengt ihr Roth zu andrer Blumen Lächeln.

So spriefst aus morscher Pappel junges Leben! —
Geschmack und Pietät in dem Gemüthe,
Das ist's, wovon sie mag ein Beispiel geben.

(Hüttig's Deutscher Garten. 1878. S. 609.)

*) Stand am hinteren Ende der Tiergartenstrasse unweit des Bogens, den diese mit der Hofjäger-Allee bildet. Diese Ruine der einst stärksten und höchsten Silberpappel in Berlins Umgebung wurde zu einer Art grandiosen Blumenständers umgewandelt.



26. Der Weinberg im Norden.

Ein kleiner Weinberg, nah des Weinstocks Grenze,
Aufs Neu' bepflanzt, wo Reben sonst sich wanden,
Die Winzer fröhlich an die Pfähle banden,
Erfreut im Herbste mehr mich als im Lenze.

Ein Zeuge sei er, wie uns mild erglänze
Die Sonne auch in diesen märkschen Landen,
Wo traubenschwer einst Bacchus Hügel standen
Und Keltern trieften neben Pflug und Sense.

Nicht wollen wir, wie einst, am Most uns laben.
Wir sind schon froh, die Traube nur zu pflücken
Und zu gesell'n sie zu Pomona's Gaben.

So wird ein Kleines uns doch vom Genusse,
Den andrenorts, auf sonn'ger Hänge Rücken,
Das Füllhorn spendet, voll zum Überflusse.

(Bisher ungedruckt.)

---

27. Dracaena Draco.

Gelegentlich der Ankunft zweier Drachenbäume, die Herr Paul Haberkern auf Valentinswerder unserer Stadt schenkt.

8. September 1891.

Nichts scheint zu kostbar, um Berlin zu schmücken,
Zu ferngeboren, ihm zu sein Geschmeide.
Seid drum gegrüfst, ihr jungen Dragos beide,
Die offne Hand der Heimath liefs entrücken.

Von holden Küsten, die den Sinn entzücken,
Wo veilchenblau den Schatten wirft der Teyde,
Trug Spröfslinge canar'scher Felsenhaide
Der Ocean zu uns auf breitem Rücken.

Oft schaut' ich,' Urbaum, dich, gewalt'ger Drache,
Der, schattend über Teneriffas Frieden,
Lang' hütete die Frucht der Hesperiden.

Bald halten deine Enkel Ehrenwache
Am Malstein Humboldt's, der von dir geschrieben
So schön hat auf der Guancheninsel drüben.

(Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte Berlins. 1891.)

---

28. Die Linde am Schildhorn.

Noch blüht der Grunewald von wilden Linden,
Die hier und da, zerstreut an der Lisière,
Zum Wasser kehren ihrer Wipfel Schwere,
Uralt, des Laubwalds früh're Pracht zu künden.

Die mächtigste kannst du beim Schildhorn finden.
Sie ladet dich zu ihres Stammes Leere,
Wo, wenn du wünschest, dafs sie ihn gewähre,
Sie Schutz dir beut vor Regen oder Winden.

Die Baumwelt rechnet nach ganz andren Jahren
Als wir Pygmä'n, auf welche fällt ihr Schatten;
So hat auch viel wohl diese Lind' erfahren.

Sie stand, als Jazko hier den Strom durchschwommen,
Der letzte König, den die Wenden hatten,
Eh' er, besiegt, die Taufe angenommen.

(Noch nicht veröffentlicht.)

---

29. Die Arve auf der Pfaueninsel.

(Pinus Cembra.)

Ans Hochgebirge mahnt der Arve Schatten,
Die, zweigetheilt, als düstre Pyramide,
Wie wenn der Alpen Schnee sie ungern miede,
Emporsteigt auf des Pfaueneilands Matten.

Gar Viele, die dies Paradies betraten,
Sah'n sie Ich aber will zuerst im Liede
Sie feiern, dafs sie Poesie umfriede,
Du, ihres Pflegers Geist magst es gestatten.

Hat Kön'gen auch sie nachbarlich gestanden,
Gestreut für sie der Zapfen süfse Mandeln,
Zwei waren's doch, die besser sie verstanden.

Ein Fintelmann, der sie vertraut der Erde,
Ein Andrer, der gehegt sie und umwandeln
Mich oft sie liefs mit eines Freunds Geberde.

(Noch nicht veröffentlicht.)

---

30. Linnaea borealis.*)

Die Stelle ist's, die einsame, pfadlose,
Im tiefen Forste zwischen Heidelbeeren,
Zu der so gern wir unsre Schritte kehren,
Weil hier Linnaea ranket durch die Moose.

Wer nie sie pflückt' in schatt'ger Wälder Schoofse,
Obgleich er Flora will als Göttin ehren,
Der mufs wohl ungern grofses Gut entbehren;
Nicht stand das Glück zur Seit' ihm als Genosse.

Bald sind es hundert Jahre, dafs sie kennen
Am gleichen Fleck hier in der Tegler Haide,
Die sich der grünen Trommel Brüder nennen.

Und jedesmal, geschaut am Heimatsorte,
Erweckt sie wieder tief empfundne Freude,
Die unaussprechbar bleibt durch simple Worte.

(Noch nicht veröffentlicht.)

31. Taxodium distichium.

Ihr Wassercedern oder Sumpfcypressen,
Die man gepflanzt auf feuchtem Wiesenplan,
Wo nachbarlich den Spreestrom furcht der Kahn,
Könnt ihr des Südens laue Luft vergessen,

Den Missisippi, welcher unermessen
Entgegen rollt Westindiens Ocean
Und jener Ströme urwaldreiche Bahn,
An welchen fünf Nationen einst gesessen?

Man staunt darüber, wie bei uns ihr dauern
Wollt und den breiten Gipfel üppig heben
Trotz winterlicher Fröste argem Lauern.

Wie seltsam ragt ihr mit fremdart'gen Stämmen,
Anmuthig breitend zarten Laubwerks Beben,
Wo Moder sonst und Sumpf die Schritte hemmen.

*

*) Das besonders in Skandinaviens Wäldern häufige immergrüne nordische Moosglöckchen gehört mit seinen fadenförmigen Kriechzweigen und den nickenden, hell rosafarbigen, duftigen Blütenglöckchen zu den zierlichsten Gebilden der Pflanzenwelt und wurde deshalb dazu ausersehen, Linné's unsterblichen Namen zu tragen. R. Schubert, Pflanzenkunde II, S. 20.

In Gusow, wo der rauhe alte Degen
Derfflinger sich erschuf ein Tusculum,
Um reich an Jahren, reicher noch an Ruhm,
Der Blumengöttin Kinder dort zu pflegen,

Erblickt, wer wandert auf verwachs'nen Wegen
Und in des Parkes Wirrsal schaut sich um,
Den wundersamsten Baum, den da herum
In weitem Umkreis wohl das Land mag hegen.

Die ält'ste ist es märk'scher Sumpfcypressen.
Wie lang' sie steht, mag kaum noch jemand wissen,
Auch hat man ihren Umfang nie gemessen.

Man liest von ihr in uns'res Fontane Schriften.
So ward sie der Vergessenheit entrissen
Und freut der Ehre sich, der wohlverbrieften.

(Noch nicht veröffentlicht.)

Waldemar Kopp.

Geb. am 8. September 1825 zu Demmin in Pommern, studierte klassische Philologie, war Gymnasiallehrer zu Greifenberg in Pommern, übernahm 1862 die Leitung des Progymnasiums in Freienwalde a. O., das 1868 zu einem vollen Gymnasium erweitert wurde. Er starb daselbst am 17. Januar 1881.

Freienwalde a. O. zur Weihnachtszeit.

Der Winter brach herein. Ein Bild auf weifsem Grunde,
So liegt die schmucke Stadt, und rings in weiter Runde
Hat alles weifs sich angethan.
Das Oderbruch erglüht im Sonnenstrahlenglanze,
Und durch die weite Au in ihrer Berge Kranze
Schiefst schwarz der Zug der Eisenbahn.

Was bringt er heute mit? Es sind nicht Sommergäste
Wie in der Badezeit, nein, zu dem Weihnachtsfeste
Sucht gern manch Kind das Vaterhaus.
„Willkommen!" tönt es laut in seiner Lieben Kreise,
„Willkommen!" winkt ihm leis in wohlbekannter Weise
Die Weihnachtstanne, grün und kraus.

Verliefst ihr uns, als noch in ihrem vollen Laube
Die Waldeskrone stand, als sie noch nicht zum Raube
Dem Herbstesfrost geworden war?
Gingt gar ihr weg, als hell die Lerchen sangen,
Pirol und Drossel sich von Zweig zu Zweige schwangen
In all der kleinern Sänger Schaar?

Doch jetzt im Brunnenthal erglitzert es wie Funken,
Und knirscht es unterm Fufs, von weifser Last gesunken
Siehst du der dunklen Zweige Pracht.
Die ernste Föhre ragt an schneebedeckten Hängen
Bereift zum Himmel auf und braune Stämme drängen
Sich in der hellen Waldesnacht.

Wie lautlos still ringsum! Da schnarrt es von den Zweigen:
Des Holzes Heher war's, zuerst brach er das Schweigen,
Der bunte Specht erwiedert bald,
Und munter zwitschernd wiegt am Strauche sich die Meise.
Die graue Krähe schwebt erst ob den Wipfeln leise,
Dann krächzt sie hallend durch den Wald.

Zwei Rehe stehen dort, sie scheinen still zu lauschen,
Ob durch das Unterholz auch Treiber klappernd rauschen,
Verschwunden sind sie nun waldein.
Doch sieh', wie vogelgleich, von Hunden laut getrieben,
Die Schwarzen in dem Tann wild auseinander stieben,
Begrüfst vom roten Feuerschein!

Am schönsten prangt der Nord im saubern Winterkleide,
Auch Freienwalde strahlt, hart auf der Landschaft Scheide,
In's Thal jetzt hell und hoch und frei.
Doch flicht der Blüten Schnee dir wieder weifse Kränze
Und setzt sie dir auf's Haupt, ertönt's im neuen Lenze:
„Du bist am schönsten doch im Mai!“

(Bilder aus der Mark. Dichtungen. Freienwalde a. O. 1875. S. 13 ff.)

Rudolf Grimm.

Als zweiter Sohn Wilhelm Grimms geb. am 31. März 1831 in Göttingen, studierte in Berlin und Bonn Philologie und Jura und starb als Regierungsrat bei der Regierung zu Potsdam im November 1889 in Berlin.

In der Fichtenhaide.

Hoher Mittag, stille Haide!
Schlanke Fichten streben aufwärts,
Wo durch ew'ge Himmelsbläue
Weifse Wölkchen einsam segeln,
Einsam, wie des Herzens Sehnsucht;
Hoher Mittag, stille Haide! —

Wärme brütet rings der Boden,
Nadelglatt und nadelduftig,
Dafs es lieblich dünkt die Thierchen:
Käfer summt und Ameis' wandert;
Hoher Mittag, stille Haide! —

Horch, da singt ein einsam Vöglein,
Singt eintönig gleiche Weise,
Flieget auf und singt sie wieder,
Und laut schallt es durch die Stille:
Hoher Mittag, stille Haide!

Helene von Hülsen.

Geb. am 16. Februar 1829 auf dem Rittergut Blankenfelde bei Berlin als die Tochter des Grafen Eduard von Haeseler, vermählte sich 1849 mit Botho von Hülsen, der von 1851 bis zu seinem 1886 erfolgten Tode das Amt des General-Intendanten der Königlichen Theater zu Berlin bekleidete. Gest. 8. Mai 1892.

An die Mark.

Für dich, o Mark, wird stets mein Herz erglüh'n,
Mag mich die Welt mit deinen Reizen necken,
Mit deinen weiten, öden Sandesstrecken,
Mit deiner Kiefernwälder fahlem Grün!

Nur wer dich Heimat nennt, der kennt dich ganz,
Liebt deine stillen, schilfverwachs'nen Seen,
Die Saatgefilde mit den sanften Höhen,
Der schlichten, anspruchslosen Dörfer Kranz!

Drum schweig ich, Mark, von deinen Reizen still,
Nur heimlich lächelnd, anstatt sie zu neiden,
Die ihren Blick an Fels und Meere weiden,
Die ich mit dir doch nicht vertauschen will.

Denn: was er liebt, nur heifst dem Menschen schön!
Nur was ihm Mühe bringt, weifs er zu schätzen,
Was schwer sich fügt, ist einzig sein Ergötzen,
Drum will ich, Mark, stets treulich zu dir stehn!

(Der Bär. Illustrierte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. 1889, S. 391.)

Eugen Trowitzsch.

Geb. am 26. März 1845, lebt als Inhaber der bekannten Königl. Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. O.

Alt-Brandenburg.

Aus Sand und Kiefern hat dich Gott geschaffen,
Alt-Brandenburg, mein liebes Heimatland.
Im Schweifs mufs deine Güter sich erraffen,
Wer dich bewohnt, mit harter, starker Hand.
Still ist es rings. Der Wind pfeift durch die Wipfel;
Von weitem klingt's wie ferner Glockenton.
Und stolz wie deiner schlanken Bäume Gipfel
Geht durch die Heide festen Schritts dein Sohn.

Ein trotzig Volk und stark sind deine Mannen;
In Sorg' und Müh' zogst du sie liebend grofs.
Erst wenn die Perlen von der Stirne rannen,
Giebst du die Schätze, die du birgst im Schoofs.
Doch dafür spendest du auch reiche Gaben,
Die man von je an deinen Kindern schätzt;
Was sie im Ernst sich vorgenommen haben,
Mit Fleifs und Treue wird es durchgesetzt.

So bauen weiter sie der Väter Hufen
Und leben still, die Männer in der Mark.
Doch wenn des Vaterlandes Trommeln rufen,
Dann sind sie da und löwenstark.
„Sieg oder Tod!" so tönt's aus ihrem Sande.
Lieb Heimatland, wie wurdest du so grofs!
Ja, mitten drin im Brandenburger Lande,
Da ragt es hoch, das deutsche Kaiserschlofs!

(Alt-Brandenburg. Text von Eugen Trowitzsch. Für vierstimmigen Männerchor komponiert von Edwin Schultz. Berlin, Bote und Bock.)

Otto Franz Gensichen.

Geb. am 4. Februar 1847 zu Driesen in der Neumark, vorgebildet auf dem Gymnasium zu Landsberg a. d. Warthe und auf dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, studierte in Berlin Mathematik, später Philosophie und altklassische Philologie, war in der Folge ebendort als kritischer und politischer Schriftsteller und Feuilletonist an mehreren Zeitschriften thätig. 1874—1878 Dramaturg am Wallner-Theater, lebt seitdem als unabhängiger Schriftsteller in Berlin.

I. Aus der Gedichtsammlung: „Unter dem Zollernaar".

1. Märkerlied.

(Singweise: Es liegt eine Krone im grünen Rhein.)

O märkische Heimath, o Brandenburg-Land,
Von Fremden bespöttelt und fälschlich verkannt,
Mir lächelt so lieb deine trauliche Flur,
Und ich jauchze hinauf zu dem blauen Azur:
O du Herz meines Deutschlands, so schlicht und so stark,
Sei gegrüfst, sei gegrüfst mir, du heimische Mark!

Dich schmückt kein Gebirge mit ragender Pracht,
Kein wolkenlos südlicher Himmel dir lacht,
Doch stolz ist dein Wald und lieblich dein See
Und reizvoll die Inseln der Havel und Spree.
Nur wer dich nicht kennt, schilt dich öde und karg:
Sei gegrüfst, sei gegrüfst mir, du heimische Mark!

Es zieht nach den Bergen die Söhne der Schweiz,
So zieht mich dein still melancholischer Reiz
Allimmer im Wachen und Träumen zu dir,
Und ewig entringt sich der Sehnsuchtsruf mir,
Bis einst meine Lippen verstummen im Sarg:
Sei gegrüfst, sei gegrüfst mir, du heimische Mark!

(„Unter dem Zollernaar“. Berlin, Alexander Duncker. 1899, S. 9.)

---

2. Eislauf.

Lässest du den Lenz schon ahnen,
Wintertag, so lind und klar?
Wie sich auf des Eises Bahnen
Kreuzt die stahlbeschuhte Schaar!
Wie im Glanz der Morgensonne
Sich die Paare suchen, fliehn!
Sei gegrüfst mir, Born der Wonne,
Rousseau-Insel zu Berlin!

Fernher, kaum noch unterschieden,
Braust der Weltstadt wirrer Schall,
Findet hier im Waldesfrieden
Nur gedämpften Wiederhall,
Bricht sich an der Bäume Zweigen,
Die, bewegt von keinem Hauch,
Schneebedeckt sich tiefer neigen
Zu dem frisch bereiften Strauch.

Welch' ein Glitzern, welch' ein Prangen!
Reich mit Diamantenpracht
Scheint so Halm, wie Reis behangen
Von der guten Mutter Nacht.
Spröder Schönheit schlichte Fülle
Schmückt die märkisch ernste Flur, —
Leiser unter Wintershülle
Pocht der Herzschlag der Natur.

Oh beglückend frohes Schweifen,
Oh erfrischend heitrer Tanz,
Wenn mich holde Blicke streifen
Aus geliebter Augen Glanz;
Wenn, vereint zu einem Paare,
Leicht beschwingt wir gleiten hin,
Zauberin im Lockenhaare,
Meines Herzens Königin!

(„Unter dem Zollernaar“. S. 30 u. 31. Str. 1—4 des achtstrophigen Gedichtes.)

---

3. Heinrich von Kleist.

Der Sonne Strahlen sanft erblafsten,
Leis rauscht das welke Laub herab, —
Hier will ich einsam sinnend rasten
An diesem öden Dichtergrab,
Das auf des Wannsee's sand'gem Hügel
Im Waldesschatten sich erhebt,
Darüberhin auf weichem Flügel
Der Herbstluft leiser Seufzer bebt.

Den dir das Leben nicht beschieden,
Du ungestümer Feuergeist,
Hier suchtest sterbend du den Frieden,
Du märk'scher Sänger, Heinrich Kleist.
Wenn auch sein Heim dein Todtenbette
In ungeweihter Erde fand, —
Du selber weihtest diese Stätte
Zum Heiligthum für's Vaterland.

(„Unter dem Zollernaar". S. 18. Str. 1 u. 2 des zehnstrophigen Gedichtes.)

4. Erika.

Zum traumumwobenen Walde
Die Krähe langsam zieht;
Eintönig umschwirrt die Halde
Der Grillen Abendlied.

Du Kind der ernsten Heide,
Rothblühende Erika,
In deinem grünen Kleide
Stehst du gar lieblich da.

Gleichst einem Weihnachtstännlein
Mit rothen Aepfelein, —
Ei, solltest der Wichtelmännlein
Christbäumchen du wohl sein?

Traun, jenes Grillengelichter,
Das singend sich um dich schaart, —
Die langen, welken Gesichter
Sind recht nach Zwergenart.

Verzauberte Wichtelleute
Können sie füglich sein
Und üben vielleicht schon heute
Ihr Weihnachtsliedchen ein?

Lass' hier am Waldessaume
In deinem Dufte mich ruhn
Und zaubre empor mir im Traume
Der Kindheit Avalun!

(„Unter dem Zollernaar". S. 11 u. 12.)

II. Aus: Pfarrhaussegen.*)

1. Sonntagsglocken.

Sonntagsglocken verhallen
Ueber das Warthebruch,
Landsbergs Glocken vor allen
Tönen über das Luch.

Und mit ehernem Munde
Stimmen allgemach ein
Auch die Dörfer der Runde:
Borkow, Dechsel, Kernein.

*) Die nachfolgenden Proben sind Bruchstücke aus einem gröfseren erzählenden Gedicht.

Wonnige Augenweide
Bietet so Flur, wie Hag,
Hell aus hohem Getreide
Jubelt der Wachtel Schlag;
Fröhliche Lerchenstimmen
Jauchzen von droben darein,
Grillen, Hummeln und Immen
Fallen drunten mit ein.

Zwischen den Höhen zur Rechten
Und der Warthe Gerinn
Rasseln gleich ehernen Knechten
Dampfend die Züge dahin,
Fördern in ruhlosem Hasten
Schneller als segelnder Kiel
Unermeſsliche Lasten
Auch am Sonntag zum Ziel.

(Pfarrhaussegen. Dichtung. Berlin, Alexander Duncker, 1896. S. 1 und 2.)

2. Das Dörfchen im Warthebruch.

Friedlich in der Morgensonne
Lag das reiche Dörflein da,
Dran des Pfarrers Blick mit Wonne
Sitt'ger Ordnung Spuren sah.
Haus und Hof fast stets aus Steinen
Einfach, doch massiv gebaut;
Hin und wieder nur von kleinen
Hütten noch ein Strohdach schaut.

Auf den Telegraphendrähten
Saſs der Schwalben frohe Schaar,
Und des Dorfes Hähne krähten
Unmelodisch immerdar.
Zu des Tümpels tiefstem Grunde
Taucht der Enten Federkiel;
Maulkorbledig treibt der Hunde
Rasselose Schaar ihr Spiel.

Auf dem Dache girrt der Tauber
Um die Taube prahlerisch,
Und der Ammer strählt sich sauber,
Singt sein Liedchen, kurz und frisch.
Zeitweis' aus dem nahen Pferche
Tönt der Schafe Blöken drein;
Nickend läuft die Haubenlerche
Traulich über Steg und Stein.

Wie so klar die Fenster blitzen!
An der Kirchhofsmauer schon
Röthen sich die Berberitzen,
Und es blüht der wilde Mohn.

(Pfarrhaussegen. S. 16 u. 17.)

3. Erika.

Erika!
Märkische Heide liegt schweigend da.
Mittagssonne haucht lähmende Gluth,
Alles Leben entschlafen ruht.
Käfer und Immen nur summen schwer
Um die röthlichen Blüthen daher.
Aus harzduftigem Föhrenwald
Dumpfes Girren der Wildtaube schallt,
Wie wenn im Schlummer von Zeit zu Zeit
Tief aufathme die Einsamkeit.

Erika!

Mägdlein sitzt träumend im Heidekraut da,
Achtlos hat sie sich Blüthen gepflückt,
Sie, die nie mehr mit Blumen sich schmückt.
Klar wie des Harzes langsames Nafs
Weint sie Thränen in's Heidegras,
Seufzt, ein Bild der Verlassenheit,
Rückhall dem Athem der Einsamkeit:
„Mufs ich, der Leid nur von Liebe geschah,
Einsam verblühn wie die Erika?"

(Pfarrhaussegen. S. 28 u. 29.)

---

4. Gut Brandenburg hie allerwege.

Scheltet mir nicht mein märkisches Land,
Will es nicht hören und leiden!
Zeigt's nicht schroff gipfelnde, felsige Wand,
Hat's doch an Wäldern gar reichen Bestand,
Strömen und Seeen und Weiden.

Ist auch sein Stammvolk vielleicht nicht ganz echt,
Mischling von Deutschen und Wenden,
Ist's doch ein markiges, stolzes Geschlecht,
Trutzend auf Freiheit, unbeugsam im Recht,
Fleifsig mit rastlosen Händen.

Warf ihm Natur auch nicht reich in den Schoofs
Fülle der irdischen Gaben,
Ist's doch durch eigene Thatkraft jetzt grofs,
Wufste der Schollen dürrsandigem Klofs
Lohnende Frucht zu entgraben.

Einst als des Reiches Sandbüchse verlacht,
Hält in der Marken Gehege
Horstend der Kaiseraar heute die Wacht,
Hier ruht das Scepter, das Siegsschwert der Schlacht,
Drum: Gut Brandenburg hie allerwege!

(Pfarrhaussegen. S. 30.)

Ludovika Hesekiel.

Geb. am 3. Juli 1847 als älteste Tochter von George Hesekiel (S. oben S. 74). Bereits im Alter von 20 Jahren litterarisch thätig, zeichnete sie sich während der Kriege 1866 und 1870/71 auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege aus und widmete sich, nach dem Tode ihres Vaters (1874) in Potsdam lebend, den Bestrebungen zur Hebung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts. Im Jahre 1887 vermählte sie sich mit dem Diakonus Johnsen in Neustadt bei Koburg. Gest. 6. April 1889.

Ein Blick auf Potsdam.

Drunten liegt im Sonnenscheine
Eine bunte Zauberwelt,
Die aus Sand und Sumpf alleine
Sich die Zollern aufgestellt.
Wie ein Märchenschlofs Euch winket
Dort von Marmor der Palast,
Drüben blaues Wasser blinket,
Drauf die Sonne schon verblafst.

Duft'ge Nebel zaubrisch hüllen
Rings die weite Haide ein,
Und die Seele ganz erfüllen
Lieder uns und Melodei'n.
Lieder aus den alten Tagen,
Die vergangen und dahin,
All' die heim'schen alten Sagen
Wehen leise durch den Sinn.

Grüne weiter, liebe Haide,
Strahlet Ihr Paläste stolz,
Preufsens stolzeste Geschmeide
Schnitzte Fritz aus Kiefernholz.
Die aus Sand und Sumpf alleine
Sich die Zollern hergestellt,
Prahle stets im Sonnenscheine,
Wunderbare Zauberwelt.

(Der Bär. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. V, S. 290.)

Hans Georg Meyer.

Geb. 11. November 1849 zu Berlin, studierte in Heidelberg, Berlin und Leipzig Philosophie, Geschichte und Geographie, nahm am Kriege gegen Frankreich teil, setzte seine Studien in München, Berlin und Halle fort und wurde Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, wo er noch jetzt als Professor thätig ist.

1. An die Mark.

Traute Mark, mein Heimatland,
Mir von Jugend auf verwandt!
Mit dem süfsen
Klang der Lieder
Lafs im Frühling dich begrüfsen!
Deine schönen
Wälder tönen
Tausendfache Grüfse wieder.

Weifse Federwolken wehn
Über schilfumkränzten Seen.
Auf den Feldern
Gold'ne Wogen,
Sonnenlicht in Buchenwäldern;
Busch und Weide,
Braune Heide,
Von Gewitterhauch umzogen.

Bleibe fromm und bleibe stark,
Stern der Ehre, deutsche Mark!
Treulich halte
Fest am Rechten!
Waffenfroh des Amtes walte!
Deine Söhne
Werden schöne
Rosen um die Schwerter flechten!

(Gedichte. Berlin 1898, S. 4.)

2. Chorin.

Glatte, weifse Felder prangen,
Unser Schlitten saust dahin;
Schellenklingeln, rote Wangen,
Frische Luft und freier Sinn.

Alle Höhen, alle Flächen
Schweigend in krystallnem Glast;
Horch, die stillen Wälder brechen
Von der weichen, weifsen Last.

Hingedehnt in grauem Schimmer
Schläft der regungslose See,
Und des Himmels matter Flimmer
Zittert von verhaltnem Schnee.

Nieder von den Höhn im dichten
Walde geht der rasche Lauf;
Plötzlich aus verschneiten Fichten
Ragt das alte Kloster auf:

Hoch und schlank und vielgestaltig,
Schneebedeckt und altersgrau,
Halb zerstört und doch gewaltig
Steht der wunderbare Bau.

Zart vom Himmel abgehoben,
Hingehaucht, zum Greifen nah,
Wie aus Luft und Schnee gewoben,
Wie gedichtet steht er da.

Schöner kann er nicht erglänzen,
Wenn der Frühling wieder prangt,
Der in dichten Blütenkränzen
Um die Bogenfenster rankt.

Ach mit deinen grünen Zweigen
Stör' ihn nicht in seiner Ruh';
Schlaf und Stille, Winterschweigen,
Weifse Flocken, deckt ihn zu.

(Gedichte. Berlin 1898. S. 106 f.)

Robert Behla.

Geb. am 2. Juni 1850 zu Luckau i. L., studierte in Leipzig, Berlin, Prag und Wien Arzneiwissenschaft, nahm am Feldzug 1870/71 teil, liess sich 1875 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo er 1883 zum Kreiswundarzt, 1893 zum Sanitätsrat, 1901 zum Kreisarzt ernannt wurde. B. ist Oberarzt der Landwehr und beschäftigt sich hauptsächlich mit zoologischen, anthropologischen, parasitologischen, hygienischen, ethnologischen und archäologischen Studien und veröffentlichte darüber zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. Ein warmer Verehrer seiner Heimatsscholle und Erforscher der Lausitzer Vorgeschichte, namentlich des Spreewalds, trat er 1895 als Dichter auf, als Sänger des Spreewalds.

1. Der Schlofsberg bei Burg.

Du Schlofsberg, stolzer Bau aus alten Zeiten,
Gewalt'ger Erdwall, du, so sagumsponnen,
Ja manch Jahrhundert ist an dir verronnen.
Der Wandrer blickt zu dir auf, schon von weiten.

Du gleichst an Ruhm dem Brocken und Oybine,
Du Residenz des Königs einst der Wenden,
Errichtet vorher von german'schen Händen,
Dich schaut der Forscher an mit ernster Miene.

Dein Alter zeugen Bronce, Gold und Steine,
Gefunden in und neben dir im Haine,
Du strahlst, o Berg, in einem Heil'genscheine.

Um dich da ranken sich so viel der Sagen,
Noch lange Zeit magst du bei Burg dort ragen,
Ein Denkmal stolz aus früh'ren Spreewaldstagen.

(Spreewaldsklänge. Lübbenau, 1895, S. 120.)

---

2. Ueberschwemmung.

Ringsum im Walde
Auf Bäumen und Sträuchern,
An Häusern und Höfen,
In Gräben und Kähnen
Lagert der Schnee, der blendend weifse,
Fufshoch deckend die Erde.
Unabsehbar, weit auf den Wiesen
Endlos dehnet sich aus
Des Schneees Fläche, glitzernd und schimmernd
Im hellen Schein der niedrigen Sonne.
Und das fernschweifende Auge schaut
Nichts als des Schneees Weifs und den Himmel darüber, den blauen.
Eilig weht über den knirschenden Schnee,
Den hartgefrorenen,
Der eisige frostige Wind
Und treibt der Schneekrystalle Trümmer,
Die zierlichen, losen,
Wie auf dem Meer, dem ewig beweglichen,
Ueber die weite Ebene,
Und weifse, flüchtige Wölkchen huschen dahin,
Pfeilschnellen Schlangen vergleichbar.
Klirrend und säuselnd
Fegt der rauhe Wind Schneemassen kreuz und quer,
Ausfüllend Tiefen und Gräben,
Aufwerfend Berge und Thäler
Und an den Ufern kühne, gewölbte Bogen
Phantastisch bildend.
Weifs erscheint der Wald allerorts,
Ein weifses Schneegewand
Trägst du, alter Spreewald,
Aus dir ward ein Schneewald. —

Da plötzlich nahen geschwinde
Südliche Winde lind und lau,
Nässig und trübe erscheint der Schnee,
Sinket zusammen,
Hier und da blicken hervor
Die Rücken der Wiesen, die wintersgrauen.
Trübe auch wird der Himmel,
Wolken ziehen zusammen,
Schwere, niedere, düster und grau;
Immer finstrer wird der Himmel,
Und immer schwärzer die Wolken,
Tropfen fallen herab, einzeln zuerst,
Dann dichter und immer dichter stürzen herab
Regengüsse in grofser Menge.
Schnell schmilzt der Schnee, der nässiggraue,
Und mit dem Schmelzwasser
Mischt sich der Regen, der plätschernde,
Der wasserbringende, und baldigst
Füllen sich Wiesen und Gräben,
Und hundert Kanäle, die grofsen und kleinen,
Schwellen zum Rande.
Ueber das Ufer treten die Wässer
Und schnell sich vereinen
Zu einer Fläche, der stürmisch bewegten.
Hoch gehen die Wogen,
Vom Winde gepeitscht, dem pfeifenden,
Sich brechend in weifsen Wellenschäumen
An Erlenstumpfen und Wurzeln,
Ueberschwemmend, Wiese und Wald, Höfe und Ställe,
Fortreifsend mit sich im wilden Getose
Brücken und Bänke, Bäume und Kähne,
Heuschober, hochgethürmte,
Umbrechend die Stangen, die Stützen.
In den brausenden Fluthen, den wilden,
Schwimmen wirr durcheinander
Trümmer von Mühlen, Bänken und Brücken,
Feldgeräthen und Fischernetzen,
Wurzeln von Bäumen, Aeste und Zweige,
Bündel von Heu,
Ertrunkenes Vieh.
Machtlos schauet der Mensch aus dem Blockhaus,
Dem wasserumwogten,
Auf das wilde Element,
Die verderbliche Hochfluth.
In einem Bett, in breiter endloser Strömung,
Zwischen Bäumen, auf ebenen Wiesen,
Brandet daher die Spree,

Gleich einem reifsenden, wilden Gebirgsstrom,
Meilenweit sieht das Auge nur Wasser,
Einen einzigen, grofsen See,
Bäume und Sträucher stehn im Wasser,
Ueberall Wasser, —
Alter Spreewald
Wardst über Nacht du zu einem Seewald? —
Und wieder kehret scharf und rauh,
Der eisige Wind, der nordgeborene,
Der kältebringende.
Hell glänzen in der Nacht
Die Sterne am klaren Himmel,
Die Mondscheibe, die volle,
Spiegelt sich wieder im Wasser,
Dem weitausgedehnten.
Und am Morgen welch Wunder!
Eis, spiegelndes Eis
Bedeckt die Wasserfläche,
Ein Eispanzer hat die Wellen gebannt,
Zu glatter, glänzender Ebene.
Endlos dehnt sich aus das Eisgefild,
Das schimmernde, blinkende,
Und meilenweit über den Wiesen
Gleitet dahin der Mensch auf stählernem Schuh.
Ihm zeigen den Weg
Reihen von Sträuchern und Bäumen,
Ragend hervor aus dem Eislabyrinth,
Der einst'gen Gräben stumme Grenzen.
In ein gewaltiges, grofses Eismeer
Ist verwandelt der Spreewald,
Geworden zu einem Eiswald. —
Lange Monde, in stiller Oede,
Trägt er sein Wintergewand, das weifse,
Das Trauergewand im Wandel von Eis und Schnee,
Unter sich bergend die schlummernden Knospen und Pflanzen,
Der Erlösung harrend.
Sehnsuchtsvoll nach erwärmendem Lufthauch,
Blicken die Knospen der Bäume,
Bittend den Lenz, den Bringer der Wärme,
Endlich zu kommen und einzukehren,
Dafs unter dem Kusse der jungen Frühlingssonne
Das Eis nun schmelze, das lästige,
Und die Welle, die so lange geträumt im Winter,
Wieder erwache.
Schon ist gekommen der Märzenmond,
Und noch stehst du immer kahl und öd,
Wirf ab, du eisiger Spreewald,

Den Winterpelz, den weifsen,
Schmücke dich wieder mit Grün,
Mit dem bunten leichten Sommerkleid,
Dafs du prangest im Festesgewand
Und würdig erscheinst,
Zu empfangen zur Sommerzeit
Besucher aus nah und fern,
Von allen, die suchen
Stärkung an Körper und Seele
Und Trost in deiner welteinsamen Stille
Und den rauschenden Erlenhallen.
Sei bald wieder der Alte,
Du herrlicher,
Ehrfurchtgebietender,
Herzerquickender,
Schattenspendender
Grünender Laubwald.

(Spreewaldklänge. 1895. S. 25—30.)

Paul Risch.

Geb. am 20. Januar 1862 zu Fehrbellin, empfing seine Ausbildung als Lehrer auf dem Seminar in Oranienburg und ist seit 1885 in Berlin als Lehrer thätig.

1. Märkische Wandrung.

Wie einsam geht der Weg dahin
Durch Sand und arme Heide,
Und doch thut mir in meinem Sinn
Das Wandern hier nicht leide.
Ein Flüstern hör' ich wohlbekannt,
Mufs still oft steh'n und lauschen.
Mein Herz vernimmt's, o märkisch Land,
Was deine Föhren rauschen.

Vom Hügel dort am Heidesaum
Lafs ich die Blicke fliegen,
Da unten, schön wie Märchentraum,
Seh ich es lachend liegen,
Ein Gottesauge, dessen Rand
Lichtgrüne Wiesen kränzen.
So lieb ich dich, o märkisch Land,
Wo deine Seeen glänzen.

Das Dörflein drüben, wie so traut
Im dichten Laubgehege!
Der Storch vom Kirchturmneste schaut,
Ob rings sich alles rege.

Ja, Segen blüht aus kargem Sand,
Den trutzgen Fleiſs zu lohnen.
Ich rühme dich, o märkisch Land,
Wo Kraft und Treue wohnen.

Ich seh' den Arm, der stark hindurch
Sich ringt aus Sumpf zum Leben,
Seh deinen Adler, Brandenburg,
Empor zur Sonne schweben!
Mich knüpft ein heimatselig Band
An deine schlichten Heiden!
Dir gilt mein Lied, o märkisch Land,
Gilt dir gleich tausend Eiden!

(Zuerst gedruckt mit einer Komposition von Ad. Zander in: Liederschatz. Sammlung vierstimmiger Chorlieder für Knaben und Mädchen herausgegeben von Ad. Zander und L. H. Fischer.)

---

2. Auf der Glienicker Brücke.

Jungfernsee! — in dem Jungfernspiegel
Soll sich die Schönheit rings beschauen,
Grünes Laubwerk und rötliche Ziegel,
Silberne Wolken und leuchtende Auen. —
Von der Heilandskirche da drüben
Kündet den Abend der Glockenklang.
Weiſse Schwäne, sie rudern und üben
Ringelnden Reigen am Ufer entlang.

Zwischen schwarzgrünen Waldkulissen
Schimmert die Havel fern dahinten;
Hügelkronen, gezackt und zerrissen,
Glühn in dem Goldlicht verlöschender Tinten.
Aus des Purpurs feurigem Glanze
Ragt's wie ein riesiges Löwenhaupt,
Kieferngipfel der Römerschanze,
Welche man also gestaltet glaubt.

Ach, wohin sich die Augen wenden,
Hierhin und dorthin ohn' Ermüden, —
Reizende Bilder an allen Enden,
Reizende Bilder gen Nord und Süden!
„Überfahrt nach dem Babelsberge!"
Lockt dort der Knabe aus dem Boot. —
Heute zu spät schon, du kleiner Ferge! —
Leise verglimmt ist im Westen das Rot.

(Bisher nicht gedruckt.)

Ewald Müller.

Geb. am 21. Januar 1862 in Drebkau in der Lausitz, lebt als Lehrer in Cottbus.

1. Preis des Spreewaldes.

Sangbar nach der Weise: „Es liegt eine Krone im grünen Rhein“.

Dir gilt mein Singen, o Spreewaldland,
Smaragdene Perle im märkischen Sand,
O Kleinod, vom Spreestrom in Silber gefaſst,
O Wald, drin die Sage noch herbergt als Gast,
Du grüne Oase im heimischen Thal:
Sei gegrüſst mir, o Spreewald, viel tausendmal!

Ihr ragenden Hallen im Waldesdom,
Wie rauscht euch zu Füſsen der murmelnde Strom,
Ihr Wiesen, ihr Fluren vom Segen so schwer,
Wie schmiegt um die Hütten ihr traulich euch her.
Du zaub'risches Eiland im Schönheitsstrahl:
Sei gegrüſst mir, o Spreewald, viel tausendmal!

Du schufst dir die Burschen so stark und so kühn
Und die Mädchen so hold wie die Rosen blühn.
Es lebt deutsches Fühlen in wendischer Brust,
Zu Sang und zu hohem Streben die Lust.
Treu schlagen die Herzen zu Brandenburgs „Kral“:
Sei gegrüſst mir, o Spreewald, viel tausendmal!

Dir gilt mein Singen, o Spreewaldland,
Dir trag' ich entgegen des Herzens Brand.
Manch' Land wohl rühmt sich schön'rer Natur,
Doch giebt's auf der Welt einen Spreewald nur.
Drum, reizvolles Eden im heimischen Thal:
Sei gegrüſst mir, o Spreewald, viel tausendmal!

(Bisher nur als Einzeldruck veröffentlicht.)

---

2. Hie gut Brandenburg allweg!

Mel.: „Strömt herbei ihr Völkerscharen“.

Unter allen deutschen Gauen
Preis ich dich, o Märkerland,
Sind auch Hügel nur zu schauen,
Dehnt auch weit sich dürrer Sand.
Doch mich grüſst mit schlichten Reizen
Fluſs und Wies' und Waldgeheg',
Mag Natur mit Pracht auch geizen:
Hie gut Brandenburg allweg!

Ob du Reichtum an Metallen
Auch nicht birgst im Bergesschacht,
Körnerschwer doch Saaten wallen
Auf dem Feld in gold'ner Pracht.
Zwar statt Feuersaft der Reben
Beutst du Baumfrucht nur am Steg;
Dennoch möcht' nur hier ich leben:
Hie gut Brandenburg allweg!

Und das Volk, das dir entsprossen,
Ist ein markiges Geschlecht,
Freiheitliebend, mutdurchflossen,
Zäh, unbeugsam stets im Recht,
Voll Gemüt, voll Gottvertrauen,
Nie zur Müh' und Arbeit träg',
Auf sein Wort darf fest man bauen:
Hie gut Brandenburg allweg!

In Alldeutschlands weiten Marken
Strahlst als Haupt du licht und klar:
Denn zum Horst, zum stolzen, starken,
Wählte dich der Kaiseraar.
Drum, wenn in den Landen allen
Prüfend ich den Reichtum wäg',
Besser will mir keins gefallen:
Hie gut Brandenburg allweg!

(Bisher nur als Einzeldruck und als Text für Kompositionen von M. Ostermeyer W. Handweg und Fr. Leitmann veröffentlicht.)

---

3. Auf dem Schlofsberge.

Das ist der Grund, von dem in fernen Tagen
Man sah die Wendenburg ins Blaue steigen,
Der Grund, auf dem beim wilden Altarreigen
Die Sklaven grausem Opfertod erlagen.

Auf diesem Plan hat Schwert an Schwert geschlagen,
Manch Pfeil gebot dem Kühnsten ew'ges Schweigen.
Mit Zittern mocht' der Christ die Burg nur zeigen,
Nur zitternd ihres Herren Namen sagen.

Und jetzt? — Ein Wall, dreizinkig, giebt uns Kunde
Vom Fufs der Burg, kein Rest, kein Stein der Mauer;
Des Königs Name tönt von keinem Munde.

Jetzt mit der Pflugschar furcht den Plan der Bauer,
Der Lanzenspitzen oft entnahm dem Grunde
Als werten Fund dem sinnenden Beschauer.

(Verhaltene Gluten, Dresden, Kühtmann. 1888. S. 137.)

---

4. Nächtliche Fahrt.

Die Dämmerung begräbt die Tagesneige,
Die Nacht spannt schwarze Schleier durch den Wald,
Kein Hauch bewegt die schlummerschweren Zweige,
Nur aus der Flut der Wellen Murmeln hallt.

Da giefst der Mond die volle Silberschale
Auf Waldeswipfel, Wiesen, Schilf und Flut.
In lichter Zauberpracht mit einem Male
Ein Märchenland, der stille Spreewald ruht.

Und hier und dort taucht zwischen Riesenbäumen
Ein Stern den Strahlenblick zum feuchten Grund,
Als wollt erspähen er in lichten Schäumen,
Wovon geheim erzählt der Wellen Mund.

O bist du je den Wendenwald durchfahren,
Wenn magisch drinnen webt die Sommernacht?
Dir ist's, als wär' aus fernen Kindesjahren
Das holde Märchenalter neu erwacht.

Vor trunk'nen Blicken aus der Flut sich heben
Siehst du der Nixen Schar im Mondenschein
Und fern am Wiesenufer Elfen schweben,
Die hold umschlungen wiegen sich im Reih'n.

Da trifft das Herz ein wundersames Schauern,
Als wär' es noch von Jugendträumen voll,
Und was die Welt dir sandt zum Zürnen, Trauern,
Dich faſst die Wehmut, und es weicht der Groll.

Und wieder grüſsen, wie aus Nacht, die Sterne,
Dich selig Stillsein, frohen Hoffens Glück
Aus zeitumnachtet-gold'ner Jugendferne,
Und was einst dein, im Traum kehrt dir's zurück.

O bist du je den Wendenwald durchfahren,
Wenn magisch drinnen webt die Sommernacht?
Dir ist's, als wär' aus fernen Kindesjahren
Das holde Märchenalter neu erwacht.

(Bisher nur als Einzeldruck in Zeitschriften veröffentlicht.)

Hans Gerhard Gräf.

Geb. am 5. Mai 1864 in Weimar, verlebte seine Kindheit in Dresden, wo er auch das Gymnasium besuchte, studierte in Berlin und Jena Naturwissenschaften, deutsche Sprache und Litteratur sowie Kunstgeschichte. Nach einer Reise durch Italien und die Peloponnes und seiner Doktorpromotion in Jena 1892—1901 Hilfsarbeiter an der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel, darauf Bibliothekar der städtischen Volksbibliothek in Freiburg in Breisgau, lebt jetzt ebendort ohne amtliche Thätigkeit.

Sanssouci.

Ein Julitag. Schweigend brütet das Sonnenlicht,
Und Sonnenwärme, zitternd, fluthet rings umher
Auf zierlich rein gepflegten Beeten, wo Rosen blühn
Und Lilien, wo an Spalieren Reben still
Und Pfirsiche reifen, schwellend junge Feigen auch,
Lustig zu sehn. Aus grüner Nacht der Taxuswand
Blickt geisterhaft hier eine weiſse Marmorbank,
Mit Greifenfüſsen, dort die runde Brust
Von einer Sphinx. In jenem schattigen Laubengang
Welch zierlich Götterkinderpaar, das sich bekränzt?
Sprich leise, Freund! Psyche und Amor ist's.
Wie lieblich krönt die Rosenlast das Haar! wie süſs verträumt

Lauscht sie dem Rauschen jenes Wassers, das
In schön geschweifter Schale Rund die Nymphe gießt.
Und dort! die Wipfel überthürmend ragt ein Schloß,
Mit Säulenhallen, Nischen, Statuen reich geschmückt —
Wo bin ich hier? in welch erträumtes Dichterland
Führt mich, allgütig leitend, heut' mein Genius?
O welch ein Frieden! Selige Welteinsamkeit
Hängt hier den Räthseln hingeschwundener Tage nach,
Und in den Wipfeln heimlich weht ein Flüsterwort,
Als sprächen sie von denen, die gestorben sind.
Und diese Stille! wunderbar gewürzt
Durch einen heißen Hauch voll süßen Orangendufts,
Den mir der räuberische, buhlende Wind herab
Von der Terrasse über die Stufen führt.
Sieh! ein Rothkehlchen, das in kecker Wirklichkeit
Und Gegenwart neugierig sich niederläßt
Und auf dem Arm einer schlafenden Venus munter wippt.

Des Ortes Schutzgeist! sag' mir, zogen sie alle fort,
Die Schöpfer dieser Schönheit? gingen sie schon zur Ruh?
Warum denn treten sie nicht hervor, daß allsogleich
Die Marmorbilder hören und Blumen rings
Ein froh Gelächter, ein bedeutend, schön Gespräch?
Doch siehe da! Hier löst vielleicht das Räthsel sich:
Steinplatten, liegend, auf dem Boden langgereiht;
Die Inschrift? Thisbe, Phyllis, Alkmene — seltsam klingt's!
Wer grub die Asche sorglich ein der Griechenfraun?
Und dort ein neues Wunder thut sich meinen Augen auf.
In frischem Eichengrün ein Tempelrund:
Auf Säulen, schlank und zierlich, zweimal vier;
Um ihren Leib, den glatten, blendend weißen, marmornen,
Schlingt Epheu grüne Arme. Drinnen sitzt
Auf hohem Sessel, sinnend ein junges Weib,
Im Schooß ein Hündchen und ein aufgeschlagen Buch.
Wer ist die schöne, wehmutvoll Nachdenkliche?
Mit Marmorschildern sind die Säulen all geziert,
Und jedes trägt das Bildniß eines Heldenhaupts:
Hier Philoktetes, Nisos dort und Pylades —
Wer schuf dies? war's der Freundschaft fromme Hand?
Gewiß, sie war's. Und jene Frau? Da plötzlich küßt
Die Sonne ihren Busen, der Marmor tönt,
Und leise klingt es: „Friederike“ durch die Luft.*)

(Lyrische Studien. Weimar 1898. S. 87 f.)

*) Gemeint ist der in der Nähe des Neuen Palais gelegene Freundschaftstempel mit der Marmorstatue der Markgräfin von Bayreuth, der geistreichen Lieblingsschwester Friedrichs des Großen. (Beschreibung von Sans-Souci, dem neuen Palais und Charlottenhof mit Umgebungen. Potsdam 1844. S. 23.)

Fritz Eichberg.

Geb. am 5. August 1864 zu Soldin i. d. Neumark, besuchte die Mittelschule seines Heimatsortes, widmete sich dem Kaufmannsstande und lebt in Berlin, seit 1887 als Inhaber einer Cigarettenfabrik.

1. Auf den Müggelbergen.

Dich grüfs' ich, herrliche Oberspree,
Euch Müggelberge, dich Müggelsee!
Wie schimmert in leuchtender Sonnenglut
Im Wellentanze die weite Flut,
Auf der sich, gleich stolzen Riesenschwänen,
Der Boote Segel blähen und dehnen.
Hier grüfsen die Dächer von Friedrichshagen,
Dort Rahnsdorf, ein Ort aus den Wendentagen,
Und drüber hin geht der Augenmerk
Auf Woltersdorf und den Kranichberg.
Auch Rüdersdorfs Höhe voll Kalkgestein
Erscheint in der Ferne bläulichem Schein.
Mit seinem Schlosse sieht man zur Linken
Das uralte Köpenick freundlich winken;
Und fern aus dem Dunste recken sich kühn
Die stolzen Thürme des grofsen Berlin.
Das schmucke Grünau liegt an wendischer Spree,
Das liebliche Zeuthen am Zeuthener See.
Und siehe! auch Schmöckwitz, an Reiz nicht karg,
Das traulichste Fischerdörfchen der Mark,
Das von drei Seeen liebend umschmiegt,
Wie eine Perle im Meere liegt. —

So schweift der Blick von den Müggelhöhen
Entzückt hinaus über Land und Seeen.
Ihn labt der Waldungen weiter Kranz,
Der blauen Gewässer Silberglanz,
Die aus der sinnenden Kiefernhaide
Entgegenleuchten wie ein Geschmeide.
Sie sind der Mark belebende Zier,
Sie winken wie Augen der Liebe dir
Zu fröhlichem Rasten im Waldesschofs,
Auf schimmerndem Sande, auf schwellendem Moos. —
Und höhnt auch der Fremdling den märkischen Sand,
Mir ist es ein liebes, ein reizvolles Land
Mit seinen Brüchen, Seeen und Mooren,
Mit seinen Bergen, so traumverloren,
Mit seiner Kiefern kräftigem Hauch
Und selbst mit dem bösen Sande auch.

Denn auf dem Sand, an den Seeen voll Bläue,
Da lebt ein Volk von seltener Treue;
Sein Wort ist frei, wie der freie Wind,
Sein Blick ist klar, wie die Seeen sind,
Und wie die Fichte auf Bergeshöhn
Mufst' manchen Sturm dieses Volk bestehn,
Und dürftiger Scholle mit regem Fleifs
Hat es doch entrungen der Früchte Preis.
Um dieses Volk schon, so schlicht, wie stark,
Beneide, Fremdling, die stille Mark. —

(Mark Brandenburg in Sage und Lied. Ein Kranz heimatlicher Gedichte. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 1894. S. 19 u. 20.)

---

2. Kloster Chorin.

An des Waldsees stillem Strand
Liegt des Klosterbaus Ruine,
Wo aus blüh'ndem Gartenland
Tanne ragt, die dunkelgrüne.

Einsam liegt der weite Bau
In des Mondes bleichem Schimmer,
Und der Wind streift kühl und rauh
Über moosbedeckte Trümmer.

Hohe Giebel, zackenreich,
Und das Kirchendach, das schlichte,
Heben sich verschwommen, weich,
Ab im ungewissen Lichte.

Um der Wände rot Gestein,
Um die spitzen Fensterbogen
Und der Pfeiler stolze Reihn
Hat sich Epheu reich gezogen.

Und durch Fenster, Thor und Thür
Lugt er in die Innenräume,
Dafs mit seiner grünen Zier
Alles Öde er umsäume.

Drinnen aber ist es stumm,
Stumm und schaurig wie im Grabe,
Suchend schweift der Blick herum,
Dafs ihn Glanz und Pracht erlabe.

Doch was Augenweide schafft,
Fehlt dem altersgrauen Steine,
Schatten nur, gespensterhaft,
Dehnen sich im Mondenscheine.

Durch den Boden, schuttbestreut,
Durch die nackten Kirchenmauern,
Bilder der Vergänglichkeit,
Geht es hin wie Todestrauern.

Hin ist alle Herrlichkeit,
Die erfüllt die weiten Hallen,
Was verschont vom Sturm der Zeit,
Ist durch Menschenhand gefallen.

Nur die Bäume ringsumher
Rauschen wie in düstrer Klage,
Rauschen eine Wundermär
Von der Pracht verblichner Tage. —

(Mark Brandenburg in Sage und Lied. Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 1894. S. 96, 97.)

---

3. Ein Gang durch die Hölle.*)

Mit Grausen werdet ihr es lesen
Mifstrauisch meinem Wort nicht glauben,
Dafs in der Hölle ich gewesen.
Ich will euch allen Zweifel rauben,
Vom Mifstraun sollt ihr schnell genesen;
Die Hölle will ich wahrhaft schildern
Und malen euch in prächt'gen Bildern,
Was ich gesehn. Schnell wird sich mildern
In eurer Brust dann aller Schrecken;
Ihr werdet gar an euch entdecken,
Dafs Triebe sich im Herzen rühren,
Die Hölle selber aufzuspüren.
Nun höret meiner Schildrung Worte:

Es lebt im Volk ein alter Wahn,
Dafs gar verlockend stets die Bahn,
Dafs breit der Weg und weit die Pforte
Zur Hölle sei. Ich mufs bekunden:
Das Gegenteil hab ich gefunden.
Auf engem Pfade, viel verschlungen,
Da war ich aus des Sommers Helle
Aus glüh'ndem Sonnenbrand, zur Schwelle
Des Höllenreiches vorgedrungen.
Erwartend, dafs des Abgrunds Lohe
Alsbald mir heifs entgegenschlage,
Dafs mich die Teufelsschar, die rohe,
Erbarmungslos mit allem plage,
Was eine Hölle schrecklich macht —
Gewärtig, dafs aus Schlundes Nacht
Geächz, Gewinsel und Gestöne
Viel armer Menschenseelen töne,
So drang ich vor — und seht, ich fand
Nicht Teufelsgrimm, nicht Höllenbrand,
Zur Qual und Folter kein Verliefs,
Fand statt der Höll' ein Paradies. —

In einem Thale, eng begrenzt
Von Wänden, die sich steil erheben,
Ward, was Natur kann Schönes geben,
Vom güt'gen Schöpfer mir kredenzt.
Nach heifsen Sommertages Schwüle
Umpfing wohlthuend mich die Kühle
Des stillen, friedevollen Thals.
Durchs dichte Blätterdach dringt kaum

*) Eine Waldschlucht nordöstlich von Buckow in der Nähe der Pritzhagener Mühle.

Das milde Licht des Sonnenstrahls
Hernieder in den Dämmerraum.
Nur hie und da verstohlen irrt
Der Lichtschein über Moos und Kräuter,
Wo um die Blume lebensheiter
Der Falter und die Biene schwirrt. —
Froh schritt ich fort. Ein Bächlein zieht
Mit munterm Plätschern durch die Schlucht;
Es singt ein fröhlich Wanderlied
Und eilt, als sei es auf der Flucht,
Durch Steingeröll und Farrenkraut.
Vom moosbedeckten Steine schaut
Eidechschen mit den klugen Augen
Ihm nach und denkt: für dich mag taugen
Der ungestüme Wanderdrang;
Ich bleib daheim gern sommerlang. —
Und weiter schritt ich schauend hin; -
Bei jedem Schritt ein schönres Bild,
Bei jedem Bild mit weichrem Sinn
Pries ich die Gottheit dankerfüllt.

Aus schattenreichen Buchenzweigen
Erklingen süfse Vogelstimmen,
Die mit des Bächleins Sang verschwimmen
Zum wohlgemuten Liederreigen.
Das Schlinggewächs wild wuchernd sitzt
Am Wurzelwerk der glatten Erlen,
Dran glänzen hell, gleich Silberperlen,
Die Tropfen, die der Bach verspritzt.
Und zwischen Erlen, Buchen, Eichen
Und dunklem Grün der Tannen wirken
Die weifsen Stämme schlanker Birken
Wie Marmorsäulen, die den reichen,
Frischgrünen Blätterhimmel stützen,
Durch den die Sonnenlichter blitzen,
Durch welchen auf des Thales Pracht
Tiefblau der Äther niederlacht. —

Das ist der Ort, den ich gesehn,
Die Hölle, die ich aufgesucht;
Wer hätte solcher je geflucht?
Wer nicht den Wunsch, selbst hinzugehn?
So geht: euch winkt mit süfsem Reiz
Der Ort, den Hölle man benannt,
Und den ich als ein Eden fand,
Bei Buckow in der märk'schen Schweiz. —

(Mark Brandenburg in Sage und Lied. Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W. 1894, S. 100—102)

Fritz Löwe.

Geb. am 16. April 1865 zu Finkenwalde als Sohn eines Pastors, studierte Philologie und Theologie in Greifswald, Tübingen, Berlin. 1892 evangelischer Pfarrer in Californien, dann in Espirito Santo in Brasilien, wo im einsamen Urwald-Pfarrhause das märkische Reiterlied „Renatus“ entstand. Seit 1895 Pastor in Rathenow.

Die märkische Heide.

Ein melancholisch Bild die dürft'ge Heide
Mit ihrem weifsen Sand und dürren Stämmen;
Und doppelt traurig gar im Abenddämmern,
Wo sich die Schatten recken, wo mit Krächzen
Dem Horste zu die magern Krähen flattern,
Von fern noch eines Hähers schriller Schrei
Und einer Eule dumpfer Ruf ertönt
In dieser trüben, sand'gen Einsamkeit
Mit ihren Kiefern, ihrem Heidekraut. —

Ein dürftig Land und doch dem Märkerherzen
So lieb und traut, dafs ihm des Südens Schöne
Nur Sehnen weckt nach seiner märk'schen Heide.
Und wenn er wieder stumm und lässig zieht
Durch ihren Sand: er fühlt sich stark und froh
Und glücklich wie am Mutterherzen wieder
Bei seinen Kiefern, seinem Heidekraut.

(Renatus. Ein märkisches Reiterlied. Leipzig 1894. S. 33.)

Adolf Brand.

Geb. am 14. November 1874 zu Berlin. Herausgeber der Zeitschrift „Der Eigene“. Lebt in Neu-Rahnsdorf am Müggelsee.

Kahnfahrt.

Des Abends Schatten schleichen auf den See
Und folgen lauschend unserm kleinen Kahn.
Die Tiefen blicken stumm und räthselvoll —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht.

Dort durch den Uferwald kommt still der Mond,
Im Kiefernhaar blinkt bleich sein mattes Gold,
Und aus dem Schilfe steigen Nebel auf —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht.

Die Wasser glänzen und die Tiefe bebt,
Du siehst mich grofs und bang und fragend an
Und meine Pulse pochen sehnsuchtsvoll —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht . . .

Die Wellen schmeicheln leise um das Boot,
Die Fluthen träumen und die Ruder ruhn,
Der Wind nur zieht uns schweigend stromhinab —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht.

*

Wir fuhren wieder auf den See hinaus,
Und wieder sah der Mond so bleich und grofs
Und wieder spielt' im Rohr der Abendwind.

Leicht glitt der Nachen auf den Wassern hin,
Sie safs am Steuer und ich fuhr den Kahn,
Du lagst zu ihren Füfsen wie ein Kind.

Sie sang und sprach von ihrer Kinderzeit,
Du lauschtest still und thatst mit Worten schön,
Und deine Stimme klang so weich und lind.

An meiner Seite aber safs der Tod
Und zeigte stumm mir mein verblutend Herz,
Und meine Ruder jagten pfeilgeschwind.

Wir stiegen aus und ihr gingt dann allein,
Und als mein Herz verblutet war im Wald,
Sang in den Blättern noch der Abendwind.

Hubert Müller.

1860 als Sohn eines märkischen Gutsbesitzers, der verarmte, geboren, besuchte das Seminar in Oranienburg, wurde Lehrer, wanderte nach Amerika aus, kehrte verzweifelt zurück und starb um 1890 im Irrenhause.

1. Begrüfsung der Mark.

O schlichte Mark, du Land, das mich geboren,
Sei mir gegrüfst aus tiefstem Herzensgrund!
Ich kehre heim . . . Dir sei aufs neu' geschworen
Der frevelhaft gelöste Treuebund!
Gehetzt, zerfetzt und bis zum Tod ermattet,
Betret' ich wieder deinen leichten Sand,
Drin meine sel'ge Jugendzeit bestattet —
Sei mir gegrüfst, mein teures Heimatland!

Zwar sah ich schön're Himmel, schön're Auen,
Mit allen Reizen der Natur erfüllt;
Doch ach, auch manches Elend, manches Grauen
Hat sich dort schreckhaft meinem Blick enthüllt!
Es wuchern überall die gleichen Plagen,
Und zög' man auch zum fernsten Erdenrand!
Will gern mein altes Kreuz nun wieder tragen —
Sei mir gegrüfst, mein teures Heimatland.

Das Hüttlein, dort am dunklen Erlenteiche,
Der Föhrenhain, von Wiesen grün umsäumt,
Der breite Acker hier, der früchtereiche,
Der hoffnungsvoll dem Herbst entgegenträumt:
Gewifs, die Heimat ist's, die ich gemieden,
Dieselbe, die so schnöde ich verkannt!
Mir ist's, als wär' ich nie von ihr geschieden!
Sei mir gegrüfst, mein teures Heimatland!

Es liebt der Beduine seine Wüste,
Der Älpler seine Berge, hoch und stark;
Es liebt der Normann seine Meeresküste,
Und ich — ich liebe meine dürft'ge Mark!
Das Glück, das mir nur karg hier zugemessen,
Die Trübsal, die ich überreich hier fand:
Ach, alles, alles habe ich vergessen!
Sei mir gegrüfst, mein teures Heimatland!

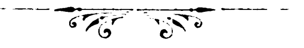
(Gedichte. Zweite vermehrte Auflage der Lieder eines ausgewanderten Kurmärkers. Berlin 1892. Julius Lieber. S. 93 u. 94.

---

2. An einen märkischen See.

Blauer See, der aus Gebüschen freundlich wie ein Auge lacht:
O wie manche holde Stunde hab' bei dir ich froh verbracht!
Oft auf deine Zeichensprache hab' ich träumerisch gelauscht,
Und mir ist in schnellem Zuge drüber Zeit und Leid verrauscht.
Und was du mir da verkündet, ward in mir zur Melodie —
Heimatland, du vielgeschmähtes, auch auf dir ruht Poesie!
Du auch bist nicht bar des Schönen, bist auch nicht an Reizen karg;
Doch du durftest nicht in Mufse zeigen, was dein Busen barg.
Mufstest ja dein Schwert oft zücken für so manchen blut'gen Straufs,
Und von dir, mit Stolz erfüllt mich's, ging die Rettung Deutschlands, aus!
Zwar wirst du vergeblich spähen, wo dein roter Adler lebt,
Während Preufsens Aar gewalt'gen Fluges auf zur Sonne schwebt.
Ja, du bist, mein Land, mit Lorbeer wie kein andres reich geschmückt,
Aber ach, der Kranz der Dichtkunst blieb noch immer dir entrückt!
Wohl in allen deutschen Gauen klingt und singt es herrlich rings —
Du nur gleichst der sandumwehten, rätselhaften stillen Sphinx!
Doch lafs es dich nicht verdriefsen, blicke froh mein Heimatland!
Könnt' ich dir die Harfe drücken in die narbenvolle Hand!
Solltest dann ein Liedlein singen, warm und wahr und stolz und stark,
Dafs man nicht mit Spott mehr spreche von den Musen in der Mark! —
Blauer See, der aus Gebüschen freundlich wie ein Auge lacht,
O wie oft hast du im Herzen Heimatsehnsucht mir entfacht!

(Gedichte S. 95.)



ARCHIV

DER

BRANDENBURGIA

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

---

9. Band.

Berlin 1902.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.



Festschrift (I)

zur

Feier des zehnjährigen Bestehens

der

Brandenburgia

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg

gewidmet

den Mitgliedern, Gönnern und Freunden,

vom Vorstand und Ausschuss.



Hie gut Brandenburg allewege!

Vorwort.

Am 20. März 1892 begründet, feiert die Brandenburgia in diesem Jahre ihr Zehnjähriges Bestehen.

Zu Ehren dieses Ereignisses, ausserdem aber um ihren Hohen Gönnern, ihren Freunden und ihren Mitgliedern ein Zeichen der Erinnerung zu widmen, hat der Vorstand und Ausschuss am 9. Februar d. J. beschlossen, zwei Festschriften, gleichzeitig als Band 9 und 10 des Archivs der Gesellschaft, drucken und verteilen zu lassen.

Die Festschrift (I), 9. Band des Archivs, erscheint zum Tage der Jubiläumsfeier und enthält einige Arbeiten von Mitgliedern unserer Gesellschaft.

Die Festschrift (II), 10. Band des Archivs, wird den Bericht über die wissenschaftliche Feier am 22. April d. J. und etwaige Nachträge enthalten.

Wir bitten um freundliche Aufnahme unserer literarischen Gaben und um ferneres Wohlwollen für unsere vaterländischen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Bestrebungen.

Berlin am Geburtstag Kaiser Wilhelms des Grossen 1902.

Brandenburgia

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg

Ernst Friedel

Geheimer Regierungsrat und Stadtrat

I. Vorsitzender.

Inhaltsverzeichnis.

DENKSCHRIFT

ÜBER DIE HERAUSGABE EINER

BRANDENBURGISCHEN HEIMATKUNDE

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE
DER PROVINZ BRANDENBURG

ZU IHREM

10 JÄHRIGEN STIFTUNGSFESTE

GEWIDMET

VON

ROBERT MIELKE.



Zehn Jahre der Thätigkeit hat unsre Gesellschaft der heimatlichen Forschung gewidmet. Was sie geleistet hat, ist in den bisher erschienenen 18 Bänden ihrer Veröffentlichungen niedergelegt. Sie bezeugen aber auch zugleich, dass wir erst am Anfange unsrer wissenschaftlichen Arbeit stehen. Wer mit der Liebe des Eingesessenen das Einzelne und das Zusammenhängende der engeren Heimat verfolgt und sieht, wie immer wieder neue Reiser aus anscheinend schon verdorrten Stämmen treiben, wer aber auch beobachtet, wie häufig eine alte Überlieferung unter dem Heranwachsen einer neuen Zeit verkümmert, der wird es mit mir bedauern, dass noch kein abschliessendes Werk den Stand des gegen wärtigen Wissens für die Zukunft festlegt. Aus dieser Wahrnehmung heraus habe ich schon seit der Gründung unsrer Gesellschaft den Gedanken verfolgt, den Stoff zu einer brandenburgischen Volkskunde zu sammeln, um ihn vielleicht einmal geschlossen zu veröffentlichen. Mit grosser Freude griff ich es daher auch auf, als mein verehrter Freund, Herr Professor Dr. Friedrich Wagner zunächst gesprächsweise die Notwendigkeit einer umfassenden Landeskunde der Provinz Brandenburg erörterte und seine Vorschläge einem engeren Kreise unsrer Mitglieder darlegte. Wenn ich nun meinen bescheidenen Entwurf, der mir ursprünglich nur als Arbeitsplan zu einer brandenburgischen Volkskunde diente, an diesem Festtage der Öffentlichkeit vorlege, so habe ich manche Bereicherung jenen Herren zu verdanken, die mir auf unsern vertraulichen Zusammenkünften mit vielen Anregungen zur Seite standen. Es ist mir eine angenehme Pflicht, diesen Herren, unsren Mitgliedern: Geheimem Regierungsrat E. Friedel, Prof. Dr. Friedrich Wagner, Prof. Dr. Krüner, Dr. G. Albrecht, Rektor O. Monke, Dr. O. Pniower, Dr. Regling und Dr. Zache öffentlich zu danken. Ich darf hoffen, dass ihre Mitwirkung sowie die andrer Mitglieder und Freunde unsrer

Gesellschaft auch weiterhin für das Zustandekommen des Werks über brandenburgische Heimatkunde nicht fehlen wird.

Die Gesellschaft für Heimatkunde der Mark Brandenburg tritt heute in ihr zweites Jahrzehnt ein. Möge es ihr und ihrem verehrten Vorsitzenden vergönnt sein, das Werk erstehen zu sehen, dessen Grundlinien ich im Folgenden zu skizzieren versucht habe.

Berlin, im Februar 1902.

Robert Mielke.

I.

Aufgabe und allgemeiner Plan der Heimatkunde.

Eine brandenburgische Heimatkunde zu schaffen, ist eine Aufgabe die alle Freunde und Kenner unsres Landes dringend zur Mitarbeit auffordert. Die Gründe für diese Forderung treten bei uns vielleicht mehr zu Tage als in andren Gebieten, in denen man vor Jahren schon erfolgreich an diese Arbeit gegangen ist. Obwohl in den Brandenburger Marken ein Arbeitsfeld vorliegt, das durch seine Beziehungen zur allgemeinen deutschen Geschichte und zu den grossen umgestaltenden kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart in erster Linie nach einer wissenschaftlichen Bearbeitung drängt, so fehlt hier noch jeder Ansatz zu dieser. In andren Landesteilen ist dagegen schon viel in dieser Hinsicht geschehen; man ist nicht nur früher sondern zum Teil auch mit umfassender Organisation an diese Aufgabe herangetreten. Es sei nur an die mehrfach aufgelegte vierbändige „Bavaria“ erinnert, die auf Veranlassung des Königs Maximilian II. von Bayern einen grossen Stab von Gelehrten unter Führung W. H. Riehls bis zu ihrer Vollendung vereinte; es sei ferner auf die vielen Bände der „Oberamtsbeschreibungen“ Württembergs hingewiesen, die mit Landesmitteln unterstützt werden und ebenfalls schon zum Teil in Neubearbeitungen vorliegen. Solchen Werken gegenüber beweisen andre, welche der Opferwilligkeit einzelner Verleger oder der Thätigkeit örtlicher Vereine ihre Herausgabe zu verdanken haben, dass eine in grosser Anlage beabsichtigte Landeskunde geradezu auf die Mitarbeit vieler und auf die Unterstützung mindestens ständischer und städtischer Behörden angewiesen ist. Da die einzelnen Herausgeber unmöglich alle naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, volkskundlichen und sprachlichen Gebiete beherrschen konnten, so beschränkten sie sich naturgemäss auf die Bearbeitung selbständiger Teile. Aber auch in dieser wissenschaftlichen Beschränkung sind uns andre Länder und Provinzen weit voraus geeilt. Baden hat mit

E. H. Meyers „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert“, Braunschweig mit R. Andre's in zweiter Auflage erschienenen „Volkskunde“, treffliche Arbeiten dieser Art. Aus Mecklenburg sind die Raabe-Quadesche „Vaterlandskunde“ und die mit staatlicher Unterstützung bisher erschienenen drei Bände der Wossidloschen „Volksüberlieferungen“ zu nennen; Sachsen ist mit der R. Wuttkeschen „Volkskunde“, Schlesien mit seiner „Landeskunde“ von Partsch und Thüringen neuerdings mit dem „Geographischen Handbuch“ von Fritz Regel vertreten; diese allein kennzeichnen genügend den Rückstand, in dem sich das Stammland des Preussischen Staates befindet.

Die Provinz Brandenburg umschliesst ein Gebiet, dessen planmässige Durchforschung und Beschreibung um so dringender sind, je mehr sich hier die Verhältnisse von Jahr zu Jahr ändern. Was wir in mühseliger Arbeit heute noch für spätere Geschlechter festlegen können, ist nach kurzer Zeit vielleicht unwiederbringlich dahin. Kein andres Land im Deutschen Reiche ist durch Zu- und Abströmen der Bevölkerung derartig umgestaltenden Veränderungen ausgesetzt wie die Brandenburger Marken, deren einheitliches Tiefland weder trennende natürliche Erhebungen im Innern noch nach aussen hin besitzt; kein Land wird selbst in seinen Oberflächen-Verhältnissen so durch Verkehrsbauten aller Art verändert wie die Provinz Brandenburg. Blicken wir nur auf die steinernen Arme, mit denen die Hauptstadt in einem 40 km grossen Radius über ihre alte Peripherie hinausgreift, so muss es klar werden, dass sich vor unsren Augen Veränderungen der Oberfläche und der Bevölkerung und damit auch der Kultur vollziehen, die grundbewegend für das Volkstum sind.

Die Mark ist auch ein dankbares Land für die Forschung, weil die Beziehungen eines so modernen Wesens, wie es sich in der Grossstadt Berlin darstellt, zu dem alten Kolonialboden ganz neue Gesichtspunkte bieten. Nicht nur die grundändernden Einflüsse wirtschaftlicher und geistiger Art (Absatz von Milch, Briquets nach Berlin, Zusammenströmen einer arbeitenden Bevölkerung, Zeitungen, Bücher-Zentrale u. a.) sind weithin verfolgbar, sondern die Aufgabe selbst ist neu und anziehend, wenn man die Einwirkungen eines so riesenhaft emporgeblühten Gemeinwesens auf ein geschlossenes politisches Landgebiet in Betracht zieht. Da zeugen die Rieselfelder von einer zur Zeit noch garnicht abzuschätzenden landwirtschaftlichen Betriebsmacht der Grossstadt; da drängen die emporstrebenden Vorstädte auf die Lösung eines andren Zeitproblems, das mit einer ins Auge zu fassenden Einverleibung durchaus noch nicht erschöpft ist. Die Kreisbahnen, welche sich immer mehr zu einem Riesenverkehrsnetz ausgestalten und mit allen ihren kleinen Verbindungsadern dem wirtschaftlichen Zentralpunkte zustreben, machen diesen nicht nur zum Stapelplatz ungezählter Güter, sondern

wirken durch das Aufblühen örtlicher Industrien (Niederlausitzer Braunkohlenindustrie, Ziegelindustrie) auf eine enge Verbindung zwischen Stadt und Provinz.

Und diese selbst — die Mark Brandenburg im alten Sinne — ist ein Kolonisationsgebiet, das durch die Dauer und die Ergebnisse dieser Entwicklung ganz einzig in der Menschheitsgeschichte dasteht. Ein so weitblickender Geschichtsforscher wie der Leipziger Universitätsprofessor Karl Lamprecht, spricht es geradezu aus, dass die Germanisation der Slavenländer „ein wahrhaft erstaunlicher Vorgang, eine Grossthat unsres Volkes während des Mittelalters“ ist. „Während Habsburg im Süden im Besitz der Kaiserkrone verbleibt, wächst im Norden langsam Brandenburg hervor, durch welches der koloniale Osten zum Führer der deutschen Geschichte wird“. Wie in Nordamerika die Kreuzung der verschiedenen Zuwanderungen ein besonderes, praktisch beanlagtes, unternehmendes Geschlecht heranwachsen lässt, so haben wir in der Mark Brandenburg eine gleiche Erscheinung. Männer von hervorragend scharfem Blicke für das Naheliegende und Thatsächliche (Barfuss, Schöning, Arnim, Knobelsdorf, Knesebeck, Schinkel, Zelter, Fontane, Bismarck, dessen Wiege ja noch im politischen Verbande der alten Mark stand, u. a.) sind die Ergebnisse dieser Mischung, die sich in den Tagen der Not (30 jähriger Krieg, Schwedenkriege) am glänzendsten bewährte. Wie gross die Anziehungskraft dieses Kampf, Arbeit, aber auch Lohn verheissenden „armen“ Landes war, bezeugen die bedeutenden Männer, welche nach der Mark strömten, um im Dienste eines starken, weitblickenden Herrschergeschlechts Ansehn und Vermögen zu erwerben (Lynar, Derfflinger, Adam von Schwarzenberg pp.). Was die Grossen dem Zeitgemälde in weithin sichtbaren Linien aufzeichneten, wurde durch die stille Arbeit am engeren Volkstum von den kleineren Adelsgeschlechtern ergänzt. Die Arnim, Bredow, Buch, Hake, Itzenplitz, Klitzing, Kracht, Marwitz, Pfuel, Plotho, Putlitz, Rochow, Röbel, Rohr, Schulenburg, Treskow, Wedell und wie sie alle heissen, sie fanden auf dem neuen Boden eine Heimat, in deren geistigem Leben manche von ihnen sich auszeichneten, in deren landschaftlichem Bilde die alten Familiensitze ein so charakterisches Element sind. An Ansehen, Regsamkeit und zäher Schaffensfreude wächst in den Städten ein Bürgergeschlecht heran, das — ein weiteres Zeugnis des klarsichtigen märkischen Charakters — sich nur bedächtig den weltumspannenden Thaten der Hansa anschliesst, das sich im engeren Heimatlande zu politischer Wirkung stählt (Städtebund), sich selbst gegen höhere Gewalt auflehnt (Tyle Wardenberg, Wilke Blankenfelde) oder in starrer Entschlossenheit sich im Kampfe um „sein“ Recht aufreibt (Hans Kolhase). Und auch der Bauer verleugnet nicht sein Kolonenblut. Ob er immer mehr Ödländereien in fruchtbare Äcker umwandelt, oder sich

zum Schutze des Errungenen waffenstark zusammenschart, („Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unsrem gnädigsten Kurfürsten mit unsrem Blut“. — Landsturm 1813) so weiss er stets sein Lebensziel mit der Heimat Wohl zu verbinden.

Auf solchem Boden konnte sich allein die grosse Reaktion des germanischen Volksgeistes vorbereiten und vollenden, die das Mittelalter abschliesst: die Reformation, auf solchem Boden der Geist entwickeln, der die Schlachten von Fehrbellin, Leuthen, Waterloo und des Krieges 1870/71 schlug.

Das wasserreiche, dürftige Land wandelte sich von den Askanierzeiten an in ein fruchtbares ackerbauendes und gewerbliches Gebiet um, und je mehr dem Wasser Scholle auf Scholle entrissen wurde, um so grösser wurde die Bedeutung des Wassers selbst für das Land. Durch Hohenzollernfürsten sind Rhin- und Havelluch und der Oder- und Warthebruch der Kultur erobert; durch dieselben Fürsten sind die grossen Kanäle angelegt, die den engen Wirkungskreis der Provinz erweiterten, und sie an die weit verzweigten Flußsysteme des übrigen Deutschlands anschlossen. Das erste Kriegsschiff, das vor mehr denn zwei Jahrhunderten den einstigen Anteil Preussen-Deutschlands an der Herrschaft über die Erde vorauskündete, trug die Flagge Kurbrandenburgs; vielleicht vermittelt der geplante Mittellandkanal, indem er die schiffbare Spree und Oder an den Rhein anschliesst, eine erneute Beteiligung des Märkers an der Gross-Seeschiffahrt.

Die Beziehungen des Landes zu dem übrigen Europa sind ohnehin schon durch seine Mittelpunktslage vielseitiger, als sie in seiner reichen Geschichte äusserlich zum Ausdruck gekommen sind. Hier begegnen sich maritimes und kontinentales Klima, entwickeln sich atlantische und pontische Flora, bezw. Fauna, und dank der Einflußsphäre des skandinavischen Nordens ist sein Boden zu einem wichtigen Archiv für die Schöpfungsperioden unsrer Erde geworden. Der Geologe findet in seiner Tiefe die überzeugenden Beweise der einstigen Vereisung, die ihn geradezu zu dem klassischen Boden für die Glacialgeologie machen. (Rüdersdorf, Urstromthäler, Endmoränen, Moränenlandschaft und Abschmelzzonen. Torf, Braunkohle, Ziegelerde u. s. w.)

Eine brandenburgische Landeskunde ist — falls sie geschaffen wird — ein inhaltreiches Werk von grösster Bedeutung. Ist eine solche heute an und für sich schon mehr als das Erzeugnis fruchtloser wissenschaftlicher Spekulation, so wird sie, seit man die tiefen Beziehungen erkannt und verfolgt hat, die zwischen Land und Volk, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen wirtschaftlicher und politischer Gestaltung bestehen, auch ein Archiv werden müssen, aus dem die Zukunft manche Lehre und Anweisung zu holen hat. Nur zwei Erscheinungen seien hier hervorgehoben, die für eine solche

Wertung der landeskundlichen Forschung sprechen: die auffallende Vermehrung der hier in Betracht kommenden wissenschaftlichen Vereine, die teils neu gegründet, teils aus bestehenden Geschichts- und anderen Vereinen heraus Sektionen gebildet oder ihr Arbeitsgebiet nach der natur- und volkskundlichen Seite hin erweitert haben. Dann die Reihe streng wissenschaftlicher Veröffentlichungen, die in Deutschland von Jahr zu Jahr steigt und bei den Universitäten selbständige Lehrstühle anstrebt. Noch ist es vielleicht zu früh zu behaupten, dass auch die Volkswirtschaftslehre überall auf solche Studien zurückgeht; es lässt sich aber voraussagen, dass in absehbarer Zeit sowohl diese wie die Verwaltungswissenschaft jene in der Volks- und Landeskunde eingeschlossenen Werte wird beachten müssen; besonders aber wenn sie so stark in die Erscheinung treten wie bei uns.

Wir haben ein Land, das Bewohner aus allen deutschen Stämmen, selbst aus andren Völkern an sich zog; sie sind alle zu Märkern geworden, haben sich in die neuen Verhältnisse gefügt und ihren Ursprung abgestreift. Es wird stets für die Volkspsychologie eine beachtenswerte Erscheinung bleiben, dass eine Stadt wie Berlin, die um 1700 halb französisch war, diesen Bevölkerungszusatz bis auf wenige, künstlich erhaltene Erinnerungen, gänzlich hat verschwinden lassen. Andrerseits findet der Wirtschaftsstatistiker eine Reihe von Vorgängen, die gewissermassen das Gesetz vom Werden und Vergehen am eignen Volkskörper blosslegen: Städte, die zu Dörfern geworden sind (Heckelberg), andre, die diesem Schicksal entgegengehen (Sarmund) oder unversehens aufblühen (Wildau seit 1899 Station, heut 6000 Einwohner), vergangene Industrien, welche einst das ganze Land belebten (Seidenindustrie) und neue, welche im Aufblühen begriffen sind (Töpferei—Velten, Ziegeleien—Eberswalde und Rathenow, Geschützfabrikation—Spandau, Torf—Linum, Braunkohle—Niederlausitz, Tabak—Schwedt und Vierraden, Obstbau—Werder, Maschinenbau—Berlin u. a.). Überall im Vordergrund Leben und Regsamkeit, mit andrem Worte Wechsel und dahinter der historische Begriff: Mark Brandenburg, mit all den schlummernden Kräften, Trieben und Verheissungen, aus denen jene in langer aber stetiger Entwicklung emporwuchsen.

Es sind also nicht allein wissenschaftliche Gründe, die sich für die Herausgabe einer brandenburgischen Heimatkunde anführen lassen. Erwägungen praktischer Art sprechen mindestens mit, wenn man für sie die Opferwilligkeit der Behörden aufrufen und ein Interesse in weiteren Kreisen voraussetzen will.

Vorläufer eines solchen Werkes liegen bereits vor, die — obwohl sie mit breiter Grundlage angelegt — nach der Schätzung heutigen Wissens nur anziehende Zeugnisse für ihre Zeit sein können: die

„Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg von J. C. Bekmann (Berlin 1751/53) und das dreibändige inhaltreiche „Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Niederlausitz“ von H. Berghaus, das auf Veranlassung des Staatsministers und Oberpräsidenten Flottwell mit Staatsunterstützung herausgegeben wurde (Brandenburg 1854—56). Ist das erstgenannte ganz im Sinne seiner Zeit eine Zusammenstellung aller nur erreichbaren alten und merkwürdigen Nachrichten — in vielen Fällen leider die einzige Quelle für uns! — so ist das andre mehr eine Finanz- oder Besitz-Statistik, die auch die naturwissenschaftliche Unterlage nur in der Aufreihung der Erscheinungen, nicht aber in der logischen Entwicklung erkennt. Und doch beruht der dauernde Wert des Berghausschen Werkes auf dieser naturwissenschaftlich geographischen Grundlage, während seine Statistik für die Gegenwart keine Bedeutung hat, seine geschichtlichen Hinweise unzureichend, seine sprachlichen Erläuterungen vielfach von falschen Voraussetzungen ausgehen und darum verfehlt sind, und der Mangel jeder volkskundlichen Rücksichtnahme zu bedauern ist. Zudem wird die Benutzung dadurch erschwert, dass sich die Besitzverhältnisse in einem halben Jahrhundert fast überall verschoben haben, und dass die systemlose Anordnung und die trockne Sprache einer praktischen Benutzung sehr hinderlich sind. Hat der ausserdem noch recht lückenhafte Berghaus in Ermangelung einer Neubearbeitung trotzdem jahrzehntelang nicht unwesentliche Dienste der märkischen Wissenschaft geleistet, so fordert die Gegenwart eine vollständige Neuschöpfung, die durch gleichmässige Berücksichtigung aller Seiten moderner Forschung zu einer wissenschaftlichen Landeskunde wird und damit auch Wert für die Zukunft behält. Dass eine solche Arbeit die Kräfte des einzelnen übersteigt, ist wohl ohne weiteres klar, dass sie aber auch nur mit Unterstützung der staatlichen, ständischen und städtischen Behörden durchzuführen sein dürfte, wird begreiflich erscheinen.

Die Verhältnisse haben die Entwicklung an und für sich dahin geleitet, dass die Beteiligung von Behörden in keiner Weise mehr befremdet oder über die Aufgaben dieser Körperschaften hinauswächst. Schon in der unter der Aufsicht des Kgl. Ministeriums der geistlichen pp. Angelegenheiten stetig sich entwickelnden Denkmalpflege und der Unterstützung örtlicher Sammlungen und Vereine haben wir Zeugnisse dafür, dass die Kreis- und Provinzverwaltungen auch für wissenschaftliche Bestrebungen Mittel zur Verfügung stellen können. Bei einer so weitausschauenden, umfassenden Arbeit wie der geplanten „Heimatkunde“ dürfen wir umsomehr ein Beharren auf diesem Wege erhoffen, als sie ja auch ein Handbuch von dauerndem Wert für die Behörden und den einzelnen Beamten wie für den wissenschaftlich Arbeitenden bleiben wird.

Es kommen zunächst in Betracht das genannte Königliche Ministerium, der Provinzial-Landtag, die Kreise und Gemeinden sowie unter diesen in erster Reihe die Stadt Berlin als das Gemeinwesen, welches trotz formeller politischer Trennung von der Verwaltung der Provinz Brandenburg dennoch als grösste Grundbesitzerin mit ihr in vielfacher behördlicher und kultureller Verbindung steht, abgesehen davon, dass neuerdings durch das Versicherungs- und Innungswesen pp. gesetzlich auch neue wirtschaftliche und verwaltungsrechtliche Verbindungen Berlins mit den Vororten geschaffen worden sind.

Zu den oben aufgezählten Gründen, die für die Herausgabe einer brandenburgischen Heimatkunde sprechen, lassen sich noch andre beibringen. Die Wissenschaft gewinnt dadurch ebenso wie die Anhänglichkeit zur Heimat. Gerade der Zufluss der Bewohner aus andren Gebieten und der stetige Wechsel der Bevölkerung innerhalb Berlins und der Provinz Brandenburg legt eine grössere Einwirkung auf die Einwohnerschaft nahe, wenn sie durch ihrerseits dargebrachte Mitteilungen zur Herstellung einer solchen Heimatkunde thätig herangezogen wird; sie lenkt auch umgekehrt die Augen wieder mit Liebe und Teilnahme auf die Eigenart der engsten Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Geschichte. Auch ist es sicher nicht allzu kühn, anzunehmen, dass durch diese Verstärkung heimatlicher Empfindungen die Achtung vor den Resten der Vorzeit ebenfalls gesteigert wird, dass in der Folge weniger Mittel zu ihrer Erhaltung bereit gestellt zu werden brauchen und doch wahrscheinlich die Schätze der Vergangenheit besser vor Vernichtung geschützt bleiben.

Welche Verluste in dieser Hinsicht besonders die Wissenschaft der Ur- und Vorgeschichte zu beklagen hat, ist jedem Kenner der Verhältnisse zur Genüge bekannt; entziehen sich doch diese vereinzelten und kleineren Funde nicht nur der Beobachtung des Forschers gar zu leicht, sondern es werden viele ausgedehnte Urnenfelder, Steinpackungen, Verwallungen u. a. für die Wissenschaft ausserordentlich wertvolle Reste in ihrer Bedeutung geschwächt, weil man sie nicht genügend aufgezeichnet oder beobachtet hat. Gerade jetzt, wo die Forschung immer mehr den Schleier von der fernen Vergangenheit hebt, drängt die Frage zu der Entscheidung, ob sich durch die Mark und die Niederlausitz schon in grauer Vorzeit eine Völkerscheide zieht, die die altgermanischen Volkslande von den südlich vordringenden Kulturen sonderte. Dass sich eine solche Trennungslinie quer durch die Provinz zieht, dass sich möglicherweise noch andre vorgeschichtliche Völkerscheiden auffinden lassen, sind Fragen von wissenschaftlicher Bedeutung, die durch die Heimatkunde der Lösung näher geführt, ja

vielleicht gelöst werden können, wenn man andre volkskundliche Beobachtungen mit heranzieht.

Von gleich grossem Werte kann sich die planmässige Durchforschung der Flurnamen gerade jetzt erweisen, wo die Frage, ob die germanischen Urbewohner in der Völkerwanderung ihre Heimat gänzlich verlassen haben oder bedeutende Reste zurückgeblieben sind, wieder erneut aufgeworfen ist. Es lässt sich folgern, dass eine gänzliche Entblössung des Landes von den germanischen Bewohnern für die nachrückenden Slaven Veranlassung werden musste, die hervortretenden Örtlichkeiten mit ihrer Sprache zu benennen, dass sie jedoch im andren Falle sicher altgermanische Sprachreste übernommen haben. Da zu derselben Zeit die zweite sogenannte Lautverschiebung der deutschen Sprache vor sich ging, so kann man annehmen, dass sich unter den Flurnamen, welche die Slaven in Süd- und Mitteldeutschland vorgefunden und mehr oder minder ihrer Sprechweise anbequemt haben, sich solche mit den älteren Konsonanten wenigstens in den südlichen Grenzgebieten der Mark finden werden, was einen sicheren Schluss auf die ununterbrochene Fortsetzung der Bevölkerung erlaubt. Auch die Volkssprache, welche in ausgiebigerem Zusammenhange noch nie in unserer Heimat untersucht worden ist, die Sagen, die nach den grundlegenden Forschungen von W. Schwartz für die eben gestreifte Frage von Bedeutung sind, die Hausarten und vieles andre, was aufzuzählen an dieser Stelle zu weit führen würde, könnten durch die Heimatkunde eine neue wissenschaftliche Bearbeitung erfahren und dadurch das beabsichtigte Werk auch dem Fernstehenden näher bringen. Alles dies rechtfertigt sicherlich eine Beihilfe für unser Unternehmen seitens der ständischen und städtischen Behörden.

II.

Welche Mittel erfordert die Heimatkunde?

Da die nötigen Geldmittel die erste Voraussetzung für die Arbeit sind, so sei diese Frage zunächst erörtert. Sie dürfen nicht zu gering angenommen werden. Ein Werk, das für Jahrzehnte den Stand der wissenschaftlichen Forschung abschliessen soll, das also kommenden Geschlechtern nur die Ergänzung und die Kritik der Einzelheiten zumutet, kann nur mit Mitteln ins Leben gerufen werden, welche die

Drucklegung nicht nur sichern, sondern auch die einzelnen Forscher in den Stand setzen, ihre Wissensgebiete im Lande selbst durch gelegentliches Studium an Ort und Stelle sowie durch eine ausgedehnte Fragebogen-Organisation zu prüfen und zu vervollständigen. Dass die Druckbogen auch durch viele Abbildungen, Karten und Skizzen erläutert werden müssen, ist ein weiterer Grund, beträchtlichere Geldmittel anzustreben.

Es sind mit Berufung auf den angehängten Arbeitsplan-Entwurf zunächst fünf Bände im Lexikonformat für die Heimatkunde in Anschlag gebracht, von denen jeder 25 Bogen, bezw. 400 Seiten Text enthält (die Seite mit 26 Zeilen zu 21 Silben gerechnet). Danach ist der Voranschlag:

Druck, Satz, Papier und Spesen à Bogen 150 M. bei 5000 Auflage = 125×150 M.	18 750 M.
1000 Druckstöcke zu 100 cbcm à 0,08 M. . . .	8 000 „
Für Photographien, Reisen, Ausgaben der Leitung	10 000 „
Auslagen für Fragebogen und Porti	5 000 „
Vorbereitung, Petitionen u. dergl.	1 050 „
Honorar an die Mitarbeiter 50 M. pro Bogen . .	6 250 „
Unvorhergesehenes	950 „
Summa M.	50 000 M.

Es kann sich selbstverständlich bei dieser vorläufigen Aufstellung, die lediglich erfolgt, um ein ungefähres Bild des höchsten Kostenbetrages zu skizzieren, welcher von dem geschäftsführenden Ausschuss in keiner Weise überschritten werden soll. Für Druck und Abbildungen wird sich vielleicht eine Verminderung erzielen lassen, die zu einer Erhöhung des Bogen-Honorars verwendet werden sollte, das nicht als eine entsprechende Bezahlung der Arbeitsleistung aufzufassen ist, sondern nur als ein kleiner Ersatz für unmittelbare Auslagen dienen kann. Die wissenschaftliche Leistung lässt sich bei solchen Arbeiten ohnehin nicht bezahlen; sie kann nur durch die Opferwilligkeit der Mitarbeiter ermöglicht werden, denen aber nicht noch bare Opfer aus der eigenen Tasche zugemutet werden dürfen.

Um der Ausgabe von rund 50 000 Mk. auch eine Einnahme entgegenzustellen, sind natürlich nur die Beiträge ins Auge zu fassen, die à fonds perdu gezeichnet werden. Der Geschäftsausschuss wird nicht umhin können, bei den hier in Frage stehenden Körperschaften und Personen gleich um die Bewilligung bestimmter Summen zu bitten.

Es würde sich empfehlen, vielleicht — auf drei Jahre verteilt — die nachfolgenden Beträge aufzubringen:

1.	Das königl. preussische Kultusministerium . .	5 000	M.
2.	Die Provinzial-Stände Versammlung	15 000	„
3.	Die Stadt Berlin	5 000	„
4.	Die 31 Kreise à 300 M.	9 300	„
5.	Die 135 Städte à 50 M. (im Durchschnitt) . .	6 750	„
6.	Etwa 20 wissenschaftliche Gesellschaften à 100 M.	2 000	„
7.	Zuschuss des Verlegers	6 950	„
		50 000	M.

Auch diese Aufstellung kann nur eine vorläufige sein; sie wird bei der Durchführung sich nach der Beteiligung der einzelnen Faktoren richten müssen. Das aber lässt die Aufstellung erkennen, dass das Aufbringen der Kosten nicht zu den unüberwindlichen Schwierigkeiten gehört und zwar umsoweniger, als sich die Ausgabe selbst — wie angedeutet — auf einen Zeitraum von mehreren Jahren verteilen liesse.

III.

In welchem Umfange soll eine brandenburgische Heimatkunde bearbeitet werden?

Es bedarf keiner Begründung, dass sie nur sichere Ergebnisse, wenigstens bestrittene Auslegungen nur soweit aufnehmen darf, als diese zur Beleuchtung gewisser — in unserer Heimat allein zu Tage tretender — Erscheinungen herangezogen werden müssen. Z. B. dürfte die Frage, ob einzelne Thäler und Seen der Mark oder Niederlausitz durch tektonische Kräfte oder durch die Wirkung ehemaliger Schmelzwässer entstanden seien, durch die Gegenüberstellung der beobachteten Thatsachen zu beantworten sein. Andre Streitpunkte, wie die Entstehung der Finower Thalrinne, das Verhältnis der im Gefolge der Lausitzer Vorgeschichte ermittelten Kultur zu andren europäischen Kulturströmungen, der Zweck und die Unterscheidungen einzelner Wallbauten, die Entstehung des märkischen Backsteinbaues u. s. w. können nur durch eine möglichst genaue Schilderung der festgestellten Thatsachen und Erscheinungen einen festen Grund für spätere Forschung bilden. Dagegen ist es erforderlich, das Thatsachenmaterial soweit zu sichten, dass es immer nur in seinen Beziehungen zur Mark bezw. Niederlausitz hervortritt, eine Gefahr, die z. B. bei der politischen Geschichte leicht über den Rahmen hinwegführt oder eine neue märkische Geschichte liefert, die schon von andren Seiten vorliegt.

Der Stoff soll ferner mit Berücksichtigung der jüngst festgestellten Ergebnisse zu einem geschlossenen Bilde unserer Heimat führen und, weil das Werk auch keine Quellensammlung sein darf, die gedruckten Quellen nur in der Hauptsache und mit Auswahl angeben.

Da die Geschichtsereignisse für eine Heimatkunde nur soweit in Betracht kommen, als sie sich als Folgen der im Lande selbst vorhandenen und erzeugten Kräfte äussern oder für das Land eine grössere Bedeutung gewonnen haben, so ist auch die Frage nach der Berücksichtigung der einst zur Mark gehörenden oder später angegliederten Gebiete schon zum Teil beantwortet. Eine Heimatkunde der Provinz Brandenburg kann die ersteren Gebiete ebenso wenig unbeachtet lassen wie sie die Kulturanfänge der letzteren auf ihre manchmal weit abliegenden Ursprünge zurück verfolgen muss; aber sie wird beide nur in ihren unmittelbaren Beziehungen streifen dürfen. Wie jene hauptsächlich in geschichtlichen Ereignissen mit der Mark zusammenhängen und dementsprechend in den Rahmen einer brandenburgischen Heimatkunde hineingezogen werden müssen, so gewinnen diese für die Mark — von vereinzelten früheren Erscheinungen abgesehen — erst Bedeutung, als sie in das politische Gefüge des Landes treten und damit auch in ihrer Volks- und Landeskunde von erheblicher Bedeutung werden. Ebensowenig kann man von einer Heimatkunde erwarten, dass sie bei der Behandlung geschichtlicher Fragen sich zu einer Entwicklungsgeschichte des Staates auswächst. Etwaige Abschweifungen können nur dazu dienen, die Bedeutung der märkischen Begebenheiten in ein richtiges Licht zu setzen. So sind beispielsweise die Bewegungen der Schwedenkriege nicht von der Eigenart des Luchgebietes, Friedrichs des Grossen strategische Massnahmen nicht von der Oderlinie zu trennen. Ja mehr als das! Der Bewohner des Landes gewinnt durch das Verständnis solcher Vorgänge einen Blick für die Notwendigkeit der einzelnen Massnahmen wie für die Bedeutung der Landschaft, der ihm heute vielfach fehlt.

In ähnlicher Weise wird sich die Behandlung der Sagen und Märchen einschränken müssen. Wir können nicht jede einzelne Sage aufzeichnen, sondern nur auf die grössere oder geringere Stärke hinweisen, mit der bestimmte Sagen innerhalb des Landes die ganze Gattung vertreten. Erst wenn sie für die Mark besondre, tiefere Bedeutung erlangen wie beispielsweise die Sagen von der Frau Gode, Harke, Frick oder sich zu einer rein örtlichen Fassung wie bei den Sagen vom alten Sparr herausgebildet haben, gehören sie zu den besonderen märkischen Sagen, die in einer Landeskunde ebensowenig fehlen dürfen wie die Gründungssagen von Städten und Klöstern, die Geschlechts-, Baum- und Quellensagen.

IV.

Wie soll die Mitarbeiterschaft organisiert werden?

Vor allem ist es notwendig, die Einzeldarstellungen der verschiedenen Mitarbeiter nach einem einheitlichen Plane und nach den näher noch zu bestimmenden Gesichtspunkten zu verfassen, die von dem geschäftsleitenden Ausschuss mit den Bearbeitern in gemeinsamen Zusammenkünften aufgestellt werden. Das setzt voraus, diesen Ausschuss unter der ehrenamtlichen Oberleitung eines Präsidenten, dem unter Umständen ein Geschäftsführer beizugeben ist, und aus den Vertretern der wissenschaftlichen Hauptgebiete zusammen zu berufen. Es dürften Vertreter für Geschichte, Naturkunde, Volkskunde und Sprache sein, die mit dem Vorsitzenden — falls der ev. Geschäftsführer aus diesem Kreise entnommen wird — auch der Zahl nach in einem guten Verhältnisse zu einander stehen würden. Sehr zu begrüssen wäre es, falls sich hinter diesem engeren Arbeitsausschuss ein Kranz behördlicher Vertreter und wissenschaftlicher Grössen zu einem weiteren Ausschusse vereinigen würde, der den vorbereitenden Schritten mehr Gewicht verleihen könnte.

V.

Spezieller Arbeitsplan.

Wenn nun noch im Anschluss an das Vorhergehende ein Arbeitsplan für das Gesamtwerk folgt, so ist dieser selbstverständlich nicht abschliessend sondern nur bestimmt, weiteren Kreisen über den Umfang und den Inhalt eine Vorstellung zu geben. Die einzelnen Stoffgebiete werden von ihren wissenschaftlichen Vertretern mehr oder minder ergänzt werden müssen, um ihren Ansprüchen zu genügen. Doch schon jetzt dürfte diese Grundlage, die in den beratenden Sitzungen des vorläufigen Ausschusses gebilligt wurde, erkennen lassen, dass die beabsichtigte Landeskunde nicht eine Nachahmung älterer Landeskunden ist, sondern nach ihrer Anlage zum ersten Mal viel-

leicht den Versuch macht, den Begriff einer engeren Heimatkunde nach einheitlichen und örtlich gegebenen Verhältnissen zu umschreiben. Schon jetzt wird sie erkennen lassen, dass sie lediglich auf brandenburgische Verhältnisse zugeschnitten ist, dass sie diese aber auch nach allen Seiten hin verfolgt.

Der Plan selbst entstand unter dem Einfluss des Gedankens, dass sich die natürlichen Zustände des Landes zu einer besonderen Wissensgruppe zusammenschliessen, die sich der zweiten Gruppe voranstellt, in der der Mensch mit seinem Denken, Glauben und Arbeiten im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Als dritte selbständige Gruppe folgt dann die Sprache, die von beiden abhängig ist und doch in ihrer Entwicklung von gewissen natürlichen und kulturellen Gesetzen beeinflusst wird, bei der das Einzelwesen zurücktritt zu Gunsten der Gattung. Es sondert sich demgemäss der Arbeitsplan in drei grosse Gruppen:

1. Die natürlichen Zustände.
2. Kulturzustände (die äusserlich und innerlich in die Erscheinung treten).
3. Die Sprache

und im einzelnen in die nachstehenden Unterabteilungen.

Arbeitsplan für eine Brandenburgische Heimatkunde.

I. Natürliche Zustände.

Luft und Klima.

(Mittelpunktslage der Mark; maritimes und kontinentales Klima.)

Geologische Verhältnisse.

Urzustand (Inlandeis — Theorie).
Gegenwart (Sand-, Lehmboden, Kieferland, Acker).
  Niederungen und Höhen (Wiesenschläge, Ackerland).
  Wasserverteilung (günstig für Kanäle).
  Waldverteilung (das reichste Waldgebiet in Preussen).
  Heiden und Moore (wird nur von Hannover übertroffen).

Die Pflanzenwelt.

Ausgestorbene Pflanzen (Eibe).
  Durch Klimaveränderung ausgestorben (Eiszeit).
  Durch die Kultur verdrängt (Hirse).

Lebende Pflanzen (atlantische und pontische).
 Landständige (Kiefer, Zuckerrüben, Eiche).
 Eingeführte (Kartoffel, Tabak).

Die Tierwelt.

Ausgestorbene Tiere.
 Durch Klimaveränderung ausgestorben (Mammuth).
 Durch die Kultur verdrängt (Wolf, Wisent, Bär, Ur).

Lebende Tiere.
 Landständige Tiere (Dachs, Fuchs).
 Eingewanderte Tiere (Ratte).

Der Mensch.

1. Bevölkerungsdichte einst und jetzt.
2. Körperliche Anthropologie der Gegenwart.
 Grösse.
 Hautfarbe.
 Augen und Haare.
 Schädelformen.
3. Bevölkerungswechsel.
 a) In der Vorzeit (Gräberfunde, Germanen, Slavische Stämme).
 b) In der geschichtlichen Zeit.
 1. Die deutsche Bevölkerung.
 Sachsen (Prignitz, Sachsendorf, Sachsenburg).
 Franken (askanische, hohenzollernsche Kolonisation, der fränkische Adel).
 Flamländer (Fläming, die Wische, Gross-Wusterwitz).
 Spätere Kolonisten:
 Pfälzer (Müggelheim, Neu-Trebbin, Altenhof, Berg).
 Holländer (Neuholland).
 Schweizer und Tiroler (Töplitz, Kreuzbruch).
 Vereinzelte Ansiedlungen (Franken-Neu-Anspach), Württemberger- Mittel- und Neumark).
 2. Fremde Bevölkerung.
 Slaven
 Böhmen (Rixdorf, Berlin, Oderbruch).
 Polen (Oderbruch).
 Russen (Potsdam).
 Wallonen (Uckermark, Kottbus).
 Franzosen (Berlin, Uckermark).
 Juden (jüdische Kirchhöfe).
 Zigeuner (Sagen).

II. Kulturzustände.

1. Äussere Zustände.

1. Die Landesentwicklung der Provinz.
2. Besiedelungsverhältnisse.
   a) Vorgeschichtliche Wohnplätze auf festem Lande (Wachow).
   b) Pfahlbauten (Spandau, Alt-Görzig, Zechlin, Werbellinsee).
   c) Wüste Dörfer (Sernow, Thyre, Wedding).
   d) Slavische Siedelungen (Stralau, Postupimi-Potsdam, Geliti-Geltow).
   Der Rundling (Kreuzburg, Jachzenbrück).
   e) Deutsche Siedelungen.
   Hofansiedelungen (Honehof a. d. Sipunt b. Potsdam).
   Haufendörfer (Beiersdorf b. Werneuchen).
   Strassendörfer (Schönfeld b. Werneuchen, Mödlich).
   f) Dorf-, Stadt- und Gutsfluren (Die Almende, Weichbild). Grenzzüge (Strausberg).
   g) Fiskalische Ländereien und Domänen (Grunewald, Dahlem).
   h) Die Ortsanlagen.
      1. Ackerbauniederlassungen (Schmargendorf, Schöneberg).
      2. Fischerdörfer, Kieze (Fahrland, Spandau, Rummelsburg).
      3. Wehrbauten:
         Germanische Anlagen (Knoblauch, Römerschanze).
         Slavische Anlagen (Jabel, Stralau, Treuenbrietzen).
         Die Landwehren (Föhrde, Treuenbrietzen, Zootzen).
         Die mittelalterliche Burg (Lenzen, Jarina, Wiesenburg).
         Die Festung (Spandau, Peitz, Küstrin).
      4. Handelsniederlassungen (Berlin, Frankfurt a. O.).
      5. Residenzen (Berlin, Schwedt, Potsdam).
      6. Die Landeshauptstadt (Kur- und Haupstadt Brandenburg Berlin).

3. Wirtschaftliche Zustände.
   a) Ackerbau (Dreifelderwirtschaft, Fruchtfolge, Rübenbau, Künstlicher Dünger).
   Lose, Gemeindeland.
   b) Viehzucht (Milchwirtschaft, Mastung, Rassenzucht).
   c) Jagd (Hoch- und Niederjagd, die Hofjagd).
   d) Fischerei (Oderbruch, Müggelsee, Biologische Station).
   e) Mühlenbetrieb (Wasser-, Wind- und Dampfmühlen).
   f) Garten- und Weinbau (Werder, Krossen, Guben).
   g) Tabakbau (Schwedt, Vierraden).
   h) Imkerwesen (Zeidler-Genossenschaften, die Honiggulde).
   i) Gewerbewesen.

Hausgewerbe (Lehmziegel, Spinnerei, Holzschuhe).
Innungsgewerbe bezw. Handwerk (Hechtreisser-Wriezen).
Manufakturen und Industrien (Seiden- und Wollwebereien, Ziegeleien, Ofen- und Porzellanfabrikation, Eisengiessereien).

k) Bergbau (Kalk, Gips, Braunkohle).

l) Handel.
Strassen- und Verkehrswesen (Römische Münzfunde, Hacksilberfunde, Herwege, Chausseen).
Fuhrmannswesen (Gebräuche, Herbergen, Zollschranken).
Wasserwege (Ströme und Kanäle, Abgaben, Deichwesen, Schifferei, Hamburger Reihefahrt).
Eisenbahnen (Verkehrsbahnen, Strategische Bahnen).
Die Post (Das alte Botenwesen, die Postbauten).

4. Grundzüge der inneren Geschichte.

1. Ständewesen.
a) Bauern und Kolonen (Büdner, Kossät, Knecht. Die Ritter-Bauern von Zauchwitz).
b) Bürger (der Ackerbürger).
(Bewegungen zur Erlangung politischer Rechte).
c) Der Adel und städtisches Patriziat, der Bürgermeister.
d) Die Geistlichkeit (Wittstock, Fürstenwalde, Lebus, Domkapitel zu Brandenburg).
Kirchenlehen (Palsdorf und Hohengörne a. d. Grafen v. Lindow).
e) Die Fürstenhäuser.

2. Rechtsgeschichte.
a) Ding- und Gerichtsstätten (Die Klinke, der Roland).
Der Upstall (Berlin, Havelland).
Das Wröhegericht (Berlin).
Der Pristabel (Oberspree).
b) Öffentliches Recht (Die öffentliche Meinung).
c) Privatrecht (Gesinde-Ordnung).

3. Verwaltungsgeschichte.
a) Dorf- und Stadtverwaltung (Vögte, Lehnschulzen, Domänenämter).
b) Kreisverwaltung.
c) Provinzverwaltung.
Steuern und Abgaben (Ablösungen).
Stiftungen.
Armen- und Waisenwesen.
Beamtenwesen (Der Märker, Zuströmen aus anderen Provinzen, Thätigkeit Danckelmanns).
Die Wehrverfassung (Garnisonen und Regimenter).
d) Münzen und Masse.

5. Grundzüge der äusseren Geschichte.
   a) Altgermanische Zeit (Karpodakische Einwanderung).
   b) Slavische Zeit (Pribislaw. Jaczo).
   c) Deutsche Kolonisation (Albrecht d. Bär, Anselm v. Havelberg, Piasten, Ordensritter).
   d) Die Askanier (Albrecht der Bär, Johann I., Otto III.).
      Die Mark in ihrem Verhältnisse zur Hansa (Brandenburg, Perleberg, Prenzlau, Frankfurt, Ruppin).
   e) Die Wittelsbacher (Der falsche Waldemar).
   f) Die Lützelburger (Karl IV., das Landbuch).
   g) Die Hohenzollern.
      Fränkischer Einfluss unter den drei ersten Hohenzollern.
      Selbständigkeit und Eigenart der Mark von 1486—1598.
      Die Mark als Grundlage eines grösseren Staates 1599—1701.
      Die Mark unter den preussischen Königen und deutschen Kaisern.

2. Innere Zustände.

1. Kunst.
   a) Die bildende Kunst.
      Vorgeschichte (Steinbauten, Mellen, Seddin, Grabfunde).
      Kolonisationszeit (Der Einfluss klösterlicher Kultur. — Havelberg, Brandenburg, Lehnin, Heiligengrabe).
      Zeit der Städteblüte (Frankfurt, Königsberg, Prenzlau. — Rathaus).
      Zeit der kleinen Dynasten (Grafen v. Lindow. Die Putlitze. Die Biberstein. Der deutsche Orden. — Freienstein, Wiesenburg).
      Zeit der Residenzen und des Hofes (Rheinsberg, Dobrilugk. — Die Akademie).
      Die modernen Bestrebungen (Kunstgewerbe-Ausstellungen, Gartenkunst [Hohenfinow]).
   b) Dichtkunst.
      Vor der Reformation (Minnegesang. Otto IV. m. d. Pfeil).
      Bis zum grossen Kurfürsten (Das Kirchenlied, Paul Gerhard, Die geistlichen Schauspiele, Hans Clauert, Peuker).
      Bis zu den Freiheitskriegen (Schmidt v. Werneuchen, das politische Lied).
      Bis zur Gegenwart (Willibald Alexis, Fontane, Einfluss Berlins).
   c) Die Musik.
      Die kirchliche Musik.
      Die bürgerliche Musik (Der Gassenhauer, Zelter).
      Die höfische Musik (Friedrich der Grosse).
   d) Tänze.
2. Wissenschaften.
   Scholastik (Zinna, Lehnin).

Universitäten (Frankfurt, Berlin) und Privatgelehrte (Leutinger, Haftiz, Kunkel, Thurneisser, Bekmann, Fr. v. Klöden, Leop. von Buch, A. von Humbold, Helmholtz).

Tierärztliche Hochschule.

Forstwissenschaftliche Schulen (Eberswalde, Thaer in Moegelin).

Schulen (Graues Kloster, Joachimsthalsches Gymnasium, Saldria) Volksschulen (v. Rochow-Reckahne).

Druckereien (Lehnin-Marienpsalter, Frankfurt a. O., Berlin).

Bibliotheken und Zeitungswesen (Kgl. Bibliothek, Geschriebene Zeitungen).

3. Technik.

Wirken der Festungs-Ingenieure (Chiaramella de Gandino. Rochus Guerini de Lynar. Memhard).

Hecker und die Gründung der Realschule.

Technische Hochschule (Beuth).

Bergakademie.

Gewerbeschulen (Kunstschule, Wredowsche Zeichenschule in Brandenburg).

Gewerbeausstellungen (Berlin 1844, 1879, 1896).

4. Sittengeschichte.

Die Religionsanschauungen.

a) Vorwendische Kultorte (Harlungerberg, Schlossberg Burg, Wandlitz).

Näpfchensteine, Teufelssteine (Triebel, Gehren).

b) Wendische Kultorte (Jüterbog, Prenzlau).

c) Christliche Kultstätten.

Kirchen (Mutter- und Tochterkirchen, Havelberg mit 15 Parochien).

Schutzheilige (Petrus, Nikolaus, Briccius).

Patronatsverhältnisse (Konsistorium, Standespersonen, Gemeinden, Magistrate).

Altäre im Freien (Niemeck, Trebnitz).

Rundmarken (Müncheberg, Prenzlau, Kremmen).

Schleifrillen (Frankfurt a. O.).

Klöster (Mutter- u. Tochterklöster, Zinna, Lehnin, Chorin, Kagel)

Die Orden (Cisterzienser-Zinna, Lehnin, Prämonstratenser-Lindow, Dominikaner-Strausberg, Cöln, Benedektiner-Spandau).

Wallfahrtsorte (Wilsnack, Heiligengrabe, Belitz).

d) Verhältnis der Konfessionen.

e) Geschichte der Konfessionen (Die Reformation).

f) Judentum (Judenverfolgung, Reformjuden).

g) Sektenwesen (Calvinisten, Baptisten).

3. Volkskunde.

1. Äussere Volkskunde.
   a) Bauernhaus (Sächsisch-Mödlich, Fränkisch-Görsdorf, Wendisch-Lehde, Laubenhaus-Zäckerick).
      Giebelzeichen (Pferde, Hunde oder Hasen, Hahn).
   b) Das Stadthaus (Giebelhaus, Langhaus, Laubenhaus-Schwiebus).
      Häusernamen (Hirsch, 3 Linden-Berlin).
      Bauopfer (Berlin).
   c) Die Wohnung.
      Herd und Schornstein, Küche (Schwibbogen, Rauchhaus).
      Schlafräume (Der Butz-Seedorf).
   d) Der Zaun (Reiszaun, Spriegelzaun, Rickzaun).
   e) Geräte.
      Wagen und Schlitten (Schlittknochen).
      Schiffe (Einbaum, Zille, Polte, Prahm, Schute).
      Ackergeräte (Karren- und Hakenpflug).
      Gewerbegeräte, Werkzeuge (Webstuhl, Buttergeräte).
   f) Trachten und Schmuck (Spreewald, Ziebingen, Uckermark).
   g) Speise und Trank (Erbsen, Fische, Bier).
      Gebäckformen und -namen (Schrippe, Stollen, Strützel, Mohnpielen).
   h) Wetterregeln („Abendrot-Wedder got, Morgenrot-Wedder Tun begot“).
   i) Volksheilkunde (Böten, Sympathie).
   k) Wahrzeichen (Neidkopf, Keule [Jüterbog, Müncheberg], Rippe [Berlin], Hünenhacke [Templin]).

2. Innere Volkskunde:
   a) Das Jahr und seine Feste.
      Weihnacht (Die Zwölften).
      Neujahr (Bleigiessen, Karpfen, Quappe, Strützeln).
      Fastnacht (Schimmelreiter-Niederlausitz).
      Ostern (Ostereier, Osterlaufen, Osterwassersuchen).
      Pfingsten (Pfingstreiten, Pfingstkrone, Wettlauf, Rosenbaum-Beeskow-Storkow).
      Johannis (Feuer, Kräutersammeln, Reinigung, Stollenreiter).
      Siebenschläfer (Frühaufstehen).
      Ernte (Der „Alte“, Erntefest, Kornstapelungen).
   b) Sitte und Brauch.
      Geburt und Taufe (Paten).
      Hochzeit (Hochzeitbitter, Brautkranz, Brautlösen, die Schwelle.

Tot und Begräbnis (Verkündigung, die weisse Frau, Totenkrone, Umgehen, Tote Männer, Obolus, Grabinschriften, Nachzehrer).
Aberglauben (Unheilzeichen, Viehsterben, Verhexen, Blitzröhren, Feuersegen).
Handwerksbrauch (Grüsse, Wanderschaft, Zunftgebräuche, Reezengasse in Berlin).
Spinnstuben (Spinnrad, Haspel, Wocken, Lieder).

c) Volksdichtung.
Das Volkslied (Kaiser Carolus sün bestet Peerd etc., Albar du nester, breng mî'n klene Schwester etc.).
Arbeitslied (Wander-, Turn-, Soldaten-, Handwerker-, Studentenlied).
Historisches Lied (Jan Kuck, Herzog Casimirs Tod).
Rätsel und Sprichwörter (Besser twemål ut det Wåter treckt, as ênmål hinner de Hell voer).
Inschriften (Haus etc.: Wir bauen hier sehr feste etc., Prenzlau),
Ortsneckereien, Hänseln (Havelland-Schmeerland, Berliner Windbeutel).
Volkstümliche Geschichten (Sparr, Derfflinger, der alte Fritz, Zieten, Blücher, Wrangel).

d) Tänze.
Reigentänze (Erntefest).
Singtänze (Hoppeldei).
Rundtänze (Einfluss höfischer und städtischer Art auf den Volkstanz).

e) Spiele.
Kinderspiele (Zeck-, Kreisel-, Murmel-, Knudel-, Ballspiel).
Spiele der Ledigen (Wettlauf, Kullern, Sport).
Spiele der Älteren (Einfluss des Wirtshauses. Schafkopp, Skat, Kegeln).

f) Sagen und Märchen.
Baum-, Quellen- und Steinsagen (Brielow, Mansfeld, Teufelssteine).
Mythologische Sagen (Königsgrab, der wilde Jäger, Mittagsgöttin, Frau Gode, Lutchen).
Christliche Sagen (Teufel, Abt Sebald, Pater Wichmann).
Kirchen-, Haus-, Mühlensagen (Der Puck, Müller Pumpfuss, die v. Bredow und der Kirchturm von Friesack).
Geschichtliche Sagen (Der wendische König, Zieten).
Stadtsagen (Der Krebs von Mohrin).
Hohenzollernsagen (Der alte Fritz, Prinz Friedrich Karl).
Märchen (Volks- und Kunstmärchen, Grimms Sammlung).

III. Die Sprache.

Wortgruppen.

1. Fluss- und Bergnamen (Rarband-See, Sipunt-Berg).
2. Orts- und Flurnamen (Die „Berlins“, Berlineken, Nobiskrug).
3. Personennamen (Sippen- und Vornamen).
4. Pflanzen- und Tiernamen (Kukkuluren, Muggel, Kneppner).
5. Flüche und Schimpfworte („Der Törnebock soll dich holen“. Wendscher Pinak).
6. Gaunersprache (Metzen, Ausbaldowern, Schmiere stehen).

Die Volkssprache und die Mundarten.

Aussere Vorgänge.

Unterschied zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Wort (Verkehrssprache, Sprache der Gebildeten, Zeitungssprache).

Sprachgrenzen (Ergebnisse des Wenkerschen Sprachatlas).

- Niederdeutsch (Verhältnis Berlins, Schwankungen der Grenze).
- Fränkisch (Einfluss der Hohenzollernschen Kanzleisprache).
- Wendisch (Sorbisches Sprachgebiet).
  - Ehemaliger und gegenwärtiger Bestand.
  - Deutsches Sprachgut im Wendischen.

Innere Vorgänge.

Wesen der Sprache.

1. Konsonantismus (p und b, t und d, g und k u. s. w.).
2. Vokalismus (a und e, ei und î, au und û, au und e, eu und ü).
3. Betonung (Wort- und Satzaccent, Sprachmelodie).
4. Satztempo (In Berlin und auf dem Lande).

Formen der Sprache.

1. Deklination (mir und mich, „do keem een groten Kierl“).
2. Konjugation (er that gehen).
3. Wortbildung (Lengde, Höchde).
4. Diminutive (Kerlchen, Karlineken).
5. Satzbau (Da hab ich keine Meinung für, Verbindungen mit „und“, „aber“, „doch“ u. s. w.).
6. Wortgeographie (Wische).

Das Idiotikon.

Über den Anteil der gebirgsbildenden Kräfte bei der Herausbildung der märkischen Landschaft.

Von

Eduard Zache.

Herr Professor von Koenen*) hat eine Reihe von Abhandlungen veröffentlicht, welche sich mit der Entstehung der Landschaften des westlichen Deutschlands beschäftigen. Er kommt durch diese Untersuchungen zu dem Resultat: „Thäler und Thalbecken in unserem Gebiet verdanken ihre Entstehung viel weniger der Erosion als dem Einsturz, der Versenkung". Er geht aber am Schluss noch weiter, indem er sagt: „In ähnlicher Weise ist vermutlich auch der Untergrund der Norddeutschen Tiefebene gebaut, und es ist somit auch die Möglichkeit gegeben, dass dort die Gestaltung der Erdoberfläche in ähnlicher Weise wie in Mitteldeutschland z. T. durch Dislokationen und Einstürze bedingt worden ist, zumal, wenn dieselben, wie wir annehmen müssen, erst in ziemlich junger, postglacialer Zeit enstanden sind. Namentlich ist es nicht unwahrscheinlich, dass mit ihnen die Bildung der heutigen Norddeutschen Flussläufe und Seeen in ursächlichem Zusammenhang zu bringen ist, zumal, da bei diesen die Nordwestrichtung und die Südnordrichtung ebenfalls vorherrscht; und da die Flussläufe ebentalls häufig aus der ursprünglichen Nordwestrichtung in postglacialer Zeit auf einige Erstreckung in die Südnordrichtung abgelenkt worden sind".

Die gebirgsbildenden Kräfte sind es gewesen, welche das Antlitz unserer Erde geschaffen, d. h. die Niveauunterschiede hervorgebracht haben. Es sind dies Kräfte, welche wohl niemals zur Ruhe kommen werden; jedenfalls erst dann, wenn die Schollen der Erdrinde so stark geworden sind, dass sie sich nicht mehr zusammenschieben lassen. Vorläufig geschieht dies aber noch, wie die Erdbeben beweisen, bei denen es gelegentlich zu Verschiebungen von Schollen kommt, so dass die Spalten bis an die Erdoberfläche reichen. Der Grund für die beständige Unruhe der Erdrinde ist darin zu suchen, dass sie sich beim Erkaltungsprozess ununterbrochen zusammenzieht.

In den gebirgigen Strichen Deutschlands kann man die Spuren der Erdrindenbewegung an zahlreichen Stellen beobachten. Bei den

*) Über das Verhalten von Dislokationen im nordwestlichen Deutschland. Jahrbuch der Kgl. Preuss. Geolog. Landesanstalt für 1885. S. 83.



Verschiebungen der Schollen aneinander kommt es vor, dass eine Scholle einsinkt, während die benachbarten stehen bleiben, oder umgekehrt. Diese Bewegungen gehen natürlich unendlich langsam vor sich und erstrecken sich über sehr grosse Zeiträume. Ein schönes Beispiel für die Spuren der gebirgsbildenden Kräfte innerhalb Deutschlands ist die Rheinebene zwischen Basel und Mainz. Sie ist eine eingesunkene Scholle der Erdrinde, ein „Graben". Umgekehrt wieder ist der Thüringer Wald ein stehengebliebenes Stück der Erdrinde, ein „Horst", während die benachbarten Gebietsteile abgesunken sind. Je älter die Gebirge sind, desto häufiger sind in ihnen derartige tektonische Linien zu finden, an denen die Gesteinsmassen sich verschoben haben. Am deutlichsten erscheinen sie in Steinbrüchen, wo sie die Grenzlinien zweier verschiedener Gesteinsarten bilden. Vor allem zahlreich sind sie durch den Bergbau aufgeschlossen worden, wo sie sich oft sehr störend bemerklich machen.

Im Gegensatz nun zu den gebirgigen Teilen Deutschlands haben wir es in der Norddeutschen Tiefebene mit den jüngsten Schichten der Erdrinde zu thun. Es ist daher natürlich, dass in ihnen jene Störungen weniger häufig sind als in den älteren. Vor allen Dingen aber fehlen im nördlichen Deutschland die grossen Niveaudifferenzen des mittleren und südlichen Deutschlands. Wir haben keine hohen Gebirgszüge und tiefen Thäler. Die einfachen Linien der heimischen Landschaft scheinen es direkt zu verbieten, jene Kräfte zur Begründung ihrer Entstehung herbeiziehen zu dürfen.

Es ist aber nicht blos das jugendliche Alter des Diluviums, es ist auch seine merkwürdige Entstehungsweise, welche ihren Einfluss auf die heimische Landschaft ausgeübt hat. Die jüngsten Schichten unserer Norddeutschen Tiefebene, das Quartär, sind entstanden durch die Aufschüttungen des grossen Inlandeises; und zwar haben an diesem Moränenmaterial die Kies-, Sand- und Thonschichten den Hauptanteil. Es sind aber gerade diese Sedimente, welche die Mulden und Tiefen des grossen Gletscherbettes ausgefüllt haben, so dass unsere Heimat einen vorherrschend ebenen Charakter erhielt. Daher stammen auch die grossen Unterschiede in der Mächtigkeit des Quartärs*). Eine Tiefbohrung in Spandau ergab eine Mächtigkeit der Quartärbildungen von 120 m, eine andere bei Joachimsthal eine solche von 140 m, während sie sonst in der Berliner Umgegend zwischen 50 und 60 m schwankt. Vor der Aufstellung der Inlandeistheorie zweifelte niemand daran, dass die Störungen in den Quartärbildungen ebenfalls auf die Eingriffe der gebirgsbildenden Kräfte zurückgeführt werden müssten. Mit dem Aus-

*) Wahnschaffe: Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes; Stuttgart 1901. S. 30.

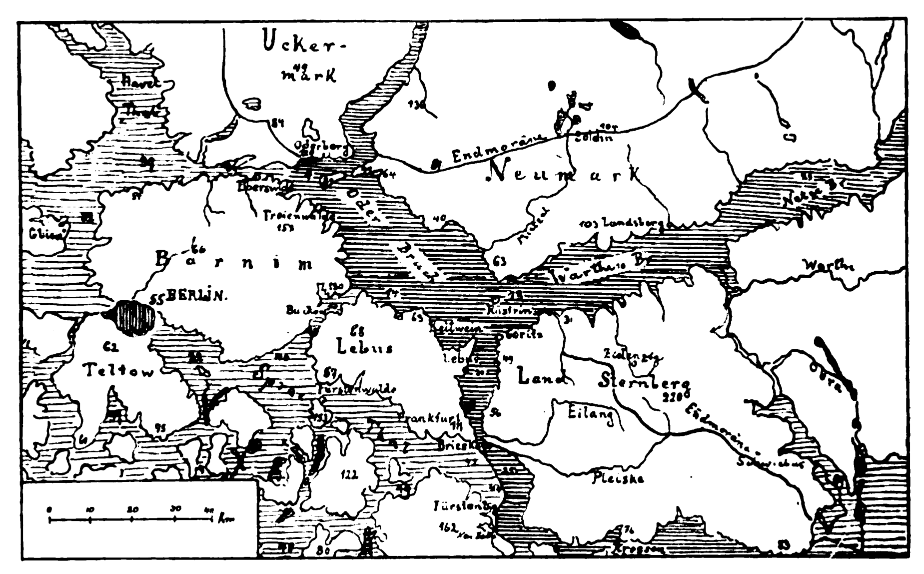


bau der Inlandseistheorie ist aber hier ein merkwürdiger Wandel in den Ansichten eingetreten. Man hat in dem thätigen Gletscher eine gestaltende Kraft ersten Ranges erkannt. Sowohl durch sein Gewicht als auch durch die schiebende Kraft bei seinem Vordringen soll er den weichen Untergrund nicht unerheblich beeinflusst haben. Deshalb führt man jetzt einen grossen Teil der Störungen im Boden, sowohl des Quartärs als auch des Tertiärs, besonders alle Stauchungserscheinungen, auf die Eingriffe des Inlandeises zurück. Endlich aber, und das ist für die Entstehung der heimischen Landschaft das wichtigste, erklärt man die grossen Stromthäler und die meisten Seeen für die Betten der Abschmelzwasser des Inlandeises.

I. Die Oderrinne.

Der Oderbruch-Graben.

Der merkwürdigste Abschnitt der Oderrinne ist das Oderbruch. Es geht bei Wriezen bis auf 6 m N. N. hinab und erreicht dort eine Breite von 12 km. Dieser stattliche Thalabschnitt mit seinen Dörfern, Feldern, Strassen und Gräben macht von den benachbarten Höhen-



Die Nachbarschaft des Oderbruch-Grabens.

rändern gesehen durchaus den Eindruck einer selbständigen Landschaft und durchaus nicht den Eindruck eines Flussthales wie etwa das untere Oderthal.

Auf dem Bahnhof Wriezen ist eine Tiefbohrung ausgeführt worden, welche folgendes Profil*) geliefert hat.

*) Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Jahrg. X, S. 183.



Mächtigkeit	Schicht	
6,5 m	lehmiger Sand.	Quartär-bildungen.
2,0 „	Sand.	
4,0 „	Kies.	
5,0 „	Sand.	
1,0 „	Kies und Sand.	
2,0 „	grober Kies.	
1,0 „	feiner Kies.	
4,5 m	Schwemmsand mit Thon und Braunkohle.	Tertiär-bildungen.
0,5 „	fester Thon.	
1,0 „	weicher Thon und Braunkohle.	
1,0 „	Kohle und Sand.	
0,5 „	Kohlenstaub.	
12,5 „	Kohle.	
1,0 „	Sand und Kohle.	
1,0 „	Kohle.	
1,0 „	Sand.	
2,0 „	Kohle.	
1,0 „	Sand und Kohle.	
3,0 „	Kohle.	
12,0 „	scharfer Sand.	
2,0 „	weicher Sand und Kohle.	
2,0 „	reiner scharfer Sand.	
2,0 „	weicher Sand.	

Es sind somit in Wriezen 4 Flöze durchsunken worden. Es ist das ein Bild,*) wie wir es auch in der Grube Willenbücher bei Bollersdorf in der Nachbarschaft von Buckow wiederfinden. Das Braunkohlengebirge begleitet den gesamten Oderabhang des Barnim-Plateaus, den „Hohen Barnim“, während es auf dem Abhang zur Spree fehlt. Es deutet diese Thatsache zweifellos auf einen Zusammenhang hin zwischen dem Oderbruch und dem Hohen Barnim. Neben dem Braunkohlengebirge weist auch das Moränengebirge auf eine gewisse Zusammengehörigkeit hin, denn es findet sich eine annähernde Übereinstimmung in der Mächtigkeit. Bei Herzhorn**) ist das Diluvium ca. 16 m mächtig, bei Haselberg 11 m, in den Aufschlüssen der Grube Willenbücher einmal 12,5 m und das andere Mal 36,5 m. Wäre das Oderbruch ein grosses Erosionsthal, so dürfte sich wohl in so grosser Tiefe schwerlich das-

*) Wahnschaffe: Die Lagerungsverhältnisse des Tertiärs und Quartärs der Gegend von Buckow. Berlin 1893. S. 24.

**) Zache: Über die Herausbildung und den Verlauf der diluvialen Moräne in den Ländern Teltow und Barnim-Lebus. Zeitschr. f. Naturwissenschaften Bd. 63, S. 1.

selbe Gebirge finden, wie hoch oben auf den benachbarten Höhen, d. h. also in einem Niveau, das 100 m höher liegt. Es müsste dann hier ein viel älteres Gebirge gefunden worden sein. Das Vorkommen des Braunkohlengebirges dicht unter der Oberfläche des Oderbruches und dicht unter der Oberfläche des benachbarten Plateaus ist ein deutlicher Beweis für die ehemalige Zusammengehörigkeit beider Landstriche. Dieser Zusammenhang wurde durch das Absinken des Oderbruches gelöst. Somit ist das Oderbruch ein Einsturzgebiet, ein „Graben“ zwischen den benachbarten Plateaus. Es fragt sich nun, wie verhält sich die Nachbarschaft dieses Einsturzgebietes.

A. Topographie.

1. Das Barnim-Plateau.

Der „Hohe Barnim“ erreicht südlich von Freienwalde bei dem Vorwerk Torgelow mit 152 m seine höchste Erhebung über dem Meeresspiegel. Wenn auch das Gelände an Höhe abnimmt, so bewahrt es doch parallel mit dem Oderbruchrande bis zur Chaussee Wriezen-Prötzel eine Erhebung von über 100 m. Erst südlich dieser Strasse fällt es unter 100 m und erreicht in diesem südöstlichen Abschnitt nur einige 80 m Meereshöhe. Nur dicht am Rande neben der Buckower Spalte steigt es im Krug-Berg noch einmal auf 130 m. Von dieser höchsten Fläche nun fällt es nach allen Seiten ab, am energischesten nach Freienwalde zu, wo es mit steiler Böschung in das Oderbruch abstürzt. Besonders beachtenswert ist der Absturz hinter Wriezen. Es sind hier zwei deutliche Terrassen ausgebildet. Die unterste, schmalste, hat eine Erhebung von 59 bis 69 m. An ihrem Innenrande liegen die Güter Landhof und Münchhof. Hierüber erhebt sich die mittlere Stufe mit einer Meereshöhe von 70—80 m. Auf ihr liegen die Dörfer Lüdersdorf, Schulzendorf und Frankenfelde. Der südöstliche Teil des Hohen Barnim hat einen mehr ebenen Charakter und senkt sich ganz allmählich zum Oderbruch, so dass eine niedrige Böschung vorhanden ist. Von der höchsten Erhebung fällt das Gelände ganz allmählich zum Finowthal, zur Havel und zur Spree. Neben dem Finowbett erreicht das Gelände 40 m Meereshöhe, neben dem Havelthal 45 bis 50 m und neben dem Spreethal 60 m. Die Folge dieses Höhenaufbaus ist es daher, dass die grösseren Flüsse und Bäche des Barnim-Plateaus sich auf den langen Böschungen zur Finow, Havel und Spree finden und dass nur wenige kurze und unbedeutende in das Oderbruch fallen. Die Wasserscheide zwischen der Oder und der Spree liegt dicht neben dem Oderbruchrande. So kommt es, dass das Barnim-Plateau den Eindruck einer schräg aufgerichteten Scholle macht, deren höhere Kante neben dem Oderbruch hinläuft. Die Scholle ist von ihrer Umgebung völlig los-

gelöst. Am wenigsten deutlich ist die Trennung von der Uckermark, und doch entgeht sie einem aufmerksamen Beobachter auch hier nicht. Das Barnim-Plateau geht ganz allmählich in das Finowthal über, ohne jede Spur einer Böschung. Umgekehrt hebt sich dagegen der Südrand des Uckermärkischen Plateaus hinter Lichtenberg mit scharfer Böschung aus dem Finowthal heraus. Auf der gegenüberliegenden Seite ist die Abtrennung vom Lebuser Plateau durch eine Rinne bewirkt, in welcher das Rote Luch und der Scharmützelsee bei Buckow Platz haben.

2. Der neumärkische Rand.

Im Barnim-Plateau hatten wir eine kleine, aber gut isolierte Scholle. Ganz anders verhält es sich mit der Höhe auf der neumärkischen Seite. Hier haben wir den Abbruchsrand des grossen baltischen Horstes. Die Böschung ist auf dem ganze Rande eine sehr gleichmässige und ziemlich schroffe. Schon in einer geringen Entfernung von der Kante finden sich Höhen von 60 m und eine nicht viel grössere Erhebung behält das Gelände weit ins Innere hinein bei. Erst im Gebiet der Seeen werden 80 und mehr Meter erreicht. Die Zahl 100 wird aber nicht oft und nur unbedeutend überschritten. Der Plateaurand wird ungefähr in der Mitte des Abschnittes von der Schlibbe durchbrochen, welche aus dem Mohriner See kommt. Sie besitzt teilweise ein schmales Bett mit schroffen und hohen Rändern. Parallel mit der Schlibbe läuft noch die grössere Mietzel, welche im Soldiner See entspringt.

Wenn wir uns die Abwärtsbewegung des Oderbruches als geschehen vorstellen, so müssen wir aus der Topographie der beiden benachbarten Höhen schliessen, dass diese Bewegung auf die neumärkische Scholle keinen Einfluss gehabt hat, sondern nur auf die Barnimscholle, welche bei dieser Bewegung nicht nur ihre Loslösung sondern auch ihre Aufrichtung erfahren hat.

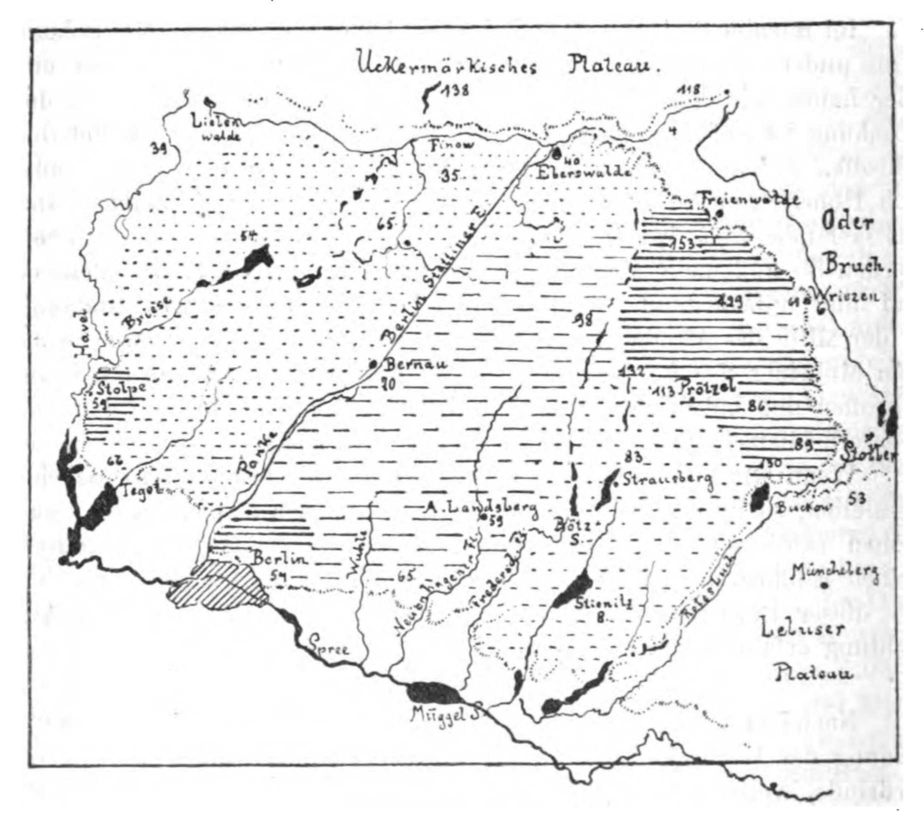
B. Geologie.

Nachdem wir in den obigen Zeilen dargelegt haben, wie die Herausbildung der Landschaft beeinflusst worden ist durch die Bewegung der Erdrinde, wollen wir nun übergehen zur Beschreibung des Bodens.

1. Die Moränenlandschaft des Barnim.

Auf dem höchsten Abschnitt des Barnim herrscht eine sehr merkwürdige Ausbildung der Landschaft. Es besteht ein bunter Wechsel von Berg und Thal, aber beide sind kurz und unbedeutend, so dass es auf dem ganzen Kamm zu keiner deutlichen Thalbildung kommt. Die Tiefen sind z. T. mit Wasser erfüllt wie der Baasee bei Freienwalde. Namentlich in dem östlichen Strich zwischen Bartzlow und Reichenberg finden sich die kleinen abflusslosen Seeen ganz besonders zahlreich. Die herrschende Bodenart ist der Obere Geschiebelehm, und wo derselbe fehlt, finden sich doch seine Überreste, die Steinbestreuung bzw. die

grossen Feldsteine. Es ist ein Boden, welcher in regenloser Zeit hart wie Fels wird, so dass im Sommer häufig die Feldfrüchte leiden. Von dem ehemaligen Steinreichtum jener Gegend ist das meiste verschwunden. Bekmann*) berichtet, dass noch im Jahre 1689 der Blumenthal förmliche Mauern von Mannshöhe aus ihnen beherbergt habe. Als letzter Überrest lagert dort auf der Stadtstelle der Markstein. Silberschlag**) giebt folgende Schilderung der Gegend von Prötzel. „Es sind wahre Kraters, nur nicht von Vulkanen, rings um denselben lagen zunächst Steinklumpen, mehr denn 300 Ctr. schwer,



Geognostische Skizze des Barnim-Plateaus.
Die Dichte der Schraffierung bezeichnet den Erhaltungszustand des Oberen Geschiebelehms.

diese waren wieder umringt mit Kieselsteinen, und immer folgten kleinere Steine auf grössere, endlich verlor sich dieses Steintheater in gemeinen Sand; und aller Orten, wo ich damals hingekommen bin, fand ich diese Lagerung sowohl in den Feldern als in den Wäldern".

*) Bekmann: Histor. Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, Berlin 1751, I. Teil, S. 446.

**) Silberschlag: Geogenie oder Erklärung der mosaischen Erderschaffung. Berlin 1789, Bd. I, S. 10.

In der Stufenlandschaft oberhalb Wriezen stellt sich mehr und mehr der Sand ein, der auf der niedrigsten Stufe das herrschende Gebilde wird. In dem Moränengebiet haben wir daher den Strich des Barnim-Plateaus, in welchem sich die Grundmoräne des Inlandeises, wenn auch nicht ganz intakt, so doch den benachbarten Gebieten gegenüber hervorragend gut erhalten hat.

2. Die Abschmelzzone des Barnim.

Je mehr wir uns von der Höhe entfernen, desto mehr verschwindet der Geschiebelehm. Zuerst findet sich noch eine Zone mit grossen Inseln aus Geschiebelehm, schliesslich werden diese immer kleiner und endlich herrscht nur noch der Sand. Diese Anordnung ist aber keine regelmässige, etwa concentrisch zum Moränengebiet, trotzdem findet sich auch hier eine merkwürdige gesetzmässige Ausbildung. Am ausgeprägtesten ist das Sandgebiet neben dem Finow- und Havelthal. Der Boden der Kgl. Biesenthalschen Forst, der der Bernauer Forst und der der Mühlenbecker ist Sand. Es ist hier der Geschiebelehm gänzlich zerstört worden. Es ist das ein Zeichen dafür, dass die Schmelzwässer in der Richtung der heutigen Fließe abgeflossen sind. Diese Fließe sind das Nonnenfließ, die Finow, das Briesefließ und das Tegeler Fließ. Ungefähr in der Mitte zwischen den beiden letztgenannten Fließen, bei dem Dorfe Stolpe findet sich ein Vorsprung aus Oberem Geschiebelehm, in dessen Bereich sich auch der landschaftliche Charakter der Grundmoräne erhalten hat. Es ist dies offenbar ein ausgespartes Stück, das hier zwischen den beiden Hauptgletscherbächen der Zerstörung durch die Schmelzwässer entgangen ist.

Der erste grössere Nebenfluss der Spree ist die Panke, östlich parallel mit ihr münden eine Anzahl unbedeutender Fließe in die Spree und erst kurz vor dem Lebuser Rande des Barnim-Plateaus stellen sich eine grössere Anzahl von Fließen und Seeen ein, die diesem Randstreifen ein charakteristisches Gepräge verleihen.

Östlich neben der Panke in der Umgegend von Weissensee bis in das Weichbild von Berlin hinein hat der Boden und die Landschaft wieder eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Stolper Vorsprung. Aber auch mehr in das Innere hinein behauptet sich der Geschiebelehm. Es ist hier senkrecht zum Plateaurande ein breiter Strich vorhanden mit grossen Inseln aus Geschiebelehm, die begrenzt werden von Niederungen mit kleinen Bächen, welche hier in grosser Zahl die Böschung durchkreuzen. Die bedeutendsten von ihnen sind die Wuhle, das Neuenhagenener Fließ und das Fredersdorfer Fließ. Es hat sich hier zwischen Bernau uud Alt-Landsberg ein Mittelstück zwischen Abschmelzzone und Moränegebiet erhalten, ein Zeichen, dass hier die Abschmelzwässer eine geringe erodierende Thätigkeit entfaltet haben; dafür spricht

weiter der unbedeutende Charakter dieser Rinnen, denen fast jede Böschung fehlt, so dass es meist nur weite flache Wiesengründe sind. Nördlich von der Ostbahn hat das Gelände den Charakter einer weiten flachen Ebene. Die Böschung zum Spreethal ist nur gering. Aus dem Eisenbahnfenster sieht man die Dächer der Dörfer Bliesdorf, Mahlsdorf und Dahlwitz eben über die Kante hinüberragen.

Im auffallenden Gegensatz zu dem beschriebenen Böschungstück mit seinem ruhigen Charakter steht das benachbarte. Es bildet den letzten Rest des Barnim-Plateaus neben dem grossen Riss, welcher das Barnim-Plateau vom Lebuser trennt. Es ist das ein schmaler Streifen mit besonders gehäuften Rissen und Rinnen. Es laufen hier eine Anzahl Rinnen parallel mit einander nach Süden, von denen die westlichste die längste ist. Sie beginnt mit dem See bei Neu Gersdorf, ungefähr 10 km vom Nordrande des Barnim-Plateaus entfernt und verläuft in fast Nordsüdrichtung durch den Gamengrund, über den Langen-, Mittel- und Gamen-See zum Fänger- und Bötz-See. Auffallend tief ist die Rinne erst vom Langen See abwärts, aber auch die südlichsten Seeen haben wieder ganz flache Ufer. Parallel zu dieser Rinne in einem Abstand von 4 km läuft eine zweite, welche im südlichen Blumenthal beginnt und durch den Latt-See, Herrn- und Bauern-See mit dem Strauß-See in Verbindung steht. Die Form der Rinnen ist hier die gleiche, nur kommt hinzu, dass auch ihr südlichstes Stück, der Strauß-See, noch von steilen Ufern eingefasst ist. Die ganze lange Rinne endet heutigen Tages im Strauß-See blind. Der Bötz-See entwässert durch das Mühlenfliess bei Eggersdorf zum Fredersdorfer Fliess. In der Höhe, in welcher diese beiden Rinnen gleichsam blind endigen, denn das Eggersdorfer Fliess ist nur ein schwacher Graben, beginnt eine neue. Auf der Ostseite der Stadt Strausberg entsteht in einem Wiesengrunde ein Wässerchen, das in einem Thale zum Stienitz-See hinabfliesst. Die Ränder des Thales werden nach unterwärts zusehends schroffer und höher. Es hat der Spiegel des Strauß-Sees eine Meereshöhe von 64 m und der Spiegel des Stienitz-Sees eine solche von 36 m; daraus ergiebt sich für diese 6 km ein Höhenunterschied von 28 m. Was den geologischen Bau betrifft, so entspricht er ganz der landschaftlichen Gliederung. Im Gebiete der unteren Seeen herrscht der Sand. Das gilt von der Strausberger Feldmark, der Strausberger Stadtforst und der Eggersdorfer Feldmark. Nördlich von diesem Strich, wohin die Rinnen schmäler werden, stellt sich der Geschiebelehm inselartig ein. Merkwürdig ist es, dass neben der westlichen Seeenkette der Geschiebelehm bis an den Rand der Rinnen heranreicht.

3. Der Neumärkische Anteil.

Das Neumärkische Plateau ist der südlichste Vorsprung des grossen baltischen Moränengebietes. Der Obere Geschiebelehm reicht

daher fast überall bis an den Plateaurand heran. Er fehlt nur in einem kleinen Strich südlich von Mohrin, wo sich im Oberlauf der Schlibbe ein echtes Abschmelzgebiet ausgebildet hat, gleichsam das Sammelgebiet für das Durchbruchsthal durch den Rand. An den Gehängen des Schlibbethals ist daher gelegentlich der Untere Geschiebelehm angeschnitten. Südlich dieses schmalen Sandstreifens tritt wieder um Bärwalde und Fürstenfelde ein umfangreiches Geschiebelehmgebiet auf.

II. Die Scharmützel-Rinne.

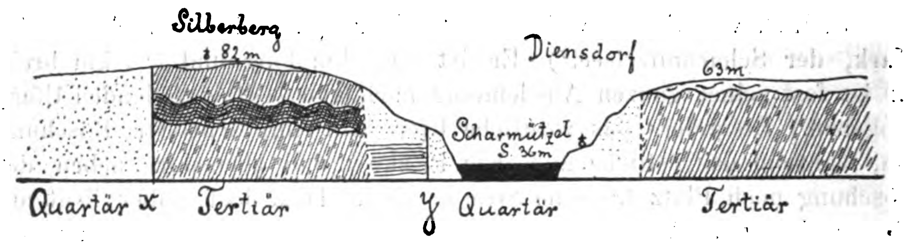
Südlich von Fürstenwalde liegt einer der schönsten Seeen der Mark, der Scharmützelsee.*) Er ist $10^1/_2$ km lang und $1^1/_2$ km breit. Er ist fast seiner ganzen Ausdehnung nach von steil einfallenden Ufern umgeben. Besonders das westliche Ufer fällt mit schroffer Böschung ein, während das östliche zwischen Pieskow und Diensdorf neben der Böschung noch Platz für eine Strasse lässt. Diensdorf selber liegt auf diesem Vorland. An einigen Stellen ist zwischen beiden Dörfern neben der Strasse noch eine höhere schmale Terrasse ausgebildet. Grössere Schluchten und Fliesse, die zum See hinabführen, fehlen gänzlich, so dass der See eine vollständig geschlossene Rinne bildet. Der Spiegel des Sees hat eine Meereshöhe von 36 m, und das westliche Gelände erreicht bei Silberberg 94 m Höhe und das östliche hinter Diensdorf 74 m. Aus diesen Zahlen ergiebt sich schon, dass ein Blick von der Höhe hinab auf diesen See einen sehr imposanten Eindruck hervorrufen wird.

Der Scharmützel-See liegt auf der Höhe eines Plateaus, das im Süden und Osten von der Spree, im Westen von der Depression um Storkow und im Norden vom Spreethal begrenzt wird. Am bekanntesten in diesem Gebiet sind die Rauenschen Berge mit den Markgrafensteinen. Die Rauenschen Berge erheben sich südlich von Fürstenwalde als ein kleiner Gebirgsstock deutlich aus dem Spreethal heraus. Sie erreichen in ihrem höchsten Gipfel 148 m. Zwischen dem Gebirgsstock und dem Spreethal befindet sich noch eine schmale Terrasse von 45 m Meereshöhe, welche aus Oberen Geschiebelehm besteht. Im Gebiet der Rauenschen Berge sind zahlreiche Aufschlüsse vorhanden, welche alle eine innige Verknüpfung des Braunkohlengebirges mit dem Moränengebirge zeigen. Auch nach Süden an beiden Ufern des Sees ist die Beziehung beider Gebirgsarten eine sehr enge, und es sind gerade hier einige Aufschlüsse vorhanden, welche es erlauben, eine sichere Vorstellung von der Entstehung der Landschaft zu geben. Es

*) Zache: Spuren tektonischer Kräfte in dem Niederlausitzer Vorlande. Archiv der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. 5. Bd. 1899. S. 43.

sind dies die Ziegeleigruben von Silberberg und Saarow auf der westlichen Seite sowie die von Diensdorf und Pieskow auf der östlichen.

Die Silberberger Grube liegt auf der Höhe, d. h. in ungefähr 80 m Meereshöhe. Sie stösst mit ihrer Längsachse auf das Seeufer. Die beiden Längswände der Grube zeigen die Braunkohlenflöze eingebettet in Formsand mit zahlreichen Stauchungen. Plötzlich hört das chokoladenfarbige Tertiär an beiden Längswänden neben einer senkrechten Linie auf (Taf. I) und hinter ihr folgt das hellbraune Diluvium, ein sehr kiesiger und sandiger Geschiebelehm. Die Grubenwand ist



Schematisches Profil durch den Scharmützel-See bei Fürstenwalde.
Die Linien x und y entsprechen den Linien c auf den Tafeln I und II.

7—8 m hoch. Das Braunkohlengebirge erstreckt sich fast bis an das Seeufer. Auf seiner Oberkante haben sich nur schwache Reste von Diluvium erhalten.

Am Ausgange dieser Grube blickt man nun in eine zweite Grube hinab, welche hart am Ufer mit ihrer Sohle in Höhe des Seespiegels liegt. Diese zweite Grube, welche noch reichlich 50 m breit ist, steht im Diluvium. Auf ihrer Sohle wird ein heller brauner Diluvialthon gegraben, der sehr gut geschichtet ist. Er wird überlagert von einem sehr gut geschichteten scharfen Sand. Auf der Seeseite der Grube hört der Thon neben einer senkrechten Linie auf (Taf. II) und es folgt bis zum Seeufer gut geschichteter scharfer Sand. Die Sand- und Thonschichten sind an der Verwerfungslinie etwas geschleppt. Der Sandblock zwischen der Grube und dem Seespiegel ist durch einen Abzugsgraben aufgeschlossen und zeigt dicht neben der Verwerfungslinie energisch gestauchte Schichten, die zum See hin eine horizontale bis flachmuldenförmige Lagerung annehmen.

Die eben beschriebenen beiden Aufschlüsse befinden sich ungefähr neben der Mitte des Sees. Kurz vor seinem Nordende ist, ebenfalls auf der westlichen Seite, ein zweiter Aufschluss vorhanden. Die Grube liegt ein Stück vom Seeufer entfernt. Man gelangt in die Grube durch einen künstlichen Hohlweg. An beiden Hängen desselben sieht man horizontal geschichteten Diluvialsand. Sobald man die Grube betritt, ändert sich das Bild. Man befindet sich gänzlich im Braunkohlengebirge, und nur die rückwärtige Wand, d. h. die dem See am nächsten

gelegene, besteht zum grössten Teil aus diluvialen Sandschichten, welche nach unten ganz allmählich in tertiäre übergehen. Eine scharfe Grenze lässt sich hier nicht angeben. Es ist also diese Wand der Grube ungefähr auf der Verwerfungslinie gelegen.

Die eben beschriebenen Aufschlüsse haben zweifellos gezeigt, dass das westliche Ufer aus einem schmalen Streifen Diluvium besteht, an welchen ein Streifen Tertiär sich anschliesst und auf den wieder Diluvium folgt. Auf dem östlichen Ufer kann man dieselbe Beobachtung machen. Der eine Aufschluss befindet sich bei Pieskow. Vor dem östlichen Eingang zum Dorf ist eine flache Grube vorhanden, in welcher unter einer dünnen Decke von Diluvium das Braunkohlengebirge sich findet. Es liegt diese Grube auf der Höhe. Die Diensdorfer Grube befindet sich ein beträchtliches Stück vom Seeufer entfernt, und eine Feldbahn, welche in sie hineinführt, hat mehrmals schöne Aufschlüsse geliefert. In der eigentlichen Grube liegt auch hier eine dünne Decke von Diluvium auf Teritär. Sobald das Gelände zum Seeufer hin zu fallen beginnt, stellen sich zahreiche Stauchungen ein, welche Tertiär und Diluvium begreifen. Gerade neben der Kante ist eine besonders schöne aufgeschlossen. Zu unterst lagert das Tertiär, darüber folgt eine graubraune, gleichförmige, ungeschichtete Masse, hierüber liegt ein gelber kiesiger Sand, welcher sackartig in das Liegende hineinragt. Die Decke des Ganzen ist endlich ein Geschiebelehm, welcher seinerseits sackartig an zwei Stellen in die Unterlage hineingreift. Die Böschung selbst ist scharfer diluvialer Sand mit Steinen. An anderen Stellen wird dieser östliche Abhang ganz von Geschiebelehm gebildet, oder letzterer reicht doch bis auf den ersten Absatz hinab. Auch dort, wo die Terrasse fehlt, ist der obere Rand der Böschung Geschiebelehm. Wo die Tagenwässer den Geschiebelehm angegriffen haben, liegen die Geschiebe sehr dicht. Es scheint also aus den Aufschlüssen auch hier hervorzugehen, dass sich neben dem See ein schmaler Randstreifen aus Diluvium findet.

Wie sich die Oderrinne vom Oderbruch aus nach beiden Richtungen hin fortsetzt, so ist das auch bei der Scharmützelrinne der Fall. Nach Norden lässt sie sich über die Wurich-Wiesen und den Petersdorfer See bis zu der Einsattlung zwischen den Rauenschen Bergen und den Soldatenbergen verfolgen. An das Südende des Sees schliesst sich eine lange Schlucht, welche mehrere Seeen beherbergt; die grössten von ihnen heissen der Grosse Glubig-See, der Spring-See, der Melang-See, der Tiefe See und der Godna-See. Von ihnen stehen die vier ersten noch mit dem Scharmützel-See in Verbindung. In der weiteren südlichen Fortsetzung der Spalte liegt dann noch der Neuendorfer oder Prahm-See und der untere Spreewald.

In der nördlichen Fortsetzung des Scharmützel-Grabens findet sich neben dem Petersdorfer See noch ein sehr schöner Aufschluss. Eine

Grube zeigt einen flachen Sattel, dessen Sattellinie parallel zum Petersdorfer See streicht. Der Sattel ist flachwellenförmig zusammengeschoben. Zu unterst lagert chokoladenfarbiges Tertiär, das auf den Wellenbergen zahlreiche Geschiebe trägt; nach den Seiten geht der Kies in Sand und Thon über, und in der näheren Umgebung findet sich Geschiebelehm.

Auch in der weiteren Umgebung des Scharmützel-Sees stösst das Tertiär noch durch das Diluvium hindurch. Einer der merkwürdigsten Punkte ist der Alaun-Berg bei Wilmersdorf. Am Fusse der Bergkuppe ist eine Grube mit gutgeschichtetem kiesigen Sand vorhanden. Sobald der Weg zu steigen beginnt, tritt Geschiebelehm auf und ein rötlich brauner Kies. Beide lagern neben Braunkohlengebirge. Dieses Tertiär bildet in Höhe der Strasse eine Art Absatz. Darüber erhebt sich die Spitze des Berges, welche aus einer 62 m hohen Wand aus Geschiebelehm besteht, der einen deutlichen Stich ins Schwarze besitzt.

Durch die Beschreibung der geologischen Verhältnisse des Oderbruches und des Scharmützel-Sees hoffe ich einige Belege beigebracht zu haben für die Ansicht des Herrn von Koenen, dass die Bewegungen der Erdrinde bis in die jüngste Zeit gedauert haben, auch in der norddeutschen Tiefebene, und dass sie einen nicht unerheblichen Anteil an der Herausbildung der heimischen Landschaft gehabt haben. Ich lasse es unentschieden, in welchen Abschnitt der Quartärzeit die Bewegung gefallen ist. Das Wahrscheinlichste ist wohl, dass die Bewegung erst gegen Ende des Abschmelzprozesses einsetzte, als die Eisdecke schon verhältnismässig dünn geworden war, so dass sie durch die Bewegung zerrissen wurde, wodurch Eisinseln entstanden, welche nun, bedingt durch ihre Neigung zum Horizont, beim Abschmelzen ihre geologische Ausbildung erhielten.

Die alte Dorfkirche von Kuhsdorf in der Ost-Prignitz.

Von

Pastor Kopp in Kuhsdorf.

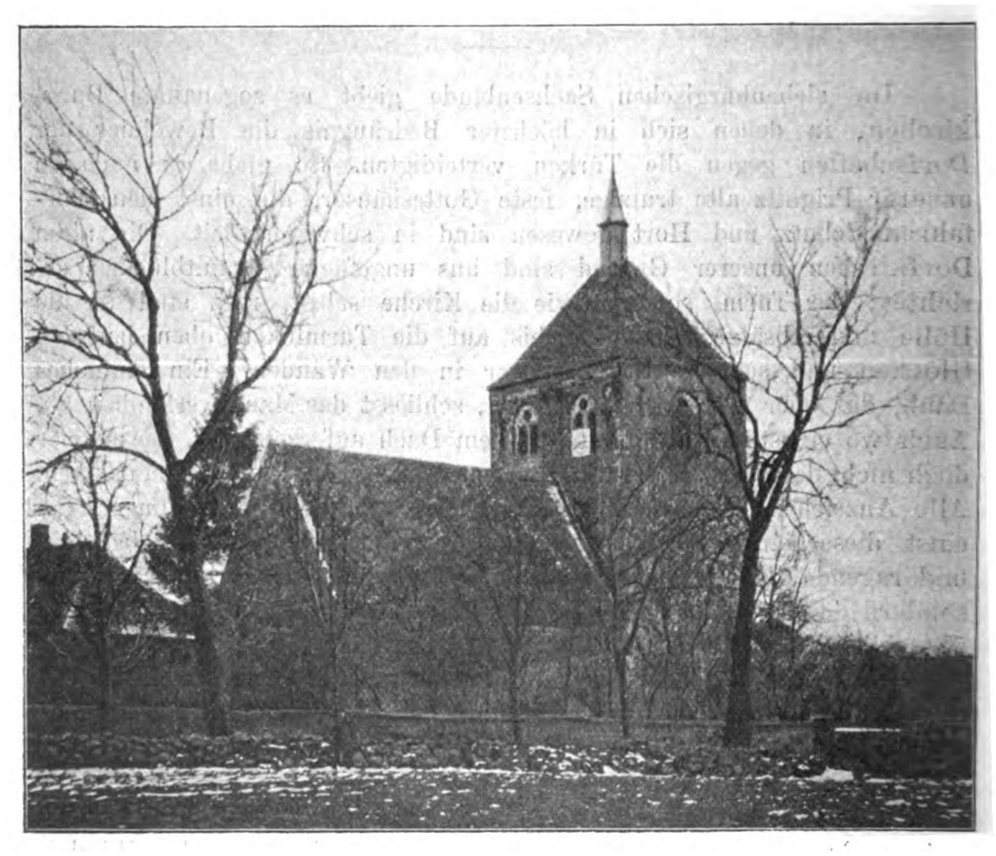
Im siebenbürgischen Sachsenlande giebt es sogenannte Burgkirchen, in denen sich in höchster Bedrängnis die Bewohner der Dorfschaften gegen die Türken verteidigten. So giebt es auch in unserer Prignitz alte trutzige, feste Gotteshäuser, die einst den Vorfahren Schutz und Hort gewesen sind in schwerer Zeit. Die alten Dorfkirchen unserer Gegend sind aus ungefügen Granitblöcken errichtet; der Turm, so breit wie die Kirche selbst, ragt steil in die Höhe und Absätze, fensterlos bis auf die Turmluken oben bei den Glocken und schmale Schlitzfenster in den Wänden. Ein einfaches Dach, das quer zum Kirchdach steht, schliesst das Mauerwerk oben ab. Auch wo ein spitzer Dachreiter diesem Dach aufgesetzt ist, vermag er doch nicht dem Ganzen den Eindruck des Wuchtigen, Plumpen zu nehmen. Alle Anzeichen sprechen eben dafür, dass nicht bloss frommer Sinn einst diese Türme so fest gebaut hat, um dem Gotteshaus Abschluss und ragende Höhe und den Glocken einen erhöhten Standort zu geben, sondern dass die harte Not der Zeit diese Türme hat bauen lehren als Verteidigungspunkte der bedrängten Ortschaften.

Unter den Kirchen der mittleren Prignitz trägt ganz besonders die Kirche des kleinen Dorfes Kuhsdorf, etwa 6 Kilometer südwestlich von Pritzwalk gelegen, diesen Charakter als Verteidigungs- und Wehrkirche deutlich zur Schau.

Wann die Kirche erbaut ist, hüllt sich in Dunkel. Nachweislich hat im Jahre 1318 der Pfarrer Heyso zu Curdestorp der Nikolaikirche in Pritzwalk Landbesitz in Predule (Predöhl) vermacht. Diese Notiz giebt zugleich Aufschluss über den ursprünglichen Namen des Ortes „Curdes (aus Conrads)-Dorf“, woraus im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts Kurstorf, Kusdorf, dann Kuhsdorf geworden ist. Warum übrigens der Pfarrer von Curdestorp von dem Landbesitz der Pfarre etwas abgetreten hat, wird nicht gesagt. Vielleicht hat er, wie es damals gang und gäbe war, mehr in der Stadt als in seinem Dorfe gewohnt und wenig Interesse mehr für Kuhsdorf gehabt. Ein plebanus (Dorfpfarrer) Heyso ist in der Pritzwalker Stadtkirche begraben. Ob es derselbe ist, ist nicht festzustellen. Jedenfalls geht aus dem kurzen

Bericht hervor, dass damals die Kuhsdorfer (oder Kurdsdorfer) Kirche bereits mit festem Landbesitz ausgestattet war, und dass dieser keineswegs unbedeutend war, denn das Dorf Predöhl liegt reichlich $1^1/_2$ Meilen entfernt.

Wer vor dem Turm steht, vor dem ragt die breite wuchtige Steinmasse in fast erdrückender Massigkeit empor, ohne dass das Auge einen Ruhepunkt an Absätzen, Simsen oder Fenstern fände. Der



Die Kirche von Kuhsdorf.

Grundriss ist fast quadratisch ($9^1/_4$ m zu $8^1/_2$ m). Wie von Riesenhänden scheinen die gewaltigen Feldsteine, roh behauen senkrecht aufgeschichtet zu sein. Die Mauer hat unten eine Stärke von $2^3/_4$ m (ungefähr 9 Fuss). Über der niedrigen, spitzbogigen Eingangsthür befindet sich im Mauerwerk eine etwa 2 Fuss hohe Nische, die in katholischer Zeit vielleicht ein Heiligenbild barg. Hinter der Thür ist der Eingang höher, rund gewölbt. Der Innenraum ist dunkel, nur spärlich erhellt durch das Licht, das aus dem oberen offenen Turmraum und durch die Ritzen der schadhaften Thür hereinfällt. Die Mauern

verjüngen sich in drei Absätzen nach oben zu, doch ist die Mauer zuoberst bei den Glocken immer noch 1,15 m (3¾ Fuss) stark. Der erste Absatz ist auf zwei Seiten hoch abgerundet, offenbar bestimmt, ein Gewölbe zu tragen. Ob aber dies jemals ausgeführt ist, erscheint zweifelhaft. Wenn es auch zerstört wäre, so müsste doch wohl noch eine Spur davon vorhanden sein. Das ist aber nicht der Fall. Mächtige Eichenbalken liegen auf den Mauerabsätzen auf. Sie tragen wiederum senkrechte Eichenpfosten, auf denen wieder Querbalken ruhen, sodass man, wenn das Auge sich an das spärliche Licht gewöhnt hat, von unten bis zu den Bohlen hinaufsehen kann, die den Glockenboden bilden. Eine steile Treppe führt von der Mitte aus auf 17 Stufen zu einer Wendeltreppe, die innerhalb der südlichen Mauer auf 10 Stufen wieder in den inneren Turmraum führt. Die Stufen sind von unregelmässigen Feldsteinen gebildet, vor einigen Jahren aber mit Cement überzogen; wie auch jetzt eine eiserne Haltestange für die Hand an der Mauer angebracht ist. Eine kleine runde Öffnung, durch die man nicht einmal den Arm stecken könnte, durchbricht die an dieser dünnsten Stelle immerhin noch fast meterdicke Mauer nach aussen, ohne freilich die Wendeltreppe erleuchten zu können.

Zwei weitere Treppen von Holz führen auf 16 und 24 Stufen zum Glockenboden hinauf. Von der ersteren dieser Treppen sieht man hinein in eine jetzt unzugängliche gewaltige Schiessscharte, die nach innen sich weit ausdehnt, nach aussen sich aber nur in einem etwa doppelhandbreiten Schlitz öffnet. Verteidiger, die in diesem Schlitz lagen oder standen, konnten mit ihren Schusswaffen einen stürmenden Feind abwehren, ohne dass so leicht ein Wurfgeschoss in die schmale Mauerritze hineintraf. Eine gleiche Maueröffnung in der Nordseite des Turmes ist von aussen zugesetzt worden.

Wir erklimmen, vorsichtig im Dunkeln tastend, den Glockenboden, einen weiten Raum, der eine nicht völlig quadratische Fläche von 60 qm bildet. Sechs grosse, fast 2 m breite und über 3 m hohe Fensteröffnungen mit je zwei länglich schmalen Rundbogenfenstern und einem kleinen Fenster oben unter dem das Ganze abschliessenden Rundbogen, im Norden und Süden je eine, auf den andern Seiten je zwei, nur durch Holzstäbe und Drahtgitter verschlossen, gewähren dem Licht, aber auch dem Wind, Regen und Schnee freien Zutritt und bieten ungehinderten Ausblick über die Feldmark und nach den Nachbarorten hin. Mitten im Raum stehen die beiden Glockenstühle. Die grössere Glocke, mit vollem schönen Klang, hat eine Höhe von 85 cm, eine untere Weite von 1 m. Bei der kleineren betragen beide Masse 60 und 65 cm. Beide Glocken tragen keine Inschrift, sondern als einzigen Schmuck am oberen Rande einen Kranz von je 7 Medaillons etwa in der Grösse eines Fünfmarkstückes, an der grösseren Glocke unterbrochen durch sieben

kleine Medaillons in Grösse eines Zweimarkstücks. Die grösseren Medaillons zeigen in fortlaufender Reihe Darstellungen aus der Leidensgeschichte in sehr altertümlicher Weise, an beiden Glocken die gleichen; die kleineren zeigen geflügelte Tiergestalten. Der gleiche Schmuck beweist, dass beide Glocken zugleich gegossen sind. Ihr Alter scheint beträchtlich zu sein.

Neben den beiden Glockenstühlen ist reichlich Platz vorhanden für die Uhrkammer. Die grossen weissen viereckigen Zifferblätter von Eisen stehen, einfach und praktisch, aber unschön in den Fensteröffnungen. Die jetzige Uhr ist im Jahre 1898 aufgestellt; nachdem die im Jahre 1685 beschaffte ihren Dienst versagt hatte. Dichtgefügtes Gebälk trägt das Dach, das auf seinen vier Seiten mit Ziegeln gedeckt ist. Dachreiter und Spitze ist mit Schiefer gedeckt. Bis zum Jahre 1820 ist der Turm noch höher gewesen als jetzt; damals aber wegen einiger bedenklicher Risse im oberen Mauerwerk bis auf seine jetzige Höhe abgetragen worden. Die Wetterfahne oben auf der Spitze trägt die Jahreszahl 1820 und die Buchstaben A H V Q (August Heinrich von Quitzow).

Vom Turm aus führt ein niedriger Eingang zu ebener Erde in das Innere der Kirche. Wie alle andern ist auch dieser Eingang mit einem eichenen Balken, der in die Mauer zurückzuschieben ist, verriegelt gewesen.

Doch wir verlassen den Turm wieder durch den äusseren Eingang, um die Kirche von aussen in Augenschein nehmen zu können. Sie ist genau so breit wie der Turm, sodass kein Mauerwinkel einem Feinde Deckung gewähren konnte. Anch die Mauern der Kirche, aus starken Granitsteinen gefügt, erheben sich hoch ohne Strebepfeiler, Absätze oder Gesimse. Nur die in beträchtlicher Höhe angebrachten schmalen Fenster mit Spitzbogen unterbrechen die Wände, je drei an den Längs- und der Giebelseite. Das mittelste der Fenster in der Giebelseite oder Altarwand ist zugesetzt worden, da die Kanzel es verdeckt. Es mag auffällig erscheinen, dass jetzt die Thür- und Fensteröffnungen sämtlich Spitzbogen zeigen, während zur Zeit der Erbauung sonst nur der Rundbogen gebräuchlich war. Vielleicht erklärt es sich so, dass ein späteres Geschlecht die schadhaft gewordenen Öffnungen ausbesserte und ihnen dabei ihre jetzige Form gab. In der südöstlichen Ecke befinden sich noch in geringerer Höhe zwei kleine schmale mit Eisenstäben und Querbalken versicherte, nur etwa meterhohe Fensterchen.

Dichter Epheu überwuchert fast die ganze Giebelseite und lässt nur noch wenig von der Giebelverzierung erkennen, drei Reihen von schmalen Blenden, aus Mauerstein gebildet, oben durch zierliche Doppelbogen abgeschlossen. Ein kreisrundes Fenster, das den Kirchenboden erhellen

soll, ist jetzt vom Epheu ganz verdeckt. Die Giebelspitze trägt einen Hahn als Wetterfahne.

Ein Eingang, der sich früher in der Nordseite der Kirche befand, ist zugemauert. Im Innern ist die dadurch entstandene Nische zur Hälfte offen gelassen.

Der Eingang an der Südseite ist noch niedriger als der im Turm. Man kann nur gebückt hindurchgehen. Ein höchst unschönes Gebäude, das sog. Liekenhus, später angebaut, verdeckt den Eingang. Die schwere, aber nur sehr unvollkommen schliessende Eichenthür mit einem plump gearbeiteten ungefügten Schloss, öffnet ein gewaltiger Schlüssel. Wir treten ins Innere der Kirche, einen einzigen, rechteckigen, hohen, weiten, weissgetünchten Raum. Der Fussboden ist mit Mauersteinen belegt. Manch alter Pfarrer von Kuhsdorf hat unter diesen Steinen sein Grab gefunden, auch selbst Pfarrfrauen und -Kinder sind in der Kirche neben dem Predigerstuhl begraben. Die Balkendecke des Bodens ist auch weissgetüncht.

Ins Auge fällt zunächst die Kanzel, die mit Altar und Sakristei ein Ganzes bildet, kunstvoll in Holz geschnitzt, und dem Geschmack einer vergangenen Zeit entsprechend, reich bemalt in allen Farben. Eine Inschrift auf der Wange der Kanzeltreppe belehrt uns über die Entstehung dieses gewiss zu seiner Zeit mit Recht bewunderten Werkes:

„Dieses Altar, Cantzel und Beichtstuel ist gemacht 1707. Da Patronus gewesen der Hochwohlgeb. Herr Achatz Albrecht von Qwitzow, Prediger Herr Joh. Fedder, von Mr. Sweidner, Tischler aus Perleberg. Abgemahlet 1729 von Herrn Friedrich Köppen aus Perleberg."

Aus alten Rechnungsbüchern ist ersichtlich, dass dies Werk im ganzen 168 Thaler gekostet; eine für damalige Verhältnisse ganz bedeutende Summe, die Patron, Kirche und Gemeinde sehr mühsam zusammensparen mussten, wenn auch einiges geschenkt wurde, so etwa 60 Thaler von Frau und Fräulein von der Jahn und 4½ Thaler von den Dienstboten des Ortes. Man muss bedenken, dass in derselben Zeit auch das heute noch stehende Pfarrhaus gebaut wurde, um die Opferwilligkeit der Beteiligten würdigen zu können.

Der Platz für den Geistlichen vor dem Altar ist durch Schranken abgeschlossen, das sog. Nachtmahlgestühl. Es trägt an der Vorderseite zwischen Blattverzierungen das Wappen derer von der Jahn, einen springenden Hund mit goldenem Halsband, als Helmzier denselben Hund zwischen zwei Hellebarden. Die Unterschrift lautet: Christine Elisabeth Von der Jahn. Zwei Paare von gewundenen Säulen tragen die Kanzel und den mächtigen Schalldeckel. Vor den Säulen steht auf der einen Seite Moses mit Stab und Gesetzestafeln, auf der andern eine Jünglingsgestalt (Johannes) mit Kelch und Palme als Darstellungen von Gesetz und Evangelium. Die Kanzel ist mit Rankenwerk, Engelsköpfen und

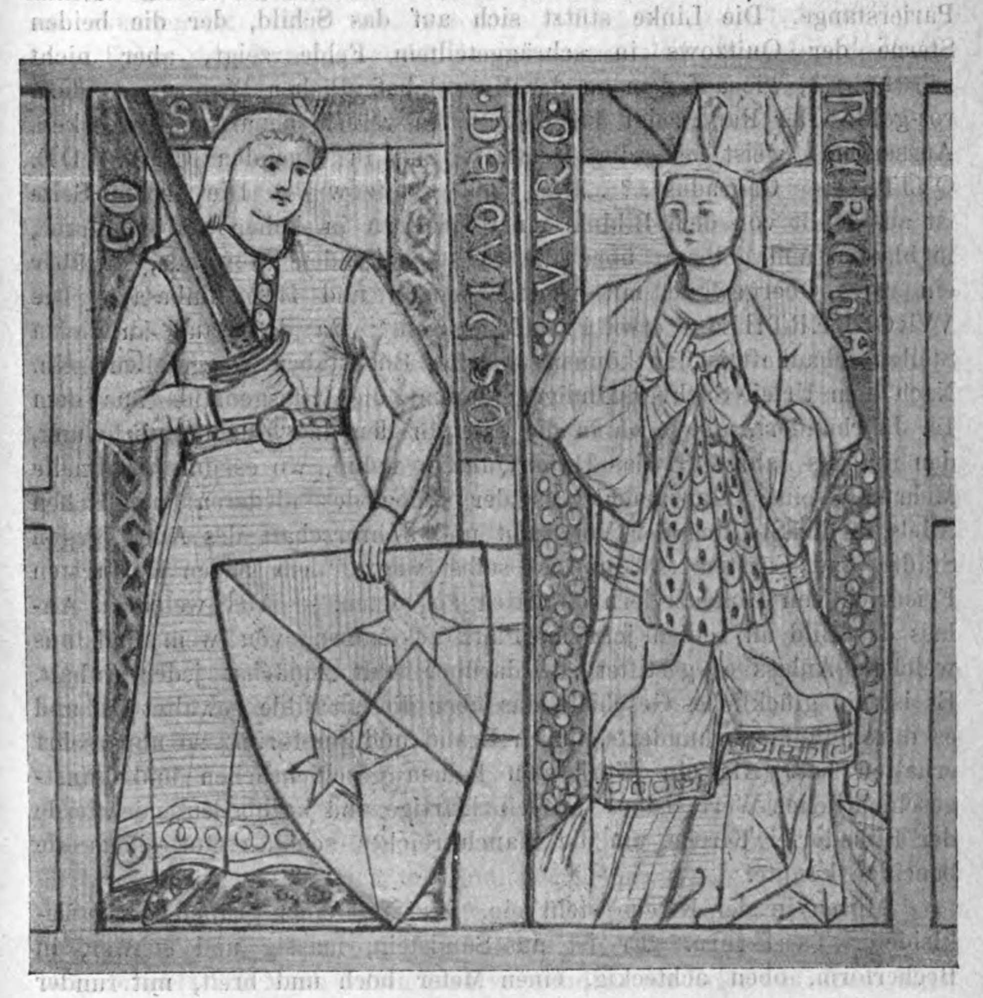
Säulenwindungen verziert und bemalt und trägt an ihren drei Seiten drei Wappen: vorn das Quitzowsche — ein schräggeteilter Schild schwarz und rot; im roten Felde ein schwarzer und im schwarzen Felde ein roter Stern; ein Wolf zwischen zwei Bäumen als Helmzier — mit der Überschrift Achatz Albrecht von Quitzow; rechts das Linstausche — der Schild wagerecht geteilt, schwarz und weiss, als Helmzier eine weisse und eine schwarze Frau, einen grünen Kranz zwischen sich haltend und darüber: Ursula Hedwig von Linstau (die erste Frau des Ebengenannten); links das Jahnsche Wappen, darüber: Magdalena Margareta von der Jahn (die zweite Frau). Der Schalldeckel zeigt im Inneren die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes. Die Kanzel ist durch eine schmale Thür abgeschlossen, auf der mit Goldschrift die Worte Jes. 58, 1 stehen: „Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune und verkündige meinem Volk ihr Übertreten und dem Hause Jakob ihre Sünde.“ Rechts und links neben der Kanzel sind schwebend Engelgestalten mit Posaunen angebracht. Unter der Kanzel trägt die Rückwand des Altars das Bild des Lammes mit der Siegesfahne und die Worte: „Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“. Merkwürdig ist noch ein kleines altes Bild, das über dem Schalldeckel der Kanzel angebracht die Decke berührt; es stellt in altertümlicher Malerei die Einsetzung des heiligen Abendmahls dar, sonderbarerweise 13 Jünger ausser dem Herrn.

Die Sakristei ist oben offen, aber durch ziemlich hohe Wände von der übrigen Kirche abgeschlossen. Die obere Hälfte der Wände hat Rankenschnitzereien, auf den unteren Hälften stehen die Sprüche Matth. 18, v. 18: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden bindet werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein“. Joh. 20, v. 22: „Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten“. Jesaia 1 v. 18: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiss werden; wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden“. — Die Sakristei ist eben auch in evangelischen Kirchen noch lange Zeit hindurch Beichtstuhl genannt worden. Der alte „Beichtstuhl“ ist nach einigen Kennzeichen zu urteilen, etwas kleiner gewesen. In der Wand ist eine durch die Rücklehne der Bank halbverdeckte Nische, eine gute Spanne hoch und tief und etwas über 2 Spannen lang. Früher hat sich darin gewiss der Kasten für den Beichtgroschen befunden.

Auf der andern Seite in derselben Wand ist noch eine doppelt so grosse Nische, von Spitzbogen und Gesims umzogen, davor ein verschliessbares Gitter von starkem Eisenblech. Ein grosser Thürhaken daneben verrät, dass ehemals vor dem Gitter noch eine schwerere

Thür gewesen ist. Diese doppelt versicherte und verzierte Nische hat gewiss die heiligen Geräte geborgen.

Das Fenster darüber, das nördlichste der drei Giebelfenster enthält die kunstgeschichtlich grösste Sehenswürdigkeit des alten Gotteshauses. Es ist ein kleineres Fenster mit **Glasmalerei**, deren einzelen



Altes Glasgemälde in der Kuhsdorfer Kirche.

farbige Teile in Blei gefasst und so miteinander verbunden sind. Einzelne kleine Stücke, etwa drei, fehlen im Rande. Es ist ein zweiteiliges Gemälde. Die linke Seite (vom Beschauer aus gesehen) stellt einen Ritter dar, er trägt schlichtes braunes in Stirn und Nacken fallendes Haar, ohne Kopfbedeckung, das Gesicht ist bartlos. Über einem gelben Untergewand mit engen Ärmeln trägt der Ritter ein blaues, ärmelloses, enganliegendes bis zu den Füssen herunterfallendes

Obergewand, oben an der Brust durch drei goldene Knöpfe, an den Hüften durch einen bunten Gürtel zusammengehalten, unten mit breitem Saum. Die Füsse stecken in langen gestickten Schuhen. Die Rechte trägt ein breites Schwert, das über die rechte Schulter gehalten wird, mit goldenem grossem Knauf und nach der Schwertspitze zu gebogener Parierstange. Die Linke stützt sich auf das Schild, der die beiden Sterne der Quitzows in schräggeteiltem Felde zeigt, aber nicht schwarz-rot, wie auf dem an der Kanzel befindlichen Wappen, sondern rot-gold. Der Rand zeigt auf drei Seiten verschiedenartige Arabesken. Ausserdem weist er die Inschrift auf in Uncialen COSVV.DE. QVJTSO — Conradus . ? . . de [von] Quitzow —. Die rechte Seite ist ausgefüllt von dem Bildnis einer Edelfrau in hoher gelber Haube, in blauem und gelbem, über die Füsse wallendem Gewande, darüber ein rotes Obergewand mit weiten Ärmeln und Hermelinbesatz. Die VVRO. RERTHE — etwa Frau Margarete? Da der Rand an vielen Stellen schadhaft ist, so können einzelne Buchstaben weggefallen sein. Nach dem Urteil Sachverständiger stammt dies Glasgemälde aus dem 14. Jahrhundert, also noch in die Zeit vor dem mächtigen Aufschwung, den um das Jahr 1400 das Haus Quitzow nahm, wo es durch schnelle Mehrung seiner Hausmacht aus der Reihe des niederen märkischen Adels in die Stellung der Vormacht und Führerschaft des Adels gegen Städte und Fürsten trat und es selbst wagte, dem neuen Kurfürsten Friedrich von Hohenzollern die Stirn zu bieten. — Aus welchem Anlass das Bild an seinen jetzigen Platz gekommen, von wem und aus welchem Anlass es gestiftet ist, darüber fehlt zunächst jeder Anhalt. Es ist ein glückliches Geschick, das über diesem Bilde gewaltet hat und es durch fünf Jahrhunderte, durch Brand und Zerstörung so unversehrt erhalten hat. Als ein Werk von hohem geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Werte ist es eine einzigartige und hochbedeutende Zierde der Kuhsdorfer Kirche, um die manch reiches schönes Gotteshaus sie beneiden könnte.

Mitten in der Kirche steht ein, jetzt mit einer grünen Decke bekleideter Taufstein. Er ist aus Sandstein, massig und schwer, in Becherform, oben achteckig, einen Meter hoch und breit, mit runder 56 cm tiefen Aushöhlung, die einst dazu gedient haben muss, die Täuflinge völlig ins Wasser zu „tauchen“ (das Wort „taufen“ leitet sich ja von „tauchen ab). Eine spätere, dem alten Gebrauch abholde Zeit hat dies urwüchsige „Tauch“becken durch eine flache Schale von getriebenem Kupfer (1/2 m im Durchmesser) ersetzt, auf der in der Mitte der Sündenfall in rohen Formen dargestellt ist; der Rand ist mit Blattwerk verziert, mit je zwei Hunden, Hirschen und Eichhörnern. Nur eine lebhafte Phantasie kann vermuten, in welcher Beziehung das Jagdstück mit der Taufe gedacht ist. Hirsch und Eichorn liessen sich wohl

allenfalls biblisch-symbolisch deuten, aber der Hund zerstört alle Gedankenzusammenhänge. Diese Taufschüssel liegt auf einem hölzernen Deckel, der das alte Becken verschliesst. Leider hat das unansehnlich gewordene Aussehen des Sandsteins Veranlassung gegeben, ihn zu übermalen (grau marmoriert), sodass das eigentliche Material nicht mehr zu erkennen ist.

Ueber dem Patronatsstuhl, der heutzutage kein Wappen oder sonst Bemerkenswertes mehr zeigt, bemerkt man in einer der Fensterscheiben ein kleines Wappenfenster mit dem Jahnschen Wappen. Unter diesem Fenster führte vom Patronatsstuhl aus eine niedrige Thür in die ums Jahr 1700 errichtete Familiengruft der Quitzows. Das Gruftgebäude ist vor 40 Jahren abgerissen und die Thür zugemauert. Die Särge sind dem Erdboden übergeben, 27 an der Zahl. In die Füllung der Thür ist eine Sandsteinplatte eingelegt, die die Inschrift trägt: „Ruhestätte der von Quitzow aus Kuhsdorf und der von Beulwitz aus Bullendorf". Der Wortlaut ist nicht glücklich gewählt. Es sind dort begraben die drei letzten Herrn von Quitzow, Achatz Albrecht † 1720, Franz Julius † 1774 und August Heinrich † 1824, ihre Kinder, Frauen und sonstige Familiengenossen, ferner der Schwiegersohn des letzten, Rittmeister von Beulwitz und seine Kinder. Nur mit tiefer Erschütterung kann man das schnelle Aussterben des blühenden Hauses verfolgen. Fliedergestrüpp und Epheu wuchert jetzt über dieser Gruftstätte, und mühsam nur dringt der Fuss zu der Stelle, wo die Letzten eines einst so stolzen Geschlechts gebettet sind.

In der Kirche bietet sich nicht mehr viel Bemerkenswertes. Das Gestühl ist vor 20 Jahren neu gestrichen, ebenso die für den grossen Raum recht kleine Orgelempore. Die Emporenbrüstung trägt die Sprüche Matth. 5, 3: Selig sind, die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr; Matth. 5, 6: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden; Matth. 5, 8: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. — Die Orgel ist im Jahre 1883 aufgestellt; das Geld ist damals durch freiwillige Selbstbesteuerung des Patrons, der Gemeinde und des Pfarrers aufgebracht; 250 Mark waren dazu verwendbar als Erlös aus einem alten, aus katholischer Zeit stammenden Altarschrein, der für das Museum in Frankfurt a. M. angekauft war. Er enthielt im Mittelstück die Darstellung Gottvaters, der den Sohn sendet, in den Seitenfeldern die zwölf Apostel, alles schon lückenhaft und wurmstichig. Da die Kirche nicht den Zweck hat, zur Raritätensammlung zu dienen, so ist vom kirchlichen Standpunkt die Berechtigung der Entäusserung durchaus anzuerkennen.

Auf den Kirchenboden, der vom Turm aus nicht zugänglich ist, führt eine an eine Bodenluke über der Orgelempore anzusetzende

Leiter. Hier soll sich im letzten Jahrzehnt des dreissigjährigen Krieges, als alle übrigen Einwohner getötet oder geflohen waren, ein alter Kuhhirt mit seinem Hunde aufgehalten haben. Nur des Nachts wagte er es herabzusteigen, um in der ihn umgebenden Wildnis kärgliche Nahrung zu suchen. Die Leiter zog er zu sich herauf und war so vor allem Raubgesindel sicher.

Wohl hatte die Kirche und der Turm mit ihren starken Mauern der allgemeinen Verwüstung getrotzt, aber auch sie trug starke Spuren jener Kriegsnöte an sich, die in jener armseligen Zeit nach dem Kriege so leicht nicht zu tilgen waren.

Im Jahre 1685, also fast 30 Jahre nach dem Friedensschluss, schrieb der damalige Pfarrer Stargardt: (zur besseren Lesbarkeit ist die Rechtschreibung geändert) „Und stehen uns des vorigen dreissigjährigen unseligen Kriegsruins und grausamen Verwüstung Fussstapfen ietzt annoch allenthalben vor Augen, wodurch dieses Land und unser Kuhsdorf nicht allein etliche Jahre ganz öde und wüst gestanden, sondern auch diese Kirche und Gotteshaus neben dem Glockenturm daher ganz schadhaft worden, wären auch allem Ansehen und Befindung nach diese ansehnliche Gebäude wohl gar über Haufen gangen, wenn nicht aus sonderlichem gottseligem Eifer der Wohlgeborne Herr Achatz Albrecht von Quitzow, ruhmwürdiger Patronus hiesiger Kirchen und Pfarren als auch zugleich Obrigkeit und Gerichtsherr allhier zu Kuhsdorf und Bullendorf (nach Absterben seines wohlseligen Herrn Vaters tit. Herrn Viktor von Quitzows) samt seiner sehr gottesfürchtigen, christlichen und hochtugendbegabten Eheliebsten und Frauen, Frauen Ursulen Hedewig Wohlgebornen von Linstowen mit ziemlicher und unersparter Anwendung ihrer eigenen Mittel zum Teil dazu verehret und zum Teil auch vorgeschossen, weil die Kirche gar arm gewesen, gute Hülfe und möglichste Beforderuug gethan, dass die Kirche und der Glockenturm möchten reparieret und in vollekommenen Stand gebracht werden, wie bereit, Gott Lob, geschehen und es der Augenschein bezeuget .... Weil auch wohlerwähnter Hochzuverehrender Herr Patronus der von Quitzow wegen der Posterität zum Andenken vor gut und nötig angesehen, die Kosten des Glockenturmes und der Kirchen zu annotieren und zu verzeichnen, also hat man sie folgendergestalt spezifizieren wollen.

1. Der Glockenturm, denselben alldieweil er auswendig und inwendig von unten bis oben aus ganz baufällig gewesen, zu verfertigen, ganz neu zu decken, Bänder und Balken einzubringen, die Mauer ausserhalb wieder instand zu bringen, mit Dielen, Spahn zu reissen, Nägeln, Blech, Stange, Wetterfahne, Bändern, mit den Ziegelsteinen, Kalk, Steinkohlen, Rinderblut, eiserne Klammern, mit dem Zimmer-, Schmiede-, Decker- und Maurerlohn und für das Bier, so bei

der Arbeit ausgetrunken (ohne das Holz, so darzu angeschaffet und verbrauchet, ohne die Speisekosten und Fuhren der Dielen, welche man von der Schneidemühlen des Churfl. Amts zu Zechelin bei 5 Meilen Wegs holen müssen, auch ohne alle andern tägliche Handreichung, die dabei geschehen, nicht gerechnet) An barem Gelde gekostet 212 Thl. 8 Gr.

2. Die Kirche zu reparieren und wieder in Stand zu bringen, als ausserhalb das Dach, die Mauern des Giebels auf beiden Seiten des Daches, wie auch inwendig der Boden, die Stühle, die Wände oder Mauern zu renovieren, die Fenster, etliche Fächer ganz neu und etliche auszubessern, auch was hieneben antrifft die Dachsteine und Mauersteine, der Kalk, die Bretter, das Glas, Zinn oder Blei, wie auch das Maurer-, Glaser- und Tischerlohn und das Bier, so dabei ausgetrunken, hat insgesamt ohne das Speisen und ohne andere dabei gethane Handreichung und Fuhren bar gekostet 27 Thl. 10 Gr. —"

Ehre den Männern, die damals in hartem, unendlich mühseligem Ringen aus dem Brandschutt der Zerstörung heraus eine neue Zeit haben herbeiführen helfen! Welch schwere Kulturarbeit hat da auch die evangelische Geistlichkeit geleistet!

Für den, der sich in jene Zeit hineinversetzt, lassen die alten Kirchenbücher und ganz besonders auch die Kirchenrechnungsbücher manch helles Schlaglicht auf jene dunkle, äusserlich so trübselige Zeit fallen, in der unser Volk langsam, sehr langsam die furchtbaren Folgen des grossen Krieges überwand. — Doch wir wollten nur die Dorfkirche von Kuhsdorf schildern, nicht die Geschichte der Kirchengemeinde schreiben.

Wenn das alte Gemäuer reden könnte, wieviel könnte es uns erzählen von vergangenen Zeiten! Sechs Jahrhunderte sind drüber hingezogen, manch Geschlecht schlummert unter dem Rasen des alten Kirchhofs im Schatten des Gotteshauses. Die Burgen der Ritter sind längst verschwunden, ja von ihnen gilts hier: Ihre Stätte kennet sie nicht mehr; aber fest und stark wie vor Alters steht das ehrwürdige Gotteshaus, heute bloss eine Stätte gemeinsamer Andacht, ein Zeuge des Glaubens der Väter, einst aber auch ein Bollwerk im Kampf, Burg und Hort in Kriegeszeiten, Zuflucht der Bedrängten, Trotz bietend den Feinden: Die alte Wehrkirche von Kuhsdorf.

Wandlungen des Waldes.

Von

Carl Bolle.

Als ein kostbares Erbteil, von unseren Altvordern hinterlassen, ist uns der deutsche Wald überliefert worden. Sie hatten ihn aus den Händen der Allmutter Natur selbst empfangen und bewegten sich in ihm wie in einem für das Dasein unumgänglich erforderlichen Elemente. Dass er noch zur Stunde das Grün seiner Laubmassen in unerschöpfter Fülle über das Vaterland ausbreitet, darf als eine Segnung waltender Mächte betrachtet werden, für die wir nicht dankbar genug sein können, umsomehr da sich nicht alle unsere Nachbarländer gleichen Vorzugs erfreuen. Möge es daher allseitig als Aufgabe der Gegenwart anerkannt werden, was von Seiten deutschen Forstamtes in ebenso hochintelligenter wie gewissenhafter Weise geschieht, ein Gut zu hüten, zu pflegen, ja sogar, wo möglich, zu vervollkommnen, welches inmitten einer allem Ursprünglichen abgewandten Gesittung fast allein noch an naturwüchsige Dinge erinnert und demgemäss in der Volksseele, wie in dem Empfinden des Einzelnen nicht minder zarte wie mächtig vibrirende Saiten anklingen lässt.

Denn der Wald war für Europa das Primitive. In der Urzeit hat seine Unermesslichkeit, mit Ausnahme des höchsten Nordens und einiger Haide- oder Steppengebiete, den Weltteil den wir bewohnen, allüberall in seine Falten gehüllt, gleichviel ob eine wärmere oder kältere Zone ihn mehr immergrün oder mehr laubabwerfend erschuf. Es ist unbekannt geblieben, welche Bruchteile des Menschengeschlechts die frühesten Lichtungen darin geschlagen, welche zuerst als Hirten oder Ackerbauer den Jägerstämmen, die ungern aus ihm hervortraten, sich in Friede oder Feindschaft genähert haben. Vor dem Menschen mochte der Bär Herrscher im Walde gewesen sein, nur langsam vor der Steinwaffe Jenes zurückweichend. Noch der Pfahlbauer, dem Höhlenmenschen bereits weit überlegen, flüchtete vor den wilden Tieren in den Wasserdunst grosser Seen, die von schwarzer Waldnacht umschlossen dalagen und wohnlicher als die Landfeste erscheinen mochten.

Was wir Altertum nennen, das hatte hinter sich bereits ein anderes Alterthum, ihm ungleichartig und schauriger, nach Äonen zählend, von keinem Lichtstrahl der Geschichte erhellt: die Nacht der Zeiten; heut nennen sie's Prähistorie. Jenseit der Kelten und Pelasger in Europa undurchdringliches Dunkel. Als der Urmensch aufhörte

allein Höhlenbewohner zu sein, wurde Roden des Gehölzes gleichbedeutend mit aufkeimender Gesittung. Man fing an die Feldfrucht der Ceres, die Rebe, den Ölbaum, nordwärts der Alpen das dürftige Haferfeld und die Wiese mehr als den Wald zu lieben, ja diesen mit ungünstigerem Auge anzusehen, gut genug für den Faun und für den auf niederer Stufe stehngebliebenen Wilden. Unter wärmerer Sonne, als sie jenseit des Scheidegebirgs leuchtet, einsetzend, hat solche Gegnerschaft die das Mittelmeer umlagernden Länder zuerst an ihrer geselligen Baumvegetation geschädigt. Noch heut kranken sie an den Folgen dessen was ursprünglich sociale Notwendigkeit, ja ein Segen gewesen war. Wo auf italischer Erde noch Virgils Hirt *sub tegmine fagi* gesungen, ist die stolze Buche jetzt fast allerorten zum zwerghaften Strauchwerk des Niederwalds geworden, der Edelkastanie etwas tiefer abwärts, ihrer nahrhaften Frucht zu Liebe, allein noch den eichengleichen Höhewuchs gönnend.

Neben dem Waldbrande, dürfte das Weidevieh, voran die Ziege, sich dieser Waldfeindschaft als verderblicher Bundesgenosse am wirkungsvollsten angeschlossen haben.

Wie anders, Gottlob, unser deutscher Wald. Über ihm haben günstigere Sterne geleuchtet. Immer noch steht er siegreich da als Schmuck und Reichtum des Vaterlandes, prangend in nicht allzustark angetasteter Ausdehnung. Nicht Berge, nein, dem lateinischen Worte *saltus* entsprechend, Wald nennt sich in Böhmen, in Thüringen, am Oberrhein das Mittelgebirg. Unser Volk hat niemals aufgehört, sich mit unzerreissbaren Fäden an seine Waldungen geknüpft zu fühlen. Kaum weniger Liebe wird diesen schattenspendenden Wölbungen geschenkt wie in der Vorzeit wo das Märchen sie sich zum Sitz erkor, das weise Weib zauber- oder heilkräftige Kräuter darin sammelte, der Klausner Wurzeln grub, vielleicht durch Busch und Ranken hinabspähend auf die unheimliche Wolfsschlucht, in der unter satanischen Anrufungen der Freischütz seine nie fehlenden Kugeln goss.

Der Lauf der Zeit allerdings änderte viel und hat dies von jeher unvermerkt gethan. Unter dem Schein unwandelbarer kosmischer Ruhe die stille Minirarbeit durch die Naturkräfte geförderten ewigen Wechsels, Vegetation mit Vegetation vertauschend auch im Bann des Baumgewogs urwüchsigster Landesweiten. Ein auf ewigen Gesetzen beruhender Umschwung des Baumbestandes vollzieht sich in schweigender Periodicität, darauf hinzielend dem durch zu lange Gleichmässigkeit der Begrünung erschöpften Waldboden neue Säfte wieder zuzuführen, indem er die verschiedenen Baumarten, deren Zahl in Deutschland nicht allzugross ist, sich gegenseitig in prästabilirter Harmonie ablösen lässt, wobei freilich sehr lange Zeiträume in Betracht kommen. Die Edeltanne mit der Buche, die Kiefer mit Birke und Espe, in bestimmtem Kreislauf gleichsam

rhythmisch abwechselnd; der langlebigen Eiche, im Auenwald oder auf Höheboden, bald die Hainbuche, die Eberesche, der Faulbaum, bald an bevorzugterer Stelle, die massigeren Gestalten von Esche, Rüster oder die der so schönen Ahorne sich beimischend; also stetes, wenn auch geräuschloses Ringen um den Besitz des Erdreichs, das sich unter den Hochstämmen im Reich der Kräuter, Gräser und Farrn noch geheimnissvoller wiederholt. Hierbei mochte bei ungestörter Ursprünglichkeit früher unter seltnerem Vorwalten reiner Bestände dominirender Mischwald Vieles verschleiern und die Pflanzen grössere Verträglichkeit untereinander lehren.

Man weiss dass grosse Länder, zum Teil noch in geschichtlicher Epoche, ein von dem gegenwärtigen verschiedenes Waldbild dargeboten haben. Als Julius Cäsar in Britannien landete, vermisste er daselbst die ihm vertraute jetzt an jenen Küsten so häufige Buche. Hätte er seine Eroberungen bis Dänemark ausgedehnt, so würde das gleiche negative Phänomen sich seinem Scharfblick nicht entzogen haben; er hätte vielleicht die jetzt buchenreichen Inseln, *immensa insularum spatia*. wie Tacitus sich ausdrückte, allein mit Kiefernwald bewachsen gefunden, während jetzt daselbst Stämme dieses Nadelholzes nur noch subfossil im Moor begraben liegen.

Mehr Coniferenwuchs scheint auch in Deutschland, wie er ihm später künstlich erzeugt gefolgt ist, alleinigem Laubholze vorangegangen zu sein; wenigstens lassen alte Schriften die Ereignisse sich am liebsten im dunkeln Tann abspielen; aber im Gegensatze dazu schätzte und hütete das Mittelalter vorzugsweis Eiche und Buche. Diese Beiden als die stämmigsten und nutzbringendsten, dabei auch reiche Mast für das unter ihnen weidende Borstenvieh spendend, galten allein als Hartholz, während die übrigen Bäume, unter den Begriff des Weichholzes fallend, in geringerer Achtung standen.

Wahrlich, eine Welt an Poesie, diese alte, grüne Waldherrlichkeit, wie sie, uns nahe, zuletzt noch u. a. der wendisch gebliebene Spreewald innerhalb Menschengedenkens bewahrt hatte; je nach Ort und Zeit bevölkert vom Waldschrat oder der Dziwiza, vom Köhler, vom Jäger und der Beerensammlerin, der liebste Tummelplatz der Phantasie unserer Vorfahren zu denen die Thiere darin noch mit Menschenstimmen zu reden schienen; auch religiös geweiht durch die Kolosse ungeheurer Eichen, dem Wodan oder Perkun heilig, nicht alle vom Beil des Christenapostels gefällt. Ein Marienbild in hohler Lärche wunderbar erschienen oder ein ebensolches der Nische einer tausendjährigen Linde einverleibt, was waren sie wohl anderes als wechselnde Symbole, unter deren Deckmantel der primitiv arische Baumkultus sich der Menge unbewusst verbarg, ja in der That unausrottbar fortlebte? Hier war die Heimat des in Rudeln schweifenden Hochwildes, hier leitete schützend der

gewaltige Eber die Schaar gestreifter Frischlinge, hier sprang der Affe des Nords, das schelmische Eichhörnchen, von Ast zu Ast, ohne es nötig zu haben zwischen Rhein und Weser den Erdboden zu berühren.

Vogelstimmenlaut, spechtdurchhämmert, bienenumsummt, und dann wieder durchtränkt von jenem unaussprechlichen Schweigen in dem der grosse Pan schläft, schwellend von Moospolstern und bärtig durch Flechtenbehang, so lässt unsere Einbildungskraft das Feenbild wieder erstehen, vor welchem alle Wunder der Civilisation erblassen. Leichter nachzufühlen als zu beschreiben sind jene Spiegelbilder von Waldlust und Waldeinsamkeit, in denen Reminiscenzen der Vergangenheit und Genuss der Gegenwart sich traumhaft vermischen. Die Seele beugt sich anbetend vor einer Allgewalt der Natur, die unser spätgeborenes Auge nicht mehr schauen kann, nur noch ahnungsvoll und schüchtern in Stunden des Glücks wieder heraufzubeschwören wagt. Bei solchen Scenen zu verweilen, erscheint fast sinnbethörend. Ob Viele fähig sind sie durchzukosten? Es ist wiederum der Wald, der durch die Stimme seiner wahren Freunde darauf Antwort geben wird.

Wir wenden uns von solchen Phantasmagorien, über die mehr als einer den Kopf schütteln wird, einer immer noch schönen und anheimelnden Wirklichkeit zu. Weit ist zwar der Weg von Dichtern wie Eichendorff und Lenau zu praktischen Forstmännern, einem Burgsdorf, Pfeil oder Danckelmann, die, von jeder Überschwänglichkeit frei, lehren wie der zum Forst umgewandelte Wald der Neuzeit zum Wohl der Menschheit und des Staats zu behandeln und zu verwalten sei. Hier herrscht positive Thatkraft neben verstandesgemässem Wissen vor; hier erkennt man im Wald einen wichtigen Faktor der Nationalökonomie, als seine Hauptaufgabe die Förderung der im kälteren Klima doppelt wichtigen Holzproduktion. Es bieten sich dieser Anschauung gemäss in allerdings längeren Zeitabschnitten die bewundernswertesten Stämme dem Abhieb dar; die Axt tritt erntebereit an die Stelle von Sense und Sichel. Der Wald hat nun anderen Zwecken zu dienen als denen, welche dem ästhetischen Geschmack entsprechen. Deshalb kann er nicht immer schön sein. Anfang wie Ende seiner Insassen, der Bäume, lassen oft unliebsame Züge erkennen.

Aus dem Traum des Ideals erwachend, umgiebt den Ernüchterten, der sich gegenwärtig im Forste umschaut, gar oft ein ganz anderes Medium als das von ihm Gewollte. Noch der Plänterbetrieb würde notdürftig zufrieden stellen, aber statt seiner dehnen sich weite Kahlschläge abwechselnd mit Schonungen und grauem Stangenholz, dessen Reizlosigkeit es kaum als den missgestalteten Jugendzustand der im Alter so schönen, rotrindigen Kienfichte erkennen lässt. Wildzäune, Drahtgitter, Telegraphenstangen, verbotene Stege. Man ist froh, noch einen Weg vor sich zu sehen, den zu betreten erlaubt ist, wenn man

sich des Abweichens nach rechts oder links hin enthält. Aber hüten soll man sich, etwa im Grase des Chausseegrabens lagernd, frühstücken zu wollen. Der Gendarm könnte kommen.

So wird der lebhaft empfundene antike *Horror sylvarum* zur heilsamen Furcht vor Polizeiverordnungen. Wenn man darüber nachdenkt: Genofeva dürfte es nicht mehr wagen im Tann des Wasgau oder der Ardennen sich heimlich sesshaft zu machen; noch schlimmer würde es ihr ergehen, wenn sie die Jungfern- oder die Wuhlhaide zum Zufluchtsort gewählt hätte. Aufgeschrieben und wegen Vagabondage und Obdachlosigkeit verantwortlich gemacht. Auch Klein-Däumling möchte ich nicht raten, Erbsen auf den Waldweg zu streuen, was ihm als grober Unfug ausgelegt werden könnte. Für den Bruder Niklas von der Flüe konnte sein Entweichen unter den Schirm eines grossen Lärchenbaums der Alpen noch als ehrenhaftes Obdach gegolten haben; unseren modernen „Naturmenschen“ ist der gleiche Vorzug nicht mehr gegönnt. Dafür durchzieht den Wald jetzt truppweis der Radfahrer, die sonst einsamsten Orte heimsuchend und mit Fettpapieren bestreuend: ein unvermeidliches modernes Kulturbild, vor welchem der uns vertrautere Reiter zu verschwinden droht.

So sieht es jetzt in dem rationell bewirtschafteten, zum Forst umgestalteten Walde aus, wo jeder Fussbreit vermessen, jedes Jagen abgezirkelt, die schönsten Waldwege verboten sind und kaum ein Baum sich mehr von selbst auszusäen wagt, wenigstens in der Nähe der Grosstadt nicht. Es ist dies eben der Wald im Lichte aufgeklärtester Civilisation. Der wandernde Mensch wird ungern darin gesehen und rangirt gleich neben dem schädlichen Forstinsekt. Zwischen umfriedetem Park und Wald wird, abgesehen von räumlichen Verhältnissen, bald wenig Unterschied mehr sein, vorzüglich wo sich das Gehölz die Üppigkeit seines, von einem Rest an Strauchwerk noch durchsetzten Baumwuchses bewahrt hat. Schon ist nicht gerade zum Schaden der Begriff des Schmuckwaldes, welchem Letzteren es natürlich an Unterholz und Blumen nicht fehlen darf, erfunden und aufgestellt worden. Wo Busch war, ist sicher eine Fasanerie angelegt worden. Trotz alledem wird wer sucht überall Partien finden, halbvergessne heimliche Winkel, die dem Natursinn entsprechen und selbst noch eine bescheidene Illusion der Wildnis in anspruchlosen Gemütern wachzurufen vermögen. Zu derb grau in grau zu malen, darf daher nicht für alle Orte passen und selbst für diejenigen, die gemeint sind, nicht allzu ernst genommen werden.

Wer denkt, ausser gelegentlicher antiquarischer Gelehrsamkeit der socialistischer Nörgelei, noch daran, dass unendlich viel Wald einst Eigentum freier bäuerlicher Markgenossenschaften gewesen ist und sein Holz, seinen Honig und Wachs, seine Beeren und Pilze, seinen Vogel-

fang, ja sogar seine Jagdbeute nicht dem Einzelnen, sondern der Gemeinde zu gute kommen liess. Die Bauernhaide, allerdings längst separiert, bleibt ein schwacher Abglanz solcher früher arkadischer Zustände. Auch den Zeidler, der den Honig der Wildbienen auszunutzen verstand, kennt wenigstens der märkische Wald nicht mehr. Sein Bast war die den ersten Frühling rosenrot anlächelnde Daphne, der davon noch heut der Name Seidelbast geblieben ist.

Zur Zeit gehört bei uns aller Wald fast ausschliesslich dem Staat oder Latifundienherren, in deren Händen er auch am Besten aufgehoben sein dürfte. Nur einzelne Städte sind nebenbei noch im Besitz mehr oder weniger grosser Forsten geblieben.

Man liest in Waldsachen aus Grimms klassischen Rechtsaltertümern manche, nach des Autors Urteil „unverjährbare Bitterkeit" heraus. Als Correctiv dazu mag dienen, dass es ohne straff geregelte forstliche Organisation wahrscheinlich überhaupt kaum noch Wald hier zu Lande geben würde. Unter dem Einfluss entgegengesetzter Prinzipien hat sich seine Vernichtung anderwärts in weniger als einem Jahrhundert schon grossenteils vollzogen. So annäherungsweise in den östlichen Staaten Nordamerikas.

Ausserhalb unserer Grenzen macht sich in Europa bei gesteigerter Zerstücklung des Grundbesitzes eine starke Tendenz bemerkbar, den Wald zum Garten umzuwandeln. Der Baumwuchs würde wohl etwas, doch nicht allzuviel dabei verlieren. Die Olivenhaine Italiens sind eine alte Etappe auf diesem Wege. Der Umkreis unserer grossen Städte bewegt sich in kleinerem Maasse hie und da in analoger Richtung. Ein Schritt ihr entgegen ist die Kolonie Grunewald, der sich die Parzellirungen in Schönholz wie in der Heiligenseer Bauernhaide, mit Übergehung anderer Ausschlachtungen zu Villenterrains, nur diese wenigen Beispiele anzuführen, zugesellen; vielleicht sämmtlich nur Vorläufer des grossartigen Projekts dem Gesammtareal des Grunewalds, dieses unvergleichlich schön gelegenen Reviers, eine veränderte Bestimmung zu geben, sei es als kunstlos sich selbst überlassener Urwald, sei es als weit ausgedehnter Volkspark, dem Tiergarten der Berliner, diesen aber an Grösse unendlich überflügelnd, zur Seite gestellt. Das wird dann wieder ein anderer Wald sein, der Wald des Frohsinns und allgemeinen Menschenglücks, widerhallend von Liedern und Klängen einer im Freien sich tummelnden Menge, gewiss eine der schönsten Bestimmungen des Forstes. Da werden junge Pärchen, vom Spiele abwärts, still bei Seite schleichen, Knaben nach Nestern, Schmetterlingen und Eidechsen ausspähen und Mütter, leis erschreckend, ihre kleinen Mädchen, nach Fontanes reizenden Worten, wie die Schneehühner hinein und wie die Perlhühner, bespritzt von Besingsaft, wieder herauskommen sehen.

Der märkische Wald, uns hier vorzugsweis beschäftigend, hat, wenn auch in geringer Zahl, Baumarten verschwinden oder sich verringern sehen, die ihm sonst eigen waren, so den Taxus, die Elsbeere und daneben die noch von Willdenow als heimisch gekannten Hochsträucher der Pimpernuss (Staphylea pinnata) und des breitblättrigen Pfaffenhuts (Evonymus latifolia). Wir behalten uns vor darzuthun, welche reichliche Entschädigung für solchen Verlust durch ihm zugeführte Fremdlinge seiner wartet. Auch der Wildbestand hat sich verändert, indem abgesehen von den Verschollenen grauer Urzeit, Auerochs und Elch, der Damhirsch mehrfach an die Stelle des aborigenen Rotwilds getreten ist und die Wildkatze und der Nörz, letzterer an das Wasser gebunden, nur noch in sehr geringer Zahl vorhanden sind. Das Verschwinden der grossen Raubtiere Bär, Wolf und Luchs, wird eher als Glück empfunden werden, so auch das Einfriedigen der dem Ackerbau zu grosse Gefahr bringenden Wildschweine.

Mehr Anlass zum Bedauern giebt das Fehlen oder doch die fortschreitende Verminderung edler Vogelarten. So verlassen uns mehr oder weniger Stein- uud Schlangenadler, Uhu, Nachtreiher, Auerhahn, Graugans. Stark im Rückgange begriffen sind: schwarzer Storch, Baumente, Kolkrabe, Schwarzspecht, Hohltaube und, was am meisten zu beklagen, die vor nicht allzulange noch bei Berlin häufige schimmernde Blaurake, neben dem Eisvogel das Juwel unserer Ornithologie. Unableugbar bleibt die Verminderung vieler kleiner Waldvögel, die sich ungeachtet aller Fangverbote und Schutzvorrichtungen in bedenklich fortschreitendem Maasse vollzieht. Hierher gehört auch als ein landschaftlicher Rückschritt die allerdings vom Standpunkt der Nützlichkeit aus gebotene Ablösung der Weidegerechtigkeiten, welche die grasenden Heerden zahmen Viehs, diese reizvolle Staffage von Wald und See, mit ihrem Schellengeläut aus den Forsten verwiesen hat.

Mag es in England, wo der natürliche Wald sich in die meilenweiten Parks der Grossen gerettet hat, mehr alte und schöne Einzelbäume geben, mögen Schweden und Russland ausgedehntere Waldbezirke aufzuweisen haben, unser deutscher Wald wird immer, soweit Europa in Betracht kommt, den ersten Rang behaupten und seine Hüter, unser ehrenwertes Forstpersonal, kann demgemäss all seinen Berufsgenossen in der Fremde zum Muster dienen. Die märkischen Reviere mögen unter anderem stolz auf ihr altes Privilegium sein hinter denen keines anderen Landes zurückzustehen. Ihr ausgedehnter Umfang geht, jetzt wie früher, in fast unermessene Weiten. Wer, um nur ein Beispiel anzuführen, von den Sandhöhen, die wir Berge nennen, von den Kranichsbergen bei Woltersdorf etwa, den Blick über wogende Wipfel des Waldmeers unentwegt bis zu fernen Horizonten schweifen lässt, wird mir gern beistimmen. So die Baruther Forsten ehe die Glashütten all

das hohe Holz frassen. Man glaubt bisweilen das Rad der Zeit rückwärts rollen zu hören und kann sich einbilden mit Kohlhaas, dem letzten unsrer Räuber grossen Styls, durch die Spreehaiden zu reiten. Ein Forstmann von Profession würde über so geringe Exemplifikationen lächeln, die hier angeführt werden, weil sie uns durch persönliche Erinnerungen wert sind. Den viel schöneren Buchenwäldern von Eberswalde, Chorin, Oderberg und Mentz weihen wir gleichfalls ein sympathisches Gedenken, Zechlin nicht zu vergessen. Glänzendere Bewaldung gleicher Art besitzen selbst Seeland und Fünen nicht, deren Ruf als Buchen ersten Ranges erzeugend, doch weltkundig ist. Wer vermutet wohl ihnen Ebenbürtiges in der beim Bildungsphilister als steril verschrieenen sandigen Mark Brandenburg? Alle Riesengestalten noch stehender uralter Eichen, alle phänomenale Linden in Dorf, Stadt und Wald vollständig aufzuzählen, wird selbst das in Vorbereitung begriffne Merkbuch Mühe haben.

Zu beklagen bleibt, dass mehr und mehr auf unseren Fluren jene Feldhölzer schwinden, die den Wald im Kleinen darstellten und ihn inmitten der Ackerwüste verallgegenwärtigten; daneben jene Upställe, die Heimstätte grosser Weissdorne, unter welchen Hirt und Heerde Schutz und Schatten fanden. Sie haben nun meist, mit Hütungen und Koppeln zugleich, aufgehört zu sein. Leider, muss man sagen, von der oft als speciell germanisch gerühmten Vorliebe des Bauern für den Baum ist auf unseren nächsten ländlichen Nachbarn wenig genug gekommen. Wie würde er sonst nicht jene wilden Birnbäume mitleidlos gefällt haben, die der Stolz der Feldmark seiner Väter gewesen waren? Legende mag zu allen Zeiten diese dem Nationalbewusstsein schmeichelnde, angebliche Baumfreundlichkeit des Landmanns gewesen sein, nur dass sie jetzt in noch krasserer Form auftritt als früher.

Die vorstehende Betrachtung des Waldes und seiner Wandlungen hat viel Herrliches das nicht mehr ist, im Gedächtnis aufzufrischen versucht, auch viel hinter dem kaum Zurückstehendes in der Gegenwart anerkennend gezeigt. Von der Pracht verflossener Urzustände hat sie vielleicht mit besserem Willen als Geschick wenigstens eine Ahnung geben wollen. Es haben sich auch Dissonanzen zwischen tieferer Naturanschauung und faktisch Bestehendem enthüllt, die niemand verletzen, noch weniger die Hingabe an den Wald trüben sollen. Vom materiellen Nutzen und dementsprechend von kalkulatorisch-büreaukratischer Berechnung in Forstsachen zu handeln, bleibe selbstverständlich Kompetenteren überlassen. Nicht der Grünrock, nur der baumfreundliche und selbst mit Vorliebe baumpflanzende und baumpflegende Dilettant hat, das grüne Reis gern am Hute, die Liebe zum Wald warm im Herzen, auf diesen vaterländischen Blättern einmal zu Worte kommen wollen.

Markgräfin Margarete von Brandenburg.

Von

Georg Schuster.

Markgräfin Margarete, geboren i. J. 1511, war die jüngste Tochter des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und seiner Gemahlin Elisabeth, der durch ihre Stellung zur Reformation bekannten dänischen Prinzessin, der Freundin und Verehrerin Martin Luthers.

Margaretes älteste Schwester Anna, 1507 geboren, vermählte sich im Januar 1524 mit dem Herzog Albrecht dem Schönen von Mecklenburg-Schwerin und starb i. J. 1567. — Die nächstälteste Elisabeth wurde in einem Alter von 14½ Jahren mit dem 55jährigen Herzog Erich von Braunschweig-Lüneburg vermählt. Erich starb im Juli 1540, und 6 Jahre später heiratete die 36 jährige Wittwe den um 3 Jahre jüngeren Grafen Boppo XVIII. von Henneberg-Schleusingen. Aber schon im Jahre 1558 schloss die hochbegabte und weit über das Durchschnittsmass ihrer fürstlichen Standesgenossinnen hinaus gebildete Gräfin Elisabeth die Augen zum ewigen Schlummer. Sie ist die erste Schriftstellerin aus dem brandenburgischen Hause. Im Jahre 1545 schrieb sie zu Gunsten ihres Sohnes erster Ehe, des jungen Herzogs Erich II., in einer umfangreichen Abhandlung „Regierungs-Regeln“ nieder. Die kostbare Handschrift, ein stattlicher Quartband, wird noch heute in Königsberg aufbewahrt und beansprucht ihres kulturhistorisch interessanten Inhalts wegen einen bleibenden Wert.

Ausser diesen Schwestern sah Margarete noch zwei Brüder, Joachim und Johann, an ihrer Seite.

Eine frühzeitige Versorgung heiratsfähiger Töchter war zu allen Zeiten das natürliche Streben fürsorglicher Eltern. So wurde denn auch unsere Margarete, über deren Jugend und Erziehung sonst nichts bekannt ist, kaum 19 Jahre alt, im Januar 1530 auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Köln an der Spree mit dem Herzog Georg von Pommern-Wolgast vermählt. Die Ehe wurde schon nach Verlauf eines Jahres durch den Tod des Herzogs gelöst. Aber nicht gar lange dauerte der Witwenstand der Fürstin. Bereits nach Jahres frist warb der Fürst Johann II. von Anhalt-Zerbst um ihre Hand. Sie wurde im Jahre 1534 seine Gemahlin.

Margarete brachte ihrem Gemahl ein Heiratsgut von 20 000 Gulden in die Ehe; dieser verschrieb ihr als jährliches Zins- und Renteneinkommen die sämtlichen Einkünfte von 12 Dörfern im Betrage von 4000 Gulden, sicherte ihr, im Falle sie Witwe werde, das Schloss

Rosslau als Witwensitz zu, ein Vermächtnis, das unter Zustimmung der Agnaten, des Domprobstes Georg und des Fürsten Johann von Dessau, feierlich verbrieft, der Fürstin auf Lebenszeit „unversetzt, unverkümmert und vor aller Ansprache sicher“ verbleiben sollte. Ebenso sollten ihr, wie es in der Wittumsurkunde heisst, „das eingebrachte Silbergerät, die Kleinodien, Schmuck und alles, was zu ihrem fürstlichen Stande gehöre, frei und ungehindert bleiben“. Damit schien die Zukunft der Fürstin völlig gesichert zu sein. Und doch gestaltete sich ihr Leben wider Erwarten zu einem überaus traurigen. Es war ihr Los, unter den wenigen Damen fürstlichen Standes, die vor und nach ihr ein ähnliches schweres Geschick duldend getragen und handelnd bestritten, die erste Stelle einzunehmen.

Schon im Jahre 1535 verbreitete sich bei den fürstlichen Verwandten die dunkle Kunde, dass die Schwester mit ihrem Gemahl in Unfrieden lebe. Das Gerücht erhielt bald greifbarere Gestalt. Als Herzog Albrecht von Preussen bei Gelegenheit einer von ihm im Frühjahr 1537 nach Deutschland unternommenen Reise auch das anhaltinische Gebiet passieren wollte, wurde ihm das erbetene Geleit versagt. Was der Gemahl und die Schwäger verweigerten, suchte Margarete aus eigener Machtvollkommenheit zu gewähren, indem sie den Vetter dringend zum Besuche nach Dessau in ihre „arme Behausung“ einlud. Der Herzog kam zwar aus begreiflichen Gründen der Aufforderung nicht nach, bat sie aber seinerseits zu Gevatter. Margarete beeilte sich, ihre Freude über die ihr zugedachte Ehre auszusprechen, gleichzeitig aber der Befürchtung Ausdruck zu geben, dass der Gemahl, der sie nicht einmal zu ihren Brüdern ziehen lasse, die Erlaubnis zu einer Reise in das ferne Grenzland verweigern werde. In bewegten Worten gedachte die Vereinsamte ihrer unglücklichen ehelichen Verhältnisse, des „Kreuzes, das ihr von Gott auferlegt“, und ersuchte den Herzog um etwas Bernstein, Einhorn, „rechtschaffene Elendsklauen“ und eine „rechte Otterzunge“ — in damaliger Zeit beliebte Universalheilmittel —; „denn ich fürchte“, so schloss sie den wortreichen Klagebrief, „ich habe von bösen Leuten einen schlimmen Trank bekommen“. Diesem Umstand schrieb sie auch eine Krankheit zu, an der sie vor der Geburt ihres zweiten Sohnes Joachim Ernst, des Stammvaters der heutigen Fürsten von Anhalt, zwanzig Wochen darniedergelegen hatte.

Auf des Herzogs Bitte, ihm über die zwischen ihr und dem Gemahl bestehende Spannung nähere Mitteilung zu machen, bestätigte die Fürstin zwar die Thatsache der über sie im Umlauf befindlichen üblen Nachrede, bestritt aber deren Wahrheit. Es gebe leider böse Menschen genug in der Welt, unter deren unnützen Reden ein armes Weib oft unschuldig zu leiden habe. „Man spricht“, so fährt sie fort, „in Nothen soll man erkennen, wer Freund und Feind ist; ich bin's

wohl inne geworden, aber Gott wird mir noch weiter helfen! Ich bin gottlob des ehrlichen Herkommens, dass ich niemals etwas anderes in meinen Sinn nehme und anders handeln würde, als ich vor Gott und aller Welt zu ehren will bekannt seyn“.

Der Gründe zu der in diesen Zeilen sich kundthuenden Missstimmung gab es viele. Es scheint, als ob Margarete sich in ihrem neuen Wirkungskreise nicht habe zurecht finden können. Hierzu kam, dass der frühzeitig von dauerndem Siechtum befallene, willensschwache Gemahl ein gefügiges Werkzeug in der Hand einer allmächtigen Hofkamarilla war. Die der Fürstin feierlich verbrieften Einkünfte wurden ihr entweder gänzlich vorenthalten oder ihr nur in unzureichendem Masse gewährt. Zu der Zeit, da sie mit dem herzoglichen Vetter in Verbindung trat, empfand sie es besonders drückend, ein ihr von ihrer Schwägerin, der Kurfürstin Hedwig von Brandenburg, vor Jahren vorgeschossenes Darlehen von 600 Gulden nicht zurückzahlen zu können, da sie „nichts Eigenes habe“. Nur die Aussicht, diese Summe von den Einkünften des ihr in kurzem zu überweisenden „Leibgedings“ Rosslau allmählich ersparen zu können, gewährte ihr einigen Trost.

Es ist hier nicht der Ort, den Ränken und Tücken der Kamarilla im einzelnen nachzugehen und den dunklen Pfaden zu folgen, auf denen die Lemuren eifrig am Werke waren, der Fürstin ein frühes Grab zu bereiten. Der Hinweis dürfte vielleicht genügen, dass beide Parteien in fast zehnjährigem Kampfe ihre Kräfte massen, bis der Widerstand der kühnen Frau völlig gebrochen war.

Im Jahre 1547 brachen die Stürme des schmalkaldischen Krieges verheerend über das protestantische Sachsen herein. Auch das Fürstentum Anhalt wurde, obwohl der Herzog Johann, Margaretes Gemahl, infolge körperlicher Schwäche an den Kriegsereignissen keinen thätigen Anteil genommen hatte, von den kaiserlichen Völkern schwer heimgesucht. Johannes Bruder Wolfgang, der auf der Seite der schmalkaldischen Verbündeten gestanden und in der Schlacht bei Mühlberg mitgefochten hatte, verfiel der Reichsacht, verlor Land und Leute und irrte jahrelang in mancherlei Verkleidungen als heimatloser Flüchtling in den Schluchten des Harzes umher, bis endlich der gutmütige Herzog Albrecht sich des Bedrängten annahm und ihn an seinen Hof rief. Erst durch den Passauer Vertrag (1552) erhielt Wolfgang sein Land zurück. Diese Zustände in den verarmten anhaltischen Ländern und die damit verbundene weitere Schmälerung der ihr rechtlich zustehenden Apanage war der Ausgangspunkt jener Kette schwerer Leiden, die nun über die Fürstin hereinbrachen.

Ihr Hofstaat war bis auf zwei Mägde niederen Standes entlassen. Die eigenen Kinder, die der unglücklichen Mutter bis dahin Trost und Hoffnung gewährt, waren ihr genommen. Der Gemahl siechte jammer-

voll dahin. Ihn zu besuchen oder gar zu pflegen, war der Gattin versagt.

Von jeglichem Verkehr mit der Aussenwelt abgeschnitten — die Korrespondenz mit den Geschwistern hatte sie längst einstellen müssen — auf Schritt und Tritt, Tag und Nacht bewacht und belauert, so wurde der armen Frau das Leben zur Qual. Der einzige Mensch, der in dieser Not treu zu Margarete hielt, war ihr geschickter Leibarzt Christoph Böhmer, ein Mann von tadellosem Rufe und unbestechlicher Redlichkeit, derselbe, dessen Kunst sie ihre Rettung aus schwerer Todesnot zuschrieb.

Da begann die Intrigue mit erneuter Kraft ihr verhängnisvolles Sipel. Ränkesüchtige Geschichtenträger und klatschsüchtige Gebärdenspäher hinterbrachten dem blöden Gemahl die aufregende Kunde, Margarete habe ihre Neigung dem Leibarzt Böhmer zugewandt, habe ihm einen Teil ihres Silbergerätes zum Einschmelzen überliefert und ihm auch ihre Kleinodien ausgehändigt. Noch schlimmere Dinge wurden der unglücklichen Frau nachgesagt, und die geschäftige Fama war eifrig bemüht, ihre Handlungen mit dem verführerischen Reize der Romantik zu schmücken. Äussere Anzeichen schienen für die Schuld der fürstlichen Frau zu sprechen. Sie wurde daher in Verhaft genommen. Auch Böhmer entging seinem Schicksale nicht. Während er, einst der gefeierte Höfling und Vertraute des Hofes, in einem finsteren Gefängnisse Gelegenheit hatte, über die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge nachzusinnen, harrte die Fürstin in einem Turmgemach des Ausgangs der angestellten umständlichen Untersuchung.

Bei dem Mangel wahrheitsgetreuer und unparteiischer Nachrichten über den Gang und das Resultat derselben ist es unmöglich, sich ein einigermassen sicheres Bild von den Ereignissen zu machen. Wohl mögen einzelne Unbesonnenheiten dem giftigen Hofklatsch allzu reichliche Nahrung geboten und boshaften Vermutungen Raum gegeben haben. Aber dass der Verkehr der Beschuldigten die Grenze des Erlaubten überschritten, ist durch nichts erwiesen worden, ist sogar völlig ausgeschlossen. Fast in allen ihren Briefen kommt die Fürstin auf diesen Vorfall zu sprechen, weist aber jede, auch die leiseste, Verdächtigung ihrer Person energisch zurück und erbietet sich zum Beweise ihrer Unschuld. Man wird solchen fortgesetzten leidenschaftlichen Beteuerungen einer in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Frau unbedingt Glauben schenken dürfen. Auch das mit peinlichster Schärfe geführte Ermittelungsverfahren, bei dem wiederholte grausame Verhöre des Arztes auf der Folter eine Rolle spielten, war nicht imstande, etwas Nachteilige nach dieser Richtung an den Tag zu bringen. Nur der Verdacht hinsichtlich der Beiseiteschaffung der Kleinodien hatte insofern eine Bestätigung gefunden, als Böhmer im Auftrage der Fürstin deren ein-

gebrachtes Silbergeschirr hatte ausser Landes schaffen wollen. Grund genug, Margarete und Böhmer nicht aus der Haft zu entlassen. Der schwer gemisshandelte Arzt erhielt erst nach zwei Jahren auf energische Fürsprache der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen seine Freiheit wieder. Die leidenschaftliche Fürstin dagegen fand selber Mittel und Wege zu ihrer Befreiung.

Nachdem sie länger als drei Monate, von innerer Unruhe über ihr Geschick verzehrt, in strenger Haft zugebracht hatte, gelang es ihr endlich, sich mit ihrem jüngeren Sohn, dem Prinzen Joachim Ernst, in Verbindung zu setzen. In einer stürmischen Dezembernacht des Jahres 1550 wusste der Prinz die Wächter zu entfernen, und die Fürstin sprang nun aus dem mehrere Meter über dem Boden befindlichen Fenster ihres Turmgemaches auf den Wall herab. Obwohl von dem wagehalsigen Sprunge betäubt und am Kopfe verletzt, raffte sie sich auf, durchwatete mit beiden Mägden, die sich inzwischen zu ihr gesellt hatten, den Wallgraben und setzte unter Aufbietung der letzten Kräfte im schützenden Nachtdunkel ihre Flucht fort.

Unter vielen Fährlichkeiten und Abenteuern erreichte Margarete endlich, von nagendem Herzeleid, von Hunger und Kälte fast aufgerieben, die alte Hansestadt Lübeck.

Von Lübeck eilte die Fürstin nach Travemünde, wo sie sich einem dänischen Kapitän anvertraute. Der wackere Mann brachte die Bejammernswerte nach einer der dänischen Inseln und setzte auf ihren Wunsch ihren Vetter, den König Christian III., von ihrer Ankunft und ihren Schicksalen in Kenntnis. Der Dänenkönig gewährte der Flüchtigen eine freundliche Heimstatt; er stattete die Verarmte mit dem Notwendigsten aus und überwies ihr das Kloster Maribo zum Wohnsitz.

Nach Monaten voll bitterer Enttäuschungen sandte die Leidvolle im Juni 1551 einen treuen Diener mit einem noch heute im Königsberger Archiv aufbewahrten Briefe nach dem entlegenen Preussenlande. Mit der beweglichen Gesprächigkeit eines gedrückten Gemütes schilderte sie darin die Schwere ihres Geschickes. „Ich arme betrübte Fürstin“, schreibt sie, „kann Ew. Liebden nicht bergen, wie man tyrannisch und mörderisch mit mir armen betrübten Fürstin umgegangen ist, dass es sein Lebtage nicht erhört worden ist, dass man mit einer Fürstin, die so hohen Stammes gewesen, umgegangen wäre, als mit mir armen Frau. Ich bitte Ew. Liebden um Gottes Willen, weil Ew. Liebden auch meines Fleisches und Geblüts sind, auch ein geborener Markgraf von Brandenburg, und ich so gar verlassen bin von aller meiner angeborenen Freundschaft, Ew. Liebden wollen sich doch über mich erbarmen, denn Gott weiss, dass ich nicht mehr habe, als was mir fromme Leute zuwerfen, und bin doch auch so gar elendiglich in unseres lieben Herrn und Vetters, des Königs von Dänemark Land an-

gekommen, dass ich Ew. Liebden nicht davon schreiben darf. So hat sich seine königliche Majestät über mich erbarmt und mich in ein Kloster gethan, darin ich nun verharrt habe bis in die sechsundzwanzig Wochen. Auch kann ich Ew. Liebden nicht verhalten, dass seine königliche Majestät mir zwei Röcke hat machen lassen und ein Stück Kammertuch geschenkt, dass ich wieder bekleidet worden bin, dafür ich seiner Majestät nimmer genugsam danken kann. Ich bitte Ew. Liebden um Gottes Willen, Ew. Liebden wollen mich jetzt in meiner höchsten Betrübnis und Elend auch nicht verlassen."

Solche Offenbarungen einer verzweifelten Frauenseele sind von erschütternder Wirkung. Sie verfehlten darum auch ihres Eindrucks auf den Herzog nicht. Ein Fürst von mässigen Gaben, aber mit einem Herzen voll ruhiger Milde, sonniger Heiterkeit und redlicher Frömmigkeit, griff Albrecht schlichtend, begütigend und helfend überall ein, wo es not that. So versprach er denn auch, ungesäumt die nötigen Schritte thun zu wollen, um seine Verwandte ihrem traurigen Lose zu entreissen. Dem Versprechen liess er die That auf dem Fusse folgen. Schon am 13. August fertigte er zwei Schreiben an die brandenburgischen Fürsten ab, in denen er ihnen das harte Geschick der Schwester in beredten Worten vorführte. Er habe sich überzeugt, dass die gegen Margarete erhobenen Anklagen grundlos seien; ihr sei schweres Unrecht widerfahren. Aus Mangel an den notwendigsten Mitteln sei sie gezwungen gewesen, verschiedene Kleinodien zu verpfänden. Hierfür seien unumstössliche Beweise vorhanden. Er schlage ihnen vor, Unterhandlungen zu einem billigen Ausgleich mit dem anhaltischen Hause einzuleiten und auf Mittel zu sinnen, die Schwester aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien.

Der Herzog liess es indes hierbei nicht bewenden. Um dem augenblicklichen Notstand Margaretes etwas zu steuern, wies er ihr durch einen Kaufmann, der Dänemark in Handelsgeschäften bereiste, hundert Gulden an. Im Frühjahr 1552 erhielt er jedoch die Nachricht, das Geld habe der Fürstin nicht ausgehändigt werden können, da sie im Kloster nicht mehr anzutreffen gewesen sei; auch wusste niemand ihren Aufenthalt mit Sicherheit anzugeben. Angesichts dessen liess Albrecht die von ihm gespendeten Barmittel der Gräfin Elisabeth von Henneberg mit der Bitte aushändigen, sie der Fürstin bei nächster Gelegenheit zu übermitteln, was dann auch geschehen ist. Ihre Flucht aus dem Kloster Maribo erklärt Margarete später damit, dass sie von ihren anhaltischen Verwandten beim Könige „hoch beschwert und angegeben sei, dass sie bald wieder in Haft gekommen wäre, hätte ihr nicht ein ehrlicher aufrichtiger Geselle geholfen, dass sie weggekommen wäre".

Inzwischen traten die brandenburgischen Höfe mit den Söhnen Margaretes in Verhandlung über die fernere Versorgung der landflüchtigen Mutter. Da eine Rückkehr in ihr Wittum und Leibgeding in Anhalt nicht thunlich schien, so sollten sie sich verpflichten, die ihr gebührenden Naturalleistungen und sonstigen Einkünfte in barem Gelde auszuzahlen; sie selbst würde ein Unterkommen in einem der brandenburgischen Schlösser finden.

Wir kennen die Gründe nicht, welche die inzwischen aus dem Dunkel der Verborgenheit wieder aufgetauchte Fürstin bewogen haben, von allen diesen Vorschlägen abzusehen. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte an dem Witwensitz ihrer Schwester Anna von Mecklenburg eilte sie nach Münden, an den Hof ihrer Schwester Elisabeth. Auf einem elenden Bauerngefährt, das sonst so schöne Antlitz von Gram und Schmerz durchfurcht, so dass sie „ganz alt und ungestalten" aussah, nur von einer jungen Magd und einem Reitknecht begleitet, zog sie in die gräfliche Residenz ein.

Die harte Schule des Unglücks, die bisher durchzumachen die Fürstin ausersehen war, scheint damals ihr Gemüt nachteilig beeinflusst zu haben. Wenigstens schreibt die Gräfin an den Herzog, nachdem sie die Schwester fünf Wochen beobachtet hatte: „Sie ist nicht alle Zeit bei sich selbst, nimmt viel vor, was Ew. Liebden nicht gefallen würde. Sie ist ganz unbeständig, kann sich mit niemand vertragen. Sie giebt auch immer Freien vor. Sie hatte mich selbst auf den Weg gebracht, dass ich ihr einen Grafen von Waldeck freien sollte. Da ich nun meinte, es wäre was, da liefen Ihre Liebden wieder ganz zurück und solches will sich in solchen Sachen nicht wohl reimen, wie Ew. Liebden als ein verständiger Fürst wohl zu ermessen haben." Zum Schluss ersuchte sie den Herzog, Margaretes Sache eifrig bei ihren Brüdern und Söhnen zu betreiben. Diese Schilderung erfüllte Albrechts Herz mit Mitgefühl und bewog ihn, zu Gunsten der beklagenswerten Base nun auch bei den Anhaltinern energische Vorstellungen zu erheben.

Während die Verhandlungen noch schwebten und Aussicht vorhanden war, dass jene ihren Verpflichtungen nachkommen würden, überraschte die leicht entzündliche Phantasie der Kranken ihre Verwandten mit einem neuen abenteuerlichen Plane. Der Herzog hatte ihr bereits früher eine sichere Zufluchtsstätte in seinem Lande angeboten. Auf diese Zusicherung kam Margarete plötzlich zurück in einem merkwürdigen, aus Münden an Albrecht gerichteten Briefe vom 15. November 1552. „Es sei ihr, der armen, betrübten, elenden, trostlosen, verlassenen und verachteten Wittwe," so schrieb sie, „ein grosser Trost, dass sie an ihm doch noch einen Freund finde, der sich ihrer annehmen wolle." Und nun erging sie sich teils in aufregenden Klagen und Vorwürfen gegen ihre nächsten Angehörigen, teils gab sie, die „wohl verzagen und

vor Leid sterben möchte", in wehmütiger Resignation dem Wunsche Ausdruck, die wenigen ihr voraussichtlich noch beschiedenen Tage ohne alles Gepränge in beschaulicher Ruhe verbringen zu dürfen, teils aber begehrte sie im Gegensatz zu dieser Anspruchslosigkeit von dem Herzog die Einrichtung eines eigenen Hauses und bestimmte zugleich ihren zukünftigen Hofstaat: ein Prädikant, drei adlige Jungfern, ein Hofmeister, eine Hofmeisterin, zwei Mägde, eine Köchin, drei Edelknaben, zwei andere Knaben, ein Thürknecht, ein Jungfernknecht, zwei Läufer, acht Wagenpferde, drei Zelter und noch verschiedene andere Dinge — das, deutete sie an, würde etwa das Mass dessen ausmachen, was ihr als einer Dame von hoher Geburt zukomme.

Es war vorauszusehen, dass der Herzog, der selbst in seinem armen Lande mit bescheidenen Mitteln sorglich haushalten musste, einem solchen Vorschlage widersprechen würde. In einem umfangreichen Schreiben aus dem Januar 1553 setzte er Margarete in schonender Weise die Gründe auseinander, die ihrer Aufnahme bei ihm in der von ihr gewünschten Weise entgegenständen.

Ob dieses für die damaligen Zustände charakteristische Schreiben in die Hände Margaretes gelangt ist, wissen wir nicht. Es ist kaum anzunehmen. Hatte sie doch bereits um die Osterzeit des Jahres 1553 Münden wieder verlassen. Niemand wusste, wohin sie sich gewandt. Erst im Sommer erhielten die Verwandten unliebsame Kunde von der Verschollenen. Sie kam aus einem pommerschen Dorfe, und zwar, ein seltsames Spiel des Zufalls, von dem Grafen Boppo von Henneberg, dem Gemahle Elisabeths. Auf der Heimreise von Königsberg begriffen, wo er zum Besuche des Herzogs geweilt, passierte der Graf mit seinem Gefolge ein in der Nähe von Stolp gelegenes Dorf. Hier begegnete er zu seinem masslosen Erstaunen der entschwundenen Schwägerin in Begleitung eines „jungen Gesellen", Namens Hans Jonas von Goltz. Seinen stürmischen Fragen begegnete sie mit der ruhigen Antwort, sie sei auf dem Wege nach Preussen. Der Graf indes machte ihr begreiflich, dass hiervon keine Rede sein könne und führte sie und ihren Begleiter nach Stolp. Aber bereits in der nächsten Nacht entkamen beide unerkannt aus dem Gewahrsam des pommerschen Landeshauptmanns Claus Putkammer.

Im Oktober 1553 war Margarete noch nicht am Ziele ihrer Wanderschaft angelangt. Der Winter verging, ohne dass der Herzog Albrecht oder ihre nächsten Angehörigen über ihr Schicksal das mindeste erfuhren. In Sorge um die „ganz übel geratene Tochter" und von tiefem Herzeleid niedergebeugt, bat die Mutter, die Kurfürstin Elisabeth, die selber durch das Fegefeuer heisser Seelenschmerzen gegangen war, den Herzog, „dem ungeschickten Vornehmen des Laufens" ein Ziel zu setzen, Margarete an einem geeigneten Orte unterzubringen und sie

durch einen frommen Prediger ermahnen und zu der Beichte, der Absolution und zum Testamente Christi, als solle sie ihren Abschied von dieser Welt nehmen, auf das härteste erschüttern zu lassen, bis die Verblendete in sich gehe und sich „zu bessern“ versprechen würde. Aber so dringend die hartgeprüfte Mutter auch dem Herzog ihr „grosses Kreuz und Herzeleid“ ans Herz legte, er vermochte ihr keine tröstende Nachricht zu spenden. Schmerz und Kummer erschütterten das in Leiden geprüfte und bewährte Gemüt und brachen das edle Mutterherz. Die Kurfürstin starb am 9. Juni 1555. Die quälende Sorge um das Schicksal des verlorenen Kindes hat die Hochgesinnte mit ins Grab genommen.

Im März 1554 verbreitete sich in Königsberg das Gerücht, dass eine Verwandte des herzoglichen Hauses in einem samländischen Dorfe hause. Die Kunde drang auch an den Hof. Albrecht liess daraufhin nähere Erkundigungen einziehen, fand aber zu seiner Trauer alle schlimmen Gerüchte bestätigt. Margarete waltete in einer Bauernhütte in Gemeinschaft ihres Gatten Hans Jonas von Goltz, der das Elend des Daseins redlich mit ihr teilte, unter den beschränktesten Verhältnissen des ärmlichen Haushalts, mit ihrer Hände ungewohnter Arbeit kümmerlich das tägliche Brot erwerbend. Fortan kümmerten sich weder der Herzog noch ihre Brüder um die Vereinsamte, und viele Jahre verstrichen, ehe sie wieder ein Lebenszeichen von sich gab. Was die Unglückliche in dieser Zeit erlebt und gelitten, vermögen wir nur zu ahnen. Über solche Dinge pflegen keine historischen Aufzeichnungen vorhanden zu sein. Die Thränen einer unglücklichen Frau sind überhaupt selten Gegenstand der Geschichte. Späteren Mitteilungen der Fürstin ist zu entnehmen, dass sie, von allen verlassen und verachtet, viele Jahre in jenem samländischen Dorfe, in Gemeinschaft mit ihrem Gatten und einer Tochter, in qualvoller Armut zugebracht habe. Die Liebe zu ihrem Kinde war der tiefgebeugten Mutter der einzige sittliche Halt in ihrem Unglück; sie war es auch, die sie das selbstverschuldete Schicksal mit geduldiger Fassung ertragen liess und sie endlich, nach Verlauf von mehr als zehn Jahren, bewog, sich den erzürnten Verwandten wieder zu nähern. Sie bediente sich dazu der Vermittlung des ihr aus früheren Zeiten bekannten herzoglichen Rates Matthäus Horst. In einem herzerschütternden Brief offenbarte sie dem vertrauten Manne ihr kummerbeladenes Gemüt und bat ihn, sich bei seinem Herrn für sie, „eine arme, elende, tiefbetrübte Frau“, dahin zu verwenden, dass er als „ein christlich denkender Fürst“ ihre Söhne, die Fürsten von Anhalt, bewege, ihr aus dem ihr zustehenden Leibgedinge eine laufende Unterstützung zu gewähren. Insbesondere möge sich der Herzog ihres armen Kindes Dorothea erbarmen, damit sie es notdürftig ernähren und zu Gottes Ehre und Zucht erziehen könne und es nicht nach der Mutter

Tode in der Irre umherzuziehen brauche. „Gott hat," fügte sie in Ergebung hinzu, „seine väterliche Hand auf mich gelegt; damit muss ich zufrieden sein."

Auf Horsts Rat wagte es Margarete bald darauf, den Herzog selbst um Hilfe anzusprechen. Sie schilderte ihm die Fülle ihres Elends mit folgenden Worten: „Ew. fürstlichen Gnaden ist unverborgen mein grosses, schmerzliches Elend, das ich viele Jahre gehabt und auch noch habe, so dass ich arme elende Person Armuts halber gar kümmerlich zuzeiten nur das liebe trockene Brot zu essen und Wasser zu trinken gehabt habe und mich mit Armut und anderer Arbeit behelfen müssen, wie ein anderes Weib, damit ich mich habe elendiglich ernähren mögen und oft und viel auf dem Felde thue arbeiten, damit ich mich des Hungers erwehre. Da ist nichts gewesen, wovon ich hätte nehmen können. Ich habe keinen Trost in der ganzen Welt, als meinen treuen Gott. Weil denn mein himmlischer Vater seine väterliche Hand auf mich gelegt und mir das Kreuz zuerteilt hat, muss ich in dem zufrieden seyn und denken, dass ichs wohl verdient habe aus der Ursache, dass ich mich mehr auf meine fürstliche Pracht und Gewalt verlassen habe als auf Gott, deshalb ich mit dieser Ruthe zufrieden seyn muss und denken, dass mir's zu meiner Seelen Seligkeit zum Besten geschieht, habe aber mein Vertrauen auf meinen lieben Gott gestellt. Lieber, gnädiger Fürst und Herr, weil Ew. fürstlichen Gnaden meinem Reichthum wohl nachdenken können, so bitte ich arme, betrübte Person, Ew. fürstlichen Gnaden wollen als ein christlicher Fürst Erbarmen an mir zeigen." Den Schluss bildeten die inständigsten Bitten, sie nicht zu verlassen. Er möge ihr, da sie schon alt sei und sich allein nicht erhalten könne, in seinem Lande ein stilles Plätzchen anweisen; sie wolle sich dort mit ihrem Gatten, der noch jung und stark sei und es an Fleiss nicht fehlen lassen werde, einrichten und in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung des geliebten Kindes leben.

Das Mass des Leidens war indessen noch nicht gefüllt. Eines Tages wurde das armselige Häuschen, das die Schwergeprüfte ihr eigen nannte, mit dem letzten Rest der winzigen Habe ein Raub der Flammen. Da raffte sie sich noch einmal zu energischem Thun auf. Sie eilte nach Königsberg und fand hier bei dem menschenfreundlichen Horst freundliches Entgegenkommen. Seinen dringenden Vorstellungen vermochte der Herzog nicht zu widerstehen. Er war geneigt, für Margarete, die er wieder mit dem notwendigsten Hausrat versehen liess, und ihren Gemahl ein Landgütchen im Litauischen anzukaufen unter der Bedingung, dass beide den Niessbrauch desselben auf Lebenszeit haben, und dass es nach ihrem Tode der Tochter Dorothea Erbe sein solle. Würde diese ohne Nachkommen sterben, war der Rückfall des Gutes an das herzogliche Haus vorgesehen. Die Verhandlungen schienen um

Pfingsten des Jahres 1566 dem Abschluss nahe zu sein. Wenigstens hat sich aus jenen Tagen noch der Entwurf zu einem Reverse Goltzens im Sinne der vorstehenden Abmachungen erhalten. Allein alle weiteren Nachrichten brechen plötzlich ab, so dass es zweifelhaft erscheint, ob die Sache überhaupt zu einem erwünschten Ende gediehen ist. Dafür spricht besonders die Thatsache, dass damals Preussen schwer von der Pest heimgesucht wurde und Margarete, in richtiger Würdigung der schwierigen Lage des Herzogs und seines armen Landes, ihre Tochter Georgia aus erster Ehe um thätige Beihilfe anging. Die Prinzessin, an einen in Schlochau ansässigen polnischen Grafen vermählt, entsprach, wie nicht anders zu erwarten war, den Bitten der Mutter und erbot sich, alles mit ihr zu teilen, was in ihrem Vermögen stehe. Sie möge nur schleunigst mit der kleinen Dorothea nach Schlochau übersiedeln. Indes stellte sie, vielleicht zur Vermeidung jeglichen unliebsamen Aufsehens, die lieblose Bedingung, dass Margarete dem Grafen gegenüber sich nicht „namenkundig" gebe, sondern als einfache Edelfrau bezeichne und einen Empfehlungsbrief der Herzogin mitbringe, der dem Grafen vorgezeigt werden könne.

Margarete nahm das eigenartige Anerbieten freudig an. Was blieb ihr auch in ihrer Bedrängnis anderes übrig? Gern erbot sich Albrechts Gemahlin, ihr „ein empfehlendes Zeugnis auszustellen und ihr zur Reise nach Schlochau Wagen und Pferde zu leihen, obwohl sie selbst in dieser Zeit grade mit vielen Ausgaben sehr beladen sei." Ob aber die Fahrt zustande gekommen, wissen wir nicht. Ebenso wenig hat sich über die späteren Schicksale der schwergeprüften Fürstin eine sichere Kunde erhalten.

Im Jahre 1568 wurde der Herzog Albrecht eine Beute der unheimlichen Seuche. Er soll der Base in seinem Testamente ein Legat von 3000 Gulden ausgesetzt haben, das aber nicht zur Auszahlung gekommen ist. Die letzte Nachricht über Margarete stammt aus dem Jahre 1577. Es ist ein von ihr aus Königsberg an den Administrator in Preussen, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenbnrg gerichtetes Schreiben, worin sie ihn um den freundlichen Liebesdienst ersucht, auf ihren Sohn, den regierenden Fürsten von Anhalt, einzuwirken, dass er ihr den nötigen Unterhalt gewähre. Damit „ich", wie dort zu lesen ist, „uff meine alte tage einmal zu ruhe und frieden komme und das Bettelbrod zu essen in fremden Landen möchte entbrochen sein". — Bis dahin hatten sich also die äusseren Lebensumstände Margaretens noch nicht günstiger gestaltet.

Damit verschwindet die unglückliche Fürstin aus der Geschichte. Wo sie ihre letzten Tage verlebt, unter welchen Verhältnissen, wo und

wann sie ihre Lebensbahn beschlossen — das zu ermitteln ist der Forschung bisher noch nicht gelungen. Wahrscheinlich hat sie, nachdem sie noch am Kurländischen Hofe bei ihrer Nichte, einer Tochter der Herzogin Anna, sich aufgehalten, in Dänemark das Zeitliche gesegnet.

Margarete war nicht berufen, wie so viele andere ihrer fürstlichen Mitschwestern, eine weltgeschichtliche Rolle durchzuführen mit Glanz und Erfolg. Im Gegenteil. Ein erkorenes Opfer von Missgeschicken, ist sie durch des „Lebens eitles Maskenspiel“ geschritten. Wie schwer sie auch nach landläufigen Begriffen in schwachen Augenblicken gefehlt haben mag, sie hat ihre Verirrungen, deren Motive sich zum grossen Teile unserer Kenntnis entziehen, überreich gesühnt. Schon aus diesem Grunde werden wir der Leidvollen unsere menschliche Teilnahme nicht versagen dürfen. —

Brandenburger in Italien im Zeitalter der Renaissance.

Von

Friedrich Krüner.

Die Sehnsucht nach der landschaftlichen Schönheit des Südens, der Wunsch, die Schätze der Kunst und die Fundstätten der Wissenschaft sich dort zu erschliessen, die Hoffnung, Gesundheit und Freude am Leben dort wiederzugewinnen, führen jährlich Tausende auch aus unserer engeren Heimat über die Alpen. Vor vier Jahrhunderten war es anders: zwar zog aus unseren Marken schon damals Jahr aus Jahr ein eine stattliche Schar von Jünglingen und jungen Männern nach Padua, Bologna und andern Glanzstätten der humanistischen Wissenschaft, um von dort mit den höchsten akademischen Ehren geschmückt heimzukehren. Daneben waren es aber auch lange nach dem Untergange der Staufer deutsche Krieger, die im Waffenschmucke auch von Brandenburg aus über die Alpen zogen, um dort im ehrenvollen Dienste der italienischen Dynasten Schlachten zu schlagen, Festungen zu stürmen und Staaten zu erobern. Zu diesen beiden Gruppen tritt noch eine dritte, eine Reihe jugendlicher, oft noch sehr zarter Gestalten, vielfach dem Kindesalter noch nicht entwachsen: Fürstinnen aus den Geschlechtern der Habsburger, Wittelsbacher und Hohenzollern, welche der Vermählung mit italienischen Fürsten bestimmt, der neuen Heimat zugeführt werden. Die grosse Zahl junger Dynastien in Mailand, Verona, Mantua, Florenz, Bologna, vielfach dem besitzlosen Schwertadel der Lombardei entstammend, ist meist erfüllt von dem Wunsche, durch verwandtschaftliche Verbindung mit einem älteren Fürstengeschlechte nach aussen und innen hin ihr fürstliches Ansehn zu mehren. Für alle diese Gruppen von Italienfahrern bietet unsere heimische Mark eigenartige Beispiele.

Es war im Jahre 1822, als bei Gelegenheit des Kongresses zur Schlichtung der südeuropäischen Wirren im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelms III. der Geheime Rat und Direktor der preussischen Staatsarchive Gustav Adolf von Tschoppe in Verona weilte. Dort wie auch in den umliegenden Gebieten waren im 14. und den folgenden Jahrhunderten die beiden Bettelorden von hervorragender Bedeutung gewesen: nicht bloss durch ihren Einfluss auf das niedere Volk, unter dem und mit dem sie lebten und aus dem sie zum Teil selbst hervorgegangen waren, sondern in höherem Masse durch ihre Beziehung zu



den bildenden Künsten, welche in den Orden eifrige Pfleger fanden. So sehen wir denn als eine der häufigsten, fast konventionellen Figuren im Kirchenbau und besonders im Altarschmuck den heiligen Franz, das Sinnbild der Weltflucht und des selbstgewählten Elends; auf der andern Seite kehrt „Frau Armut“ als allegorische Gestalt in den Kirchen der Predigermönche wieder, und in den Reihen der gefeiertsten Maler des Quattrocento steht in erster Linie der Dominikaner Fra Angelico da Fiesole: in seinem „Jüngsten Gerichte“, einer Perle unserer Gemäldegalerie, sehen wir die Seligen, welche zu den lichten Höhen des Paradieses, von Engeln begleitet, emporwallen, in der Ordenstracht der Jünger des heiligen Dominicus. So war auch naturgemäss die Kirche dieses Heiligen eine der ersten Kunststätten, zu der Tschoppe in Verona seine Schritte lenkte und deren Besuch ihm auf anderem Gebiete eine ungehoffte Ausbeute brachte. Er fand dort an der östlichen Wand Fragmente einer Inschrift, zum Teil bedeckt durch einen während der Ligue von Cambrai erbauten Altar. Nur wenige Worte waren noch sichtbar; zu diesen aber gehörte die Bezeichnung „brandenburgische Ritter“; auch fand sich noch der Name „Johann von Beynchel“ und die Abbildung eines Wappens. Dieser ganz ungeahnte Fund an geweihter Stelle veranlasste den Forscher, dem bisher kaum beachteten Aufenthalte brandenburgischer Ritter in Verona nachzuspüren und den geschichtlichen Zusammenhang desselben aufzuklären.*)

Als der wittelsbachische Markgraf Ludwig der Ältere von Brandenburg 1351 seinen jüngeren Brüdern Ludwig dem Römer und Otto die brandenburgischen Lande abtrat, nahm er seinen Aufenthalt in Tirol, meist in Bozen, wohin ihn brandenburgische Ritter begleiteten. Dort empfing er häufig Besuche benachbarter Fürsten, so auch am 3. Februar 1354 den des ihm verwandten Markgrafen Can Grande II della Scala von Verona mit seinem Bruder Can Signoro und vielen Edeln von Verona und Vicenza. Der veronesische Fürst wollte mit dem Kurfürsten Ludwig einen Vertrag abschliessen, wie ein solcher ihn schon mit mehreren italienischen Herren und Städten verband. Plötzlich erhielt er in Bozen die Nachricht von einem in seiner Heimat ausgebrochenen Aufstande**), wo sein Statthalter Azzo von Correggio von einem unebenbürtigen Stiefbruder des Can Grande, Frignanus, verdrängt war. Dieser hatte sich der Herrschaft in Verona und Vicenza bemächtigt, zur Aufrechterhaltung seiner Macht mit den Herrschern von Mantua und Verona sich verbunden und bereits den Tod seines regierenden Bruders bekannt gemacht, dessen Ermordung er in der That plante.

*) Vgl. Tschoppe in den „Märkischen Forschungen“ I, 17 ff.

**) Vgl. „Storia della ribellione di Frignano della Scala“ (in „Chronica da Zagata“ I. 82 ff. II. 311 ff.).

Ein Teil der brandenburgischen Ritter Ludwigs begleitete den sofort in seine Heimat zurückkehrenden veronesischen Markgrafen. Ein deutscher Ritter Friedrich, dem Geschlechte nach nicht bekannt, eilte nach Padua voraus und gewann dem bedrängten Markgrafen die Hilfe dieser wichtigen Nachbarstadt. Auch unter den paduanischen Rittern, welche zur Unterstützung des Can Grande sofort aufbrachen, befanden sich merkwürdigerweise eine Anzahl deutscher, im besonderen brandenburgischer Herren, deren Namen erhalten sind, wie Roger v. Oppen, Nicolaus v. Buch, Philipp von Roth. Bald sah sich der Markgraf von Verona an der Spitze einer ausreichenden Macht, um den Usurpator direkt anzugreifen. Als erster drang Philipp v. Roth über die Etschbrücke in die Stadt, wohin ihm seine Genossen, Deutsche wie Italiener, stürmend folgten. Der Empörer Frignanus fiel von der Hand jenes schon um die Gewinnung Paduas verdienten Ritters Friedrich. Die von Mantua und von Mailand dem Empörer gesandte Hilfe kam zu spät und kehrte schon vor den Thoren von Verona um. Aber auch ein von dem Markgrafen Ludwig persönlich unterstützter Rachezug des Can Grande II. gegen Mantua blieb erfolglos. Die von den brandenburgischen Rittern diesem zu teil gewordene wirksame Hilfe blieb den italienischen Geschichtschreibern in dankbarem Gedächtnisse: Matteo Villani in seiner Chronica*) wie Biancolini in seinem Werke über die Kirchen Veronas**) widmen den deutschen Herren Worte ehrenden Andenkens, die ihren Widerhall finden in jener Inschrift in der Dominikanerkirche zu Verona.

Wie lebhaft auch immer die Eindrücke jener brandenburgischen Heldenthaten den Zeitgenossen sich einprägten, wie unvergänglich auch immer die Spuren davon in den Kunstdenkmälern Veronas fortleben: eine dauernde Verstimmung zwischen den kleinen nordischen Markgrafen und den streitbaren Fürstenhäusern in der Poebene hat jenes brandenburgische Kriegsabenteuer von 1354 glücklicherweise nicht zu schaffen vermocht. Gerade das von Ludwig dem Älteren bestürmte Mantua suchte zuerst, noch vor Ablauf eines Jahrhunderts, die Annäherung an dieselben Brandenburger, deren Vorfahren einst die Heerfahrt gegen die uneinnehmbare Feste in den Sümpfen des Mincio unternommen hatten. Das kriegslustige und kriegstüchtige Geschlecht der Gonzaga führte dort seit einem Menschenalter die Herrschaft. Der zweite in seiner Reihe, Gianfrancesco, warb jetzt durch Vermittlung des Kaisers Sigismund auf dem Baseler Konzile 1433 für seinen Sohn und Thronfolger Lodovico um Barbara von Brandenburg, die Enkelin des ersten hohenzollernschen Kurfürsten, die Tochter Johanns des Alche-

*) Chronica di Matteo Villani III. 99 ff.

**) Biancolini delle Chiese di Verona III. 135. VII. 176.

misten. Drei hohe geistliche Herren, zu denen wohl noch der Ritter Martin von Eyb sich gesellte, brachten*) die gewünschte Verlobung des mantuanischen Fürstensohnes mit der 10jährigen Prinzessin zum Abschlusse. Noch in demselben Jahre trat die kindliche Barbara die Reise über die Alpen an, um dort in ihrer künftigen Residenz zu deren Herrscherin erzogen zu werden. Bis Augsburg wurde sie von ihren Verwandten geleitet, dorthin hatte Markgraf Gianfrancesco ihr 200 Reiter als Geleit entgegengesandt; bald traf auch ihr zukünftiger Gemahl ein, an dessen Seite sie am 12. November 1433 ihren Einzug in Mantua hielt. Es war keiner der reichsten Fürstenhöfe Italiens, der sie jetzt aufnahm, nicht vergleichbar den Herrschersitzen der Medici, Este, Sforza, aber ausgezeichnet wie jene durch die Pflege humanistischen Geistes und durch die Förderung der gerade damals im Anschauen der antiken Meisterwerke neu auflebenden Kunst. Für den Unterricht der Söhne und Töchter des Herrscherhauses, denen jetzt Barbara sich anschloss, hatte Gianfrancesco den berühmtesten der grossen Humanisten jener Tage gewonnen, Vittorino da Feltre, der mit eingehender Kenntnis der griechischen Sprache die antike Litteratur in ihren Originalwerken studierte**). Er war im Geburtsjahre Barbaras nach Mantua berufen, das um seinetwillen lange Jahre hindurch von Hunderten jugendlicher Humanisten zum vorübergehenden Aufenthalte gewählt wurde. Unter seiner Leitung entfalteten sich die glänzenden Geistesgaben der jungen Prinzessin, ihm verdankte sie jene gründliche Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache, jene Belesenheit in den Klassikern, welche ihr in der Folge soviel Bewunderung eintrug. Davon zeugt noch heute die Sammlung ihrer nach Deutschland an ihre Verwandten gerichteten Briefe im K. Hausarchive zu Berlin, die Quelle, aus der wir unsere zuverlässigste Kenntnis über den mantuanischen Hof von damals schöpfen. Mitten in ihren eifrigsten Studien hatte das emsig lernende Fürstenkind die Freude, ihren Vater zu begrüssen, der von einer Wallfahrt zum heiligen Grabe heimkehrend sein Töchterlein in Mantua besuchte.

Nach Verlauf von sieben durch Familienzwist im Hause der Gonzaga getrübten Jahren wurde Barbara 1440 siebzehnjährig die Gemahlin des 26 jährigen Thronfolgers und 4 Jahre später durch den Tod ihres Schwiegervaters regierende Markgräfin von Mantua. Ihre geistige Bedeutung und ihr vielseitiger Einfluss in dieser hohen Stellung offenbart sich uns in den an ihren Vater wie besonders an ihren Oheim Albrecht Achilles gerichteten Briefen, in denen die hohe Politik die

*) Vgl. über Barbara: Bernhard Hofmann im 41. Jahresbericht des Hist. Vereins f. Mittelfranken. Ansbach. 1881.

**) P. Kristeller im Hohenzollernjahrbuch III. 68.

erste Stelle einnimmt. Durch ihren Ehrgeiz erreichte sie es, dass das grosse Konzil des Jahres 1459 vom Papste Pius II. nach Mantua berufen wurde. Wie gering auch die Bedeutung dieser Fürstenversammlung für die Bekämpfung der Türken war, so gross war der Erfolg, den Barbara, die fürstliche Wirtin der Konzilsgäste, für die spätere Versorgung ihrer Kinder hier im voraus erreichte, und der bedeutsame Eindruck, den der Papst von Barbaras Persönlichkeit empfing. In der That stand dieselbe jetzt unter den fürstlichen Maecenaten der Dichter und Künstler in erster Reihe, und auf allen Gebieten reiften die Früchte, welche der Kunstsinn des mantuanischen Fürstenpaares zu tragen begann. Mit dem Bau der Kathedrale des h. Andreas war der erste Architekt seiner Zeit beschäftigt, Leo Battista Alberti, wie so viele andere seiner Genossen der Renaissance die Gesamtheit aller Gebiete in seinem Kunstschaffen umfassend: Baumeister, Maler, Kunstschriftsteller, Dichter, Priester und Doktor beider Rechte. Die fürstliche Residenz, das Castello di corte, schmückte der schon in seiner Vaterstadt Padua zu hohem Ruhme gelangte Maler Andrea Mantegna mit den noch heute vorhandenen Familienbildern der Gonzaga, in denen Barbara bereits als 51 jährige Matrone erscheint. Filippo Brunelleschi weilt zweimal längere Zeit in Mantua, um bei der Herstellung der Dammbauten durch die Sümpfe des Mincio seinen Rat zu geben. Den grössten Bildhauer seiner Zeit, Donatello, konnte Lodovico zwar nicht dauernd an seinen Hof fesseln, doch verdankt Mantua jenem ausser 7 Statuen vor allen eine Büste des Markgrafen, an der wir noch heute die Züge von Barbaras Gemahle studieren können, jetzt im Besitze des Berliner Museums. Bei allem persönlichen Eifer für die Gewinnung der bedeutendsten Geister ihrer Zeit und ihres Landes vergass Barbara nie ihr deutsches Herz: nichts bereitet ihr grössere Freude als die wiederholten Besuche aus der Heimat, vor allen ihres Vaters, ihres Oheims, ihrer Schwester Sophie, damals schon Königin von Dänemark, sowie vor allen die Befriedigung, ihren Erstgeborenen, Federigo, mit einer deutschen Fürstentochter, Margarethe von Bayern, vermählt zu sehen. Nur 3 Jahre überlebte sie ihren Gemahl nach einer 38 jährigen überaus glücklichen Ehe. Im Jahre 1481 wurde sie im 59. Lebensjahre heimgerufen; im Dome des heiligen Andreas, dessen Vollendung ihr Lieblingswunsch gewesen, ruhet sie inmitten der Helden und fürstlichen Frauen des Hauses Gonzaga, ein Spross aus deutscher Erde, unter der Sonne Italiens zu herrlichstem Wachstume erblüht.

Nicht bloss den vornehmen fürstlichen und geistlichen Besuchern aus Heimat und Fremde hatte der Hof von Mantua zu Barbaras Zeit eine gastliche Stätte auf ihren Rom- und Pilgerfahrten geboten: immer grössere Scharen deutscher Jünglinge zogen seit dem Aufblühen der humanistischen Studien, auch aus den brandenburgischen Landen, über



die Alpen zu den gefeierten Hochschulen Oberitaliens. Völlig verschieden von heute war die Wahl der Universitäten, denen die studierende Jugend von damals zustrebte. Hatte am Anfange des Jahrhunderts Krakau noch die mächtigste Anziehung für Deutschlands wandernde Musensöhne, zählte bald nachher Padua die grösste Zahl deutscher Studenten, so trat seit der Mitte des Quattrocento Bologna mit seinen hochberühmten Rechtslehrern und der dort blühenden umbrischen Malerschule unbestritten in den Vordergrund. Noch heute stehen wir bewundernd im Berliner Museum vor den Madonnen Francias mit ihrem milden, leise schwärmerischem Ausdrucke, die der „Obmann in der Gilde der Goldschmiede", später „Obmann der 4 Künste", der Maler Goldschmied, Baumeister und Medailleur, in den beiden ersten Jahrzehnten des Cinquecento in Bologna schuf. Schon der brandenburgische Kanzler und Lebuser Bischof Friedrich Sesselmann, die rechte Hand der Kurfürsten Friedrichs des Eisernen und Albrechts, war dort Doctor beider Rechte geworden; am Ende des Jahrhunderts studierte mit einer grossen Zahl von Norddeutschen dort vor allen Nicolaus Copernicus, welcher Padua mit Bologna vertauscht hatte. Gerade in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts finden wir eine besonders hohe Zahl erlauchter Namen unter den Universitätsverwandten von Bologna. Der „Syllabus inclytae Nationis Germanicae apud Bononiam studentis" nennt uns ausser den oben erwähnten als Bürger der Bononischen Universität aus jener Zeit: Johann v. Schleinitz, nachher Bischof von Meissen; Otto Truchsess v. Wallburg, später Bischof von Augsburg; Johann v. Buch, den Verfasser des niedersächsischen Kommentars zum Sachsenspiegel; die Humanisten Conrad Celtes, Rudolf Agricola, Ulrich v. Hutten; deutsche Fürstensöhne aus den Geschlechtern der Habsburger, Zähringer, Wittelsbacher, Welfen und Wettiner, so den Herzog Ernst von Sachsen, nachher Coadjutor von Magdeburg, den späteren Hochmeister Albrecht von Preussen und viele andere. Am meisten fesselt unser heimatliches Interesse unter den Bologneser Studierenden jener Periode Matthias von Jagow, der junge altmärkische Edelmann, später der erste evangelische Bischof von Brandenburg. Nicht bloss seine Abkunft, auch die grosse Rolle, welche er während seines dreijährigen Studiums in Bologna spielte, sichern ihm ein dauerndes Andenken in der Natio Germanica von Bologna. Epiphanien 1513 trat Matthias*) mit 28 jungen Deutschen in die Germanische Nation ein, deren Procuratoren damals Friedrich von Leonrod, Canonicus von Eichstädt, und Hieronymus Buchholz aus Berlin waren; an des ersteren Stelle trat bei seiner Heimkehr nach Deutschland bald Sigismund v. Thun, Canonicus von Trient und Brixen; den fälligen Gulden bezahlte Matthias, wie die Matrikel

*) Acta Nationis German. Univ. Bonon. ed. E. Friedländer et C. Malagola.

besonders hervorhebt, bar. Sowohl als eifriger Rechtshörer der Universität wie durch seine ganze Persönlichkeit gewann Matthias ein solches Ansehen innerhalb der „Nation“, dass dieselbe schon nach Jahresfrist ihm die Procuratur übertrug. Die Bedingungen für dieselbe waren, dass der neue Procurator geläufig lateinisch, wenigstens mässig italienisch sprach, von niemandem abhing, über 20 Jahre alt war, von nicht zu kleiner Statur, entweder adlig oder Doctor, hinreichend mit Geld versehen, wenigstens ein Jahr in Italien gelebt hatte. Die bunte Reihe bemerkenswerter Ereignisse aus Matthias' Amtsjahre führt vor unsere Augen ein lebendiges Bild des damaligen deutschen Studentenlebens in Bologna:

Beschwerden der „Nation“ teils gegen die Universität teils gegen die Stadt, die unberücksichtigt blieben, führen zur zeitweisen Auswanderung der deutschen Studenten, einmal nach Siena, das andere Mal nach Imola. Unglückliche Prozesse der Nation gegen das Collegium Hispanorum und die Natio Flandrorum verzehren einen Teil des gemeinsamen Vermögens. Ein Student stiftet eine Summe zu einer sonntäglichen Messe für die heilige Jungfrau in der Kirche S. Fridiani. Bei Streitigkeiten mit den Polen werden kostbare Gefässe, darunter ein besonders wertvoller Leuchter, zerbrochen. Da eine grössere Anzahl junger Deutscher in Bologna ihren Tod fanden, kaufte die Nation einen eigenen, noch heute viele Gräber aufweisenden Friedhof, auf dem als erster Konrad v. Steinberg bestattet wurde „occisus in rixa cum excubitoribus“ (erschlagen im Streite mit den Wächtern). Kein geringerer wie der als Humanist hervorragende dortige Professor Beroaldus verfasste das Epitaphium über dem Friedhofsthore:

Siste gradum, specta monumentum hoc quaeso viator,
Quod pia, quod cultrix legum germana iuventus,
Condidit, ut genti pateat commune sepulcrum,
Ut Germanorum manes post fata quiescant
Sacra parentali capientes annua ritu.*)

Aber auch der heimischen Volksgenossen gedachten die Procuratoren der Bologneser Natio Germanica: zwei dort verhaftete reisende Kaufleute aus Ingolstadt dankten der Nation ihre Befreiung. Freilich waren es nicht ausschliesslich die edelsten Vertreter Deutschlands, welche nach Bologna gingen: so berichten die Annalen der Nation, dass eines ihrer Glieder, Daniel Grenzing aus Feldkirch, zuerst einen Böhmen

*) Hemme den Schritt und schaue, o Wanderer, staunend das Denkmal,
Das in frommen Sinne die rechtsbeflissene Jugend
Deutschlands schuf zum Schlummer für seines Volkes Genossen,
Dass vom Tode errafft die abgeschiedenen Manen
Jährliche Opfer empfangen nach heiligem Brauche der Väter.



halbtot schlug, sodann mit der Kasse der Nation das Weite suchte. Wie konnte es auch anders sein, wenn wir erfahren, dass im ganzen 10300 Deutsche in Bologna studiert haben; wie wäre es da der Nation möglich gewesen, alle zweifelhaften Elemente von sich fernzuhalten? Für das Jahr 1516 melden die Akten der Nation, dass Matthias v. Jagow aus Aulosen in der Altmark nach Erlegung eines Dukaten Doctor beider Rechte geworden und dann in die Heimat zurückgekehrt sei; den Rest der Gebühren zu zahlen wurde er später von Bologna aus noch mehrfach gemahnt. Eine seltene Fügung war es, dass derselbe bald nach seiner Heimkehr*) in das Vaterland Gelegenheit fand, die in Bologna erworbenen juristischen Kenntnisse praktisch zu verwerten, als er durch das Vertrauen des Kurfürsten Joachims I. zum Vertreter des obersächsischen Kreises bei dem Reichskammergerichte zu Nürnberg für die Jahre 1522—1523 ernannt wurde.

Die bei dem Sturme auf Verona gefallenen brandenburgischen Reisigen haben ihre letzte Ruhe dort unter dem Schutze des heiligen Dominicus gefunden; in der Gruft von St. Andreas zu Mantua schläft die brandenburgische Fürstentochter neben Gatten und Kindern; auf dem Kirchhofe des heiligen Fridian zu Bologna ruht mancher allzu streitbare jugendliche Märker von seinen Kämpfen mit Böhmen und Polen aus: die grosse Mehrzahl unserer Landsleute aber wurde zurückgeführt in das Vaterland durch die Empfindung, die sie nach einem halben Jahrtausend noch mit uns verbindet, die Liebe zur märkischen Heimat.

---

*) Pütter. Acta des Reichskammergerichts. S. 147.

Zur Geschichte der Blesendorf (Bläsendorf).

Von

Georg Galland.

---

1. Die Goldschmiede- und Kupferstecherfamilie in Berlin.

Für den Historiker, der dem Wirken der unter den Brandenburgisch-Preussischen Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts thätigen Männer der Künste und technischen Wissenschaften nachgeht, kann auch der Name Blesendorf nicht ohne Klang und Bedeutung sein. Weiss er doch zum Wenigsten, dass zwei Mitglieder dieser Familie als Kupferstecher, namentlich durch eine Anzahl Porträts berühmter Zeitgenossen, sich Ruf und Ansehen verschafft hatten. Die unten mitgeteilten Angaben Fr. Nicolais an zwei Stellen seiner oft zitierten „Nachrichten von Künstlern etc." (1779), denen auch Naglers Künstlerlexikon (München 1835—1852) fast wortgetreu folgt, bildeten früher die Hauptquelle für die Lebensgeschichten der Blesendorf. Aber diese sonst so schätzbare Quelle fliesst leider an diesen beiden Stellen weder tief noch rein; und unter den Irrtümern Nicolais ist der nicht der geringste, welcher den gleichnamigen Kriegsingenieur des Grossen Kurfürsten, Joachim Ernst Blesendorf, zu einem ältern Bruder der oben erwähnten Kupferstecher macht.

Nicolai schreibt nämlich S. 26 a. a. O.: „Ananias Blesendorff, ein künstlicher Goldschmidt, und Vater dreyer geschickten Söhne, Joachim Ernstes, Samuels und Konstantin Friedrichs, war einer von den ersten Bewohnern des Friedrichswerders, bey dessen Anbau, und arbeitete um 1652 für den Hof. Er starb in einem hohen Alter um 1670".

Bevor ich die hier durch den alten Autor berührten Verwandtschaftsverhältnisse der Träger des Namens Blesendorf richtig stelle, möchte ich mich zunächst bezüglich der Schreibweise dieses Namens mit meinen Lesern auseinandersetzen. Und da ist zu bemerken, dass sich Meister Ananias in einem im Geh. Preuss. Staatsarchiv befindlichen Aktenstück „Bläsendorf" schreibt, während die beiden Kupferstecher auf ihren Arbeiten bald „Blesendorff" bald „Blesendorf" unterzeichnen. Ich habe hier die letztere Namensschreibung gewählt, nur um eine bestimmte Schreibweise zu fixieren, obwohl auch die Zeitgenossen des Ingenieurs häufig „Bläsendorff" geschrieben haben.

Was nun jenen „künstlichen Goldschmied", Meister Ananias, betrifft, so hören wir erst im Jahre 1662 von ihm selber näheres. Er

ist damals weder Meister der Gilde noch Freimeister in Berlin und um ein solcher zu werden, bewirbt er sich in einem Immediatgesuch an den Kurfürsten um die Konzession zur Betreibung des Goldschmiedehandwerks auf dem Werder. Und die Umstände, die er zu seinen Gunsten anführt und die ihm auch wirklich den Erfolg, das erwünschte Privilegium, verschafften, sind für uns interessant genug, um die Wiedergabe des ganzen Aktenstückes (datiert: 3. Juli 1662) zu rechtfertigen.

„Durchlauchtigster etc.

Ew. Churfürstl. Durchlaucht kan in aller Unterthänigkeit nicht unberichtigt laßen, wie dz mein Vater seehl. Samuel Bläsendorf Ihro Churfürstl. Durchlaucht Herrn Vater Höchstseehl. andenckens in die 20 Jahr. Vor einem Goltschmidt aufgewardtet, undt in wehrend Zeit sich ehrlich undt treü Verhalten. Weil ich dan auch solches bey seinem lebezeiten gelernet mein Stücke broth Darmit zu verdienen, mich darauf Vor etzlichen Jahren befreyet, undt des Altern gerteners seehl. Meister Hanß Dreßlers Tochter genommen, die Mittell nicht gehabt habe, mich alhier in Berlin in der Goltschmiden gülde einzukauffen, undt deshalb aufm Werder ziehen müßen friede Vor ihnen zu haben. Doch leider erfahren wir dz sie mir gedrawet, in einem undt dem andern Verhinderlichen Zu sein. Alß gelanget an Ew. Churfürstl. Durchlaucht mein Unterthänigstes und gehorsahmes bitten, Sie geruhen gnädigst in erwegung Deßen die weill mein Vater am Churfürstl. Hofe so lange gedienet, wie auch meiner Fraw Vater welcher Fünf Hochlöbl. Churfürsten aufgewardtet, mir die Hohe Gnade zu erweisen undt ein gnädiges privilegium mitzutheilen, Damit ich macht habe gesellen undt Jungen zu halten und aus zu lernen, mein schildt aus zu hengen, Das auch Kein einziger auß der Stadt mit schmehe Wordten bey hoher strahffe oder abmahnung der gesellen so ich bey mir habe oder ins künfftige bekommen werde enthalten sollen, Undt kein eintziger sich alhier zu setzen, Es sey den dz Ihre Churfürstl. Durchlaucht ihm ein privilegium mittheilt oder aber in wiedrigen sich mit mir abfinden soll, Damit ich mein Stücke broth den meinigen so lange ich lebe Verdienen kan. Getröhste mich gnädigster erhörung etc. Ananias Bläsendorf.

Die darauf folgende Erteilung des Privilegiums*) durch den Kurfürsten knüpft daran die Bedingung: „. . . daß bey Verlust dieser gnädigsten concession und bey Vermeidung ernstlicher straffe dasjenige silber, was er Vor probesilber Verkauffen und deswegen mit seinem Marcke bezeichnen wird, so gut undt so fein, durchaus aber nicht geringer silber seyn solle, als dasjenige ist, was Von hiesigen Meistern Vor probesilber Verkaufft wird, dz Wercksilber auch gleich-

*) Vgl. darüber auch Frd. Sarre, die Berliner Goldschmiede-Zunft. Berlin 1895.

fals eben so gut seyn solle, wie es von obgedachten hiesigen Meistern verarbeitet wird . . ."

Schon aus dieser Gegenüberstellung mit den „hiesigen Meistern" ist der Schluss zu ziehen, dass Meister Ananias, der vor den „Schmähworten" der eingesessenen Zunftgenossen beim Kurfürsten Schutz suchte und fand, von auswärts nach Berlin gekommen war. Sein Vater Samuel Blesendorf d. A. soll zu Grantzkow in Mecklenburg im Jahre 1598 geboren sein*), sich in Berlin am 24. Februar (? August) 1630 mit Katharina Reichard, Sebastian Reichards nachgelassener Tochter vermählt**) und erst 1632 das Berliner Bürgerrecht erworben haben.***) Dass er schon vor 1630 in der märkischen Residenz gelebt haben müsse, ist selbst angesichts der Thatsache, dass er dem Kurfürsten Georg Wilhelm lange Jahre gedient, nicht unbedingt notwendig; er kann ja auch in Königsberg i. P. oder sonstwo als Goldarbeiter des Kurfürsten gearbeitet haben. Ausserdem giebt es keinen mecklenburgischen Ort Grantzkow; sondern es existieren nur ähnlich lautende Ortschaften: Granzin in Mecklenburg-Strelitz, Gramzow in der Ukermark, Granow in der Neumark. Welcher Ort könnte wohl gemeint sein? Von der Hand zu weisen wäre hier vielleicht nicht die Hypothese, dass der Name „Bläsendorf" mit dem südungarischen Orte „Blasendorf", der in dem seit Alters von deutschen Kolonisten bevölkerten Siebenbürgen liegt, im Zusammenhang stehe. Am 20. April 1651 wurde der Stammvater der Berliner Goldschmiedefamilie Blesendorf zu St. Marien bestattet; er hatte ein Alter von 53 Jahren erreicht.

Ananias, sein ältester Sohn, dürfte Ende 1630 oder im Jahre 1631 geboren sein, vermutlich in Berlin. Er hat, wie er versichert, bei seinem Vater das Goldschmiedehandwerk erlernt. Wohin er dann seine Schritte lenkte, wann er heimkehrte und sich in Berlin mit Meister Hans Dresslers Tochter vermählte, wissen wir nicht. Falsch sind jedenfalls die Angaben bei Nicolai, dass er „einer von den ersten Bewohnern des Friedrichswerders" war und „1652 für den Hof" thätig gewesen sei, was der Beteiligte selbst wohl in jenem Bittgesuch an den Kurfürsten von 1662 sicherlich nicht verschwiegen haben dürfte. Ob dagegen die bei Nicolai ebenfalls angegebene Zeit seines Todes, um 1670, richtig ist, vermag ich nicht festzustellen.

Von seinem nur wenig jüngern Bruder Samuel Bl. d. J. erfahren wir, dass er am 11. Januar†) 1633 in der St. Nicolaikirche in Berlin

*) Sarre a. a. O. S. 75.

**) Vgl. Küster, Altes und neues Berlin (Berlin 1737 u. 1752), ferner A. B. König, Collectaneen (Manuskript in d. Berliner Kgl. Bibliothek: hier las ich als Tag der Vermählung 24. Februar (nicht August, wie Sarre a. a. O. angiebt).

***) Berl. Bürgerbücher im Stadtarchiv.

†) Nach Sarre. In Königs Collectaneen las ich 11. August.

getauft wurde, mit Ursel Brechtel die Ehe einging und eine Zeitlang als Goldarbeiter im Haag (Holland) lebte*), wo er noch im Jahre 1679 nachweisbar ist. Denn ein kurfürstliches Rescript aus Potsdam vom 12. (22.) August dieses Jahres an den kurbrandenburgischen Residenten im Haag, Vice-Kanzler Romswinkel, verfügt über eine Goldschmiedearbeit wie folgt: „Weil ein Goldarbeiter aus Berlin, namens Blesendorf, befehligt ist, Euch etwas für Unsere herzgeliebte Gemahlin zuzustellen, so befehlen Wir Euch hiermit in Gnaden solches anzunehmen und es sicher herüber zu schicken".**) Sonderbarerweise trägt ein anderes Rescript, das demselben Blesendorf ein Privileg als Goldschmied in Berlin bewilligt, das Datum des 18. Oktober 1679.***) Danach wäre damals seine Rückkehr aus Holland erfolgt. Am 27. Oktober 1686 wurden ihm auf kurfürstlichen Befehl 530 Rthlr. für ein Porträt ausgezahlt.†) Lässt dieser Umstand wohl darauf schliessen, dass wir es in dem bisherigen Goldarbeiter zugleich mit dem künftigen Kupferstecher und Ölmaler, den Nicolai als den älteren Bruder des Konstantin Friedrich Blesendorf bezeichnet, zu thun haben, so muss doch andererseits an dem bei F. Sarre angegebenen Todesjahr des Goldschmieds Samuel Blesendorfs 1686 gezweifelt werden, um so mehr, als für das Geburtsjahr sowohl des einen wie des anderen das Jahr 1633 angenommen wird.††) Es können doch unmöglich zwei Söhne, Zwillinge, den Vornamen ihres Vaters erhalten haben. Also existierte nur ein Samuel Blesendorf der J., der nachweislich im Jahre 1699 als Hofkupferstecher Kurfürst Friedrichs III starb, nachdem er im Jahre 1696 eine zweite Ehe mit der 17jährigen Marie Katharina Freers†††) eingegangen war. Er ist zweifellos die interessanteste und bedeutendste Persönlichkeit in dieser Familie, der Mann, der als einfacher Goldschmied begann und als angesehener Künstler und Akademieprofessor endigte.

Aus seiner ersten Ehe mit Ursel Brechtel wurde ihm im Jahre 1674 der älteste Sohn Konstantin Friedrich, sein künftiger Nachfolger als Hofkupferstecher (seit 1700) und Akademielehrer (seit 1702), geboren. Dessen Einkommen als Hofkupferstecher betrug wie das des Vaters 250 Rthlr. An der Berliner Akademie ist er zuletzt adjunctus ordinarius gewesen; zu einem Professorat hat er es dort nicht gebracht. Im Jahre 1725 ist er auch aus der Liste der Hofkünstler verschwunden. Er ist weder so bedeutend als Kupferstecher nach so produktiv wie sein Vater gewesen. Konstantin Friedrich starb im Jahre 1744.

*) Ausser König a. a. O. vergl. auch Galland, D. Grosse Kurfürst u. Moritz v. Nassau etc. Frankf. a. M. 1893.

**) Sarre a a. O. nach Kgl. Pr. Geh. St. Archiv.

***) Pr. Geh. Staats-Archiv; Galland a. a. O. Anmerkung S. 219.

†) Geh. Staats-Archiv zu Berlin.

††) z. B. auch von Hans Müller, D. Kgl. Akademie der Künste zu Berlin. Berlin 1896.

†††) S. Leichenpredigt der Marie Katharina Fresin.

Ueber die angeblichen Brüder Samuel (II) und Konstantin Friedrich Bl. macht Nikolai die folgenden z. Tl. irrtümlichen Angaben, die durch die obigen Ausführungen berichtigt werden:

„Samuel Blesendorf, älterer Bruder Konstantins, ein sehr geschickter Kupferstecher, der viele Bildnisse, zum Teil nach damals lebenden Malern, zum Theil auch nach eigenen Zeichnungen gestochen hat. Er arbeitete in der Manier P. van Gunst*). Sein bestes Stück ist der Markgraf Johann Friedrich von Anspach und dessen Gemahlin, nach einem vortreflichen Bilde von Kaspar Netschern. Man findet in verschiedenen damals in Berlin gedruckten Schriften, unter andern in Lorenz Begers antiquarischen Werken einige Kupferstiche von ihm. Er malte auch gute Bildnisse in Ölfarben; ward darauf 1696 Hofkupferstecher mit 250 Rthr. Gehalt und starb 1706.“

„Konstantin Friedrich Blesendorf, malte schön in Miniatur und auch in Öl. Er zeichnete auch viel für Kupferstecher, und ätzte selbst verschiedene artige Sachen in Kupfer. Er arbeitete mit an seines Bruders Kupferstichen, und ward nach dessen Tode 1707 zum Hofkupferstecher ernennet. Auch hat er für Schlütern und Eosandern viel saubere architektonische Risse gezeichnet. Er starb etwan 1754, in sehr hohem Alter.“

Ausser einem Landmesser Joachim Blesendorf, in dem er gleichfalls einen Verwandten der obigen Kupferstecher vermutet, erwähnt Nicolai nach eine Schwester derselben: Elisabeth. „Ausser ihrem Talent zum Singen und zur Musik, war sie auch sehr geschickt in der Schmelzmalerey. Die Fürstinn Menzikof nahm sie mit nach Russland, und sie ist zu Petersburg gestorben.“ Der Autor schöpfte hier aus einer heute nicht bekannten Quelle. Es muss also dahingestellt bleiben, ob es mit dieser Schwesterschaft mehr Richtigkeit habe, wie mit der Bruderschaft jenes ältern Ingenieurs Joachim Ernst Blesendorf, über dessen Familie noch unten Bestimmtes anzugeben wäre.

Soweit die heutigen Quellen Aufschluss und Gewähr bieten, konnte der nachstehende genealogische Versuch gewagt werden. Man ersieht aus meiner Zusammenstellung, dass noch manche Lücke unausgefüllt bleiben musste:

*) Nach Nagler a. a. O. war Pieter van Gunst ca. 1667 zu Amsterdam geboren. Seine gestochenen Bildnisse zeichnen sich durch Nettigkeit aus; mehr Geduld als Genie. Als Samuel Bl. aus Holland nach Berlin zurückkehrte, war P. van Gunst erst 12 Jahre alt!



Name	Geburt	Verehelicht	†	Lebensnachrichten
I. Samuel 1.	geboren i. J. 1598 zu Grantzkow in Mecklenburg (?), vielleicht Gramzow in der Uckermark.	24. Febr. 1630 mit Katharina Reichard, Sebastian Reichards nachgelassener Tochter in Berlin.	begraben 20. April 1651 (St. Marien) in Berlin.	War gegen 20 Jahre lang Goldschmied in Berlin unter Kurfürst Georg Wilhelm. Im Jahre 1632 erwirbt er das Berliner Bürgerrecht.
II. a) Ananias Sohn von I.	geboren vermutlich i. J. 1631.	mit Meister Hanß Dreßlers Tochter in Berlin.	um 1670?	Erhält vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jahre 1662 Privilegium als Goldschmied auf dem Werder.
b) Samuel 2. Sohn von I.	getauft 11. Jan. (Aug.) 1633 in Berlin (St. Nicolai).	a) Mit Ursel Brechtel. b) Mit Marie Katharina Freers i. J. 1696.	1699.	a) Lebt als Goldschmied im Haag (Holland). b) Erhält am 18. Oktober 1679 Privileg als Goldschmied in Berlin durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm. c) Erhält 1690 Bestallung als Hofkupferstecher durch den Kurfürsten Friedr. III. mit 250 Rthlrn. Gehalt.
c) George Sohn von I.	getauft 10. Mai 1640 in Berlin.	?	21. April 1684 in Berlin.	?
III. a) Konstantin Friedrich, Sohn von IIb.	getauft 22. Febr. 1674 in Berlin (St. Marien).	?	21. Dez. 1744.	a) Erhält am 11. März 1700 durch König Friedr. I. Bestallung als Hofkupferstecher mit 250 Rthlrn. Gehalt. b) Wird 1702 als Adjunctus Extraordinarius dem Lehrerkollegium der Akademie eingereiht. c) (Nach dem Berliner Adresskalender von 1707) Adjuncti ordinarii: u. a. Konst. Frdr. Blesendorff Hofkupferstecher, wohnt auf der Freiheit im Holsteinschen Hause. d) Seit 1715 (1714 erschien kein Kalender) steht er der Akademie fern. e) Seit 1725 ist er nicht mehr im Kalender zu finden, war er also nicht mehr Hofkupferstecher.

Name	Geburt	Verehelicht	†	Lebensnachrichten
b) Theodor Sohn von II b.	getauft 10. Nov. 1675 in Berlin.	?	?	—
c) Ernst Ludwig Sohn von II b.	getauft 16. Febr. 1679 in Berlin.	—	4. April 1680 in Berlin.	—
d) Johann Samuel.	?	?	nach 1699.	—

I. Die Kupferstiche Samuel Blesendorfs d. J.

1. In Sam. Pufendorfs „Res Gestae Friderici Wilhelmi Magni etc“. (Berlin 1695):

a) Porträt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (kl. fol. Vor dem Titelbl.).

Nach A. Clerck's Gemälde. Ovaler Rahmen.

Elegantes Blatt, das in der Durchbildung des Kopfes stecherische Feinheiten, in der Drapirung wie in der Umrahmung Geschmack verrät.

b) Titelblatt (kl. fol.). Nach M. Probners Komposition, die eine ideale Zusammenstellung von Figuren giebt.

c) Kleine Vignette „Pallas und die Musen“. Ohne Bezeichnung. Wohl eigene Komposition des Meisters.

2. In Sam. Pufendorfs „De rebus gestis a Carolo Gustavo Sueciae Rege“ (Nürnberg 1696).

a) Porträt Karl's XI, Königs von Schweden. (kl. fol. Vor dem Titelbl.).

Jugendliche Erscheinung im reichen Ovalrahmen, Hermelin-Drapierung und Embleme. Tüchtige Arbeit.

Inschrift: Carolus XI. Suecorum, Gothorum et Vandalorum Rex.

Unterschrift: S. Blesendorf Ser. Elect. Brand$^{\underline{ci}}$ Sculptor Sculp.

b) Porträt des Autors „Samuel Liber Baro de Pufendorf“ (kl. fol. Nach dem Vorwort). Ovaler Festonrahmen. Karl XI. erhob im J. 1694 den Hofhistoriker des Gr. Kurfürsten in den schwedischen Freiherrnstand.

3. In Isaacus de Beausobre's „Sermon funebre de Jean George II Prince de Anhalt (Berlin 1695.) 4°.

a) Darstellung einer triumphalen Komposition (fol. Vor dem Titelbl.).

Der Herzog thront unter einem Baldachin. Seitwärts stehen je zwei, vorn sitzen ebenfalls zwei allegorische Gestalten. Die letzteren sind

mit „Anhalt“ und „Dessau“ bezeichnet. Ausserdem sieht man oberhalb eine heraldische Tafel, unten eine Inschrifttafel. Das Ganze wirkt ziemlich gesucht und lahm, am besten das Porträt. Bez: S. Blesendorf delin. et sculpsit 1694.

b) Der Prachtsarg des Herzogs in 3 Abbildungen: Langseite, Kopf- und Fussseite.

4. Porträt des Kurfürsten Friedrich III von Brandenburg 1696. kl. fol.

5. Dasselbe Blatt mit der Unterschrift: Servus humillimus S. Blesendorff qui Sculp. kl. fol. Schönes Blatt.

6. Kurfürst Friedrich III. 8°. Sehr jugendliche Züge.

7. Porträt König Friedrichs I. kl. fol. (4—7 im Ovalrahmen).

8. Nachstich von 4 mit veränderter Umrahmung. kl. fol.

9. Porträt der Kurfürstin Sophie Karoline von Brandenburg. kl. fol. Pendant zu 5 mit derselben Unterschrift.

10. Porträt Karls XI von Schweden. 4°.

Nachstich von 2 mit vereinfachter Umrahmung (Palmen-Motiv).

11. Doppelbildniss des Markgrafen Johann Friedrich von Anspach und seiner Gemahlin. Kl. Querfol.

Nach dem Gemälde von Kasper Netscher. Virtuoser geschmackvoller Kupferstich.

12. Bildniss der Eleonore Erdmuth Luise geb. Prinzessin von Sachsen.

Nach dem Gemälde von K. Netscher.

13. Bildniss des August Friedrich Bischof zu Lübeck. Kl. fol.

Nach dem Gemälde von L. Wiand. Mit reichem Ovalrahmen und Kriegsemblemen. Bez: „S. Blesendorf, Berlin.“

14. Bildniss des Heinrich von Podewils, Generalfeldmarschall (1615—1696). Ovale Festonumrahmung mit Kriegsemblemen. Feiner virtuoser Stich, beseelter Ausdruck des vornehmen Kopfes.

15. Bildniss des Adam von Podewils, Ministers (1617—1697).

16. Bildniss des Eberhard von Danckelmann († 1722).

Bez: „D. Richer pinxit — S. Blesendorff S. E. B. Sculptor f.“ Kl. Stich im Ovalrahmen.

17. Bildniss des Daniel Ludolph von Danckelmann, Geheimer Kriegsrat des Kurfürsten Friedrich III.

Bez: (Wie 16). Kl. fol. Feine Arbeit von 1698.

18. Bildniss des Sylvester Jacob von Danckelmann, Konsistorial-Präsident. Kl. fol.

Bez: (Wie 16).

19. Bildniss des Frd. Rud. Lud. von Canitz, Staatsminister.

Nach dem Gemälde von A. Clerck. Kl. fol. — Schönes Blatt mit Ovalrahmen.

20. Bildniss des Karl August von Alvensleben, Kanonikus am Magdeburger Dom. 4°.

Vollendet schöner, zarter und schwungvoller Stich.

21. Bildniss des Joachim Balthasar von Dewitz, Generallieutenants der Kavallerie. Kl. fol.

Kriegsrüstung und Kriegsembleme.

22. Bildniss des Christoph Hauboldus von Houwaldt (1667—1693). 4°.

Bez: S. Bl. sculpebat Anno 1699. — In Kriegsrüstung. Ovalrahmen.

23. Bildniss des Franz von Meinders, Ministers Friedrichs III (1630—1695).

Nach dem Gemälde von G. Romandon. Kl. fol.

Eleganter Stich.

24. Bildniss der Frau Hedwig Sophie von Oppen geb. von Kracht (1633—1694).

Nach dem Gemälde von A. Clerck. 4°.

Tüchtiger reizvoller Stich.

25. Bildniss der Agnese Helmuth von Fleming.

26. Bildniss der Frau Maria Tugendreich von Below geb. von Arnim.

27. Bildniss der Magdalena Sibilla Freifrau von Schweinitz geb. Freiin von Friesen. 41 J. alt.

Nach dem Gemälde von A. Clerck. Kl. fol.

Eleganter Stich von 1694.

28. Bildniss des Joh. Gebhard Rabener, Brandenbg. Rath.

Bez: A. Stech ad viv. pinx. S. Bl. sculp.

29. Bildniss des Martin Weise, Consul et Archiater (geb. 1605). 88 Jahr alt. Bez: S. Bl. sculpebat Berolini Anno 1693. — 4°.

30. Bildniss desselben. Probedruck mit unfertigem Rahmen ohne Bezeichnung.

31. Bildniss des D. Martinus Willich (1643—1697).

Schlichter Rahmen. In 4°.

32. Bildniss des Pastors Christoph Nagel.

Gediegene Arbeit von 1699. — 4°.

33. Bildniss des Kurfürstl. Leibmedicus Christian Mentzel (geb. 1622 zu Fürstenwalde. Er starb 1701). In 8°.

Bez: „S. Bl. ad vivum ping: et sculpebat Berolini Anno 1694.“

34. Bildniss des Dilgerus (1628—1697).

Bez: „Enoch Seemann delin. — S. Bl. sc.“

35. Bildniss des Prof. Johannes Klein. 40 J. alt.

In 8°. Ovalrahmen. Bez: „J. Luhn pinx. Hamb. — J. Bl. 1699.“

36. Bildniss des Gottfried Mussigk. 56 Jahr alt.

Stich von 1699 in 4°.

37. Bildniss des Matthäus Gottfried Purman, Arzt in Breslau 42 J. alt. Stich von 1691 in 8°.

38. Bildniss des Joh. Chr. Schumann, Konsuls in Dresden. In 4°. Bez: „J. F. Marchant pinx. — S. Bl. Berlin sc."

39. Bildniss der Frau Justina Sigmund geb. Dietrich, kurbrandenburgische „Hoff Weemutter". In 8°.

Alte Frau mit Kopftuch. Bez: „S. Bles. ad. viv. del. et sculp."

II. Gemeinsame Werke von Samuel und Konstantin Friedrich Blesendorf.

1. Kupferstiche in L. Beger's Thesaurus Brandenburgicus etc. (Berlin 1696).

a) Titelblatt in kl. fol. — Flotter breit ausgeführter Stich einer idealen Komposition.

Bez: A. Terwesten inv. — C. F. Blesendorff f.

b) Zierleisten. Die bezeichneten und unbezeichneten illustrativen Zierleisten, welche Ansichten des Schlosses, des kurfürstl. Kunstkabinets, des Antikensaales in der Akademie umrahmen, sowie mehrere sonstige Vignetten mit idealen bezw. allegorischen Figuren sind zumeist von Samuel Bl. oder Konstantin Friedrich Bl. gezeichnet und gestochen, oder auch nur gezeichnet. Zum kleinern Teile sind sie von einem unbekannten Stecher J. C. S. (vielleicht dem englischen Meister John Smith) in Kupfer übertragen worden.

2. Illustrationen im Theatrum Europaeum.

Die Frage des Anteils der beiden Berliner Meister an den Kupferstichen dieser umfassenden Publikation des Merianschen Verlags muss hier leider ungelöst bleiben, da die Blätter meist unbezeichnet sind und die dem Verf. zugänglichen Drucke der Sauberheit ermangeln. Vermutlich hat K. F. Blesendorf die meisten Abbildungen damaliger Berliner Bauten geliefert. Darauf scheint sich wenigstens die Bemerkung Nicolais zu beziehen: „Auch hat er für Schlütern und Eosandern viel saubere architektonische Risse gezeichnet." Schlüter soll ihn für geschickter als seinen „Bruder" Samuel, besonders in der Perspektive, gehalten haben*). Diese Geschicklichkeit kann also nur auf architektonisch-perspektivische Arbeiten bezogen werden. Im Figürlichen, im Porträt und in der stecherischen Übung war Samuel der entschieden Tüchtigere. (S. oben.)

III. Die Kupferstiche Konstantin Friedrich Blesendorfs.

1. Bildniss des Phil. Ludwig von Canstein (1669—1708). In 4°. Ohne Bezeichnung. Kriegsrüstung und ovaler Rahmen.

2. Bildniss der Eleonore Gericke geb. Eltester (1668—1705).

*) Hans Müller a. a. O.

Bez: S. T. Gerike inv. C. F. Blesendorff fecit. Kl. fol.

Das Medaillonbildniss im Profil wird von einem schönen geflügelten Genius gehalten, der seinen Fuss auf einen Drachen setzt. Sinnbilder des Todes sind der Knochenmann und das weinende Kind mit umgekehrter Fackel. Der Zeichner dieser gedankenvollen Komposition ist der Gatte der Verstorbenen, der Hofmaler Gericke (1665—1730).

3. Grabdenkmal des Medailleurs Raimond Faltz.

Nach dem Alabaster Monument des „Kgl. Polnischen Statuarius“ Balthaser Permoser: Obelisk auf barockem Unterbau mit dem Reliefbildniss des Verstorbenen. Die Figuren des Chronos und von vier weiblichen Personifikationen schmücken die Vorderseite.

Bez: „C. F. Blesendorff sculptor Regis fecit.“

IV. Samuel und K. F. Blesendorf als Maler.

Von dem einen behauptet Nicolai: er malte auch gute Bildnisse in Ölfarben — von dem andern: er malte schön in Miniatur und auch in Öl. Dafür vermag ich keinen Beleg zu geben.

2. Der Ingenieur Joachim Ernst Blesendorf.

Auch für den Kriegsingenieur des Grossen Kurfürsten sind Nicolais „Nachrichten“, die ihn als Sohn jenes Goldarbeiters Ananias Bl., als ältern Bruder der beiden Kupferstecher bezeichnen, bisher die gewöhnlich benutzte Quelle gewesen.

Nicolai schreibt (a. a. O. S. 26 u. 27): „er ward im Jahr 1640 in Zielenzig geboren. Er arbeitete bey der Anlage des Friedrichswerders 1660 unter Memhard als Konducteur. Der Churfürst ließ ihn 1666 zwey Jahre auf seine Kosten reisen, und er hielt sich eine Zeitlang in Rom auf. Nach seiner Zurückkunft ward er Ober-Bauingenieur und Baudirector, und nach de Chieze Tode auch Generalquartiermeister von der Armee. Im Jahr 1677 ward er bey der Belagerung von Stettin mit einer Stückkugel erschossen. Er hat mit de Chieze und M. M. Smids den neuen Graben bey Müllrose angegeben, und verbesserte mit dem ersten die Schleuse und deren Kanal, auf dem Werder. (Bei Ph. de Chieze heisst es: „Er hat mit J. E. Blesendorff in den Jahren 1662 bis 1668 die Aufsicht über den Bau des neuen Grabens bey Müllrose gehabt, und auch mit eben demselben den Schleusenkanal am alten Packhofe gebauet, doch hatte M. M. Smids auch grossen Antheil an diesen Werken.“). Er machte die erste Anlage zur Dorotheenstadt, und steckte 1673 die Strassen ab, wird auch vermuthlich daselbst Häuser gebauet haben.“

Für einen schon im Alter von 37 Jahren verstorbenen Bauingenieur sind so viele Einzelheiten immerhin nicht unbeträchtlich. Sie werden durch die unten mitgeteilten Angaben eines befreundeten Zeitgenossen

und Aktenstücke des Pr. Geh. Staatsarchivs teils bestätigt, teils berichtigt und ergänzt.

Jener Zeitgenosse ist Joh. Bödiker, der eine „Stand-Rede und Abdankung*) zu letzten Ehren des Hoch-Edlen, Vesten etc. Herrn Joachim Ernst Bläsendorffs“ veröffentlichte („Cölln a. d. Spree, Druckts Georg Schultze 1678.“ 18 Bl. in 4°. Mit Lebenslauf) . . . „als derselbe am 22. Sept. 1677 in der Belagerung vor Stettin, nachdem Er, seinem Beruffe nach, in den Approchen arbeiten lassen, vom Feinde mit einem gezogenen Rohr durchs Hertze geschossen, und alsofort unter denen Worten: Herr Jesu, wie geschiehet mir? sein Leben beschlossen; Hernachmals aber am 21. Octobr. darauff in Gegenwart Chur- und Fürstl. Abgesandten, vornehmer Stats-Personen und Volckreichen Versammlung Standesmässig in der Cölnischen St. Peters Kirche beygesetzet worden.“

Die Leichenrede selbst, die — nach dem Geschmack der Zeit — mit einer aus dem Altertum geschöpften Parallele seines Todes beginnt, mit dem Hinweis auf die Belagerung von Syrakus durch den römischen Feldherrn Marcellus, dessen Soldaten bekanntlich den grossen Mathematiker Archimedes durchbohrten — bietet kein weiteres positives Material, als dass wir am Schlusse erfahren, dass Eltern und Gattin an der Bahre des auf dem Felde der Ehre, in treuester Pflichterfüllung vorzeitig Dahingegangenen trauerten.

Um so wichtiger für uns ist der dieser Leichenrede als Anhang beigefügte kurze Lebenslauf Blesendorfs von Bödiker. Wir erfahren hier, dass er zu Zielenzig am 12. September 1640 geboren wurde: als Sohn des früheren Kommandanten von Krossen, damaligen Amtskastners zu Kottbus Marcus Bläsendorff und dessen Frau Margaretha geborenen Pasenow, einer Tochter des Lizentiaten und Bürgermeisters von Soldin. Nach dem Schulbesuch studierte er auf mehreren Universitäten alte Sprachen, Philosophie und die mathematischen Wissenschaften (theoretische und angewandte**) Mathematik). Bödiker lässt ihn bereits in Leipzig, Frankfurt a. O. u. s. w. Stipendiat des Landesherrn sein, der bekanntermassen gern empfohlene junge Talente subventionirte, die sich ihrerseits dadurch verpflichtet fühlten, ihre Kräfte und Dienste

*) Diese Rede, deren Kenntnisgabe ich Herrn O. Göritz verdanke, gehört, in einem starken Quartbande der städtischen Bibliothek der Göritz-Lübeck Stiftung zu Berlin, zu einer Sammlung von Leichenreden und -Gedichten des 17. Jahrhunderts; ein Teil derselben bezieht sich auf J. E. Blesendorf und sein tragisches Ende. (Vgl. Kat. II. 1893. S. 45).

**) Ingenieur- und Baukunst galten damals als angewandte Mathematik und wurden von Mathematikern wie Hevelius (Danzig), Nicolaus Goldman (Leyden) u. a. an Universitäten vorgetragen; die beiden Genannten standen beim Grossen Kurfürsten hoch im Ansehen.



dem Kurfürsten wie dem Lande zu widmen. Friedrich Wilhelm hat ihm sodann, zur weiteren künstlerischen und technischen Ausbildung, die Mittel zu einem längeren Aufenthalt in Italien (Rom) und Frankreich gewährt, worüber die unten abgedruckten Aktenstücke unseren Lesern noch näher Aufschluss geben werden.

In Rom, so erzählt Bödiker, sei Blesendorf Schüler des „weltberühmten Jesuiten und Mathematikers Athanasius Kircher" geworden; gleichzeitig fesselte ihn das Studium der Architektur. Um hier auch das welsche Kriegshandwerk gründlich kennen zu lernen, diente er als gemeiner Soldat in der Leibgarde Papst Alexanders VII. Andererseits verwertete er bereits seine mathematischen und sonstigen wissenschaftlich-künstlerischen Kenntnisse als Lehrer vornehmer junger Leute, die den Kreisen der hohen Geistlichkeit nahe standen. Als die Zeit dieser Studien abgelaufen war, drängten ihn die heimatlichen Verpflichtungen zur Rückkehr. Leider berichtet Bödiker weder über seinen Aufenthalt in Frankreich noch über die Dauer seiner Abwesenheit. Wir werden aber später erfahren, dass Blesendorf zwei Jahre, zwischen 1666 und 1668, auf Reisen war.

Da aber die Ausführung des Müllroser Kanals dem Zeitraum von 1662 bis 1668 angehört hat, so kann seine Teilnahme an diesem von de Chieze und M. M. Smids geleiteten Werke wohl nur kurz und untergeordnet gewesen sein — was also die obige Angabe Nicolais modifizirt. Ebensowenig scheint mir die Verbesserung des Schleusenkanals auf dem Werder, an der Blesendorf nur mitwirkte, eine Hauptleistung des zum Oberingenieur ernannten Stipendiaten des Kurfürsten zu sein.

Das Schwergewicht seiner technischen Praxis nach 1668 liegt ohne Frage in seiner umfangreichen Thätigkeit als Kriegsingenieur, in einer für seinen kurfürstlichen Herrn bedeutsamen Epoche. Man erwäge, dass er als solcher eine Lücke auszufüllen hatte, die dem Staate durch den Verlust hervorragender Meister wie Hendrik Ruse*) und Ph. de Chieze geschaffen wurde. Dass er sich in dieser Stellung bewährte, kann daraus geschlossen werden, dass ihn auswärtige Fürsten, u. a. Herzog Rudolph August von Braunschweig-Lüneburg, freilich vergeblich, berufen wollten. Dem General-Quartiermeister de Chieze war er im Kriege als General-Quartiermeister-Lieutenant zugeordnet, und nach jenes Tode (1673) folgte er nicht nur in dessen Stellung, sondern auch als Direktor aller Fortifikationen und Bausachen. Nebenbei sei noch bemerkt, dass er die Prinzen in der Mathematik und Fortifikation einige Jahre lang unterrichtete. Dabei machte er in diesem Zeitraum von neun Jahren, wie Bödiker angiebt, 5 Feldzüge mit dem Kurfürsten mit. Zuletzt leitete

*) Galland a. a. O. S. 217.

er die Belagerungsarbeiten vor Wolgast-Anklam und Stettin. Hier ward der glänzenden Laufbahn des Mannes im noch jugendlichen Alter ein Ziel gesetzt.

Joachim Ernst Blesendorf war seit dem 7. Juli 1674 verheiratet — anscheinend kinderlos — mit Katharina Elisabeth von Peine, der Tochter des Kriegskommissars in Halberstadt Johann Friedrich von Peine; sie war ihm in jenem Feldzuge nach Stettin gefolgt und brachte auch die entseelte Hülle ihres Mannes nach Berlin. Das treue Andenken, das ihm Verwandte und liebe Freunde widmeten, spiegelt sich in einer grossen Zahl rührender Gedichte, auf die schon oben hingewiesen wurde. Die gewählten Titel: „Ruhm- und Ehren-Saal etc.", „Trauriges Denckmahl . . .", „Klag- Ruhm- und Trost-Gedichte", „Die verfinsterte Freuden-Sonne", „Des klugen Bläsendorffes Redliches Hertz und ewiger Ruhm, in Seinem Tode allererst recht aussgebrochen, und Seiner Eheliebsten und gantzen Freundschafft zu Trost Mitleidend entworffen" usw., lassen errathen, welche Gefühle der Liebe, Verehrung und Bewunderung hier zum Ausdruck gebracht sind. Von Verfassern nenne ich nur einen „A. A. de Peine" und einen „Georg Laur. Bläsendorff Churfl. Br. Raht".

* * *

Nachtrag: Aktenstücke des Pr. Geh. St. Arch. zu Berlin.

1. Der Kurfürst an Heyderkampf (Konzept. Rp. 9 A. 12). Dat.: Kölln a. d. Spree 18. Sept. 1665. Wir Friedrich Wilhelm etc. Thun kund etc. dass wir Joachim Ernst Blesendorff wegen seiner Zue architectur civili et militari tragenden sonderbahren beliebung die gnädigste erlaubniss gegeben auff Zwey iahr in frembde lande Zu reisen umb sich in solcher Kunst und Wissenschaft Desto mehr und besser Zu perfectioniren, Allermassen er sich dan Zu befleissigen, dass er solche Zwey iahr woll anlege, sich bey guten renommirten und wollerfahrenen Meistern, Architecten u. Ingenieuren, angebe, und alles das ienige was Zu dieser Kunst gehöret, auss dem fundament und accuraté lerne und begreiffe, auch sonderlich geflissen sey in solchen Dingen und wissenschaften sich Zu üben und Zu perfectioniren, welche ihm hiernegst in Unsern Diensten Zu statten kommen und darin er Unsere Junge Printzen informiren und Unterrichten könne. Zu Verrichtung solcher reise und Denen dazu benotigten Kosten haben Wir Ihm iahrliche Vierhundert Rthr. gnst. Verwilliget und Zugesagt, Allermassen Wir Unsern p. Heyderkampf gnst. anbefehlen Ihm solche Sum die Zwey iahr über wenn er reisen wird, iedtweden iahrs quartaliter mit hundert Rthr. Zubezahlen. Wohingegen er Blesendorf sich Verpflichtet, ohne Unsere concession in keine frembde Dienste Zu gehen, sondern so lang er lebet, Uns für alle andern Zu dienen und auffzuwarten etc.

2. J. E. Blesendorf an den Kurfürsten, (Ebendaselbst). Ohne Datum, aber v. J. 1665. Dass Ewre Churfürstl. Durchlauchtigkeit,

Umb mehre Künste undt Wissenschaften Zuerlernen, mich Zu vermitteln undt in frembde lande Zuschicken gnädigst verwilliget haben, erkenne gegen Ewre Churfürstl. Durchlkt. ich mitt Unterthänigster schuldigkeit, Zweifle auch nicht, das solches (Vermittels Götlicher Hülffe) einen gutten Zuwachs gutter Künste Verohrsachen wirdt, wormit Ewr Churfl. Durchl. undt Dero hohem Hausse die Zeitt meines Lebens mitt Unterthänigsten Diensten ich auffwarten könne. Als haben Zu solchem Behuef Ewre Churfürstl. Durchlauchtk. an Dehro Raht Undt geheimen Cämmerirer Christ. Sigism. Heydekampf gnädigst Befehl gethan, an benötigten mitteln iährlich ein gewißes gegen quittung darzu abfolgen Zulaßen. Wan ich denn besorge, das wegen anderer hohen ausgaben ich leichtlich hinten angesezet würde, undt sich dannhero Zutrüge, das ich in der frembde notleiden dürfte. Als wollen Ewre Churfürstl. Durchlauchtigkeit gnädigst geruhen Zuverordnen, das selbige mittel, an welche ich bey Heydekampfen angewiesen, mein Vatter Ambts Castner Zu Cotbus Marcus Blesendorff aus dessen Ambtsgefällen gegen quittung Zu zahlen, gnädigst Anbefohlen werde. Wor vor Ew. Churfürstl. Durchlauchtigkeit undt Dehro hohen Familie unterthänigst aufzuwartten ich verpflichtet bin, wie ich mich denn nenne Ew. Churfl. Durchlauchtigkeit weil ich lebe

Unterthänigster gehorsambster Diener undt Knecht
Joachim Ernst Blesendorff.

3. Der Kurfürst an den Amtskastner zu Kottbus M. Blesendorf, (Ebendaselbst), Dat.: Klewe d. 2./12. Febr. 1666. Dekret.

Seine Churfürstl. Durchlaucht Zu Brandenburg etc. befehlen Dero Amts Castnern Zu Cotbus Marx Bläsendorff hiermit in gnaden, Dass er diejenigen Jahrliche 400 Thlr., welche Seine Churfürstl. Durchlaucht Dessen Sohne Jochim Ernst Blesendorffen Zu behuf seiner reise nacher frankreich*) auf zwey Jahr gnädigst Verordnet, aus Denen Amtsgefällen Zahlen undt entrichten solle.

4. Der Kurfürst an den Mathematiker J. Hevelius in Danzig, (Ebendort Rp. 9 K. lit. D.). Dat.: Königsberg i. P. 11. Aug. 1669. (Konzept).

Dem Hochgelerten Unserm lieben besondern Johan Hevelio Rahts Verwanten der Königl. Alten Stadt Dantzig

Friedrich Wilhelm Churfürst. Unsern gnd. Gruss Zuvor. Hochgelehrter Liber Besonder. Es ist Unser etc. Jochim Ernst Bläsendorff, welchen wir ümb sich in den Mathematischen Künsten undt Curiositäten capabel Zu machen, einige Jahre in Frankreich undt Italien Verschicket

*) Sicherlich liegt hier eine Ungenauigkeit des Schreibers vor. Doch beweist das verspätete Dekret aus Kleve, dass Blesendorf seine Reise nicht vor Februar 1666 angetreten haben könne.

gehabt, gesonnen, nach Dantzig eine Reise Zu thun und hat er Uns umb gnädigste permission deshalb unterthänigst angesuchet: Dieweil Uns nun eure in Diesen undt Vielen andern Wissenschaften erlangte sonderbare experientz bekant, Und Wir gerne sähen, dz Uns bemelter Bläsendorff Von solchen ewren Mathematischen experimenten undt curiositäten einigen Bericht abstatten möchte, als Gesinnen wir an euch gantz gdst., ihr wollet euch Denselben recommandiret seyn lassen, und wie er in Dergleichen sachen gute Wissenschafft erlanget, also auch mit demselben von euren mathematischen Instrumenten observationen undt Dergleichen communication pflegen, welches Uns Zu sonderbaren angenehmen gefallen gereichen wird und seind wir etc.

5. Kurfürstl. Dekret an den Amtskastner zu Kottbus M. Blesendorf, (Ebendort wie 1—3) Dat.: Königsberg in Preussen, 11. August 1669. (Auszug.)

Dem Joachim Ernst Bläsendorff werden zu seiner Montirung 100 Rthr. verehret, die der Ambts Castner Zu Cotbus G. L. (?) Bläsendorff gegen Quittung auszahlen soll.

6. Kurfürstl. Dekret auf Benjamin Kupfers Supplikation. (Ebendort). Dat.: Cölln a. d. Spree 19. August 1673. (Auszug.)

J. E. Bläsendorff soll von des Supplikanten Wissenschaft und qualität erkundigung einziehen, auch ihm eine Probe in Mathematicis thun lassen undt darüber Bericht abstatten.

7. Relation des Gen. Quart. Meister-Lieutenants J. E. Blesendorf. (Ebendort, Rp. 21. 124 Potsdamer Bausachen.) Dat.: Minden 20. Febr. — 2. März 1674. (Auszug.)

Am Schluss der für den Kurfürsten bestimmten Relation bemerkt Bl.: er habe in Minden einen verheiratheten Mann und dessen Bruder, die aus dem Hildesheimischen stammen, kennen gelernt und beide wären geneigt nach Potsdam zu kommen. Es sind Wollenweber, die kolorirte und halbseidene Stoffe arbeiten. Sie verlangen freie Wohnung u. s. w.

8. Kurfürstl. Rescript an Blesendorf, (Ebendaselbst). Dat.: 24. Febr. 1674. (Konzept).

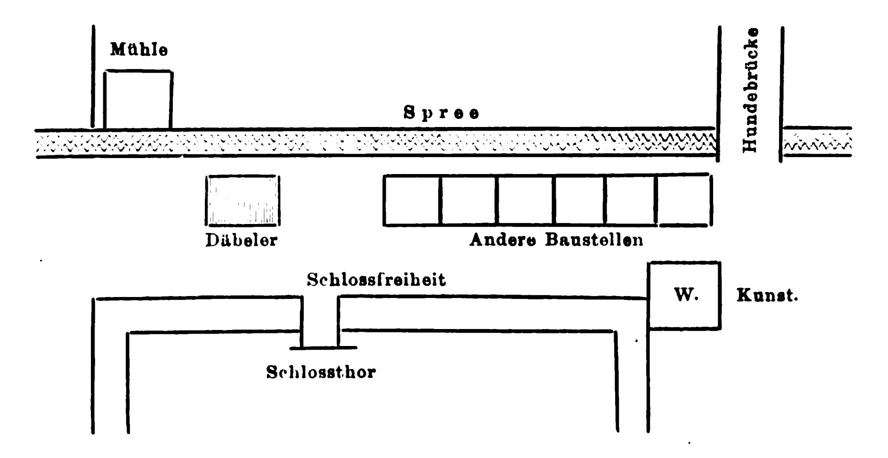
Der Kurfürst ist mit der Übersiedelung jener Leute nach Potsdam wohl zufrieden, er will die freie Wohnung versprechen, doch nicht die Reisekosten ersetzen.

9. Kurfürstl. Dekret auf die Supplikation des kurfürstl. Baumeisters und Bildhauers Michel Däbeler (vgl. über ihn Nicolai „Nachrichten" S. 28). (Ebendort Rp. 21. 191 b.) Dat.: 15. Aug. 1673.

Befehl an J. E. Blesendorff dem Supplikanten die nachgesuchte Baustelle auf dem Werder anzuweisen.

10. Relation Blesendorfs auf vorherstehendes Dekret. Mit Planzeichnung (Ebendort) 1673.

Auf Gnädigstem befehl Seiner Churfl. Durchlauchtigkeit etc. habe ich an Michel Döbbel Churfstl. Baumeister undt Bildhawer eine bawstelle am Wasser bey der Mülle, welche ohne nachtheil derselben könnte gebrauchet werden undt gutt befinde, dass auff der andern seitte kegen das schlosthor nach der Müllen zu, ihm der platz vorschrieben werde*), Drei Ruthen breitt, undt vier Ruthen lang, von der gleichen breitte wie die anderen — in einer Linie . . . Undt soll das gesichte Von dem schlosthor nach dem Wasser offen, undt Unbebauet bleiben. Blesendorff.



11. Supplication Blesendorfs um eine Baustelle auf dem Werder. Eigenhändig. (Ebendort). 1674. Unterzeichnet: Joachim Ernst Blesendorff, Ober Director aller fortificationen u. bawe auch General Quartier Meister-lieutenant.

12. Kurfürstl. Rescript mit Planzeichnung. (Ebendort). Dat: 18. Jul. 1674.

Wir etc. Urkunden hiemit, das Wir Unserm Ober Director aller fortificationen u. baue, auch Gräl Quartir Meister Lieutenanten Jochim Ernst Bläsendorffen eine Baustelle auf dem Friedrichs Werder, nehmlich die Eckstelle gegen das packhaus am Wasser, am Canal gelegen, Von fünf und eine halbe Ruhte breit, und neun Ruhten lang, also von Sieben undt Viertzig und eine halbe Quadrat Ruhte, in gnaden geschencket etc.

13. Kurfürst Friedrich Wilhelm an Hofbildhauer Michel Däbeler. (Ebendort Rp. 21. 123). Dat: Kölln a. d. Spr. 14. Jun. 1676. (Konzept verfasst von Blesendorf, dessen eigenhändiges Schreiben dabei liegt. Die Anrede an Däbeler lautet wiederholt „er“, während der Kurfürst daraus „Du“ machte).

*) Es ist ungefähr die Stelle, wo heute das National-Denkmal vor dem Schloße steht.

Nachdem Wir Unsern Ober Director aller Fortificationen und Baue Blesendorff alß General Quartiermeister Lieutenant in Unßern Kriegsdiensten Zu gebrauchen haben und denselben mit unß in's Felde Zugehen beordert ... Alß haben Wir Dir solches auftragen wollen ... nach der von gedachtem Blesendorff Dir gegeb. Instruction undt andeutung auf den baw an beiden örtern*) gute auffsicht Zu haben etc. etc.

Gestalt er Dan auch acht haben sol, Dass die neue Porte an der Fortification alhier (Cöln) vom Hoffsteinmetzer recht undt nach gegebenen leisten undt Zierrathen gemachet werde. Wie dann auch an Schlossbaw, wo es nöhtig seyn wird, Vorsorge Zu tragen und aufs neue Stockwerck bey der Waschbank dahin Zusehen hat, dass die Stockwerker, gleich dem, da Unsere hertzgeliebte Gemahlin Liebden logiret, gleich hoch aufgeführet — werde und in allen einerley Zieraht haben möge etc.

14. Injurien-Sache Blesendorf ca. Nuglisch. Ebendort Rp. 21, 123: „Irrungen zwischen Blesendorff und dem Castellein Zu Potsdam wie auch dem Planteur. Deshalb angeordnete Inquisition.“ 1676)).

a) Kastellan Nuglisch**) und Frau Helene geb. von Boyen haben Blesendorf wie auch den Potsdamer Planteur Friedrich Langenar beleidigt.

b) Blesendorf theilt dem Kurfürsten mit, dass die Zeugen des Prozesses „Mons Marinus***) nebst seiner frawen (Magdalena Uchenbruch) und sein Vatter (Lorenz Schwencke)“ sich weigern, Zeugniss abzulegen. Der Kurfürst wird gebeten, den Zeugen die Aussage zu befehlen.

c) Kastellan Nuglisch wird bestraft. Verliert seinen Posten als Bauschreiber, muss Abbitte thun und 40 Rthlr. Strafe zahlen, die ihm schliesslich in Gnaden erlassen werden (1677).

d) Amtsschreiber Moritz Palm wird an Nuglisch Stelle zum Bauschreiber in Potsdam ernannt. Seine Instruction liegt dem Aktenstück bei. (15. August 1677).

15. Nachfolger Blesendorfs in Potsdam betreffend. (Ebendort).

Kurfürstl. Rescript vom 19. Jan. 1678. Die Inspection des Potsdamer Bauwesens (Schloss und Armenhaus) hatten vordem der

*) Berlin-Köln.

**) Es ist der Vater (Georg) des Malers Friedirch Christian Nuglisch, der zwischen 1681 u. 1683 auf kurfürstl. Kosten bei Fromantiou die Malerei erlernte.

***) Offenbar der Historienmaler Joh. Marini, der „1674 den grossen Saal zu Potsdam al fresco mahlte“ (Nicolai a. a. O. S. 86).

† Blesendorf und von Oppen, interimistisch alsdann M. M. Smids; jetzt wird sie dem Oberförster von Lüderitz übertragen.

16. Angelegenheiten eines Landmessers Joachim Blesendorf (Ebendort).

a) Kurfürstl. Dekret an Nehring (Köln a. d. Spr. 29. Dez. 1693). Nehring soll „von des Supplikanten Capacität, erfahrung und Wißenschaft in der Ingenieur- und Landmeßer Kunst" berichten.

b) Auf weitere Supplikation desselben liegen kurfürstl. Verordnungen vom 28. Aug. 1694, 20. Nov. 1694, 18. Jan. 1695, 13. Febr. 1695 vor.

* * *

Meine Veröffentlichung erhebt nicht den Anspruch das Quellenmaterial für die damals in unserer Mark thätig gewesenen Mitglieder der beiden Familien Blesendorf erschöpft zu haben. Möge sie, so wie ich sie für den vorliegenden Zweck z. Zt. zu bieten vermochte, als ein bescheidener Beitrag zur heimischen Kultur- und Kunstgeschichte des 17. Jahrhunderts entgegengenommen werden!

Goethe in seinen Beziehungen zu Berlin.

Von

Ferdinand Meyer.

Das Goethedenkmal, welches Kaiser Wilhelm II. als ein Weihegeschenk für Italien bestimmt hat, ruft die Erinnerungen wach an die Beziehungen des Dichterfürsten auch zu unserer Vaterstadt. Merkwürdig in den Annalen unserer Literatur- und Theatergeschichte ist die erste Aufführung des ersten dramatischen, 1773 entstandenen Goetheschen Werkes, des „Götz von Berlichingen". Mit diesem wegen seiner imponierenden Charakteristik der mittelalterlichen Zeit enthusiastisch aufgenommenen Werke des in so genialer Freiheit auftretenden Dichter-Heros war der Impuls zu der nun folgenden Ritterschauspiel-Periode gegeben.

Jene erste Aufführung fand auf der Kochschen Bühne in der Behrenstrasse 55 statt, und damit begannen die Beziehungen Goethes zur Metropole Friedrichs des Grossen.

Am 12. April 1774 verkündeten die Theaterzettel die erste Aufführung des „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein ganz neues Schauspiel von 5 Akten, welches nach einer ganz besondern und jetzo ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiss verfertiget worden. Es soll, wie man sagt, nach Shakespear'schem Geschmack abgefasst sein. Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben und so viel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es aufzuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publiko gefällig zu machen, alle erforderlichen Kosten auf die nöthigen Dekorationen und neuen Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stück kommt auch ein Ballet von Zigeunern vor. Die Einrichtung dieses Stückes ist am Eingange auf einem aparten Blatte für 1 Sgr. zu haben. Der Anfang ist präzise 5 Uhr."

Dann nennt der Zettel Brückner als Götz; Mad. Starkin als Elisabeth; Mad. Spenglerin als Adelheid von Walldorf; Quequo (fingirt?) als Franz, und Martini als Bruder Martin. Hinter den Namen Adalbert von Weislingen, Hans von Selbitz, und Sickingen steht die Notiz „Ritter im Harnisch". Preise der Plätze: Erster Rang und Parket 16 Gr., Zweiter Rang 12 Gr., Amphitheater 8 und Gallerie 4 Gr.

Obgleich nun die erste Darstellung bereits am 12. April stattgefunden. wurde das Publikum erst unterm 14. April in der „Vossischen Zeitung“ darauf aufmersam gemacht: „Heute wird die von S. K. M. von Preussen allergnädigst privilegirte Gesellschaft berühmter Schauspieler aufführen: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“, worauf dann die wörtliche Wiedergabe des Theaterzettels folgte.

Ob die erste Aufführung nur für eine geringere Anzahl des Publikums berechnet war, oder eine zufällige Verspätung der Anzeige vorlag — die Zeitung erschien nur dreimal wöchentlich (Dienstags, Donnerstags und Sonnabends), bleibe dahingestellt. Der Andrang zu den Vorstellungen war ein so ungewöhnlicher, dass, da der Zuschauerraum nur 800 Personen aufzunehmen vermochte, das Stück an sechs hintereinander folgenden Tagen gegeben werden musste. Damals zählte Berlin 134,427 Einwohner.

Die drei Tage später in der „Voss. Ztg.“ erschienene Kritik begann mit der eigentümlichen Einleitung: „Das so viel Aufsehen in Deutschland verursachte Schauspiel“, trug im übrigen aber der Würdigung des Stückes Rechnung.

Auf dem Theaterzettel vom 12. April war der Name des „gelehrten und scharfsinnigen“ Autors (wohl wegen dieser Bezeichnung) noch nicht genannt; erst am 28. wird er als D. Göde in Frankfurt am Main kundgethan. Bis zum Schluss des Jahres erlebte das Schauspiel 14 Darstellungen, deren einer Goethe im November beiwohnte. So schreibt Sulzer unterm 19. jenes Monats an Bodmer: „Die Rede geht, dass Dr. Goethe aus Frankfurt hier sei, um die Vorstellungen seines „Götz“ und „Clavigo“ auf dem Theater zu sehen. Ersteren habe ich auch gesehen, aber das verwirrende Schauspiel nicht bis ans Ende aushalten können.“

Auch Lessing, verstimmt wohl durch die erhoffte, doch nicht erfolgte Anstellung als Bibliothekar, gab seiner Gereiztheit gegen Berlin und die Berliner in einer Äusserung über die Aufnahme des Stückes Ausdruck. „Dass Götz von Berlichingen grossen Beifall in Berlin gefunden hat, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil (der Kupferstecher, welcher wahrscheinlich die Dekorationen und Kostüme entworfen) hat ohne Zweifel den grössten Anteil daran; denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen.“ Und doch waren seine eigene „Miss Sara Sampson“ und „Minna von Barnhelm“ von den Berlinern mit ungleich grösserem und andauerndem Enthusiasmus aufgenommen worden!

Es muss daher zweifelhaft erscheinen, ob Lessing das Werk damals überhaupt schon gekannt hat; einer Aufführung desselben in Berlin wohnte er nicht bei, denn von 1771 bis 1775 hatte sein Fuss die von ihm so bezeichnete „Königin der Städte“ nicht betreten.

Auch Friedrich der Grosse äusserte sich bei Besprechung der deutschen Literatur: „Noch jetzt erscheint auf der Bühne ein „Götz von Berlichingen“, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke des Shakespeare, und das Parterre klatschte Beifall und forderte mit Enthusiasmus diese ekelhaften Plattheiten.“

Wie aber der vermeintliche Ungeschmack in den Werken des unsterblichen Briten dem grossen Könige missfiel, so auch nicht vermochte er, dessen Geist von der französischen Litteratur so mächtig angezogen wurde, sich der aufgehenden Morgenröthe am Himmel der deutschen Literatur zuzuwenden. Ungewürdigt blieben sie von ihm, die Meisterwerke unserer deutschen Barden, deren Reigen Lessing und Klopstock, Herder und Wieland eröffneten!

Erst 1795, als unter Ramlers Leitung und mit Fleck in der Titelrolle das Goethesche Werk in dem „Königlichen Komödienhause“, späteren „National-Theater“ auf dem Gensdarmenmarkt wieder zur Aufführung gelangte, nannte der Theaterzettel am 3. Februar jenes Jahres den Verfasser: Herrn Geh. Rath von Göthe.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass „Götz von Berlichingen“ in dem mittlerweile von Langhans an Stelle jenes Theaters erbauten sogenannten „Kofferdach-Theater“ am 4. September 1805 nach Goethes neuer Bearbeitung zur Aufführung gelangte.

In eine, wenn auch nicht unmittelbare Beziehung zu Goethe war der damals neunundvierzigjährige Daniel Chodowiecki getreten, als der jugendliche Dichterheros seinen „Werther“, das Hohelied der Sentimentalität, geschrieben hatte. Noch in demselben Jahre gab Christian Friedrich Nicolai seinen Anti-Werther heraus, betitelt „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin bey Friedrich Nicolai. 1775.“

Dem Helden hierin wird bekanntlich eine mit Hühnerblut geladene Pistole in die Hand gespielt, doch misslingt sein Selbstmordversuch. Goethe trat diesem Machwerk, zu welchem Chodowiecki eines seiner reizendsten Titelkupfer gestochen hatte, zunächst mit dem Gedicht „Nicolai auf dem Grabe Werthers“ entgegen. Dann folgte jene „dramatische Antwort“, über die der Dichter selbst sich äusserte: „Ich schrieb einen prosaischen Prolog zwischen Lotte und Werther, der ziemlich neckisch ausfiel. Werther beschwert sich bitterlich, dass die Erlösung durch Hühnerblut so schlecht abgelaufen. Er ist zwar am Leben geblieben, hat sich aber die Augen ausgeschossen. Nun ist er in Verzweiflung, ihr Gatte zu sein und sie nicht sehen zu können, da ihm der Anblick ihres Gesamtwesens lieber wäre, als die süssen Einzelnheiten, deren er sich durchs Gefühl versichern darf. Lotten, wie man sie kennt, ist mit dem blinden Manne auch nicht sonderlich geholfen,

und so findet sich Gelegenheit, Nicolais Beginnen höchlich zu schelten, dass er sich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten mische. Das Ganze war mit gutem Humor geschrieben und schilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolais, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und andern viel Verdruss machte und darüber zuletzt bei so entschiedenen Verdiensten seine literarische Achtung völlig verlor pp."

In dem Grade nun als Goethe die Geissel seines Spottes auch später noch Nicolai fühlen liess, verehrte er den Illustrator jenes Pamphlets: „Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über die Massen verehrte. Ich hatte sie ausgeschnitten und unter meine liebsten Kupfer gelegt." War der Universelle doch selbst der Radirnadel mächtig.

Im folgenden Jahre hatte Chodowiecki zwei Titelvignetten zu Goethes „Werther" in der französischen Übersetzung, Mastrich 1776, radiert. Das eine dieser beiden kleinen Blätter gehört zu den reizvollsten und begehrtesten unseres Peintre-Graveurs; es war ein Lieblingsblatt auch der verewigten Kaiserin Friedrich und stellt den Moment dar, als Lotte im Ballanzuge den sie umringenden sechs Kindern die Brotschnitte verabreicht, während Werther hereintritt, um Lotte zum Ball abzuholen.

Noch in demselben Jahre gelangte dann das durch Chodowiecki vervielfältigte und geradezu Epoche machende Profil-Porträt Goethes in die Öffentlichkeit. Und zwar ungeachtet des voraufgegangenen Werther-Konfliktes als Titelblatt zum 29. Bande der von Nicolai herausgegebenen „Allgemeinen Deutschen Bibliothek." Bertuch, der Sekretär des Herzogs von Weimar, hatte hierzu eine eigenhändige Zeichnung von dem im Besitze der Herzogin-Mutter befindlichen „einzigen historischen, von Herrn Kraus aus Frankfurt gemalten Porträt" überschickt. Dasselbe scheint auch dem Schaperschen Goethestandbild im Tiergarten als Vorwurf gedient zu haben.

Die letzte Beziehung vor dem Eintreffen Goethes in Berlin bildete das kurz zuvor im hiesigen Verlage von George Jacob Spener erschienene Werk „Heinrich Stillings Wanderschaft. Eine wahrhafte Geschichte." Hierzu hatte Chodowiecki ebenfalls die beiden Titelkupfer gestochen. Das erste derselben stellt Troost und Stillung zur linken dar, während Goethe in einem Speisehause zu Strassburg rechts zur Thür hereintritt, gefolgt von seinem Diener. „Besonders kam einer mit grossen hellen Augen, geistvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog beider Augen auf sich. Troost sagte zu Stilling: „Das muss ein vortrefflicher Mann sein!" Sie wurden gewahr, dass man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Goethe" nannte.

Mit seinem Herzog Karl August von Weimar traf Goethe am Abend des 15. Mai 1778 in Berlin ein und stieg für seine Person im Zeissbergschen „Hôtel de Russie“, Unter den Linden 23, ab. Dasselbe gehörte zu den neun „Gasthäusern“ ersten Ranges, wurde wegen seines Abzeichens später zur „goldenen Sonne“ genannt und hatte zuletzt als „Jagorscher Saal“ eine Berühmtheit erlangt. Jetzt erhebt sich dort, erweitert durch das Grundstück No. 22, der Riesenbau des Aktien-Bauvereins „Passage“ mit dem Kaiser-Panorama und dem Passage-Panoptikum.

Hier auch war, 26 Jahre nach Goethes Anwesenheit, am 2. Mai 1804, Schiller mit seiner Gattin und den beiden Kindern abgestiegen, bevor er bei seinem Freunde, dem Staatsrat von Hufeland, in der „Letzten“ (späteren Dorotheenstrasse) einen dreiwöchentlichen Aufenthalt nahm.

Goethe stattete dem Redakteur der Spenerschen Zeitung, Burmann, der Dichterin Karschin und dem Maler Frisch einen Besuch ab, und begab sich auch zu dem von ihm „über die Massen verehrten“ Chodowiecki. In dem Briefe der Karschin an Gleim, vom 27. Mai, heisst es: „Bei Chodowiecki ist er (Goethe) zweimahl gewesen, und zwar das letztemahl mit dem Herzoge; die schönste Lobrede, wer dies hört, für alle drey“. Eine Begegnung mit Friedrich dem Grossen fand nicht statt, wird auch aus der Äusserung des letzteren über „Götz von Berlichingen“ erklärlich.

Chodowiecki wohnte damals und seit dem Jahre 1736 in dem Hause seines Schwiegervaters, des „geschickten“ Gold- und Silberstickers Jean Barez in der Behrenstrasse No. 31. Es war ein schlichtes Gebäude von zwei Stockwerken, dessen schmale Pforte zu den Wohnräumen führte, die der Fuss Goethes betrat. Dahinter lag ein kleiner Garten, unter dessen beiden blühenden Birnbäumen später die Trauung der ältesten Tochter des Künstlers, Jeanette, mit dem Prediger Papin bei der französischen Gemeinde zu Burg stattfand. „Einige Orthodoxe“, so schrieb Chodowiecki seinem Freunde, dem Hofmaler Graff in Dresden, „wollten das nicht ganz gutheissen, aber es sah doch malerisch sehr schön aus.“

„Rue de fossés“ bezeichnete der Künstler auf einer flüchtigen humorvollen Skizze die Behrenstrasse, an deren Nordraud der Festungsgraben sich noch hinzog.

Im ersten, zweiten und vierten Bande der 1787 bei Göschen in Leipzig erschienenen Goetheschen Schriften befinden sich dann ebenfalls Chodowieckische Kupfer zum „Götz von Berlichingen“, zu „Werthers Leiden“, dem „Triumph der Empfindsamkeit“ und „Stella“. Und noch als der Siebenzigjährige nach dem Hinscheiden Bernhard Rodes (24. Juni 1797) an Stelle desselben zum Direktor der Akademie ernannt

worden war, schmückte er das „Taschenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1799 und 1800 mit drei prächtigen Illustrationen zu Goethes „Hermann und Dorothea“.

Auf der einstigen schlichten Wohnstätte Chodowieckis, die auch der Fuss des unsterblichen Dichters betreten, erhebt sich jetzt der Prachtbau des Bornschen Bankgeschäfts mit einer seitens der „Stadt Berlin“ dem Andenken des ersteren gewidmeten Bronzetafel.

Aus dem freundlichen Verhältnisse zwischen Goethe und dem ihm geistesverwandten Bildner Gottfried Schadow gingen zwei Büsten des ersteren hervor, die einen früheren Konflikt beendigten. Über die Veranlassung zu demselben schrieb Schadow: „Herr v. Goethe hatte Grund, mir nicht freundlich zu sein. In den Propyläen hatte er das Kunsttreiben Berlins als prosaisch geschildert, in einer andern Zeitschrift hatte ich hierüber eine andere Ansicht gegeben und er war damals dergleichen Dreistigkeiten nicht gewohnt.“

Inniger und bis zum Tode Goethes war dessen Freundschaftsverhältnis mit Zelter, über das der ihm befreundet gewesene Dr. W. Rintel interessante Mitteilungen gebracht.

Zelter, der Maurermeister, Componist und zuletzt Dirigent der Berliner Singakademie machte Goethes persönliche Bekanntschaft zuerst 1802 in Weimar und besuchte ihn auf dessen dringende Einladung im folgenden Jahre zum zweiten Male auf vierzehn Tage. Alle übrigen, in längeren Zeiträumen wiederholten Besuche dauerten nur wenige Tage, so dass der persönliche Verkehr beider Männer innerhalb eines Zeitraums von dreissig Jahren sich auf etwa einhundert Tage beschränkte. Desto umfangreicher war der Schriftwechsel.

Thatsächlich war Zelter vom Geiste des Dichters schon erfüllt, bevor er diesen persönlich kennen gelernt, und zwar zur Zeit, als sich in Berlin die Opposition gegen denselben breitgemacht hatte. Er nahm Partei für ihn, der verwandte Saiten in ihm erklingen gemacht und so gewissermassen sein Lehrmeister gewesen war.

Nach den schönen, gemeinsam verlebten Tagen schrieb Zelter: „Die Erinnerung daran wird nur mit meinem Gedächtnis aufhören. Ein neuer Geist ist in mir durch diese Berührung erweckt, und wenn ich je etwas hervorgebracht oder noch hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiss ich, dass es Gabe ist und von wem sie kommt“.

Was Goethe zu dem Versuche bewogen, in ein näheres Verhältnis mit Zelter zu treten, war, dass ihm, dem Universellen, von allen andern Gebieten der Kunst das der Musik noch allein verschlossen geblieben. Die herzlichen Töne, welche er in Zelters Compositionen seiner Lieder zu hören meinte, erweckten in ihm den Trieb, die Mittel kennen zu lernen, durch die eine derartige Wirkung auf ihn hervorgebracht wurde.

„Ich kann von Herrn Zelters Compositionen meiner Lieder sagen, dass ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetrant hätte.“

Zelter besass nach Goethes eigenen Worten von allen seltenen Gaben die seltenste: ein Freund zu sein, und die Gabe, das Wesen seiner Kunst in dem Sinne aufzufassen, in welchem jener alle Kunst überhaupt aufgefasst wissen wollte. Er besass die innere und äussere Würde, die den Mann — welche Stellung er auch immer einnehmen mag — hochgestellten und ausgezeichneten Menschen nahe rückt, wenn nicht ebenbürtig erscheinen lässt; er besass eine umfassende allgemeine Bildung und ein vortreffliches Ausdrucksvermögen.

So erwarb Zelter sich die dauernde Liebe und Schätzung Goethes und wurde ihm ein unentbehrlicher Genosse, der ihn zu neuen Gedanken und neuem Schaffen dauernd auch dadurch anregte, wenn er die Bewegung und fortschreitende Entwickelung des hauptstädtischen Lebens dem Freunde in der kleinen Welt Weimars schildernd, diesen zu lebhafter Teilnahme, schätzbaren Äusserungen und Urteilen veranlasste.

Solcher Wechselwirkung haben die beiden Freunde, bis zum Tode Goethes, in ihrem 1833 erschienenen Briefwechsel ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Fünfhundert und fünfzig Jahre Berliner Münzgeschichte 1150—1700.

Von

Dr. Emil Bahrfeldt.

Wie es sich in allen Verhältnissen des Lebens, auf allen Gebieten wissenschaftlicher wie praktischer Natur, immer wieder aufs neue bestätigt, dass alles Bedeutende nicht auf einmal dagewesen ist, sondern erst nach und nach aus kleinen Anfängen heraus sich entwickelt hat — so ist dieser allmälige Werdegang auch auf dem Gebiete des Münz- und Geldwesens durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen.

Auf diesem Felde liegt uns die Entwickelung des deutschen Münzwesens am nächsten, und für die Brandenburgia, mit ihrem Sitze in Berlin, steht darin in erster Reihe die Geschichte des märkischen, in Sonderheit des berliner Münzwesens, der berliner landesherrlichen und städtischen Münzverhältnisse.

Von den letzteren soll hier die Rede sein. Ich schicke indessen voraus, dass bei dem weiten Umfange des Themas und in Berücksichtigung des mir hier zur Verfügung stehenden knappbemessenen Raumes nur ein allgemeiner Überblick gegeben werden kann und die Darlegungen nur in grossen Zügen sich ermöglichen lassen.

Die ersten verlässlichen Nachrichten über die Deutschen verdanken wir den Römern, besonders dem Geschichtschreiber Tacitus. Nach ihm steht es fest, dass, als die Römer mit den Deutschen in Berührung kamen, letztere Metallgeld noch nicht kannten. In Süddeutschland waren dagegen bereits die sogenannten Regenbogenschüsselchen, blassgoldene Münzen von konkaver Form, die von den Kelten herrühren, bekannt geworden. Tacitus berichtet, dass in Germanien Tauschhandel bestand, der ja überall gebräuchlich war, bevor man gemünztes Geld kannte. Die Deutschen lernten im Verkehre mit den Römern bald den Wert des römischen Geldes kennen; hauptsächlich bevorzugten sie die Silberdenare und von diesen wieder solche mit besonderen Äusserlichkeiten, nämlich diejenigen mit einem gekerbten Rande und solche, die ein Zweigespann im Gepräge sehen liessen.

Unter den deutschen Königen weiterhin entwickelte sich auch in Deutschland ein selbständiges Münzwesen. Karl der Grosse war es, der eine feste Basis für die Geldprägung schuf und damit den Geldverkehr

regelte. Es wurden von ihm und seinen Nachfolgern zweiseitige Silberpfenninge, (Denare), auch Hälblinge, (Obole) geschlagen, die nach und nach eine weite Verbreitung fanden. Solches Geld mag zuerst in der Mark etwa im 3. Viertel des 10. Jahrhunderts in grösseren Mengen in den Verkehr gekommen sein. Das ist uns zwar nicht schriftlich überliefert, aber die Münzenfunde sind es, die eine deutliche und zuverlässige Sprache reden und uns sichere Kunde von dem damaligen Geldverkehre bringen.

Diese ältesten in der Mark im Umlaufe gewesenen Pfenninge sind aber wohlverstanden damals noch nicht in der Mark selbst hergestellt worden, sondern sind westlich von der Elbe und vielfach in Süddeutschland entstanden. Mit ihnen vermischt, liefen weiter auch ausserdeutsche Pfenninge um: skandinavische, englische, französische, böhmische, italienische und andere, auch noch arabische und byzantinische. Die letzteren beiden bilden die regelmässigen Beigaben in den sogenannten Hacksilberfunden, die bei uns etwa bis zum Jahre 1100 reichen. Die einheimischen märkischen Gepräge setzen erst zur Zeit Albrechts des Bären, Markgrafen von Brandenburg, 1134—1170, des Hevellerfürsten Pribislaw, gestorben 1150, und des köpnicker Wendenfürsten Jakza, um 1157, ein. Es ist eine alte Erfahrung, dass die Münzprägung, in Europa stets erst mit der Einführung des Christenthums und seiner Kultur auftritt, und so auch in der Mark. Die drei genannten Herrscher waren Christen, als sie ihre ersten Münzen schlugen. Es waren dies teils zweiseitige Pfenninge nach Art der bisher bekannten, teils grosse einseitige, flache und dünne Silberstücke, späterhin mit dem Kunstausdrucke Bracteaten benannt, die zum Teil schon von hohem Kunstwerte sind und die ihre Vorbilder meist in magdeburgischen Pfenningen fanden, wie denn überhaupt dem jungchristlichen Staate die Kultur von dem mächtigen und vorgeschrittenen Erzbistum Magdeburg kam.

Von Berlin ist immer noch nicht die Rede. Ohne die Frage der Zeit seiner Entstehung hier zu erörtern, kann nur gesagt werden, dass unter den Markgrafen aus dem askanischen Hause, die in der Mark mit Albrecht dem Bären zur Herrschaft gelangten, sich Berlin mit seinem Geldverkehre ganz den Verhältnissen der Mark im allgemeinen angepasst haben muss, und dass man nicht weiss, wann überhaupt zuerst hierselbst eine Münze, eine markgräfliche natürlich, eingerichtet worden ist. Berlin steht in dieser Beziehung hinter andern märkischen Orten zurück, denn die erste urkundliche Erwähnung der Münze in Berlin datiert erst aus dem Jahre 1280. Damals verkauften die markgräflichen Brüder Otto V., Albrecht III. und Otto VI., 1280—1288, der Stadt Berlin 10 Mark jährlicher Hebungen aus der landesherrlichen Münze daselbst. Leider besitzen wir aber nicht den geringsten Anhalt, um unter den vielen, noch unbestimmten brandenburgischen Münzen die berliner herauszufinden. Die umlaufenden Sorten waren damals, wie über-

haupt bis zum Anfange der Regierung der Hohenzollern in der Mark, immer noch zweiseitige Denare und Obole sowie einseitige Bracteaten, aber von geringerer Grösse und Schwere und von minderem Kunstwerte als die aus der ersten Zeit der Askanier. Erwähnt wird Berlin als Münzstätte erst wieder im Jahre 1319, als Herzog Rudolf von Sachsen und Agnes von Brandenburg, die Wittwe Waldemars, den Städten Berlin und Cöln Gerechtsame und Freiheiten bestätigen und dabei den markgräflichen Münzmeistern Weisung über die zu schlagenden Münzen geben. Dann folgt 1322 ein Vergleich zwischen den Rathmannen von Berlin-Cöln und denen von Brandenburg bezüglich einiger Münzangelegenheiten und 1325, 1327, 1329, 1334 und sofort 1356, 1365 wird weiter noch aus verschiedenen Anlässen, meist bei Schenkungen an Kirchen, der landesherrlichen Münze in Berlin gedacht — aber immer noch nicht lassen sich die Münzen selbst nachweisen. Aus dieser Zeit werden uns aber wenigstens zwei Münzmeister namhaft gemacht, das ist 1340 Otto von Buch, aus alter berliner Ratsfamilie entstammend. Er lieh dem Rate für den Wiederaufbau der durch Brand zerstörten Marienkirche 50 Mark Silber. Nach einem Aufstande gegen den Markgrafen Ludwig II., 1345, flüchtete er ausser Landes und starb in der Verbannung. 1354 und 1356 erscheint Thilo von Brügge (Tyle van Brugge); der Kurfürst nennt ihn „seinen lieben, getreuen Richter und Münzmeister zu Berlin". Brügge nahm eine besondere Vertrauensstellung bei seinem Herrn ein; er ward zum Vogt über Berlin, Cöln, Spandau, Nauen und Rathenow, den alten und neuen Barnim und das Land Teltow ernannt, auch ordnete er die Geldangelegenheiten des finanziell arg bedrängten Kurfürsten. Brügges Haus lag in der Spandauerstrasse zwischen Molkenmarkt und Rathaus.

Einige Jahre später nun, 1369, trat ein für Berlins Münzgeschichte wichtiges Ereignis ein. Die Markgrafen hatten gewisse Münzbezirke (Münzyser) eingerichtet, in deren Ortschaften je überall gleiche Verhältnisse bezüglich des Münz- und Geldverkehrs obwalteten. Ein bedeutender Bezirk war der berlinische. Zu ihm gehörten Berlin, Cöln, Frankfurt a. Oder, Spandau, Bernau, Eberswalde, Landsberg, Straussberg, Müncheberg, Drossen, Fürstenwalde, Mittenwalde, Wriezen, Freienwalde. Geprägt wurde nur in Berlin und in Frankfurt, und das Geld dieser beiden Prägestätten hatte im ganzen Bezirke Gültigkeit und gleichen Wert.

Die fortwährenden Geldkalamitäten der Markgrafen — wir sind mittlerweile in die Zeit derjenigen aus dem wittelsbachischen Hause gelangt — benutzten nun die Städte des Münzbezirks Berlin, um sich mit ihrem Geldwesen selbständig und gewissermassen unabhängig vom Landesherrn zu machen. Sie erwarben im Jahre 1369 vom Markgrafen Otto dem Faulen gegen eine Kaufsumme von 6500 Mark Silber das Münzrecht, und zwar das Recht Pfenninge schlagen zu dürfen, die der üblichen alljährlichen Umwechselung in der Münze nicht unterlagen.

Man nannte dies Recht, etwas weitgehend, das Recht des ewigen Pfennings. Schon früher hatte auch der Münzbezirk Stendal in gleicher Weise sich emanzipiert.

Mit der Erwerbung dieses Münzprivilegs war aber nicht etwa für jede einzelne Stadt der vorher genannten Reihe für sich selbst das Prägerecht verbunden, wie das häufiger irrtümlich behauptet worden ist, sondern es blieb auch unter städtischer Verwaltung der gleiche Modus bestehen, nämlich nur in Berlin und Frankfurt für den ganzen Bezirk zu prägen. Davon ist denn auch an diesen beiden Orten alsbald Gebrauch gemacht worden und wir können an den Stadtzeichen, die auf den betreffenden Stücken vorkommen, dem berliner Bären und dem frankfurter Hahn, ihre Prägeerzeugnisse erkennen. Das sind die damals üblichen kleinen Pfenninge oder Denare, die ähnlich, aber natürlich mit hundertfach wechselnden Bildern und von einem nach und nach sich vermindernden Gehalte, während der ganzen Zeit der Markgrafen geschlagen worden waren. Einseitige Pfenninge, Bracteaten, die bis ins 14. Jahrhundert hinein dauerten, sind für den berliner Münzbezirk unter städtischem Schlage nicht hergestellt worden. Immerhin scheint der städtische Münzenschlag weder in starkem Umfange begonnen, noch auch später sich kräftig entwickelt zu haben. Die Zeit der Markgrafen ging zu Ende, ohne dass Berlin-Frankfurt in münzlicher Hinsicht auffällig hervorgetreten wäre.

Auf die verschiedenen Münzverhältnisse, Schrot und Korn, Kurs, Gepräge und dergleichen, wie sie für die markgräfliche Periode bestanden, hier näher einzugehen, muss ich mir aus den eingangs erörterten Gründen versagen.

Wir gelangen nun in die Zeit, als die Mark Brandenburg an die Hohenzollern kam. Das geschah mit Friedrich I. im Jahre 1415. Damals wurde in der Mark sehr wenig geprägt. Sie befand sich allgemein wirtschaftlich wie im besonderen in münzpolitischer Beziehung auf niedergehenden Bahnen. Man behalf sich mit fremden Münzsorten, vor allem mit böhmischen Groschen, die in grossen Massen im Lande umliefen, und mit mancherlei kleinen Pfenningen anderer Länder. Es ist erwiesen, dass der erste Hohenzoller nur in beschränktem Maasse und nur zur Herstellung von Scheidemünzen, kleinen Pfenningen, den Münzhammer gerührt hat. In den Urkunden findet sich deshalb auch die berliner Münzstätte, die landesherrliche, nur 1427, 1431, 1432 und 1436 erwähnt, während sie von der städtischen ganz schweigen.

Unter Kurfürst Friedrich II. kamen die ersten märkischen Groschen auf, aber nicht in Berlin, sondern in Brandenburg und Havelberg, während Berlin nur einseitige Hohlpfenninge mit dem brandenburgischen Adler lieferte, deren 8 auf 1 Groschen rechneten und die etwa 6 lötig im Gehalte waren. Die berliner Pfenninge werden

erwähnt 1440 in der Münzordnung des Landvogts Walther Kerskorff in der Neumark, auch in demselben Jahre und dann 1444, 1460.

Unter dem nächsten Kurfürsten, Albrecht Achilles, der ja überhaupt nicht münzreich war, lassen sich berliner Münzen, landesherrliche wie städtische, nicht nachweisen. Aber es verdient hervorgehoben zu werden, dass die Stadt 1473 das alte Münzrecht sich bestätigen liess, wie sie in ängstlicher Besorgnis um ihr Privileg auch unter den folgenden Regenten für dessen Verbriefung sorgte, was stets mit den Worten geschah:

> „Auch dass sie den ewigen Pfenning, den sie gekaufet haben, ewiglichen behalden sullen, ohn allerlei Hindernuss unser oder unser Nachkomelinge, als sie des von unser Vorfahrn Marggrafen zu Brandenburg Briefe haben.“

Auch für die Zeit Johann Ciceros ist die Herstellung berliner Geldes nicht zu belegen. Interessant aber ist die Nachricht, dass man in Pankow bei Berlin Gröschlein, das heisst halbe Groschen, etwa im Jahre 1496—1498 hergestellt haben soll. Alle Schriftsteller, die sich hierüber ausgelassen haben — Nicolai, Köhne, Schwebel — haben aus der etwa 1599 geschriebenen Chronik des Peter Hafft (Petrus Hafftitius) geschöpft, der eine kurze Nachricht von den „Pankowschen Gröschlein“ bringt. Ich meinerseits zweifle an deren Richtigkeit, wenn sie auch anscheinend eine Bestätigung in dem Umstande findet, dass die vor einigen Jahren abgebrochene alte Apotheke an der Breitenstrasse zu Pankow im Volksmunde „die Münze“ genannt wurde.

Erst unter Joachim I. gewinnen wir für Berlin wieder festen Boden. Zu seiner Zeit sind anscheinend kurfürstliche Pfenninge von Berlin nicht ausgegangen, dagegen tritt nun die Stadt etwa 1508 wieder mit einigen Pfenningen, einseitig und glatt geprägt, hervor. Sie führen zwei Schilder nebeneinander, in dem einen den berliner Bären, in dem andern den kölnischen Adler, wie ja auch damals die Städte Frankfurt und Crossen mit ihren Stadtzeichen Pfenninge schlugen, die allerdings noch hohl waren.

Gegen 1507 hat auch der Kurfürst teils unter seinem Namen allein, teils gemeinsam mit seinem Bruder Albrecht, in Berlin Groschen, die ersten also, prägen lassen. Sie tragen den brandenburgischen Adler und auf der Rückseite ein Kreuz mit 4 Wappenschildern, den gewöhnlichen Typus aller märkischen Groschen damaliger Zeit. Von ihnen gingen etwa 100 Stück auf 1 Gewichtsmark. Die Berliner Groschenreihe reicht bis zum Jahre 1518. Münzmeister war Andreas Boldicke, der aber beim Münzbetriebe nicht reine Hand gehalten hat und deshalb gefänglich eingezogen wurde.

Im Jahre 1502 zuerst verordnete der Kurfürst in der Mark den Schlag von Goldgulden, 71 Stück aus der Mark von 18 Karat 3 Grän Feine. Das war in Frankfurt und Angermünde. Für Berlin erschien eine Verordnung erst im Jahre 1513. Die Goldgulden tragen den Apostel Paulus auf der einen und ein Blumenkreuz mit 4 Wappenschildern auf der andern Seite, führen aber keine Jahreszahl. Sie zählen zu den hervorragenden Seltenheiten.

Joachim ist der erste brandenburgische Regent gewesen, der grobe Münzsorten, Thaler und Viertelthaler, in den Verkehr brachte. Das geschah 1521. Die Münzschmiede für die Thaler steht nicht fest, für eine Anzahl Viertelthaler ist sie Frankfurt und Stendal. Es erscheint deshalb zulässig, auch Berlin mit einer Anzahl von ihnen zu bedenken.

Joachim II. liess in Berlin in ziemlich starkem Grade die Münzschmiede arbeiten. Es sind aus ihr bekannt einseitige Pfenninge, Dreier, Groschen, halbe Guldenthaler zu 30, halbe Thaler zu 36 Kreuzer, Guldenthaler, Thaler, Goldgulden, doppelte Goldgulden, Dukaten, Doppeldukaten, Zehndukatenstücke, auch nach dem Reichsfusse Kreuzer, Dreikreuzer, Zehnkreuzer und Zwölfkreuzer. Merkwürdig sind die sogenannten Engelgroschen, auf denen — nach sächsischem Muster — ein Engel das brandenburgische Wappenschild hält, höchst wichtig und selten die Münze von 1569 auf die Belehnung des Kurfürsten mit dem Herzogtum Preussen, in Berlin geprägt.

Münzmeister in Berlin unter Kurfürst Joachim II. waren nach meiner Ermittelung in den Archiven

Paul Mühlrad von 1538—1542,
Hans Krappe „ 1545—1553,
Kurt der Ältere „ 1553—1561,
Lippold, der bekannte Günstling des Kurfürsten, 1566—1570.

Als Münzwardein fungirte bis 1546 Gregor Bach.

Der zuerst genannte Paul Mühlrad war gleichzeitig auch Münzmeister der Stadt Berlin. Er hat für sie kleine einseitige Pfenninge geschlagen, die den Bären- und den Adlerschild nebeneinander sehen lassen und in die Jahre 1539—1543 gehören; sein Nachfolger war Ulrich Bosweil, der 1546 prägte.

Der Kurfürst Johann Georg behielt den Münzfuss seines Vaters, 21 Groschen auf 1 Gulden, bei. Er liess nur die berliner Münzstätte im Gange, alle andern Münzen, zuletzt Stendal, waren eingegangen. Das berliner Geld bestand in Pfenningen, Dreiern, Groschen, Viertel-, Halben-, Ganzen- und Doppelthalern, Dukaten, Zwei-, Fünf- und Zehnfachen Dukaten. Von Münzbeamten unter diesem Regenten sind zu nennen der vorher schon erwähnte Münzmeister Lippold, der wegen

seiner angeblichen Betrügereien einen qualvollen Tod erleiden musste. Ich habe die Akten seines Prozesses aus den Jahren 1570 und 1571 durchstudiert, aber ich muss sagen, in Bezug auf die Münzenprägung kann ich ihn nicht schuldig finden. Ferner die Münzmeister

Hieronymus Wiedemann 1571,
Konrad Schreck von 1572—1580,
Michael Aschenbrenner, der zeitweilig auch Wardein war, von 1580 ab,
Heinrich von Rehnen seit 1597.

Wardein waren:

Liborius Müller,
Peter Wolf,
Melchior Hoffmann.

Von der Münze der Stadt Berlin hört man nichts und dasselbe gilt auch für die Zeit des Kurfürsten Joachim Friedrich, der zum Teil dieselben Münzbeamten hatte wie sein Vorgänger, zu denen nur noch der Wardein Sebastian Salomon trat.

Es wird nun aber an der Zeit, einen Blick auf die Örtlichkeit zu werfen, an der die beiden Münzen unserer Stadt, — die landesherrliche und die städtische — sich befunden haben.

Die Markgrafen hatten ihr Münzhaus, soviel bis jetzt ermittelt, in der Klosterstrasse zu Berlin, in ihrer Burg neben der Hofkirche, jetzt Nr. 75 und 76 daselbst. Bis zu Joachims II. Zeiten mangeln dann alle Nachrichten. In der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts soll die Münze im kurfürstlichen Schlosse gewesen sein. Dass der Münzmeister Lippold 1565 in Nr. 6 der Poststrasse gemünzt habe, ist nicht richtig. Nach meinen Ermittelungen aus den Akten des Kgl. Geh. Staats-Arch. ist es das Grundstück Nr. 5 gewesen. Die heutige Poststrasse hiess damals Fischmarktgasse, eine Nachricht, die neu ist, da sie in den lokalgeschichtlichen Büchern Berlins sich nicht findet. Lange hat die Münze ihren Stand dort nicht gehabt, denn schon 1589 wird das Grundstück die alte Münze genannt: es muss also anderwärts schon eine neue gewesen sein. Diese lag in Cöln, wohin sie spätestens 1586 verlegt worden ist, wahrscheinlich gleich in den Seitenflügel des Schlosses. In Cöln ist sie verblieben auch dann noch, als Kurfürst Georg Wilhelm in Berlin wieder eine zweite Münze errichtete. Ich nehme, zeitlich vorgreifend, um den Zusammenhang zu wahren, auch die fernere Lokalgeschichte der Münze hier auf:

Von 1623 bis unter dem Grossen Kurfürsten wurde nur im Schlosse zu Cöln gemünzt. Dann siedelte die Münze in den sogenannten Münzturm über, wo sie sich noch unter Friedrich III. befand. Am 9. August 1706 ward der Befehl zum Abbruche des Turmes gegeben und dann ein

neues Münzgebäude errichtet an der Unterwasserstrasse Nr. 2. Ein Wasserarm aus dem Schleusenkanal wurde mit ihr in Verbindung gesetzt. Unter Friedrich dem Grossen erfuhr die Anlage eine Erweiterung, aber die Räumlichkeiten reichten doch nicht aus, deshalb liess der König 1752 zwischen Königs- und Spandauerthor, unter Nr. 10/12 der heutigen Münzstrasse, ein Münzgebäude errichten, das 1753 vollendet wurde. Hier ist die Geburtsstätte der irrtümlich Sterbethaler genannten Gepräge von 1786. Späterhin siedelte die Münze nach dem Werderschen Rathause am Werderschen Markt über. Als 1794 das Rathaus abgebrannt war, wurde 1799/1800 an derselben Stelle von Bauinspektor Heinrich Gentz ein neues Münzgebäude errichtet und mit der noch bestehenden alten Münze in der Unterwasserstrasse in Verbindung gesetzt. Endlich wurde 1868/71 anstatt dieser beiden Münzen die jetzige Anlage Unterwasserstrasse 2/4 aufgeführt, nach einer Stülerschen Skizze und unter Verwendung des mächtigen, von Gilly gezeichneten und von Schadow ausgeführten Frieses von der alten Münze am Werderschen Markt. Der Baumeister der jetzigen Münze ist Bauinspektor W. Neumann.

So ausführlich über die landesherrliche Münze die Nachrichten sind, so knapp sind sie über die städtische, denn es findet sich in den Akten keine einzige sichere Nachricht. Man ist deshalb nur auf die Vermutung angewiesen, dass die städtische Münze in dem jeweiligen Rathause eingerichtet gewesen sein wird.

Nach dieser Abschweifung kehren wir in die Zeit Joachim Friedrichs zurück, von dem nachzutragen ist, dass er neben den üblichen Sorten seiner Vorgänger auch berliner Schillinge und Doppelschillinge und auch grosse 10 Dukatenstücke, sogenannte Portugalöser schlagen liess, während sein Nachfolger Johann Sigismund ausser den üblichen Sorten und grossen Goldstücken, auch eine neue Sorte in Berlin aufbrachte, nämlich Dreikreuzerstücke. Unter diesem Kurfürsten war aber der berliner Betrieb schwächer, da er noch in Driesen eine Nebenmünze errichtet hatte.

Mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm, 1619—1640, kommen wir in die unglückselige Kipper- und Wipperzeit, die ich kurz mit dem Hinweise charakterisieren kann, dass man allerorten in Deutschland geringhaltige Münzen zu schlagen begann, die von Tag zu Tage schlechter wurden, und dass das alte guthaltige Geld aufgekauft und ausser Landes gebracht wurde. Fürsten und Städte, berechtigt und unberechtigt zum Münzenschlage, liessen schlechtes Geld herstellen, mit dem alle deutschen Lande überschwemmt wurden. Es war eine Zeit allgemein wirtschaftlichen Niederganges.

Brandenburg hat sich von diesem Geldunwesen nicht frei gehalten. Auch Georg Wilhelm liess grosse Massen schlechten Geldes in Berlin und Crossen herstellen. Ihm diente dazu in Berlin, bezw. Cöln, der Münzmeister Liborius Müller der Jüngere und der Wardein Jacob Stücke.

Das Unwesen dauerte zum Glück nur von 1621—1623 und man kehrte dann zu den guten Münzen zurück. Beamtet an der Münze waren damals die Münzmeister Markus Koch, Jakob Pankert, der Eisenschneider Bergmann und die Wardeine Pfahler, Ehrlich und Trötschel.

Wie viele märkische Städte, so hat auch die Stadt Berlin den Kipper- und Wipper-Unfug mitgemacht. Wir hatten von der städtischen Münze seit 1546, aus welchem Jahre die letzten Pfenninge mit Bären- und Adlerschild stammen, nichts gehört. 1621 aber erscheint sie auf dem Platze. Und zwar prägte Berlin allein kleine Kupferpfenninge mit dem Bären und ebenso Cöln allein mit dem cölnischen Adler, aber beide haben auch gemeinsam Pfenninge mit Bär und Adler ausgehen lassen.

Dies ist die letzte Prägung der Stadt gewesen. Fortab haben wir es nur noch mit der landesherrlichen Prägestätte Berlin zu thun.

Mit dem Grossen Kurfürsten beginnt, wie allgemein politisch, so auch in münzpolitischer Beziehung eine wesentliche Änderung in den brandenburgischen Landen. Ausser Berlin wurden nach und nach in den verschiedenen Landesteilen Münzstätten errichtet, die, je für einen engeren Bezirk berechnet, auch meist nur die Münzen, nach dem dort üblichen Fusse herstellten. Aber, bleiben wir bei Berlin. Hier behielt man zunächst den bisherigen Münzfuss bei und prägte grobe Silbersorten und Gold. Scheidemünze wurde garnicht hergestellt. Dadurch machte sich ein Mangel an Kleingeld im Alltagsverkehre geltend, den im Jahre 1650 der Kurfürst dadurch zu heben suchte, dass er die Prägung einer, wie er es nannte, „Kourant- und Handelsmünze“ anordnete. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden gewesen, wenn nicht die Absicht dabei bestanden hätte, gleichzeitig auch durch geringwertige Ausmünzung die Kassen des Kurfürsten zu füllen. Es wurden 2 und 1 Groschen, 6 und 2 Pfenninge, später auch 3 und 1 Pfenninge geschlagen, die sich aber ihrer Geringwertigkeit halber keiner Beliebtheit erfreuten und die viele Beschwerden der Stände hervorriefen. Den Betrieb der Münze leitete Karl Tauer als Münzmeister und Wardein, dann Wilhelm Otto und schliesslich Dr. Adrian Becker. Die Ausmünzung war stark; der Gewinn des Kurfürsten betrug 650 000 Thaler. Allgemeine Unzufriedenheit mit diesen Verhältnissen veranlasste das Einstellen dieser Münzprägung im Jahre 1661, ja die Stände wussten es durchzusetzen, dass ihnen der Kurfürst die Ausübung des Münzregals für einige Zeit überliess, eine bei den Regierungsgrundsätzen dieses Herrn überaus auffällige Erscheinung.

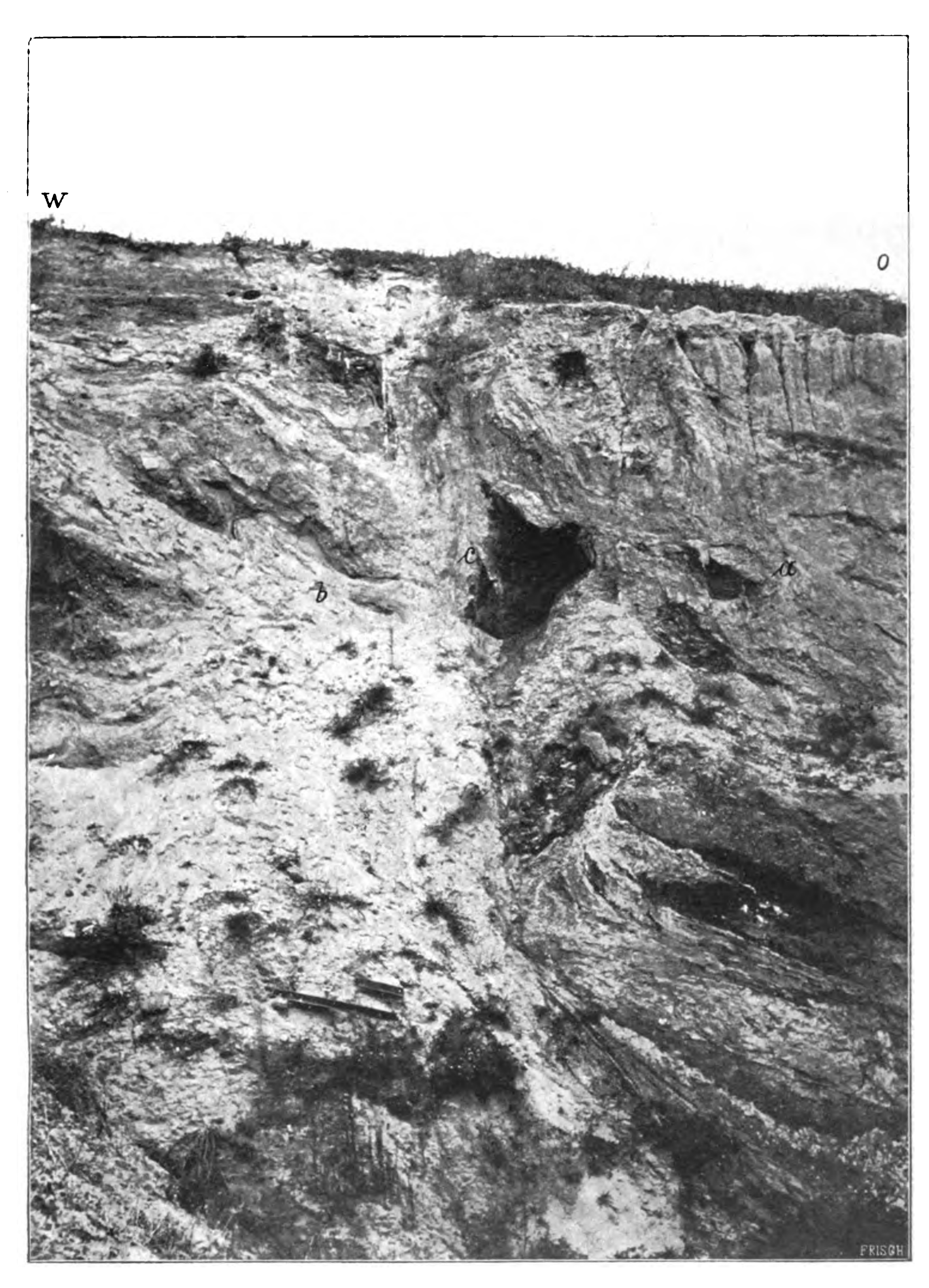
Mit dem Jahre 1667, mit Einführung des zinnaischen Münzfusses (nach dem Kloster Zinna bei Jüterbog so benannt) tritt Brandenburg in das Zeichen des Guldens. $15^3/_4$ Gulden gingen auf eine feine Mark. Das sind die jetzt noch öfter vorkommenden Gulden oder $^2/_3$ Thaler. Auch gab es $^1/_3$ Thaler. Solche Sorten haben sich während der ganzen

Regierung des Grossen Kurfürsten und seines Nachfolgers erhalten. Nebenher wurden natürlich auch Thaler und Gold sowie Scheidemünzen geschlagen.

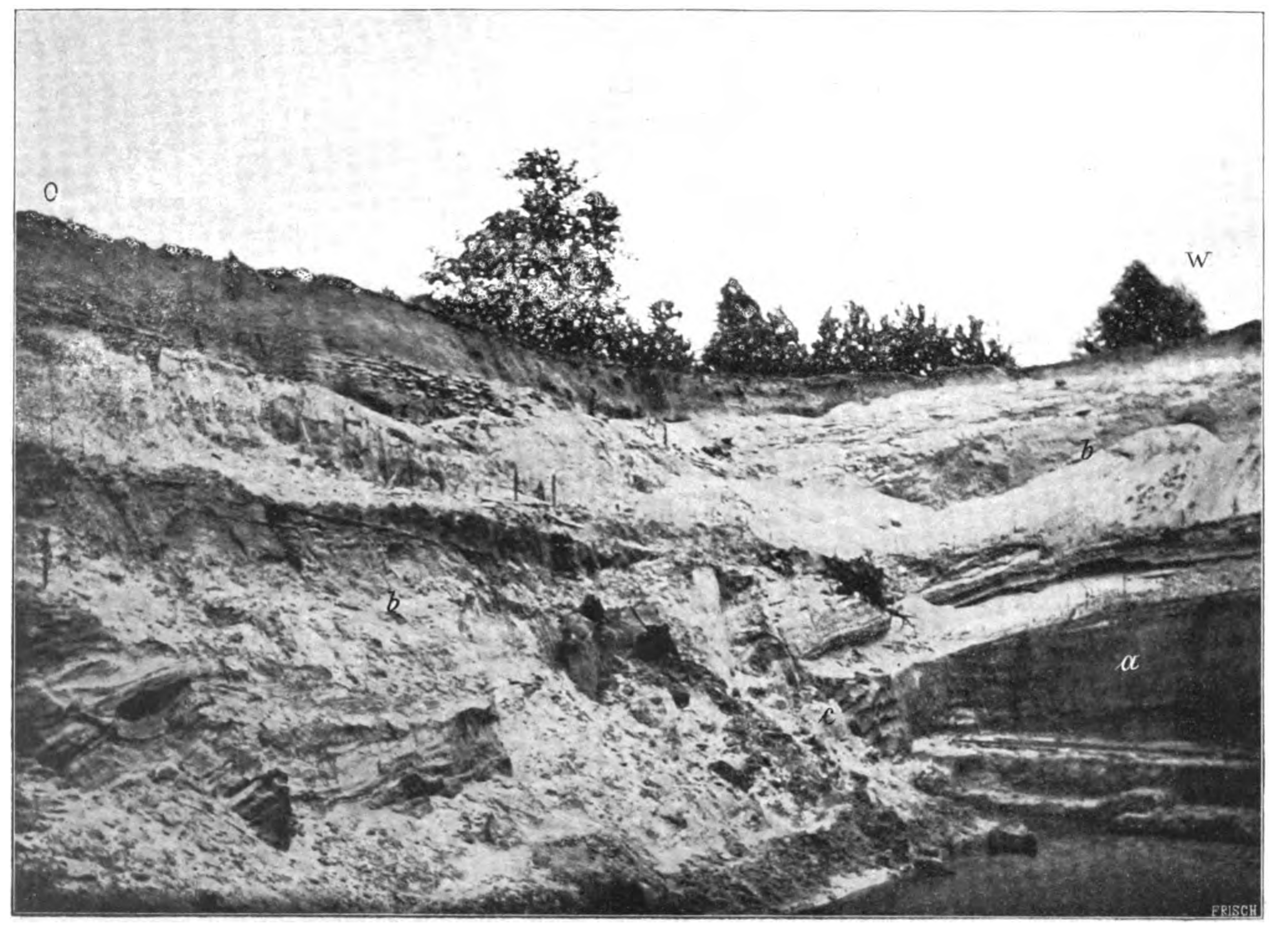
Das Jahr 1675 ist für die brandenburgische Geschichte wichtig durch die siegreiche Schlacht bei Fehrbellin. Auf diese Gelegenheit ist eine Reihe schöner Stücke entstanden, wahrscheinlich in Berlin, die aber nicht kursierendes Geld darstellen, wenn sie auch thalerförmiges Aussehen haben, sondern zu den Medaillen rechnen.

Die Zeit Friedrichs III., des letzten brandenburgischen Kurfürsten, ist in Bezug auf die Münzverhältnisse in der Mark ziemlich unwichtig, der Münzbetrieb bewegte sich in beschränkten Grenzen, hauptsächlich wurden Gulden und Halbgulden, sehr wenig Thaler und Gold, etwas Scheidemünze geprägt. —

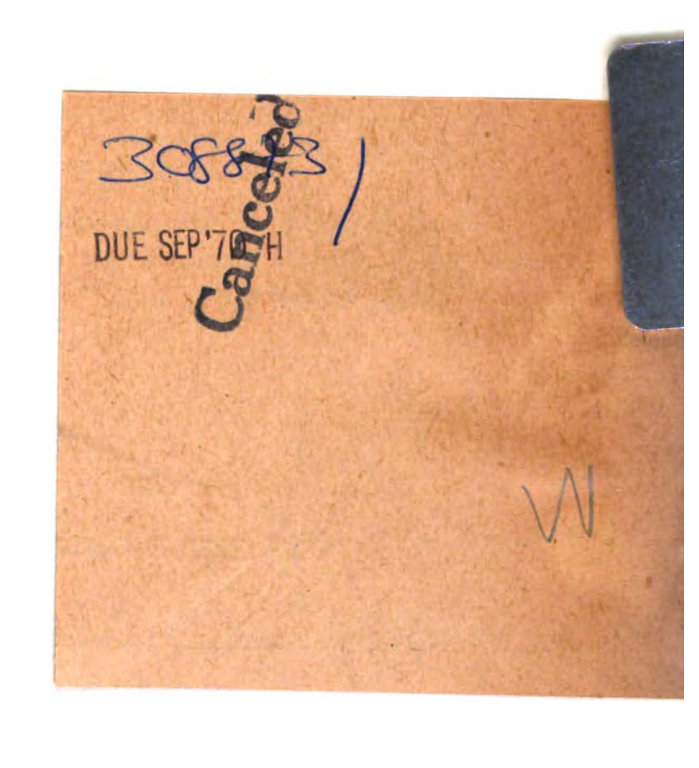
Mit diesem Kurfürsten schliessen fünfhundertfünfzig Jahre Münzgeschichte unserer Heimat. Eine neue Zeit bricht an unter den Königen von Preussen, auch in geldgeschichtlicher und münzpolitischer Beziehung; sie führt, wenn auch auf wechselvollen Schicksalswegen, aufwärts zur Höhe uns, zur heutigen Bedeutung und heisserstrittener Macht.

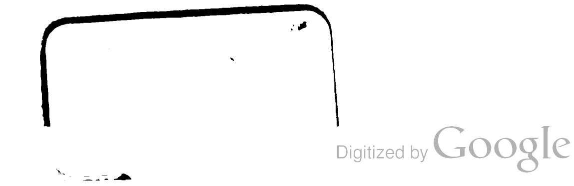


Tafel I.



Tafel II.







Widener Library
3 2044 098 664 204